

Mit 13 Modekupfer
1 Kupfertafel u.
1 Blatt Noten (Schubert)

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.
1 8 2 2.

Drittes Quartal des siebenten Jahrgangs.

Auf Kosten des Herausgebers

Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



Rara

111

Za

8582



Inhaltsverzeichnis

des dritten Quartals des siebenten Jahrgangs

der

Wiener Zeitschrift

für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

~~~~~  
Anzeigen der, auf den hiesigen Bühnen neu aufgeführten,  
Theaterstücke.

La Gazza ladra, Oper. 640.

Über einige Gastspiele des Hr. Maurer und der Gattinn desselben. 646.

Über einige Gastspiele des Hrn. Schmelka. 670.

Ricciardo e Zoraide, Oper. 687.

Die heftige junge Frau. Ballet. 695.

Über einige Gastspiele des Hrn. Hambuch. 704. 743.

Über einige Gastspiele der Mad. Sonntag. 719. 727. 751.

Der Freyschütz. Oper. { Debüt der Dlle. Sonntag. 743.  
— „ Mad. Seidler. 899.

Die Alpenhütte. Singspiel. 756.

Clary, Ballet. 757.

Tancred, Oper. Debüt der Dlle. Sonntag. 766.

Robinson Crusoe auf der unbewohnten Insel. Pantomime. 767.

Die Schöne und die Hässliche. Lustspiel. 775.

Esfer, Trauerspiel. Debüt der Dlle. Sophie Müller. 781.

Über einige Gastspiele der H. Pofinger und Mayerhofer. 783.

Über Mad. Sophie Müller in Romeo und Julie. 790.

Das Testament des Onkels. Debüt der Mad. Lemberg. 807.

Der Obrist. Debüt der Dlle. Müller. Ebendasselbst.

Über den Debut der Dlle. Sigl in den Opern: die Zauberflöte, Tancred u. D. Juan. 822. 867.

Über Mlle. Unger als Tancred. 823.

Das Portrait der Mutter. 830.

Der Bruderzwist. Debüt der Dlle. Robertwein. 838.

Carlos Romaldi, Melodram. 839.



Ninna, Nanny, Nannerl, Nannette, Posse. 860.  
 Octavia, Trauerspiel von A. Koberue, Debüt der Mad. Lemberg. 865.  
 Ein Mann hilft dem Andern, Lustspiel. 874.  
 Über ein Gastspiel der Mad. Seidler und das Debüt des Hrn. Nestroi in der Zauber-  
 stöbe. 876. 883.  
 Der Barbier von Sevilla, Oper. Gastspiel der Mad. Seidler. 891.  
 Die Eifersüchtigen, Lustspiel. 897.  
 Alfred der Große, Ballet. Dlle. Heberle als Behi. 906.  
 Viola und Carlo, Lustspiel. 906.  
 Über ein Gastspiel des Hrn. Devrient in Maria Stuart von Schiller. 915.  
 Timur, der Tartar-Chan, Melodram. 922.  
 Apollo und der Dichter, Zauberposse. 931.

#### Musik-Nachrichten.

Nachricht von einem Concerte der H. H. Bohrer. 939.

#### Literarische und Kunst-Nachrichten.

Historische Unterhaltungen, von Franz Gräffer. 821.  
 Der Stammbaum des allerdurchlauchtigsten Hauses Habsburg-Oesterreich. 847.  
 Die Sammlung alt-nieder- und oberdeutscher Gemälde der Brüder Sulpiz und Mel-  
 chior Boisseree und Johann Bertram. Lithographirt von J. N. Strizner. 848. 881.

#### Correspondenz-Nachrichten.

Berlin. 645. 655. 856. 921. 929.  
 Breslau. 678. 685. 774.  
 Dresden. 661. 726. 733. 913.  
 Gräg. 805. 815.  
 Hamburg. 889.  
 Paris. 710. 716.  
 Pesth. 828. 836.

#### Mittheilung dramatischer Scenen.

Die Lieb' im Kriege. Anfang eines Lustspiels von Dr. A. Müllner. 785. 793.  
 Romantische und humoristische Dichtungen, Erzählungen, Märchen, Novellen.  
 Ottilie, von Caroline Baroninn de la Motte Fouqué. 633. 641. 649. 657. 665. 673.  
 681. 689.  
 Antonio, von M. Enf. 705. 713.  
 Der Arm, von G. L. P. Sievers. 721.  
 Ausgleichung, von Louise Brachmann. 753.  
 Das Schloß der Rosen. Märchen von Louise Brachmann. 801. 809.  
 Die Nacht in der Waldhütte. Erzählung von Frh. L. M. Fouqué. 817. 825. 833.  
 Scenen aus deutscher Vorzeit, von Caroline Stiff. 841. 853.  
 Geschichte der Donna Maria von S. aus den letzten Zeiten des vorigen Jahrhunderts,  
 von Louise Brachmann. 877. 885.  
 Nachtschatten, Märchen. 893. 901. 909.



Gedichte, Lieder, Romanzen, Sonnetten, Sinngedichte,  
Fabeln.

- Güte ohne Verstand. } U. C. Kossetti. 639.  
Verstand ohne Güte. }  
Liebe ohne Tugend. } Von demselben. 645.  
Wirkung der Liebe. }  
An das Schicksal, von F. Piesping. 670.  
Chelidad und sein Kamehl, von F. v. Schober. 677.  
Fabeln, von J. A. Wyl dem Ältern. 697.  
Gefühlloser Feuerblick. } Von U. C. Kossetti. 702.  
Liebe und Hoffnungslosigkeit. }  
Allmannisches Lied: der Menschenfreund, von G. v. Leon. 709.  
Tugend im Glück und Unglück. } U. C. Kossetti. 716.  
Der Spaziergang auf dem Kohlmarkt in Wien. }  
Macht des Erkennens, von F. v. Schober. 730.  
Der Kater, nach einer Handschrift des XIV. Jahrhunderts, von J. G. Meinert. 737.  
Was ist Liebe? von U. C. Kossetti. 742.  
Die Waldbäume, Liederkrantz von G. N. Wärmann. 745.  
Titan, von Fr. v. Schober. 765.  
Der Seufzer, von U. C. Kossetti. 774.  
Verlorne Liebe, von G. v. Leon. 805.  
Sommers letzte Rose, von Luise. 814.  
Freiheit des Gefühls, von U. C. Kossetti. 828.  
Die Biene, aus Rückerts östlichen Rosen und  
Die Nachtigall, als Antwort auf Vorhergehendes von Hammer. 845. 846.  
Allmannisches Lied: die Milchmagd, von G. v. Leon. 881.  
Die Kunstnachbarn, eine allegorische Erzählung. 933. 941.  
Die Locke, von Louise Brachmann. 627.

A p h o r i s m e n.

Aphorismen, von M. W. 639.

C h a r a d e n.

Charaden, von M. W. und E. A. Glaser. 654.

„ „ E. A. Glaser. 725. 256.

M a n n i g f a l t i g e s.

Über die Bauernspiele in Tyrol, von Joh. Infirmus. 693.

Berichtigung der in der Wiener Zeitschrift Nr. 73 und 74 gelieferten Beschreibung  
Schönbrunn's, von J. Aman, F. F. Hofarchitect. 699.

Noch einige Worte über die Längensignale, deren in Nr. 72 dieser Zeitschrift erwähnt  
worden ist. 729.

Bericht über ein Niedersteigen in der Taucherglocke. 731. 739.



Mancherley. 734. 800. 820. 851. 859. 865. 874.  
Erfindung. 735.

Über das Leopoldstädter Theater zu Wien und Vergleichung desselben mit dem Théâtre  
des Variétés zu Paris von G. L. P. Sievers. 761. 769. 777.

Einiges über die Brandschaden = Versicherungs = Privatanstalt. 765.

Der Hermannskobel bey Wien, von R. v. J. 814.

Cosmologische Betrachtungen über den Planeten Venus, von J. J. Littrow. 861. 869.

Einiges zur Naturgeschichte. 905.

Briefe aus Sicilien. 917. 925.

### M u s i k.

Der Wachtelschlag, in Musik gesetzt von Franz Schubert; zu Nr. 91.



# Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Dienstag, den 2. July 1822.

79

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertel. um 15 fl., halbi. um 36 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertel. um 7 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bei N. Stranz (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbi. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## O t t i l i e.

Von Caroline Baronin de la Motte Fouqué, geb. Baronin von Briesl.

1.

„Wie! nicht ein einziges unbefetztes Zimmer in dem ansehnlichen Hause?“ fragte Robert, ein junger Reisender, indem er ungeduldig aus dem Wagen springend, dem verlegenen Wirth mit dem vollen Übergewichte der schönsten, erhabensten Gestalt und einer Miene gegenübertrat, die der ganzen Welt zu sagen schien: Mir das? ich da nicht Raum finden, wo ich ihn suche!

„Verzeihung, mein Herr,“ entgegnete gleichwohl der Wirth höflich, „ich habe die Ehre, Ihnen die Wahrheit zu sagen, wenn ich Sie versthene, daß die einzigen, Ihrer Aufmerksamkeit würdigen, Gemächer, allesammt von einer Dame genommen sind, welche seit mehreren Wochen auf einer Reise nach dem Innern von Frankreich in dieser Grenzstadt verweilt.“

„Eine Dame!“ lächelte Robert spöttisch, indem er die großen blauen Augen flüchtig zu dem hell erleuchteten Fenster des mittlern Stockwerks erhob. „Wahrscheinlich eine Kranke, die man nach den Heilquellen dieses Landes schickt, um das ausgehende Leben in dem südlichen Luftzuge noch ein Mal wieder anzublafen!“

„Krank!“ rief der Wirth. „Ha bey'm Himmel, wenn die Rose, im schimmernden Morgenthau glänzend, krank zu nennen ist, so mag die schöne Gräfinn auch dafür gelten, denn niemals sah ich diesen Schmelz jugendlicher Frische so auf Wangen und Lippen ausgelegt, so lebhaft in Blick und Mienen leuchten —“ „Halten Sie ein,“ unterbrach ihn Robert, „und sparen Sie sich die Mühe, mich mit der Lobrede Ihres schönen Gastes abzuspeisen. Es verlangt mich nach soliderer Bewirthung. Es ist spät, die Luft hier vor Ihrem Hause kühl, mein Magen leer, und der ungeduldige Sinn nicht auf's Warten gestellt. Machen Sie! Jrgend ein Lakayenzimmer der Dame wird doch für Geld zu haben seyn!“

„Wenn Sie,“ entgegnete der Wirth nachsinnend, „keinen Anstoß daran nehmen, von dem Geräusch in der Nachbarschaft gestört zu werden, so ist da



am Ende der Zimmerreihe ein Cabinet mit Glasthüren nach dem Alkane heraus, welches die Frau Gräfinn aus mir unbekanntem Gründen nicht benutzte. Ich getraue mir zu Gunsten eines so schönen jungen Herrn darüber disponiren zu können."

„Für die eine Nacht!" sagte Robert, „meinetwegen!" Er ließ den unquemen Reisemantel nachlässig von den breiten, fein gebauten Schultern in die dienstbeflissenen Hände seines Kammerdieners gleiten und sprang nun ungehindert die Stiege zu dem Vorsaale, der nach seinem Logis führte, hinan, während der Wirth eine Strecke mitgehend, dem gewandten Kellner einschärfte: „Numero Neun! gleich rechts durch den schmalen Seitengang, nicht etwa über den Flur der Gräfinn!" Der junge Bursche neigte wohl verstehend ein paar Mal den Kopf, nahm dann die silbernen Leuchter mit brennenden Wachskerzen über das Kreuz in die eine Hand, indeß er den Schlüsselbund von dem grünen Leibgurte abhakte, den zu Numero Neun behend ergriff und gleich darauf das zierliche Stübchen, mit seidnen Vorhängen, großen Wandspiegeln und artigen Schildereyen, eröffnete, die Lichter auf einen Tisch setzte, den er vor den Divan zog und nun auf weitere Befehle des fremden Herrn zu warten schien.

Dieser warf sich, Gott weiß warum? verdrießlich in die Polster des Ruhebettes, gähnte und wollte, um nur die Zeit hinzubringen, nach dem Abendessen fragen, als er im Redenzimmer lachen und mehrere Stimmen zugleich reden hörte.

Roberts neugierige Blicke fielen auf eine hohe Flügelthür, die in das Nebengemach führte. „Es ist Gesellschaft bey der Frau Gräfinn," sagte der Aufwärter, welcher die Gedanken des neuen Gastes errieth. „Dort im Salon versammelt sich Abends, wer Zutritt bey ihr erhielt. Es bewirbt sich jeder um diese Ehre, wer die schöne, geistreiche Dame auch nur ein Mal sah. In Wahrheit! sie zu sehen," setzte er lebhaft hinzu, „ist schon ein Gewinn, den die Bewohner des Hauses nicht hoch genug schätzen können."

Robert schwieg gleichgültig. Der junge Mensch, im Zuge des Sprechens, fuhr indeß fort, von dem zu reden, was er dem Interesse des Neuangekommnen am wichtigsten glaubte. Bald wußte Robert Tag und Stunde, wenn die Gräfinn hier eintraf, auch daß sie Witwe, sehr reich und kinderlos sey, zu ihrem Vergnügen reise und aus Grille, Vorliebe, oder geheimen, nicht zu enträthselnden Gründen hier von Woche zu Woche verweile, immer reisen wolle, mehrmals den Tag hierzu bestimmt, längst in Paris eine Wohnung gemiethet habe und dennoch nicht von hier fort könne."

„Was geht das mich an!" dachte Robert, indem er vom Divan aufsprang und die Schildereyen an der Wand betrachtete. Unter mehreren englischen Kupferstichen, Abälard und Heloise, Scenen aus dem Landprediger von Wakefield, Kinder, die mit Kaninchen oder Tauben spielen, und dergleichen mehr vorstellend, befanden sich hier auch Porträts aus der königlichen Familie, die man seit der Rückkehr der Bourbons wieder aus ihrer Verbannung von Boden und Kammern hervorgesucht hatte. Daneben hingen Gräuelbilder aus der Revolution, das Glück und die Dankbarkeit der jetzigen Zeitgenossen zu erhöhen. Robert betrachtete diese, wie man wohl, andere Dinge im Sinne habend, etwas anzusehen pflegt. Der Kellner kam und ging indeß, deckte den Tisch, trug Wein und Speisen auf und ließ zwischendurch ein Wort fallen, das, gelang es anders, die Unterhaltung wieder anknüpfen konnte.



„Die Erinnerungen dort“ sagte er, auf die Bilder weisend, „werden niemals alt! Es betrachtet sie jedweder voll Theilnahme. Wahrhaftig,“ setzte er mit veränderter Miene im sonderbaren Gemisch natürlichen Gefühles und angelehnter Phrasologie hinzu, „diese Stadt hier hat zu schmerzhaften Antheil an den Vorgängen, welche die Kunst dort verewigte, um sie nicht als Denkmäler ihres treuen Bürgerfinnes aufzubewahren; denn vieles von dem, was Griffel und Pinsel nur schwach wiedergeben, zeichnet die Hand der Zeit in die Herzen meiner Mitbürger ein. Ha, mein Herr!“ rief er jammernd, „das getrocknete Auge verweilt mit Wohlgefallen auf überstandnem Leid!“

„Nun bey'm Himmel,“ lachte Robert, „Euer bartloses Kinn, junger Mensch, läßt ungefähr auf die Zahl der Jahre schließen, welche ziemlich mühelos an Euch vorübergeflogen seyn mögen. Ihr wißt von der Schreckenszeit nicht viel mehr, als von andern blutigen Ereignissen der reichen Geschichte Frankreichs.“

„Ach mein Herr!“ entgegnete der gewandte Kellner, „was bin ich auf der Wage großer Weltbegebenheiten! der echte Patriot findet in jedem Zeitmoment seine Gegenwart! Er selbst hat nur eine Existenz, für das Vaterland! Ich bin so ganz in der Vergangenheit zu Hause, daß ich oftmals der Frau Gräfinn die Gegenstände dieser Schildereyen mit einer Lebendigkeit erklärte, die ihren schönen Augen Thränen entlockte. Babet, ihr Kammermädchen, versichert, die große Anschaulichkeit meiner Erzählungen habe die zartfühlende Dame bewogen, ein anderes Zimmer zu ihrem Schlafgemache zu wählen, weil sie die blutigen Gestalten hier —

„Hier,“ unterbrach ihn Robert, „hier hat früher die Fremde —?“ „Ja,“ ergänzte jener, „dort, wo jetzt der Divan seinen Ploß findet, stand das Bett der Gräfinn. Wohl eine Woche ruhte sie Nachts dem Anscheine nach ungestört in dem stillen Zimmerchen. Doch plötzlich —“

Ein Geräusch an der Thür des Nebenzimmers, als wolle jemand diese eröffnen, lenkte Roberts Aufmerksamkeit dahin. „Sachte! sachte! um's Himmelswillen,“ klang es von dort herüber. „Das Zimmer gehört nicht mir. Ich habe es dem Wirthe abgetreten. Man lachte über den Mißgriff, und wandte sich dann leise nach der entgegengesetzten Richtung, indem ein und das andre Wort einen leichten Anflug von Unwillen über die unbequeme Nachbarschaft verrieth.

Das Abendessen war derweil aufgetragen. Der Kellner hatte sich entfernt. Robert war und fühlte sich auf unangenehme Weise allein. „Lächerlich! höchst lächerlich!“ rief er ein paar Mal aus, und zuckte, als bemitleide er sich selbst, die Schultern.

Sein Heißhunger mußte sich gelegt haben. Er aß so gut, wie nichts, goß auch bloß zum Scheine den Champagner in das Glas. Der feine Schaum zerrann, der Geist verslog, Robert saß und saß und drehete gedankenvoll kleine Kugeln aus dem weißen Brote, die er wegwarf und wieder nahm, ohne etwas damit zu wollen.

„Am Ende wird es was ganz Gewöhnliches mit der Frau Gräfinn seyn!“ rief er aus, warf die Serviette auf den Tisch und stand, wie übersättigt, von dem unberührten Mahle auf.

Louis, sein Kammerdiener, trat hier ein. Er war ein Genfer, gewandt und brauchbar, dabey von gefegtem Wesen und einer Art und Weise, die ihn stets zwischen die jedesmaligen Eigenheiten seiner neuen Herrschaft mitten durch



führte, ohne rechts oder links anzustoßen; deßhalb redete er auch niemals zuerst, er mochte noch so Nothwendiges zu melden haben. Sicher, daß sein Erscheinen eine Frage veranlassen müsse, erwartete er diese und paßte dann dem Tone, in welchem sie gethan ward, den, seiner Antwort, an.

Er nahte jetzt mit Roberts Reise-Chatouille, dem Portefeuille und Büchern, die in der Wagentasche zu stecken pflegten. „Wozu die Packerey für eine Nacht!“ rief sein Herr ungeduldig. „In wenigen Stunden sind wir ja wieder unterwegs! Du hast doch die Postpferde Schlag fünf Uhr bestellt?“ „Zu Befehl,“ entgegnete jener. „Nun, weshalb denn erst heraufschleppen, was in Kurzem wieder hinuntergetragen seyn will!“ versetzte Robert unter mißbilligendem Kopfschütteln. „Ist dir der verschlossene Wagen nicht mehr sicher genug?“ „Halten Sie zu Gnaden, mein Herr,“ sagte Louis bescheiden, „das Schloß ist beschädigt, so wie der Schlag und das Vorderrad.“ „Zum Teufel, wie ist das möglich?“ fuhr Robert hitzig auf, „ich bin doch nichts bey'm Aussteigen davon gewahr geworden!“ „O eine Kleinigkeit, mein Herr!“ betheuerte der Kammerdiener, „der morgen leicht abzuhelfen seyn wird. Es ist die Schuld einer Fremden, die hier wohnt und Hof und Remisen mit Landauer, Cabriolets, Droschken und Batarden besetzt hält, die sie zu kurzem Gebrauch hier kaufte, und mit unstätten Sinn an die Seite schiebt, den Raum überfüllt und Reisenden Ungelegenheiten macht. So ließ sich's auch diesen Abend nicht vermeiden, daß bey der Dunkelheit im Hineinfahren in den Hof —“

„Schon gut!“ sagte Robert, weiterer Erklärung abwehrend. „Wir haben also Zeit, auszuschlafen?“ Louis bejahte es schweigend. „Im Grunde ist mir's schon recht,“ fuhr er gelassener fort. „Es gibt doch Eins um das Andere an diesem Ort zu sehen! Ein paar Stunden geh'n schnell genug hin! Und die brauchte es doch wohl?“ fragte er mit einer Miene, die es zweifelhaft ließ, ob er die Bejahung hoffe oder fürchte? „Wahrhaftig!“ versicherte deßhalb der vorsichtige Diener, „ich weiß nicht, mein Herr, wie lange Schmied und Stellmacher zu thun haben werden! doch denke ich, ihr Eifer muß sich durch Euer Gnaden Willen bestimmen lassen.“

Robert lehnte gedankenvoll an dem Kamin, aus welchem die mit Asche genährte Glut angenehme Wärme durch die frische Aprilnacht verbreitete.

„Ist das von schlimmer Vorbedeutung?“ fragte er sich auf seine leichte und lustige Art. „Greift sie so unwillkürlich in die Speichen meines Schicksalrades? Diese Frau (setzte er lachend hinzu) scheint bestimmt, mir zu widersprechen! Wer weiß, tauschen wir nicht über kurz oder lang die Rollen.“

Gedanken der Art flogen wie Schneeflöckchen durch den Sinn. Man sieht sie mit geheimer Lust in einander schwirren, bis sich Eins an das Andere hängt, und eine Mauer aufsteigt, hinter der wir oft lange in unbequemer, hemmender Gefangenschaft sitzen.

Es war spät in der Nacht. In den nachbarlichen Zimmern gingen Thüren auf und zu, kleine flüchtige Schritte eilten hin und her durch den Saal. Vorüberdämmernder Lichtschein schielte durch die Spalten der eingelegten Thürfächer, dann ward es dunkel, der Schlüssel drehte sich im Schloß, die Nacht schied die Lebenden von einander.

Mechanisch hatte Robert den dunkelrothen Taffetvorhang von dem Fenster weggezogen. Eine Glasthür, nach dem Altan hinaus gehend, zeigte sich



ihm. Der Blick in das Unbekannte hat steten Reiz. Die Stadt, die Straßen und ihre Häuser, waren Robert fremd. Der Mond goß so melancholischen Lichtschein darüber aus! Des Kellners Hindeutungen auf die Revolutionszeit und was diese hier verwundet und begraben hatte, kamen ihm wieder in's Gedächtniß. Er trat in den kleinen rings mit einem Eisengitter umschlossenen Vorprung und sah die lange Gasse hinab. Überall ließen sich noch Spuren geschäftiger oder gefelliger Regsamkeit entdecken. Hinter den Scheiben funkelte Lichtschein, vor den Thüren zeigten sich Hin- und Hergehende, oder hielten Wagen, deren schlaftrunkene Führer, an die Lehne ihres Sitzes zurückgesunken, den Pferden die schwereingelernte Kunst des ruhigen Stehens üben ließen, oder fluchend und schimpfend das leidige Warten verwünschten. Apotheken und Kaffeehäuser vor allen schienen am längsten den inneren Verkehr zu behaupten und einander den Vorrang deßhalb streitig zu machen. Nur ein einziges Haus von größerem Umfange und bedeutenderm Anseh'n, als die übrigen, ein Viereck mit seinem geschlossenen Vorhofe bildend, hatte das Anseh'n, keine lebende Seele zu bergen. Das große Thor schien seit lange nicht mehr geöffnet zu seyn. Die Fenster verdeckten hohe, dicht anliegende Fensterladen, von überdüchtigem veralteten Holze. Die Schwelle des Einganges lag unter hoch aufgeschossenem Grase verborgen, das Gemäuer ruffig und verfallen, gab der Seele den kummervollen Eindruck wüster Verödung, den noch der Zufall erhöhte, daß die Vorübergehenden stets die größere Nähe des unheimlichen Baues mieden, und wie instinctartig, kamen sie ihm nahe, nach der Mitte der Straße zu ausbogen, und sich geflissentlich so lange auf dieser erhielten, bis das geschlossene Haus hinter ihnen lag.

Robert heftete lange seinen Blick darauf hin. Der Ernst und die Trauer scheiden sich immer auf fast gebietende Weise aus dem Gewirr des Lebens aus, und wie unbequem beyde auch des Gedankens Herr werden, so bleiben sie doch Herren, und man rüttelt oft lange an dem Joche, das sie uns auflegen.

Es ging unserm jungen Reisenden nicht besser. Das wüste Gebäude drückte sich ihm, wie ein dunkler Fleck, in die Brust. Und da alles Unzusammenhängende und Grelle die Vorstellungen verwirrt, so nahm auch Robert etwas Krankhaftes und Leidendes mit in die Nacht hinüber, das ihm den Schlaf, ganz seiner Gewohnheit entgegen, von den Wimpern scheuchte.

„Es ist wohl eine Strafe meiner einfältigen Vorliebe für dieß Land,“ dachte er, sich unwillig auf den Kissen hin und herwerfend, „daß ich gleich bey meinem Eintritte in dasselbe auf Widersprüche und Räthsel in mir selbst stoße, die mich bey weitem mehr beschäftigen, als das Verlangen nach Paris und dem leichten, lustigen Leben in seinen Ringmauern. Fast glaube ich, wir Deutsche haben einen Feind vertrieben, um zehn Andre wieder mit nach Hause zu bringen! Die geschmeidige Elegance und das lieblosende Sylphchen, verfeinter Genuß, hängen sich uns wie Kletten an, und bestiegen die Sieger! Und doch! — Was fängt man mit einem Leben an, das sich uns zu reich zeigte, um es in seiner nüchternen Einfachheit ertragen zu können! Soldat im Frieden zu seyn? ist das Langweiligste auf Erden! Heirathen? Gott behüte doch jedes warme Herz, so voreilig seine Rechnung mit der Welt abzuschließen. Und dann die Frauen! was sind sie anders, als Kinder der Eitelkeit oder ermüdende Moralistinnen! Die Tugend hat uns einmal, wie ein muthiges, schäumendes Roß, in die Schranken hineingetragen! Sollen wir



sie verlassen, weil wir sie im Fluge durchstürmten? Beym Himmel, ich schmachte nach einem frischen Trunk aus der Schale jenes flüssigen Geistes, der die Nerven wieder spannt, die Phantastie beflügelt, die Adern wie mit elektrischem Feuer durchströmt und den ganzen Menschen im Gefühl verjüngter Kraft erneuet."

Robert richtete sich im raschen Aufwallen des Herzens vom Lager auf. Sein beseeltes Auge suchte das Freye. Es wandte sich nach dem geöffneten Fenster. „Bewünschtes Haus!" rief er, wieder auf die Kissen zurücksinkend, und das Gesicht nach der Wand gekehrt. „Wie der Tod schiebst du dich mir mitten in das lebendigste Leben hinein! Der Tod!" wiederholte er, unwillkürlich in sich zusammenschauernd. „Fatal, daß alle Menschen sterben müssen! Das ist, weiß Gott! der einzige Feind, vor dem wir Alle wie Memmen ausreißen möchten. Und Keinem fiel es jemals ein, ihn zu besiegen! Ich glaube am Ende, man fürbe gar nicht, hätte man das Herz, sich nicht zu ergeben. Wenn ich der Erste wäre, der das versuchte!"

Robert mußte bey dem hereinbrechenden Tageschein über den fieberartigen Nachtgedanken lächeln. Doch schien es ihm auch da noch möglich, den ungeladenen Gast durch Kühnes Entgegentreten so lange fern zu halten, als das freye Bewußtseyn es gestatten wolle.

„Freyes Bewußtseyn!" rief er hier, sich rasch aus den Decken wickelnd, und wie jemand, der der müßigen Grübeleien satt ist, von dem Lager aufspringend. „Zum Teufel, wer rühmt sich dessen! Hat der alte Steinhausen drüben nicht eine Gewalt über mich ausgeübt, die mit jener Freyheit schlecht übereinstimmt? Sind mir die Todesgedanken nicht wie ein Dieb in Nacht gekommen? Bewünscht! wenn es der Tod selbst einmal eben so machte!"

Es überraschte ihn hier auf das Angenehmste, daß der Wirth mit einer wahren Soantagsmiene zu ihm eintrot und seinen Morgengruß mit dem Zusatz würzte, daß ihn die Frau Gräfinn hieher geschickt habe, dem fremden Herrn eine Million von Entschuldigungen über die Ungeschicklichkeit ihres Kutschers zu machen, der durch ganz unverzeihliche Nachlässigkeit den gestrigen Unfall mit dem Wagen veranlaßt habe, und sie in um so größere Verlegenheit setze, da keine menschliche Macht einen Zeitverlust ersetzen und den Eindruck unangenehmen Widerspruches ungeschehen machen könne.

Roberts lachende Miene zeigte ohne Worte, daß jener Eindruck mehr als verwischt, der allererfreulichsten Empfindung Platz gemacht habe. Unwillkürlich neigte er mehrmals unter dem Reden des Wirthes Kopf und Nacken, als beuge er sich gegen die Dame selbst, die er um jeden Preis über so viel schmeichelhafte Sorge beruhigt wissen wollte. Er hatte es auf der Zunge, sie um die Erlaubniß, ihr persönlich aufwarten zu dürfen, durch den geschäftigen Abgesandten bitten zu lassen; allein der Gedanke an seine nahe Abreise, die Möglichkeit, daß ihm diese durch die flüchtig angeknüpfte Bekanntschaft erschwert werden könne, schloß seine Lippen, so oft diesen, unter den Bindungen eines zierlichen Gegenrufes, etwas Ähnliches zu entschlüpfen drohete. Er begnügte sich daher von Beschämung, Dankbarkeit, Gewinn jeder, in solcher Nähe verlebten, Minute und der Härte des Schicksals zu reden, das ihn unerbittlich aus dieser entfernte, was denn der Wirth mit schlaudem Lächeln genau so wieder zu geben versprach, und ihn deßhalb sogleich wieder verließ.



„Aber nun auch schnell fort!“ dachte Robert, und klingelte Louis, seine Abreise zu beschleunigen. Als dieser kam und hörte, wovon die Rede sey, entgegenete er gelassen, „es sey alles fertig, bis auf den Wagen, der sich noch in der Arbeit befinde.“ „Narr!“ lachte sein Herr, „auf den just kommt es ja an.“ Louis lachte auch und die Sache blieb, wie sie war.

(Die Fortsetzung folgt)

### Güte ohne Verstand.

Diamanten in Kieselgewand  
Gleicht Güte, entblößt von Verstand.

### Verstand ohne Güte.

Es gleicht der Verstand, entblößt von der Güte,  
Den Blumen mit schöner, sinkender Blüthe.

a. H. Hoffmann.

### A p h o r i s m e n.

Wie so wehe thut es dem Herzen, wenn es mit regem heißen Sinn für das Edle, Große und Schöne, für Freundschaft und Liebe glühend, nur stets auf Eischollen trifft, daß es endlich, durch schmerzliche Kälte zurückgeschreckt, kramphast sich in sich selbst zurückzieht.

Die Seele mancher Menschen könnte man mit Mumien vergleichen, so kalt und ausgetrocknet sind sie. O wie unheimlich wird es dem lebendigen, warmen Herzen, soll es unter diesen Mumien weilen!

Was ist das Leben, wenn unser Besseres Ich darbt? Ein elendes trocknes Daseyn, ein Stoppelfeld, auf dem jede Blume des Genusses im Aufblühen verdorrt.

Wie tief sind die Menschen von ihrer Würde hinabgesunken, nichts sind sie recht; selbst das, was sie scheinen wollen, ist nicht viel werth; dann was wollen sie Andern von sich glauben und fühlen lassen, das sie sind? entweder wollen sie für schön, witzig, talentvoll oder für reich und mächtig gelten und bedienen sich hierzu aller ersinnlichen Künsteleyen. Aber selbst nur gut zu seyn, dieß achten sie oft nicht einmal der Mühe des Scheinens werth! Wie viel könnte der Mensch seyn! und wie wenig ist er!

Ihr übertünchten Gräber weiblicher Tugend, euch verachte ich! Es zerriß mir das Herz, als ich lezthin in einer großen öffentlichen Versammlung Frauen sah, die, um stets prachtvoll und modeüppig gekleidet zu seyn, ihren Gatten in drückende Sorgen stürzen und jede Gelegenheit benutzend, sich öffentlich zu zeigen und mit dem, was sie sind und nicht sind, zu prunken, ihre Kinder gewissenlos dem Gesinde, oft so rohen, sittenlosen Menschen überlassen, und die unschuldigen, ihnen von Gott anvertrauten Geschöpfe bald auch zu der moralischen Giftpflanze erwachsen, die sie, die unglückliche Mutter, selbst ist: eitle, sinnliche, herzlose Egoisten.

Die erste Liebe eines reinen weiblichen Gemüthes, ist der Sonnenaufgang ihres innern Lebens.

M. W.



## Theater-Anzeige.

La Gazza ladra. Aufgeführt im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthenthor.

Oft schon vernahm man in unserm Publicum den lebhaften Wunsch, von der anwesenden italienischen Sängergesellschaft eine jener Rossinischen Opern zu hören, welche früher in deutscher Sprache gegeben wurden. Dieß entging der aufmerksamen und für das allgemeine Vergnügen mit Eifer sorgenden Administration nicht; die diebische Älster wurde aufgeführt, das Haus war bey mehreren schnell sich folgenden Vorstellungen stets zahlreich besucht und der Beyfall enthusiastisch.

Was man auch von dem Mangel an Charakteristik der Rossinischen Opern überhaupt sagen mag, so bleibt es dennoch wahr, daß dieser Tadel auch sogar die am meisten angefochtene Älster nur stellenweise trifft. Wer wird läugnen, daß die Introduction, die ganz harmlose Jovialität der Landleute; des jungen Soldaten erste Arie, das glückliche Wiederfinden der Geliebten; das Terzett, die verschiedenen Gefühle des Unwillens von Seite des Vaters, Minettens peinliche Verlegenheit und des Podesta Zorn herrlich malen! Ist die musikalische Situation weniger im ersten Finale und in den beyden Duetten im Kerker ausgesprochen? Wenn in einer Oper voll der herrlichsten, interessantesten und pikantesten Melodien, so viel für die Seelenmalerey gethan ist, so könnte wohl auch der eifrigste Zelote befriedigt seyn, denn in wie wenig Werken ist in jedem Tonstücke die Situation ganz treu geschildert!

Zu diesen Bemerkungen nöthiget uns neuerdings eine mit Steigerung sich äuffernde Empfindlichkeit, welche so gerne das Schöne nach Schulen classificiren und ordnen möchte. Dem Verdienste seine Kronen, es möge wo immer gefunden werden!

Aber wenn von Verdienst geredet wird, muß man bey dieser Veranlassung nothwendig zugleich der Sängergedenken. Sigr. Mombelli als Minetta, Sigr. David als ihr Geliebter, Sigr. Ambroggi als Podesta, Sigr. Botticelli als Vater, zeigten sich als wackere Sängerg vom ersten Range. Hr. Bassi gab seinen Juden recht komisch und wahr.

Obwohl die deutschen Klangreichen Stimmen, von welchen wir Gianettino's erste Arie hörten, noch sehr wohl in unserer Erinnerung wiederhallen, so wurde dennoch das ganze Publicum von Hrn. David's Bravour entzückt. Der Beyfall steigerte sich im Duette mit Minetta im Kerker zum höchsten Enthusiasmus. In diesem Tonstücke that sich auffallend der Effect einer echten Methode kund, welche die höchste Kraft für die Hauptmomente sparen kann, ohne deswegen bey den vorangehenden Stellen mit karger Ökonomie zu Werke gehen zu müssen. Sigr. Mombelli übertraf als Minetta die Erwartungen Aller, und erfreute sich eines ausgezeichneten Beyfalles. Angenehm war Sigr. Ambroggi als Podesta. Nicht allein seine volle, kräftige, reine Bassstimme, sondern auch sein sehr gut bezeichnender Vortrag, machten volle Wirkung. Hr. Botticelli griff mit Kraft in den Ensemblestücken durch, und behandelte seine Solostellen mit Zartheit und Einsicht. Sigr. Eckertlin gewährte dem Publicum in der Rolle des Pipo großes Vergnügen. Sie sang mit Gefühl, Wahrheit und Geschmack.

Der rauschende Beyfall war der Vollkommenheit der Aufführung angemessen. Das Hervorrufen kann nicht mehr als Beleg dienen, es wiederholt sich täglich in fortschreitenden Progressionen, und wird bald mit dem: „Zur Gesundheit“ beyhm Riesen gleichen Werth haben.

Hr. David verschaffte dem Publicum den Genuß, seine große Arie mit Chor aus Simon Mayers Oper: I Misteri Eleusini, noch ein Mal hören zu können. Er sang sie im Costume, zwischen einer kleinen Oper und einem Ballette. Was die höchste Bravour leisten kann, wurde hier vereinigt. Dankbar ist die Composition keineswegs, das Herz bleibt ungerührt. Die reine Intonation in den entfernten Intervallen-Sprüngen mußte am meisten imponiren; der lebhafteste Beyfall belohnte den großen Künstler.

Herausgeber und Redakteur: J o h. S c h i c h.

Gedruckt bey Anton Strauß.



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 4. July 1822.

80

Bei diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Notenbild, welche  
bier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halbi. um 30 fl., und ganzjährig um 60 fl. W.W.  
dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbi. um 14 fl., und ganzjährig um 28 fl. W.W. bei N. Strauß  
(Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die  
k. k. Postämter um 33 fl. halbs und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold  
in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## O t t i l i e.

Von Caroline Baroninn de la Motte Fouqué, geb. Baroninn von Briest.

(Fortsetzung)

Die Morgenstunden gingen so hin. Allmählig wies es sich denn auch aus,  
daß vor dem folgenden Tage an keine Herstellung des vielfach beschädigten  
Landauer zu denken sey. Robert ermüdete gleichwohl nicht, die Arbeiter durch  
wiederholte Sendungen antreiben zu lassen, und stand, die Rückkehr der letz-  
teren erwartend, in dem Hausthor, den Arm gegen dessen Pfeiler gestützt,  
den Kopf in die Hand lehrend, in der Seele mehr Unruhe, als er sich ge-  
stehen mochte.

Einzelne Aus- und Eingehende streiften an ihm vorüber, wandten gleich-  
wohl zum öftern den Blick, von der schönen Gestalt des Unbekannten betref-  
fen, wornach der Thürsteher jedes Mal ein ausführliches Examen zu be-  
stehen hatte.

Um in diesem nicht zurückzubleiben, nahete er sich dienstfertig dem jun-  
gen, durch Ansehen und Betragen so vortheilhaft ausgezeichneten Fremden,  
seine Dienste mit höflicher Bescheidenheit anbietend. Es fiel auf die Weise  
ein Wort nach dem andern. Robert fragte, um nicht müßiger Neugier aus-  
gesetzt zu bleiben, nach diesem oder jenem. Sehr natürlich kam die Rede auch  
auf das unbewohnte Haus. Der Thürsteher war erst seit kurzem in seinem  
Posten. Er konnte nicht genügende Auskunft darüber geben, nur so viel wußte  
er, daß es trotz seines verödeten Ansehens dennoch nicht leer stehe. „Nicht  
leer?“ entgegnete Robert, auf die geschlossenen Laden und Thorflügel mit  
der ausgestreckten Hand weisend. „So haust wohl der Tod oder etwas Ähn-  
liches darin.“ „Der Schmerz vielleicht, mein schöner Herr!“ sagte eine alt-  
liche Frau, die, unter einem ausgespannten Linnendach vor der Thür des Gast-  
hofes sitzend, Limonade in geschliffenen Krystallbechern und feines Gebäck  
auf reichbedecktem Tischchen zum Verkaufe ausbot.

Robert sah nach ihr um. „Der Schmerz?“ sagte er, unwillkürlich von  
dem Klange des Wortes getroffen. „Nun wohl!“ fugte er mit gezwungenem



Lächeln hinzu, „auch er muß Gestalt und Daseyn haben, reden Sie anders nicht von körperlosen Schatten der Erinnerung.“

„Freylieh hat er einen Körper,“ entgegnete jene, „und einen sehr schönen, mein Herr; denn die Zeit geht spurlos an dem hin, der nicht mehr mit der Zeit lebt.“

„Eine Gefangene?“ wollte Robert eben fragen, als der süßeste Duft frisch erschlossener Weilschen und der Zuruf des Thürstehers: „Einen Augenblick, mein Herr!“ ihn an die Seite treten und alles Frühere vergessen ließ.

Leicht, wie ein Morgenlüftchen, schwebte die Fremde, anmuthig gegen ihn geneigt, vorüber. Ihr aufflatternder Spigenschleyer streifte seine Wange, indem sie noch bemühet war, diesen mit der einen Hand, in welcher sie schon einen Strauß kleiner Frühlingsblumen hielt, schnell zusammenzufassen.

Robert wußte nicht, waren es die dunklen Weilschen mit ihrem tiefblauen Schmelz, oder die Augen der schönen Frau, die er gesehen hatte? Ein undeutliches, und deßhalb fast betäubendes Gefühl hielt ihn wie angefesselt, als der Thürsteher erklärend flüsterte: „Die Frau Gräfinn!“

„Die Frau Gräfinn!“ wiederholte Robert, und starrte der feinen geschmeidigen Gestalt nach, die ihre Kammerfrau am Arme die Straße entlang schwebte.

„Haben Sie sie gesehen?“ fragte der herzutretende Wirth. „Nicht wahr? Ich sagte Ihnen nicht zu viel von ihr? Und wenn sie spricht!“ setzte er hinzu, „beym Himmel, die Töne einer Silberglocke klingen hohl und schwer dagegen!“

„Welch Aufhebens wird doch jetzt gleich von allem Neuen gemacht!“ nahm hier die Frau in der Bude das Wort; „als wenn wir nicht tausendmal schönere Frauen in dieser Stadt gekannt hätten.“ „Eben so schön! Madame Thibaut,“ lächelte der Wirth, „eben so schön! Jedem das Seine! der Advocat Bilandei, Ihr Freund, gesteht das selbst ein; und er hat ein gutes Gedächtniß Herr Bilandei! denn er vergißt keinen Abend seine Limonade und zwey oder drey Brelans bey Madame Thibaut zu verzehren.“

Diese wußte einen Scherz zu nehmen, wie sie sollte, und ihn eben so zu beantworten. „Doch“ setzte sie im Tone gutmüthiger Trauer hinzu: „Wir lachen! indeß die, welche ich meine, weint!“

„Zum Teufel mit Guern Thränen!“ rief der Wirth. „Das ist eine magre Saat, aus der wohl Beichtpfennige und Todtengräberlohn, aber schlechter Gewinn für Gastwirth und Weinschantl aufgeht. Deßhalb, gute Madame Thibaut, ist die Gräfinn eben so unvergleichlich! denn sie weint niemahls und leidet auch nicht, daß Andere weinen. Wo sie ist, da muß sich Alles freuen. Ich verabscheue, sagte sie einst, die kummervollen Mienen und werde mich noch arm machen um jede Wolke von den krausen Stirnen Anderer zu vertreiben.“

„Man will ja wissen,“ versetzte die Limonadeverkäuferinn, „daß sie nun endlich Ernst machen und den Aufenthalt in unserer Stadt mit dem von Paris vertauschen wird.“

„Man will viel wissen!“ entgegnete der Wirth verdrießlich, „doch erräth niemand ein Geheimniß, als der, welchen man es errathen lassen will.“

„Ihr seyd ohne Zweifel im Vertrauen,“ lachte Madame Thibaut, „und schneidet das Papier zu Eurer Rechnung darnach zu. Aber ich sage  
ist einmal fort, ehe Ihr's Euch da versetzt. Das hängt ganz  
Sie  
Euch:  
von den vere



geschlossenen Fenstern drüben ab," setzte sie hinzu, indem sie auf das öde Haus wies. „Wird es da einmal Licht —“

„Schweigt, Schweigt, mit Euren Anspielungen," fiel ihr der Wirth in's Wort. „Was es damit zu bedeuten hat, weiß kein Mensch. Doch genug für mich und Euch, daß diesen Abend wieder auf ein Fest gesonnen wird, wozu man Eure Limonade und mein Haus gebraucht und Geiger und Harfenspieler auch nicht zu kurz kommen werden!"

Robert hatte indeß mit dem von seiner Sendung rückkehrenden Louis geredet, ohne dem Gespräche der Beyden scheinbare Aufmerksamkeit zu schenken, ob er gleich kein Wort davon verlor, und deßhalb mit heimlicher Freude die Bestätigung des längeren Aufschubes seiner Abreise vernahm.

Abichtlich weilte und weilte er in der Thür, in der Hoffnung, die Rückkehr der Gräfinn hier abwarten zu können, ohne seine Ungeduld zu verrathen. Es glückte ihm gleichwohl nur halb, denn als er noch immer unter allerley Vorwand zögerte, sein Zimmer zu suchen, öffnete sich oberhalb ein Fenster und die Stimme der Gräfinn sagte einem Kleinen, fernstehenden Knaben, dem sie in einem Papier eine Gabe zuwarf: „Geh armes Kind! laß dir hier unten im Hause ein Frühstück geben und sieh mich nicht so trübselig an. Künftig sollst du immer zu essen haben!"

Der frohlockende Bube sprang eilig an Robert vorüber. „Schon zurück?" sagte dieser, unwillkürlich nach dem geschlossenen Fenster hinstarrend, hinter welchem ein grüner Vorhang im selben Augenblicke niederfiel. Eine allerliebste Hand war aber noch zwischen den Falten sichtbar, die sie dichter über einander zog.

„Beym Himmel!" lächelte der Wirth, die Bewegung seines neuen Gastes begleitend, „wie eine Fee schwebt sie über die Erde hin. Kaum weiß man sie an einem Orte, so ist sie schon wieder an einem andern! Der kurze Morgenbesuch galt wohl einer Kranken, der sie täglich Erquickungen zu bringen pflegt. Bescheiden und anspruchslos hier, wie überall, entzieht sie sich den Blicken der Beobachter und schlüpfte auf Umwegen ungesehen in ihre Zimmer zurück. „Ich wette," setzte er hinzu, „es ängstet sie unbeschreiblich, hier von Ihnen bemerkt und beobachtet zu werden!"

„Seltsame Schüchternheit!" lachte Robert, „für die Weitgereiste, die einen Gasthof zum Aufenthalte wählt! Ich sehe wohl, ich bin Ihnen wie der Dame überall lästig, Herr Wirth, und will das Feld augenblicklich räumen."

Er rief mit diesen Worten den befremdet dastehenden Louis und eilte sein Zimmer zu erreichen, wo er wirklich alle Anstalten traf, das Haus zu verlassen und ein anderes für die Zeit seiner Anwesenheit im Orte zu beziehen.

Was er indeß vorausgesehen, traf zu, der Wirth, in halber Verzweiflung, einen vornehmen Fremden beleidigt, sich um einen Kunden gebracht und dem Rufe des Hotels geschadet zu haben, ließ alle Mienen springen, den eigensinnigen, hochfahrenden Gast festzuhalten.

In kurzem händigte ihm der Kellner eine Einladungskarte der Gräfinn ein, welche diesen Abend die Stadt bey sich zu versammeln gedenke.

Die Höflichkeit konnte nicht durch plumphen Eigensinn vergolten werden. Ein Morgenbesuch war unvermeidlich. Dazu mußte er den schicklichen Augenblick abwarten. Unter diesen Umständen seine bisherige Wohnung verlassen zu wollen, wäre lächerlich gewesen. Er verschob also die gedrohte Veränderung bis nach seiner Rückkehr von der Gräfinn.



Der Wirth frohlockte. Louis lächelte. Robert sah sich auf willkommene Weise bezwungen und wünschte sich im Grunde des Herzens Glück.

2.

„Thor!“ sagte er Abends, an einen Pfeiler im Salon der Gräfinn gelehnt. „Wozu grübeln! genieße! und forsche nicht voreilig.“

Die schwimmenden Klänge eines Contretanzes trugen die reizende Frau in diesem Augenblick an ihm vorüber. Wie ein Wellchen vom Abendrothe angehaucht, wogte sie in dem lustigen Florleide, einen Kranz feiner, röthlich schimmernder Federn auf den blonden Locken an ihm hin, mit sachtem Lächeln fein bewunderndes Staunen lohnend.

„Eine kalte, trockne Musik die französische!“ sagte ein ältlicher Mann zu Robert tretend. Dieser glaubte nicht recht gehört zu haben, er fühlte sich wie berauscht von dem Zauber des melodischen Einerley, das ihn traumartig umrauschte. „Es liegt viel Nationelles darin,“ fuhr jener fort, dessen Accent den Engländer unverkennbar verrieth. „Finden Sie?“ entgegnete Robert zerstreut. „Ach wahrhaftig!“ versicherte der Andre, „ich kann das Geleyer nicht ausseh'n! Es ist nicht Natur, nicht Kunst darin. Für die bloße Freude zu Eahl, und der Mühe nicht werth. Bey Gott! der Tact klemmt die Füße zusammen, wie das französische Versmaß! es täuscht Auge und Ohr mit scheinbarem Leben. So ist auch die Sprache! Tonloses Geklapper einzelner, hölzerner Stifte, von dem Finger der Akademie regelrecht hin und her berührt!“

„Sir Anderson, was treiben Sie wieder für sündlichen Spott,“ schalt die holdselige Gräfinn, indem sie, leicht vorüberschwebend, dem Engländer neckend mit den schönen Augen drohete.

„Kleine Fee!“ entgegnete dieser, wohlgefällig lächelnd. Sie verlor sich in den Windungen des Tanzes. Robert's ganzes Wesen hatte sie mitgenommen. „Kleine Fee!“ wiederholte der Sir noch einmal. „Ach wahrhaftig, sie belebt auch den Tod! In ihrem Munde klingt selbst das Galish wie Musik und der fatale Tanz kriegt einen Charakter, den man auf tausend Meilen nicht darin ahnet.“

„Eine Schwedinn,“ fragte Robert, um doch etwas zu erwiedern, „eine Schwedinn ist die Dame?“ „Ey der Teufel,“ lachte jener, „das sehen Sie diesem Schmelz der perlenweißen Haut wohl an, daß sie England oder doch einem andern nördlichen Küstengestade angehören muß! Daher auch der schlanke Wuchs, der edle Nacken, die zarten und dennoch vollen Glieder, und das Metall dieser Stimme!“

Robert, welcher plötzlich die wärmste Zuneigung für den Engländer empfand und einen Zug rücksichtslosen Vertrauens zu ihm fühlte, suchte seinem Herzen durch allerley Fragen Lust zu machen, die auf versteckten Argwohn oder doch ängstliche Unsicherheit in Betreff der Gräfinn urtheilen ließen.

„Ach ich sehe wohl,“ entgegnete der offne Mann, „der Ruf hat ihnen hier, wie meist immer in der Welt, zu viel und zu wenig gesagt. Zum Henker, mein Herr, eine Fran bezahlt es stets mit einem Stückchen Ruf, wenn sie den Leuten allzuwohl gefällt und noch besser gefallen will! Diese da ist obenein viel zu unbefangen, zu rücksichtslos, zu reich und zu jung, um nicht hinter ihrem Betragen irgend etwas zu suchen, dem man, weil es nicht zu finden



ist, den Charakter gehässigen Geheimnisses aufzwingt. Ich aber, der ich Ottilie kenne —"

„Ottilie heißt sie?“ unterbrach ihn Robert, „und Sie kennen Sie?“  
Sir Anderson lachte. „Wahrhaftig, ja, ich kenne Sie von Kindheit an,“ entgegenete er, „und den Namen muß ich auch wohl wissen, da ich sie über die Tausche hielt.“

„So genau,“ athmete Robert beruhigt auf, „bis zur Taufe reicht Ihre Bekanntschaft zurück.“

(Die Fortsetzung folgt)

### L i e b e u n d L u g e n d.

Wenn Liebe durch Tugend zwei Herzen umwand,  
So löset kein Schicksal dieß herrliche Band;  
Es troget wie Felsen dem Drange, den Stürmen der Welt;  
Weil Treue an Liebe, und Liebe an Treue sich hält.

### W i r k u n g d e r L i e b e.

Wo Dornen steh'n, träumt Liebe süß  
Von Rosen sich ein Paradies.

W. u. Hoffmann.

### C o r r e s p o n d e n z - N a c h r i c h t e n.

Berlin, im Juny 1822.

\* \* Hier Theater-Neuigkeiten sind seit meinem letzten Berichte auf der Bühne vorgeführt worden, und haben — das ist nun einmal ihr Loos — verschiedenes Schicksal erlebt. Ich fange mit der Null an, d. h. mit einer höchst armseligen Posse des Hrn. U. Kuhn, der als Herausgeber und Redacteur des Freymüthigen sich eine Art von Namen gemacht hat, und dem man, wie es verlautet, aus diesem Grunde nicht gewagt hat (?!), sein Machwerk zurückzugeben. Wenn ich Ihnen versichere, daß man hier einstimmig der Meinung ist, etwas Faderes, Gehaltloseres und Abgeschmackteres sey noch nicht von dem großen Berliner Theater herab dem Publicum geboten worden, wenn ich Ihnen erzähle, daß, trotz der scharfen Verbote des Pfeifens und Trommelns im Berliner Theater, die dem Eintretenden auf allen Corridors entgegendrohen, dennoch die Ungeduld und die üble Laune, sich auf eine solche Weise getäuscht zu finden, in furchtbarem Donnerrollen sich Bahn und Luft machte, so werden Sie mich nicht zu lakonisch finden, wenn ich Ihnen von dieser todtegeborenen, armseligen Posse nur den Titel nenne: „Hans Gürges Brautfahrt,“ was auch hauptsächlich nur geschicht, um andere Theater zu warnen!

Verdienten Beyfall fand dagegen eine aus dem Französischen (la maison en lotterie) bearbeitete Posse in einem Acte: „Nummer 777,“ der Bearbeiter ist der Schauspieler Lebrün in Hamburg, der sich uns kürzlich in einer Reihe von Gastrollen ungemein günstig empfohlen, und wirklich ein recht seltenes, erfreuliches Talent entfaltet hat. Devrient zeigte sich darin wieder einmal, und trug viel zum guten Glücke des kleinen Lustspiels bey. In der That ist es ein recht beklagenswerthes Unglück, vielfach beklagenswerth bey dem armseligen Zustande, in welchem sich unser Berliner Lustspiel befindet, daß der Meister in der Posse und im Charakter-Lustspiel, Hr. Devrient, physisch so sehr geschwächt ist, daß er nur noch Schattenbilder von dem zu zeigen vermag, was er vor fünf, sechs Jahren war, nur schwache Spuren von dem, was ein Mann mit so eminenten Anlagen, mit fester Gesundheit hätte werden können! Neulich sahen wir wieder seinen „Nachtwächter.“ Ist es möglich, was Ostade geleistet



hat, im lebendigen Spiel zu reproduciren, ist es möglich, so ganz und gar seine Individualität abzustreifen, wie etwa die Schlangen ihre Hüllen ablegen, um sich in irgend eine andere so hineinzulegen, als wäre nie an einen andern Lebenszuschritt zu denken gewesen, so löset Devrient diese, gewiß höchste Aufgabe des dramatischen Künstlers. Ohne mehr im Stande zu seyn, ein besonderes Studium, einen sehr großen Fleiß auf seine Rollen zu verwenden: nicht mehr, wie einst, durch ein Gedächtniß unterstützt, das ihm das Spiel erleichterte, wirft sich Devrient in die Maske, die ihm für den Abend von seinem Genius inspirirt wird, und es ist, als ob ihm, wenn er sich fertig costumirt in dem Spiegel sieht, mit einem Male der ganze Charakter der darzustellenden Menschenclasse klar, in allen kleinsten Verhältnissen deutlich vor die Seele träte; er tritt heraus — und bezaubert! Das ist das Genie! Wehe aber allen jungen Künstlern, die hier als Nachahmer einer solchen Natur auftreten wollten!

Die dritte Theaterneuigkeit, nach steigendem Beyfall gerechnet, war unfres Heune (H. Claren) „Bräutigam von Mexico,“ Schauspiel in fünf Abtheilungen (wie man hier gezwungen statt „Acte“ sagt!). Den Stoff kennen alle unsere Leser, wenn wir ihnen sagen, daß dem Räuberpiel die Claren'sche Erzählung: „Die Kartoffeln in der Schale,“ als Süßet zum Grunde liegt. Das Ganze ist eine Kothbujade, mit reichlichen Anspielungen auf Zeitverhältnisse. Was braucht es mehr, um einem deutschen Publicum zu gefallen? Verhältnisse des häuslich-bürgerlichen Lebens, mit allen kleinen und kleinsten Details dargestellt, eine außerordentlich wahr, also vortrefflich gezeichnete naive Rolle, eine Cendrillon, die als Achse durch das ganze Stück läuft und sehr interessiert; einige derbe Komik — das sind ja wohl Ingredienzen zu einer dramatischen Mixtur, die in Deutschland den „Gründlingen im Parterre,“ wie Hamlet sagt, immer und überall gefallen werden. Es scheint ordentlich, als wäre den Deutschen ein dramatischer Dichter dieser Gattung wahres Bedürfniß, und als producirten sie deshalb von Zeit zu Zeit immer wieder einen solchen, wenn Abgang oder Mangel entsteht. Hier finden Sie einen wahrhaften Kotzebue redivivus mit allen seinen Fehlern, aber auch — mit allen seinen Vorzügen, und ich brauche also nicht hinzuzusetzen, daß das Stück hier sehr gefällt, und auch überall sich Beyfall gewinnen dürfte.

Sehr viel trug bey uns der Mad. Neumann Meister- und Musterspiel als Süßchen zu dieser höchst günstigen Aufnahme bey, in welcher Rolle sich die junge Künstlerin einen unverweklichen Lorber errungen hat. Weit entfernt, das, was wir in unsern frühern Briefen über die liebenswürdige Dame gesagt haben, zurückzunehmen, bestätigt gerade dieses Lob unser früheres Urtheil, denn hier ist das Feld, worauf eine Neumann sich unsterblich machen, hier ist das Terrain, auf dem sie sich würdig einer Mars, einer Bethmann an die Seite setzen kann, aber — dieß unbegrenzte Lob paßt auch nur hier. Das unschuldig-naive, das neckend-jungfräuliche Genre ist für Mad. Neumann, man möchte glauben nur für sie geschaffen, so bis in die kleinsten Details überraschend vertraut zeigt sie sich mit Rollen, die auf ein solches Natürlich angewiesen sind. Die Scene, in welcher Mad. Neumann ein tête-à-tête mit dem Geliebten hat, eine Scene, die übrigens vom Dichter allerliebste und höchst zart gehalten ist, ist würdig, zum Besten gezählt zu werden, was deutsche, dramatische Kunst aufzuweisen hat, und wenn Mad. Neumann mitten in der Liebesklärung zum Kamin springt, und naïv-ausweichend: „meine Kartoffeln!“ ruft, so möchte — \*)

(Der Schluß folgt)

\*) Hier ist eine Stelle im Berichte unsers Correspondenten in seiner kritischen Erstfassung ganz unleserlich gerathen.

### Gastspiele.

Auf dem K. K. Hoftheater an der Burg hat eine diesjährige dritte Reihe von Gastdarstellungen Statt gehabt. Hr. Maurer, vom königl. Theater in Stuttgart, trat während des verfloffenen Monats in sechs, Madam Maurer in zwey Rollen auf. Erster mußte bey seinem Erscheinen um so günstigere Erwartungen anregen, da es



bekannt ist, daß er auf einer der vorzüglichsten Bühnen Deutschlands seine früheste Bildung erhalten, sich dort mannigfaltig zu üben und seine Aufmerksamkeit auf glänzende Muster zu richten, Gelegenheit hatte, endlich, daß er gegenwärtig einem Kunstverein angehört, der jederzeit ausgezeichnete Mitglieder zählte. Diese Erwartungen zu vergrößern, trug auch die Wahl des ersten Gastspiels, die auf den Charakter des Ritter Bayard fiel, noch ganz besonders bei, da es hier mehr auf innere, als äußere Bedeutsamkeit ankommt, die Entwicklung, ruhig fortschreitend, sich auf tiefe Gemüthlichkeit und männlichen Ernst mit einem leichten Anflug von Humor verbunden stützt, während sie in so vielen andern Heldenerscheinungen durch rasche Beweglichkeit, Exaltation und glänzende Eloquenz gehoben wird. Wir haben hier unwillkürlich zugleich die Hauptzüge angedeutet, durch welche der Charakter bezeichnet ist. Man fordert von dem Darsteller dieser Rolle wenig jene theatralische Declamationen, die sich immerfort einer höheren Stimmung, einer nachdrücklichen Accentuation entgegenneigt; die rhythmische Bewegung und der Anklang des gesteigerten Gefühls, vorzüglich in solchen Momenten, wie derjenige, wo Bayard das Entstehen seiner ersten, unauslöschlichen Liebe schildert, können aber keineswegs erlassen werden. Nicht nur müssen die verschiedenen Empfindungen in ihren eigenthümlichen Tonarten und den einzelnen Abstufungen hervortreten, sondern auch die gemischten dürfen die gelungene harmonische Verschmelzung nicht entbehren. Was den letzten Punct betrifft, so gelang es dem Gast hierin am wenigsten zu genügen, und um unsere Meinung deutlicher zu machen, erinnern wir, mit Übergehung aller andern Gelegenheiten, an die Scene, wo Bayard unvermuthet den kühnen Jüngling erkennt, der sein Leben einst bedrohte. Hier spricht sich in dem Eifer der Überraschung unverkennbar der Ton der Bewunderung aus und verwandelt den Unmuth in eine mühsam unterdrückte humoristische Stimmung. Der Gastspieler nahm die Sache zu ernstlich, man hätte für des Jünglings Leben besorgt seyn müssen, und als es zur Versöhnung kam, wodurch der herrschende Ton merklich genug angedeutet wird, war der Sprung zu gäh und konnte keinen vortheilhaften Eindruck machen. Da der Raum wenig mehr, als ein allgemeines Urtheil gestattet, so gehen wir zu den übrigen Darstellungen über, die wir ebenfalls in Kürze nur berühren wollen, da ohne hin bedauert werden muß, daß keine dieser Leistungen unter die ausgezeichneten Kunstproductionen gerechnet werden kann.

Als Baron Wieburg gelangen die komischen Scenen besser, als die ernsten; es kommt jedoch dabei weniger auf den Effect dieses Komödiencharakters, als die dem Hauptcharakter angemessenste Unterordnung desselben an, also auf die möglichste Wahrscheinlichkeit oder Annäherung zur Einheit. Das Äußere in der militärischen Repräsentation war auch nicht geeignet, den persönlichen Eindruck zu befördern, durch welchen die moralische Würde gehoben wird und ihres Sieges im Voraus noch versichert ist.

Die Braut von Messina gab Gelegenheit zum dritten Gastspiel im Charakter des Don César. Durch mehrere glückliche Momente zeichnete sich dieses vor den erstgenannten aus, und entging auch nicht der Anerkennung. Wir mögen um so lieber die Schattenseite dieses mimischen Gemäldes übergehen, können aber nicht unbemerkt lassen, daß eine auffallende Gehaltlosigkeit in der Declamation — zu welcher Benennung des Redevortrags die Diction dieser Tragedie vorzugsweise berechtigt — und ein bedeutender Mangel an Zusammenhang sich dieß Mal offenbarte, indem ein kalter, oberflächlich hingleitender Conversationston schnell mit bedeutungslosem Pathos und sehr gewöhnlichen Hülfsmitteln, die auf den augenblicklichen Beyfall berechnet sind, häufig und ohne mildernde Vorbereitung abwechselte. Dennoch zeigte sich in dieser Leistung mehr Studium und mehr richtige Empfänglichkeit, die sonst durchgehends vermisst wurden, vielleicht auch eine glücklichere Benetzung schätzbarer Vorbilder, als in den vorhergehenden und nachfolgenden Darstellungen dieses Gastes, und die Aneignung der Rolle schien in eine bessere Zeit zu gehören, wo die allzufrühe Anerkennung des Talentes noch nicht zu einem täuschenden Selbstvertrauen und zur Übereilung verleitet hatte.

Das Leben ein Traum zeigte uns den Gast als Sigismund. Wenn die Lösung dieser Aufgabe mehr Schwierigkeiten darbietet, als die zuvor erwähnten, so war



dagegen auch das Resultat so unbedeutend, wie nur möglich. Man wollte durchaus ein gewöhnliches Theaterpiel wahrnehmen, entblößt von allen physischen Motiven, von dem Anklang poetischer Begeisterung, oder auch nur eines allgemeinen Gefühls, wie von dem lebendigen Farbenspiel der Phantasie. Nachdem wir noch den Cäsar in Donna Diana gesehen hatten, wo es an zarter Beweglichkeit, an dem feinen Ton der Ironie, wie an schwärmerischem Ausdruck gleichmäßig fehlte, und die Enträthselung dieses sinnreichen Spiels gleichsam überall zu verstummen schien, da fand sich auch die Ungewissheit ein, welche von den beyden letztern Gastrollen der andern vor oder nach zu setzen sey, und man mußte Ersatz für die vereitelten Erwartungen in der Darstellung des feindlichen Bruders gleiches Namens suchen.

Den 27. trat endlich Mad. Maurer zum ersten Mal als Gurli auf. Wenn man den gewöhnlichen Styl der Darstellung dieses Charakterbildes, oder dieser indischen Naiverät, als den einzig möglichen oder richtigsten annehmen soll, so trat die erwähnte Rolle nicht nur im Allgemeinen hervor, sondern es bot sich auch im Einzelnen manches Lobenswerthe dar, zum Beyspiel: gemilderte Züge des Komischen und ein sorgfältiges Bestreben, den natürlichen Anstand zu behaupten. Vieles sind wir geneigt für ein Zusammenstellen gelungner Copien anzunehmen, was aber, selbst aus diesem Gesichtspunct betrachtet, dennoch Beyfall verdient: der mimische Theil zeigte zwar äußeres Leben und innere Ruhe, war aber auch zu sehr im europäischen Zuschnitt, daß man Mühe hatte, das Bild der Prinzessin von Mysore zu erkennen, wenn gleich anderer Seits der Dichter selbst dem nachgiebigen und bereitwilligen Sinn der Darstellerinn Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte. Ausgezeichnet zu werden verdient unter mehreren die Schlusscene des ersten Aufzugs, wo Gurli die Grimassen der Mistris Smith parodirt, und die Schauspielerinn sich möglichst aller Übertreibung enthielt. Dann die Erzählung der Abenteuer zu Wasser und zu Land, die viel Gelungenes enthielt; den letzten Theil rechnen wir zu dem Verfehlten, denn nicht so, als ob sich Gurli der Ereignisse nicht mehr entsinnen könnte, müssen die Schlussworte gesprochen werden, sondern im Ton eines Kindes, dem der Faden ausgeht: „Und endlich — und endlich — die Geschichte ist aus!“ Mad. Maurer gewann immer mehr und mehr Beyfall, und wurde am Ende verdienter Weise hervorgerufen.

Hr. Kettig gab den Fajir mit einer glücklich entsprechenden Persönlichkeit und vieler Gemüthlichkeit, doch etwas zu abgemessen und mit zu tief liegendem Ton, wos durch Einförmigkeit entstand und alle Leichtigkeit verloren ging.

Das letzte Stück, worin beyde Gäste auftraten, war die Quälgeister, nämlich als Isabella und Hauptmann Linden. Der ersteren kam auch dieß Mal die vorher erwähnte Mäßigung zu Statten, doch der Ton des Muthwillens zeigte sich zu unwirksam und der reiche Farbenglanz der Originalität fehlte diesem Gemälde überhaupt. Hr. Maurer gab den Hauptmann allerdings mit Laune, schlug aber dabey den militärischen Ton hier und da zu grell an. Im Ganzen gehört diese Rolle zu seinen gelungenen, wenn gleich das rege, bunte Spiel des inneren Lebens zwischen Besonnenheit und Leidenschaft mit eigentlichem Bühnenspiel verwechselt wurde. Die wohlwollenden Zuschauer riefen den Gast hervor, der mit Isabella zugleich erschien. Außerdem ist dem fremden Darsteller diese Ehre einige Mal zuvor schon widerfahren.

### Modenbild XXVII.

Überrock von Perkal mit Stickerey und gestickten Streifen von Organtin. Hut von grüner Gaze mit Geranium-Blüthen geziert.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

gedruckt bey Anton Strauß.



durchaus ein  
Motiven, von  
Gefühls, wie  
Cäsar in  
feinen Ton  
Antragssetzung  
sich auch die  
vor oder nach  
Darstellung

f. Wenn man  
seiner indischen  
trat die er  
zungen man  
nd ein sorg  
e geneigt für  
s diesem Ges  
gwar äußeres  
t, daß man  
leich anderer  
Darstellerinn  
unter meh  
distrik Smith  
ist Dann die  
enthielt; den  
Hurt der Er  
werden, son  
nd endlich —  
Benfall, und  
hlichkeit und  
em Ton, wo

fer, nämlich  
Mal die vor  
te sich zu un  
de überhaupt.  
er dabey den  
zu seinen ge  
en Besonnen  
wohlwollens  
n. Außerdem

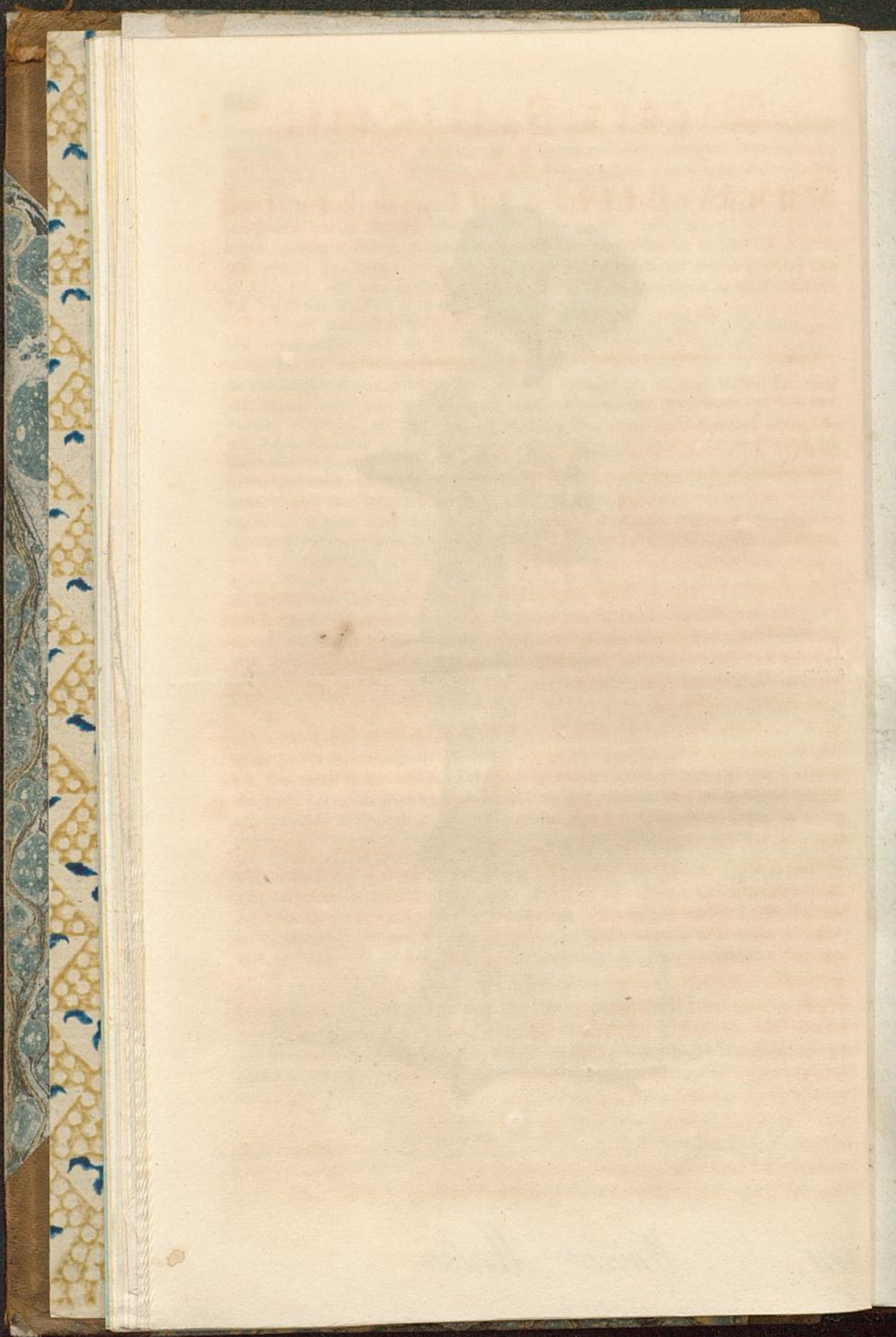
ntin. Gut von



*P. St. Del.*

*F. Stober sc.*







# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 6. July 1822.

81

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey K. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 35 fl. halbjährlich und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## O t t i l i e.

Von Caroline Baroninn de la Motte Fouqué, geb. Baroninn von Briest.

(Fortsetzung)

„Zuverlässig!“ betheuerte der Engländer. „Beym Himmel,“ setzte er hinzu „das war ein fihlicher Tag! so einen vergift man nicht. Neugier und vielleicht was Besseres, wie es ein jugendlicher Kopf wohl ausheckt,“ hub er hier erzählend an, „hatte mich im Jahre neunzig nach Frankreich gezogen. Die Gährung in dem Lande sollte manche keimende Idee in mir entwickeln. Doch bald ekelten mir der bodenlose Unsinn, die nachhaffenden Fragen, und die rohe Blutgier dieser Tigerkaken, an. Ich wandte der Thorheit den Rücken. Auf der Grenze nach Deutschland ward ich durch einen Bauernschwarm aufgehalten, der sengend und schlachtend von Schloß zu Schloß stürmte die Adlichen zu ermorden. Ein Reisewagen war diesen Horden stets die Aufforderung zu neuer Gewaltthat; und da sie in jedem einen flüchtenden Landsmann vermutheten, so entging man ihrer Wachsamkeit um so weniger, wenn diese aufgeregt war. Ich sahe bald, daß hier nichts auszurichten sey und folgte den Ungestümen willig zum Maire, bey dem mich meine Pässe, vom Directorium ausgefertigt, legitimiren mußten. Ehe es aber so weit kam, mußte ich mir's gefallen lassen, als Gefangener in einer armseligen Bauerhütte zu übernachten. Man ist in solcher Lage eben nicht zum besten aufgeräumt. Die Galle überließ mich denn auch wohl und ich stieß, trotz meines natürlichen Gleichmuthes, ein paar derbe englische Flüche im Hineintreten in das elende Stübchen aus. Meine Begleiter hießen mich ruhig seyn, und gingen, nachdem sie Sorge für die Bewachung des Hauses getragen hatten, an die Arbeit, meinen Wagen und das darin befindliche Gepäck zu durchsuchen und zu plündern. Kaum hatten sie uns indeß verlassen, als sich die Gardine eines verhängten Alkovens öffnete und eine Frau in ärmlicher Tracht, groben Holzschuhen und mit schlechten Tüchern umwundenem Kopf heraustrat, mich einen Augenblick unschlüssig ansah, dann aber schnell, als habe sie keine Minute zu verlieren, in gutem Englisch ausrief: „Retten Sie mich und mein neugebornes Kind. Ich bin die Gattinn



eines Ihrer Landsleute, der in Lyon sein Leben verlor. Mein Vaterland ist Schweden. Dahin war ich auf dem Wege, als meine Reise, wie die Ihrige, durch jene Barbaren unterbrochen ward und ich beraubt und verlassen hier Zuflucht suchte. Die Bewohner dieser Hütte nahmen mich auf und verbargen mich großmüthig. Allein, unmöglich kann ich in so elender Lage, vor Mangel und Erschöpfung umkommend, länger verweilen, deßhalb stehen Sie nicht an, geben Sie mir den Mantel, der lose und überflüssig auf Ihren Schultern hängt, ich hülle mich hinein und gelte für einen Diener Ihres Gefolges. Kommen Sie! mit einer Hand voll Gold besänftigt man hier Löwen und Tiger, und zuverlässig haben Sie daran keinen Mangel." Ich hatte nicht Zeit, ihr meine Überraschung auszudrücken. Sie bediente sich sofort des Mantels, wickelte mit einem Arm ihr Kind hinein, ergriff mich mit dem andern, und führte, mit Hülfe meines Geldes, so gut das Wort bey der Wache draußen vor der Thür, daß wir diese in Kurzem hinter uns hatten, und in einem kleinen Gebüsch, innerhalb einer schmalen Thalbreite, still stehen und Rücksprache über unser weiteres Fortkommen nehmen konnten. Ich ward hier zuerst mit Unruhe gewahr, daß die kräftige Entschlossenheit meiner kühnen Gefährtin keineswegs durch eine rüftige Natur unterstützt ward. Diese schien der mannigfachen Anstrengung erliegen zu wollen, so sehr drückte sich Ohnmacht und krankhafte Schwäche in dem Bittern und plötzlichen Zusammenfallen des zarten Körpers aus. „Wohin" fragte ich besorgt, „haben Sie sich verirrt, arme Unglückliche? In dieser Wüste, von allem weiblichen Beystände entfernt, was hoffen Sie für sich und Ihr hilfloses Kind?" Sie raffte sich augenblicklich zusammen. „Nicht verzweifelt, mein Herr," sagte sie, und mit scharfem Blick von einer kleinen Anhöhe im dämmernden Sternenlicht umhersehend fragte sie: „Von welcher Seite sind Sie gekommen?" Ich suchte mich durch den Stand der Gestirne zurechtzufinden, und bezeichnete ihr die Richtung, so gut ich es vermochte. „Das hab ich mir gedacht!" rief sie aus. „Nun nur getrost weiter! Irre ich nicht, so stürmt die wilde Jagd nordwärts nach einem nachbarlichen Schlosse hinauf. Mit Ihnen wird man weiter keine Eile haben," setzte sie hinzu. „Ihrer glaubt man sich gewiß; und sind anders Ihre Leute treu, so erreichen wir ohne Hinderniß Wagen und Pferde, die hier herum halten müssen." „Und wahrhaftig," fuhr der Engländer fort, nachdem er schnell ein Glas Eis ausgelöffelt hatte, „wahrhaftig sie hatte Recht. Wir fanden, was wir suchten. Ohne uns lange zu besinnen, flogen wir auf der Straße nach Deutschland fort. Noch in der Nacht gelangten wir an die Ufer des Rheins. Schweigend hatte die erschöpfte Mutter mit ihrem schlummernden Kinde an meiner Seite gefessen. Als wir jetzt über den Strom schiffen wollten, sagte sie mir mit bebender Stimme: „Jenseit — lassen Sie das Kind taufen! — Ottilie muß es genannt werden — und —" Sie hielt inne. Ich bemerkte, daß ihre Kräfte nicht ausreichten, und trug sie mit Hülfe meiner Leute in das Fahrzeug. Auf der Überfahrt schien sie sich zu erholen. Sie dankte mir, sie gerettet zu haben, zog dann aus dem Futter ihres grobgestalteten Rockes ein Packet Papiere heraus, welche sie mir mit der Bitte einhändigte: diese Bancnoten sowohl als das unglückliche Kind, der nähern Bezeichnung gemäß, welche ich hier finden werde, nach Stockholm zu schaffen, im Fall der Tod sie überraschen sollte." Sir Anderson schwieg einen Augenblick. Robert sah gespannt auf seine geschlossenen Lippen. „Er überraschte



„Sie wirklich,“ fuhr jener fort. „Als wir auf deutschem Grunde und Boden angekommen waren, ich für ein bequemes Unterkommen gesorgt, ein Geistlicher der kleinen Ottilie den Segen erteilt hatte, und Noth und Gefahr beseitigt schienen, rief die Mistress mich an ihr Bett, und, indem sie die fieberglühende Hand auf die meine legte, sagte sie: „Bester Sir, ich muß Sie für einen Böthen des Himmels ansehen, der mir in meiner Noth gesendet ward! Ich will Sie auch dafür halten, und Ihnen den Auftrag geben, das Kind statt meiner nach Schweden zu bringen. Sie werden meiner Familie dort alles sagen, was geschehen ist.“ — Sie drückte meine Hand ohne weiter reden zu können. Nach einer Weile hub sie auf's neue an: „Es ist schlimm, daß ich Ihnen nicht früher erzählte — jetzt ist es so weitläufig — ich kann mich nicht genau besinnen — morgen, morgen,“ setzte sie beruhigt hinzu. Ich verließ sie auf einen Wink des Arztes, der herbeugeholt ward. Der morgende Tag kam. Ich saß wieder an ihrem Bett. Sie sah mich mehrmals ängstlich an. „Die Kleine“ — stammelte sie unverständlich, „das Kind“ — „Soll zu den Jhretigen? nach Schweden?“ ergänzte ich. Sie schüttelte den Kopf, indem sie mit großer Anstrengung ausrief: „Ja, ja! aber —“ Es folgte noch etwas, das beynaher Klang, wie: „Nicht bleiben. Sie ist nicht —“ Ich bemühte mich vergebens, Zusammenhang hineinzubringen. Nach einigen Tagen starb sie in gänzlicher Bewußtlosigkeit, und es ist immer unenträthsel geblieben, was jene Worte sagen wollten. Denn auch in Stockholm, wohin ich, in Begleitung einer deutschen Wärterin, mit der kleinen Ottilie reiste, konnte ich von den betrubten Anverwandten nichts erfragen, was uns Aufschluß gegeben hätte.“

„Also dennoch eine geheimnißvolle Erscheinung, diese schöne Gräfinn,“ sagte Robert, indem er diese mit immer steigender Theilnahme aus der Ferne betrachtete.

„Geheimnißvoll!“ entgegnete der Engländer überhinfahrend, „keineswegs! Sie ist das Kind wohlbekanntere Altern, die Witwe eines Großen ihres Vaterlandes, Name und Vermögen wohl begründet, alles liegt am Tage und nichts bleibt hier dunkel, als die verworrenen Äußerungen einer Fieberkranken, die schon mit dem Tode davoneilend, aus unbekannter Ferne redete. Freylich gestaltet sich dergleichen in einem jungen Gehirn abenteuerlich genug, auch fehlte es der abergläubigen kleinen Schwedinn nicht an Veranlassung, sich ein Gewebe von Ahnung und Hypothesen zusammenzuspinnen, an denen ihre Phantasie krankt, wenn sich gleich der Leichtsinns darüber wegsetzen möchte.“

„Sie tanzen nicht?“ fragte hier der Vicomte Fierville, ein junger Mann, von hübschem Außern, indem er sich nachlässig neben Robert an die Wand lehnte. Er war Ottiliens Gefährte in den zierlichen Windungen des eben beendeten Contretanzes gewesen, und folgte noch mit den Augen den leichten Schritten der holdseligen Frau. Robert antwortete zerstreut und befangen, ohne seine Gedanken von dem, was er eben erfahren, abzulenken. In dieser Befangenheit wandte er sich, Sir Anderson unter den Arm fassend, bald von jenem unwillkommenen Störer ab, weitere Erkundigungen über den interessanten Gegenstand einzuziehn.

Ziemlich hörbares Lachen und Flüstern folgte ihm. Mehrere junge Franzosen waren zusammengetreten und ermangelten nicht, den lakonischen Fremden zu bespötteln.



Robert besann sich im selben Augenblick. Die Frage, welche ihm auf der Zunge schwebte, stockte. Er trat zurück, in der Absicht zuerst durch alle Anmuth seiner Sitte, welche ihm zu Gebote stand, das frühere Versehen vergessen zu machen, sodann aber eine Veranlassung zu suchen, jene unberufene Lacher zum Schweigen zu bringen.

Sir Anderfon drückte ihm leise den Arm, indem er den seinen herauszog, und, als lese er in seiner Seele, zur Seite trat, ihn ferner machen zu lassen.

Allein er hatte nicht berechnet, daß Roberts Fassung auf die härteste Probe gesetzt werden sollte, indem dieser mit großer Entrüstung die Gräfinn von den Übermüthigen umgeben, mit dem Vicomte gemeine Sache machend, erblickte. Sie wollte fast vergehen vor Lachen und schien durch tausend launige Einfälle den Wiß ihres Verehrers noch zu erhöhen.

Gekränktes Selbstgefühl nimmt dem Manne nichts von seiner Würde, wenn im Gegentheil entflammte Eitelkeit ihn oft lächerlich macht. Robert gewann sogleich die besonnene Haltung wieder, welche ihm allein helfen konnte, seine Gegner zu entwaffnen. Vertraut mit allen Künsten verführerischer Anmuth nähete er der Gräfinn, suchte leise und bescheiden das Wort zu gewinnen, und war mitten im Gespräch und Herr desselben, ehe es Einer noch wagte, sein rasches Vordringen zu hemmen. Ottilie gefiel sich in dem kleinen Wettkampf, in welchen sie sich unversehens verstrickt sah. Worte flogen wie Pfeile an einander hin, die verwunden ohne zu schmerzen. Geschickt war man endlich in dem Krieg der Meinungen auf die Theorie des Tanzes gekommen. Robert ließ sich mit spöttelnder Kälte über einen Gegenstand aus, welcher gleichsam unter ihm, der Beachtung nicht eben werth sey. Die jungen Franzosen bissen sich in die Lippen. Ottilie schlug verlegen erröthend die Augen zu Boden. „Es ist vielleicht,“ nahm Robert mit seiner schönen tiefen Stimme das Wort, indem er stolz und gleichgültig umhersah, „es ist vielleicht nur wenig zu meinem Vortheil, wenn ich so geringachtend von einer Kunst rede, in welcher wir Deutsche mehr durch Natur als Übung Meister sind.“

Er schwieg, als von einer zu bekannten Sache, um noch etwas hinzusetzen zu müssen. Jene glaubten, nicht recht gehört zu haben. Auch Ottilie sah ihn zweifelhaft an. Er begegnete ruhig ihrem Blick, der in ein fanftes, dennoch neckendes Lächeln verschwamm, mit welchem sie seine Paradoxen, wie sie sagte, angriff.

Der Ernst seiner Züge erhellte sich auf das Lieblichste, als er mit Wärme zu ihr geneigt, entgegnete: „Welche strenge Richterinn ich auch vor mir habe, so getraue ich mir dennoch, meinen Satz durchzuführen, wenn es mir erlaubt ist, hier von den Grillen augenblicklicher Mode zu abstrahiren und es als Basis meiner Behauptung festzustellen, daß die vielseitigste Bildung einer Kunst, die auf Gewandtheit beruhet, den Meister macht.“

„Zugestanden!“ rief Ottilie lachend, „was folgt daraus?“

„Was daraus folgt?“ wiederholte Robert. „Beym Himmel, daß ich Recht habe. Denn sage mir doch Einer, wer als der Deutsche versteht außer seinem Nationaltanz, dem Walzer, noch eben so, wie der Eingeborne, schottisch, polnisch, spanisch und französisch zu tanzen? Kein fremdes Volk kann walzen, wenn wir hingegen den Tact wie die Grazie jedes ausländischen Tanzes eigenthümlich auffassen.“



„Diese Fertigkeit,“ entgegnete der Vicomte Fierville, „muß Ihnen erst seit Kurzem in Deutschland gekommen seyn, denn als ich in den Jahren Sechs und Neun dort war, wußte wenigstens niemand von andern französischen Tänzen als die, welche wir sie tanzen ließen.“

Der Doppelsinn des Schlusses durchzuckte Robert schneidend. Doch faßte er sich augenblicklich und, Ottiliens Gegenwart berücksichtigend, begnügte er sich nur einen scharfen Blick auf den Vicomte zu werfen, indem er lächelnd erwiderte: „O unterschätzen Sie unsre Gelehrigkeit doch nicht so durchaus. Was wir Ihnen von daher verdanken, bildeten wir bey wiederholtem Besuch in Paris vollends aus. Und erlauben Sie mir es, schöne Gräfinn,“ fuhr er zu dieser gewendet fort, „so beweise ich dem Herrn, daß ich in keiner Art in den Anfanasaründen jener Unterrichts-Periode stehen blieb.“

Er both hierauf mit dem allerzuversichtlichsten Anstande Ottilien die Hand zu einem Contretanz, der so eben beginnen sollte, und trat in den Kreis, wie Einer, der hier allein den Ton anzugeben hat.

Neugier und Erbitterung riefen von allen Seiten Zuschauer herbey. Der Vicomte, sonst gewohnt, die Figuren mit eigens dazu gebildeter Stimme, in gepreßte herausgestoßenen Commandoworten anzugeben, ward auch jetzt dazu aufgefordert, und der Sessel, auf dem er, selbst nicht mittanzend, in der Mitte des Saales zu stehn pflegte, bereits zu diesem Zwecke an Ort und Stelle geschoben, als sich Robert die Ehre ausbat, das Feld, in welches er sich gewagt, allein behaupten und seiner eignen Stimme folgen zu dürfen. Er neigte sich bey diesen Worten sehr verbindlich gegen den Vicomte, der den Stich empfindend mit eingezogenen Lippen die Verbeugung schweigend erwiderte.

Sir Anderson hatte sich derweil vor alle andere vorgedrängt. Er stand, die Beine fest und breit aus einander gesetzt, mit seiner Uhrkette spielend, da, und sah vergnügt auf seinen jungen Freund, dessen edle Sicherheit ihm Theilnahme und Bewunderung abgewann. „Ach wahrhaftig, sehr gut, sehr gut!“ sagte er ein paar Mal zu den Umstehenden, deren schärfste Kritik nichts gegen Anstand, Maß und Ruhe in den Bewegungen des Fremden aufzufinden vermochten. Und wirklich nahm sich das Paar so besonders schön in dem Wettstreit leichter und edler Grazie aus, daß der begeisterte Anderson rückichtslos sein lautes Bravo ausrief, und zuletzt, beyde Hände auf die Schultern des lächelnden Robert legend, unbefangen sagte: „Sie zeigen, das man aus Nichts Etwas machen kann!“

Er ahnete nicht, daß der kleine Triumph seinen Schübling in Verwickelungen hineinziehen sollte, deren Fäden dunkle Mächte in Händen hielten. Denn kaum hatte Robert die Rennbahn als Sieger verlassen, Ottilie zu einem Sessel geleitet und sie nothgedrungen der Verpflichtung gegen andere, die sie als Wirthinn zu unterhalten gezwungen war, überlassen, als er zurücktretend auf den Vicomte stieß. Beyde maßen sich mit raschem, stehendem Blick. „Sie haben ein Talent entwickelt,“ hub jener ernsthaft an, „das noch auf andere schließen und Ihre Gewandtheit in keiner Art in Zweifel ziehen läßt.“ „Ganz recht,“ fiel ihm Robert hitzig in's Wort, „Sie erinnern mich zu rechter Zeit, daß ich bey Ligny und Waterloo auch fechten lernte, etwas, das ich einem Franzosen nicht erst beweisen zu müssen glaubte.“ „Doch!“ entgegnete Herr von Fierville, „denn ein Schüler muß mehr als eine Probe ablegen, ehe



ihn der Meister anerkennt." „Nun wohl!" rief der Gereizte, „so lassen Sie uns dann einen Gang machen! Ich stehe nicht an, Ihren Zweifel zu lösen." „Da wir," versetzte der Vicomte, „zu diesem Tanz weder Jackelschein noch Geiger und Mittänzer gebrauchen, ein Pas-de-deux sich überdem zu jeder Stunde zusammenfindet, so warten wir wohl besser, bis hier alles aus einander geht und kein zartfühlendes Herz durch allzu große Sorgfalt nutzlose Störung veranlaßt."

„Mich kennt hier niemand," entgegnete Robert, „die Rücksicht ist folglich nur für Sie zu nehmen! Und eben deshalb füge ich mich Ihrem Wunsche. Es gibt Gründe, die niemand so, wie der Gegner, zu würdigen weiß."

„Ha! eifersüchtig!" lachte Fierville. „So schnell gefangen! Beym Himmel! ein gefährlicher Tanz, mein Herr, der Sie unter's Joch brachte. Möge Ihnen der mit mir nicht noch größeres Unheil bringen!"

Er wandte sich mit diesen Worten lachend ab und ließ Robert in einer Stimmung, die es ihm mit jeder Minute um so schwerer ward, zu beherrschen, als der Vicomte alles that, um ihn mehr und mehr zu reizen. Sichtlich verdoppelte dieser von da seine Bemühungen um Ottilien, der er nicht von der Seite wich so sehr sie auch dadurch beunruhigt schien. Ihr ängstlicher Blick schweifte im Saale umher, als suche sie wen, und da ihr unerbittlicher Quälgeist dennoch nicht abließ, sie durch unablässige Mittheilungen gefesselt zu halten, so schützte sie endlich unleidliches Kopfschmerz vor und entschlüpfte der Gesellschaft, welche auf dieses Zeichen aus einander ging.

(Die Fortsetzung folgt)

### C h a r a d e n .

Wird meiner Ersten der Kopf der zweyten zugesellt,

So bin ich ein Befehl, ein Ruf;

Wir bedenken lezten das,

Was meistens nur die Laune schuf;

Ein weiblich Wesen, dem

Vom Süd bis Nord die ganze Welt,

Vom Hirten bis zum Kriegesheld,

Sich solalam unterwirft.

Wir herrschen mit Despotensinn,

Nehmen so mancher Eh' Glück hin.

Das Ganze ist bald groß, bald klein,

Kann wohlfeil und auch kostbar seyn;

Im andern Sinne noch genommen,

Ist's überall wohl liebgewonnen.

M. W.

Der ersten Entbe wen'ge Zeichen

An Zahl und Form der andern gleichen,

Und keine, stehet sie allein,

Wird einer Deutung fähig seyn;

Jedoch zusammen sie genommen,

Ob vorwärts oder umgekehrt,

Wird an den Tag das Ganze kommen,

Das, wenn uns Unheil widerfährt,

Gleich einem gottgesandten Geist

Uns dem Verderben stets entreißt.

Georg August Clafer.



## Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß)

Berlin.

Eine vierte Neuigkeit endlich war vorgestern der langertwarte „Barbier von Sevilla“ von Ihrem Rossini. Soll ich Ihnen eine lange Tirade über Rossini'sche und italienische Musik schicken? Ich werde mich wohl hüten. Ihre Leser haben das längst besser gehört, als Ihr wenig musilverständiger Herr Zwey Stern Ihnen sagen könnte, und drum nur die Thatsache, daß diese komische Oper Rossini's hier zehn Mal mehr Glück gemacht hat (und auch es gewiß verdient), als alle seine hier bekanntern Opern zusammengenommen, daß besonders der erste Act und Mad. Seidler so furoristisch (man verzeihe das Wort!) beklatscht wurden, daß man geglaubt haben sollte, unser Parterre bestehe für dieß Mal aus italienischen Dilettanten. Der zweyte Act gesiel mit Recht weniger. Gleichviel! am „Bräutigam von Mexico“ und am „Barbier von Sevilla“ hat unsere Direction doch nun wieder Nahrung für einige Zeit, und es ist ihr diese um so mehr zu gönnen, da Niemanden ihre Anstrengungen und Bemühungen für's öffentliche Vergnügen entgegen werden, und da die immer noch seit Monaten fortbauende, dürre, große Hitze das Theater, wenn nicht höchst pikante Vorstellungen sind, sehr entvölkert.

Die Sache mit dem zweyten Theater ist nun definitiv beschlossen, und das Privilegium einem gewissen, höchst unbekanntem Manne, C e r f genannt, bewilligt; dieser wird und muß natürlich Actionnairs, Acteurs, Regisseurs, und einen — Director sich anschaffen, und zwar einen Mann von vielem Geist, vielem Kopf, vielem Tact, vieler Localkenntniß, vieler Erfahrung von Wien und Paris her, vielem Geschmack u. s. w.! Wo wohl ein solcher Mann zu haben sey?? Aber die Fama nennt ja den ehemaligen Schauspieler Hrn. B e t h m a n n als gewiß erwählten Director. Ey nun! wir werden's ja erleben. Auf jeden Fall ist dem Unternehmen Glück zu wünschen.

Unser allergnädigster König, der mit nie erhörter Munificenz, mit unermüdetem Eifer alle öffentlichen Bauten betreibt, Alles thut und keine Aufopferungen scheut, was zur wahren Verschönerung, zur reellen Zierde unserer schönen Hauptstadt dient; unser gütiger Monarch, der sich in Chaussees, die Er überall bauen läßt, in Brücken, öffentlichen Gebäuden Seine Monumente setzte, und in den Bauten immer nur das öffentliche Wohl vor Augen hat, hat Berlin wieder eine große, wichtige Zierde geschenkt, indem er für das neue Wachtgebäude nahe der Universität die colossalen Statuen von Bülow und Scharnhorst in cararischem Marmor von unserm Meister R a u c h bilden ließ. Beyde Statuen wurden am Jahrestage der Schlacht von Belle Alliance feyerlich enthüllt, und wie sie ein Meisterstück neuerer Sculptur darstellen, bilden sie, wie schon gesagt, eine der herrlichsten Verschönerungen des täglich an solchen sich immer mehr bereichernden Berlins. Eine kurze Beschreibung dürfte unsern Lesern nicht unwillkommen seyn. Beyde Statuen sind acht Fuß, die Piedestale zehn Fuß hoch. Der Künstler mußte die Helden in ihrer Militärkleidung darstellen, aber durch einen umgeworfenen Mantel wußte er sehr geschickt und meisterhaft die Aesthetik zu retten, ohne die Wahrheit eben zu verletzen, und seinem Thema auszuweichen.

Der General v. S c h a r n h o r s t steht an einen abgehauenen Lorberbaum gelehnt, dessen Wurzel einen neuen, kräftigen Zweig hervortreibt, in der Linken eine Rolle, die Rechte sinnend erhoben. Die Vorderseite des Piedestals zeigt einen Adler. Über demselben eine Tafel, mit der Inschrift aus Buchstaben von vergoldeter Bronze eingelegt: Friedrich Wilhelm III. dem Gen. von Scharnhorst im Jahre 1822.

Die zwente Seite zeigt Minerva lehrend zwischen zweyen aufmerksamen Jünglingen, mit der Linken eine brennende Fackel haltend, ein offenes Buch gleichsam beleuchtend, in welchem man die Namen mehrerer Feldherren liest, welche über Kriegskunst geschrieben haben, und welchen Scharnhorsts Name benngesetzt ist. Der Künstler hat durch dieses Relief die wissenschaftlichen Verdienste Scharnhorsts andeuten wollen.

Die dritte Seite bezieht sich auf die Bewaffnung der Truppen, womit Scharnhorst besonders beauftragt war. Minerva sitzt auf einem Stein, einem Jünglinge die Eisen



an den fertigen dargereichten Lanzenstäben aufsteckend, während ein anderer noch junge Tannen zu neuen Stäben fällt.

Das letzte Relief stellt Minerva dar, welche die neu bewaffneten Krieger in den Kampf führt.

Die Statue des Generals Grafen Bülow von Dennyh steht mit der rechten in die Seite gestemmt Hand, den Mantel erhoben, die linke auf das Schwert gestützt, in der Stellung eines rasch entschlossenen Mannes.

Von den vier Reliefs am Piedestal ist die Vorderseite ganz der der andern Statue ähnlich, die Inschrift in gleicher Form abgefaßt, zeigt den Namen des General Grafen Bülow von Dennyh.

Das Relief der andern Seite stellt eine Victoria dar, welche, indem sie eine siebenköpfige Schlange zu Boden tritt, zwei Lorberkränze emporhält: neben ihr schießt zwischen den Schlängenköpfen ein junges Lorberreis auf. Oben ist die Inschrift *Gr o s s e* *beeren* und *Dennyh*.

Die Rückseite zeigt eine Victoria, Lanze und Lorberkranz in Händen, auf dem Rücken eines Adlers im vollen Fluge. Die unten angebrachten kleinen Thürme zeigen in ihren Inschriften die Namen der ersten Städte der Niederlande und Frankreichs bis Soissons hin, welche das Bülow'sche Armee-corps genommen hatte, und so bey der Schlacht von Laon mitwirken konnte.

Das letzte Relief zeigt eine Victoria in heftiger Bewegung zum Kampfe vorschreitend, in der Rechten die hoch erhobene Lanze, in der linken einen abgerissenen Lorberbaum tragend; neben ihr einen Löwen, welcher mit offenem Rachen zum Sprunge bereit steht. Beydes deutet sowohl die Heftigkeit des Kampfes, als auch die Verbindung mit Englands Heeren bey Belle Alliance an, welcher Name auch hier als Einschritt zu näherer Bezeichnung steht.

Die Zeichnung der Architectur der Piedestale ist ein Meisterwerk des Hrn. geheimen Oberbauraths Schinkel, wegen der äußersten Eleganz und Einfachheit seiner Linien und Verhältnisse. Als Gehülfe und Mitarbeiter des Prof. Rauch an diesem Meisterwerke darf des genialen Künstlers Prof. und Bildhauers Friedrich Tieck's Name nicht unerwähnt bleiben.

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Acacia eburnea. Elfenbeinerne Acacie. Aus Ostindien.
- - tamarindifolia. Tamarindenblättrige Acacie. Von Martinique.
- Abroma augusta. Prächtige Abroma. Aus Ostindien.
- Ekebergia capensis. Vom Cap.
- Limonia trifoliata. Dreyblättrige Limonie. Aus Ostindien.
- Musa coccinea. Scharlachrother Pisang. Von China.
- Malpighia glandulifera. Drüsentragende Malpighie. Von Caracas.
- Piper glaucescens. Graugrüner Pfeffer.
- - medium. Mittlerer Pfeffer. Von den caraisischen Inseln.
- Rudbeckia hirta. Rauhe Rudbeckie. Aus Florida.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.



# Wiener Zeitschrift

für

## Kunst, Literatur, Theater

und

## Mode.

Dienstag, den 9. July 1822.

82

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen Viertel, um 15 fl., halbi, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer Viertel, um 7 fl., halbi, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. den H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### O t t i l i e.

Von Caroline Baroninn de la Motte Fouqué, geb. Baroninn von Briesf.

(Fortsetzung)

„Nun wohl mein Herr,“ sagte Robert, beym Hinausgehen aus dem Zimmer der Gräfinn, dicht an den Vicomte gedrängt. „Jetzt findet länger kein Hinderniß Statt, und da ich morgen diesen Ort verlasse, so —“ „Ich stehe Ihnen zu Befehl,“ entgegnete jener; Sie wohnen hier im Hause,“ setzte er hinzu, „und führen wahrscheinlich mehr als eine Waffe mit sich, vielleicht können Sie mir damit aushelfen, wir gehn sodann augenblicklich an's Werk.“ „Sehr gern,“ sagte Robert, und ohne sich lange zu bestinuen, stog er auf sein Zimmer, Degen für sich und seinen Gegner herbeizuhohlen. Als sie jetzt aus dem Hause traten, fragte Robert: „Wohin aber in aller Nacht?“ „O,“ rief jener, „die Nacht ist die Mutter aller lustigen wie jeder kühnen Abenteuer, sie schützt uns mit ihren Schleyern. Hier gleich,“ setzte er im Weitergehn hinzu, „der öde Hof des alten Schlosses dort bietet uns sehr erwünschten Raum. Nirgend sind wir so sicher vor Lauschern, als in dem Bezirk dieser Mauern.“

Sierville stieß bey diesen Worten an die Thür eines kleinen Seiteneinganges, und als er auch diese, wie das große Thor, verschlossen fand, schwang er sich mit dem Zurufe: „Mir nach!“ über das Gitter. Robert säumte nicht, ihm zu folgen, doch da er eine Stelle gefaßt hatte, die jenseit auf ein Gewinde hoch aufgeschossener Schlingpflanzen führte, so verwickelte er sich im Vorschreiten in diese und mit dem einen Fuß ausgleitend, sank er in's Knie. Der Vicomte wandte sich augenblicklich ihm aufzuhelfen. „Lassen Sie es gut seyn!“ entgegnete Robert, schnell aufspringend, „ich denke, ist der kleine Unfall gleich von schlimmer Vorbedeutung, ich fasse dennoch festen Fuß.“

Sie waren hier seitwärts hinter einen Vorsprung des Gebäudes in eine Art kleine Halle oder Zwischenhof getreten, der einsam und versteckt ein längliches Viereck bildete, das, außerhalb wenig bemerkt, ihr Vorhaben verdeckte. Thüren und Fenster des Gebäudes, die hier hineinsahen, waren vergittert



und verschlossen. Jahre hindurch mochte keines Menschen Fußtritt diese Steine berührt haben.

Fierville sah noch einmal umher, als Robert schon seinen Mantel abgeworfen, in gemessener Entfernung, den Degen in der Hand, zum Ausfall bereit stand. „Hörten Sie nichts?“ fragte jener, Augen und Ohr gespannt nach der schwärzlich eingerotheten Thür gerichtet. „Nicht das Mindeste,“ versicherte Robert. „Und wenn auch! niemand, denke ich, wagt sich zwischen zwey bloße Schwerter.“

„Wohlan,“ versetzte der Vicomte, bereits zum Kampfe ausgelegt. Dieser begann zuerst ruhig und besonnen, als aber Beyde sich gemessen, und das Blut in schnellem Umtriebe, heiß, nach Brust und Stirn drängte, Blick in Blick sich entzündete, das Herz schwieg und die herbe Gier allein noch sprach, kannte beyder Ungestüm länger keine Grenze. Blind gegen alles, was um sie vorging, drangen sie immer wüthender auf einander ein, bis plötzlich mit Roberts Fall ein heller Schrey in Fierville's Rücken diesen aufschreckte. Kalter Zugwind, wie aus tiefer Gruft, wehete ihn aus der offen stehenden, dunkeln Schloßthür an. Eine Gestalt, bleich und schattenartig, eine halberfüllte Laterne im übergeschlagenen Mantel tragend, erschien in dieser, darauf mit der Hand die leidigen Ruhestörer abwehrend, verschwand sie, die Thür fiel hinter ihr zu, jener Schrey, in tiefes, jammervolles Achzen verschwimmend, wiederholte sich, und als der Vicomte das Auge nach dem Schalle umwandte, rauschten leichte Tritte über die Quatern, die Gräser säuselten, als streife ein faltiges Seidengewand über sie hin.

„Hülfe!“ stöhnte der Gefallene. „Ich verblute,“ der Stoß ging unter der Brust dicht an's Herz hin. „Um Gottes willen!“ entgegnete Fierville, indem er auf Robert zustürzte und vergebens versuchte, ihn von hier wegzuschaffen.

„Wo? Wo?“ rief hier eine Stimme, welche der Vicomte für den herzweilenden Engländer erkannte. „Verdammt!“ sagte dieser, seinen jungen Freund bleich und entseelt am Boden findend. Gewandt und kräftig hob er ihn ohne weiters auf und trug ihn, in stummem Ingrimme nach der Schwelle des großen Thores, wo er ihn sanft hinlegte, bis es ihm gelang die Pforte zu öffnen und den Ohnmächtigen nach dem Gasthose zu schaffen.

Tief erschüttert war Fierville ihnen gefolgt. Er dachte nicht an sich und die Gefahr, welche der unglückliche Ausgang des Zweykampfes für ihn haben konnte. Seine Brust war durch eine geheime, unverstandene Gewalt krampfhaft zusammengedrückt. Dumpf und gedankenlos stand er, den bloßen Degen noch in der Hand, in den Fugen der Steine damit hin und her kragend, das Auge in das bodenlose Grau der Nacht hineinstierend, als rasselnd ein Wagen aus dem Thor des Gasthofes rollte und es wie ein Traum in des Vicomte Seele fiel: das war Ottilie! sie ist fort!

3.

„Sie ist fort!“ sagte andern Tages der Kellner, als er im Hausflur stehend, der geschäftigen Madame Thibaut zusah, wie sie ihr lustiges Linnenhäuschen in der Straße aufschlug. „Wer, Madame Thibaut, wird Ihnen nun die runden Törtchen abkaufen, und Abends die Limonadenbecher immer auf neue wieder füllen lassen? Wahrhaftig unsre Sonne ist untergegangen,“ schloß er mit einem Seufzer hinzu.



„Ja, sagen Sie mir, ich bitte Sie,“ entgegnete die geschäftige Frau, ohne die oft täglich wiederholte Arbeit zu unterbrechen, „sagen Sie mir, was ist das? Ich habe schon so etwas murren hören, denn der Vorfall macht überall Lärm. Erst getanzt und gesprungen, und dann auf und davon in Nacht und Nebel?“ „In Nacht und Nebel,“ erwiderte jener. „Haperte es etwa damit?“ fragte Madame Thibaut, in dem sie die Bewegung des Geldzählens mit den Fingern machte. „Gott bewahre!“ rief der Kellner voll wegwerfender Verachtung gegen so gemeinen Argwohn aus. „Königlich hat sie die Leute im Hause belohnt,“ setzte er hinzu. „Königlich! und mit vollen Händen das Gold ausgestreut, um nur schneller fortzukommen.“

„Und Alles, weil sie das Licht drüben sah?“ fragte jene. „Wer weiß das!“ entgegnete der Kellner, ungläubig mit dem Kopfe schüttelnd. „Nun, ich weiß es nicht!“ versicherte Madame Thibaut, „allein was die Leute erzählen, paßt gut zu der Geschichte von der Prophezeung. Ihr versteht mich Freund, Demoiselle Babet wußte artig hier unter dem Thore mit gewissen jungen Herren zu plaudern, und die Lust trug dann so Eins und das Andre zu der alten Thibaut hinüber, was sie nicht vergessen hat.“

„Om!“ lächelte der Kellner, von der angenehmen Erinnerung geschmeichelt, „es plaudert sich viel in den Tag hinein. Häuser lassen sich just auf dergleichen nicht bauen.“

„Häuser,“ wiederholte jene, indem sie das frisch Gebäckene zierlich auf den saubern Tüchern ordnete, „Häuser nicht, aber doch ein Brückchen, das weiter führt. Es ist zum Beispiel doch immer sonderbar genug, daß niemand seit fünf und zwanzig Jahren die Fenster dort im Schlosse erhellte sah und daß —“

Der Wirth rief hier den Kellner mit lauter, bewegter Stimme ab. Sogleich flog dieser zum Hause hinein, und gleich darauf mit einem Satz über die Straße eilig fort. Mehrere Personen, unter denen sich Louis und später Sir Anderson befanden, erschienen an der Thür und sahen ängstlich nach jemand Erwarteten aus. Bald darauf kehrte der Kellner in Begleitung eines Arztes zurück. Jener war ganz außer Athem und schien in großer Unruhe über den Gegenstand seiner Sorgen geredet zu haben. Der Arzt schüttelte den Kopf, stand ein paar Mal still und ließ sich das eben Gehörte noch einmal wiederholen. Er schritt darauf jedes Mal schneller zu. Im Hineintreten in das Haus hörte Madame Thibaut ihn sagen: „Wenn der Unfall wiederkehrt, ist er verloren!“

„Ist wer drin krank bey unserm Wirthe, Gambault?“ fragte der Advocat Bilandei, der die Geschäfte des Tages mit einem kleinen Frühstück, bey der guten Dame Thibaut zu öffnen pflegte. „Herzlich krank,“ erwiderte diese, „aber man darf es nicht wissen, lieber Herr Advocat, wie man vieles nicht wissen darf, eine Ehrensache,“ setzte sie leise und bedeutend hinzu. Der hejahrte Mann lehnte sich nachdenklich an den Pfosten der Bude, während er, die fein überpuderten haarlosen Scheitel nicht zu verwischen, den Hut unter dem Arm hielt, und mäßig und besonnen das kleine Törtchen verzehrte. „Werden Sie es glauben,“ hub seine alte Freundin wieder an, „drüben vor dem Hotel der Frau Marquise in dem wüsten Vorplaze haben sie sich geschlagen, Blut ist auf's neue dort gestossen. Mir schauderte, als ich's hörte. Alle die entsetzlichen Auftritte standen wieder vor meiner Seele! Sie haben es so arg getrieben,“ fuhr sie erzählend fort, „daß man das Klirren der Degen, das



Rufen und Stampfen auf den Steinen im Schlosse selbst gehört hat. Der alte Blaise, denn niemand als er kann es gewesen seyn, der alte Blaise erschien darauf mit einem Lichte in der Seitenthür! Grau, wie ein Gespenst, hat er ausgesehen, und Alles ist vor ihm geflohen."

"Auch die fremde Gräfinn, welche, wie sonst, wohl Abends ver mummt die Straße mit ihrem Föfchen durchzog, lief schreyend davon, als der Alte erschien. Die Neugier hatte Mehrere herbeygezogen, wie sich das von selbst versteht, wenn man zwey Brauseköpfe, mit einander eifernd, über Mauern und Gitter springen und sich in einen verrufenen Winkel verlieren sieht; sie Alle erzählen nun Wunder davon! Und was sagen Sie, lieber Herr," fuhr Madame Thibaut, zutraulich ihre Hand auf des Advocaten Schulter gelegt, fort, „was sagen Sie, daß der kleine Zugvogel wirklich diese Nacht aufflog und verschwunden ist?"

„Wahrhaftig, Madame Thibaut," entgegnete jener, „ich sage nichts! Die Welt geht ihren Weg! Man verrechnet sich nicht, wenn man sie gehen läßt, wie sie kann, ohne ihre Schritte messen zu wollen."

„Gut, gut, Herr Bilandei," lächelte die erfahrene Frau, „Sie waren immer von den Gemäßigten und ließen Andre rennen, derweil sie ihren Platz einnahmen. Sie sehen weiter, Herr Bilandei, als Sie's den Leuten glauben machen möchten; aber ich weiß doch, daß unsere Gedanken einander begegnen."

„Glauben Sie?" sagte der ruhige Mann, indem er, durch Gewöhnung und Grundsatz langsam in seinen Bewegungen, den Geldbeutel vorsichtig öffnete, und genau so viel herausnahm, als er bedurfte, die bescheidene Zehrung zu bezahlen. „Guten Morgen, Madame Thibaut," sagte er darauf, nachdem er die Börse wieder eingesteckt, und die zimmetfarbenen Marseiller Handschuh behutsam überzogen hatte, „ich gehe nun an die Arbeit, die Papiere der Frau Gräfinn zu ordnen, einen Auftrag, mit dem sie mich beehrte."

„Ihre Papiere?" rief die lebhafte Frau. „Oy mein Gott, bester Herr! was ist das nun wieder? wie kommt die Dame dazu, gerade Sie zu wählen?"

„Warum auch einen andern, Madame Thibaut?" lächelte der Advocat. „Es ist so wenig Grund hierzu, wie zu dem bereits Geschehenen. Der Zufall leitet dergleichen!"

„Ah! bah! der Zufall! Ich denke, Herr Bilandei, die Rückkehr der Bourbons hat uns wieder eine Vorsehung gegeben, über die selbst die alten Schelme von Spötter nicht lächeln. Zum Henker, Herr Advocat, man kann viel schwatzen, aber ein einziges Wort ist oft zu viel. Zufall, Gott vergebe Ihnen den Ausdruck!"

„Werden Sie nicht böse!" bedeutete sie jener. „Wir werden sehen, wer der Vorsehung mehr vertraute, meine gute Frau, Sie oder ich?"

Er grüßte höflich und wandte sich nach dem Gasthose. „Ein Wort! Herr Advocat, ein Wort!" rief ihm seine alte Freundin, ein paar Schritte in die Gasse hinausstretend, nach. „Oy mein Gott, Herr Bilandei," fuhr sie fort, als dieser, ihrem Rufe folgend, wieder vor ihr stand, „ich hoffe nicht, daß Sie die kleine Erinnerung übel genommen haben?" Der Advocat schüttelte lächelnd den Kopf. „Nun wohl," fuhr sie fort, „so gehen Sie nicht so weg, ohne mir gesagt zu haben, wie Sie zu der kleinen Gräfinn kamen, und was sie mit Ihnen will?"



„Wie ich zu ihr kam? was sie mit mir will?“ entgegnete jener. „Die einfachste Sache von der Welt, Madame Thibaut. Die Reichen dieser Erde tragen eine Last mit sich herum, die sie nicht allein schleppen können. Sie legen sie auf fremde Schultern, die in ihrem Joche ziehn. Geld, und alles, was daran hängt, meine gute Frau, ist eine Art Unrath, mit dem sich feine und vornehme Finger nicht gern befassen. Leute meines Schlages müssen ihnen dabey behülflich seyn. In fremdem Lande besonders stößt man leicht auf Schwierigkeiten. Mein Name ist der Gräfinn noch aus den Brieffschaften ihres Vaters bekannt, dessen Geschäftsführer ich während seines Aufenthaltes in Lyon war.“ „So ist sie eine Französin?“ unterbrach ihn Madame Thibaut. „Engländerinn, so viel wir wissen,“ verbesserte Herr Bilandei. „Der Vater kam übers Meer nach Lyon und machte sich dort ansässig. Die Mutter flüchtete während der blutigen Auftritte, die ihrem Manne das Leben kosteten, hieher zu mir. Sie hat dieß Kind wenige Stunden von hier geboren, wie ich später erfuhr. Als sie mich verließ, hatte ich keine Ahnung ihres Zustandes, doch wir Männer sind in so etwas blind.“

„Herr Bilandei!“ rief hier seine gespannte Zuhörerinn „Herr Bilandei! was fällt Ihnen bey der unerwarteten Niederkunft ein? Das Kind! das wiedergefundene Kind der unglücklichen Mutter. O ich sehe alles so deutlich —“

„Freylieh, gute Frau,“ versetzte der Advocat, „bey einer Niederkunft denke ich zugleich an ein Kind, und bey diesem, das ich gleichsam aus den Wellen der Zeit unerwartet hier wiederfand, fällt mir auch die Mutter ein, die eine beherzte, gute Frau war und, sehr unglücklich, denn sie folgte ihrem Mann aus Liebe hieher nach Frankreich, wo sie großes Herzeleid durch den Tod des guten Sir Selidey erlitt und deßhalb die Überfahrt nach ihrem Vaterlande auch nicht erlebte?“

„Herr Bilandei!“ warnte Madame Thibaut, ihm mit dem Finger drohend, „Herr Bilandei! Wer Sie nicht besser kannte! Sie wollen mir Ihre Gedanken verbergen! Aber ich weiß, was Sie mir bey Gelegenheit der Prophezeung —“

„Wie man doch seine Zeit auch so verschwaken kann!“ sagte der Advocat, nach der Uhr sehend. „Oy Madame Thibaut, Madame Thibaut, Sie werden doch niemahls alt! Bey Ihnen vergißt man immer noch die übrige Welt! Nun guten Morgen! guten Morgen!“ rief er schnell davon eilend.

„Alter Fuchs!“ brummte sie zwischen den Zähnen. „Aber geh nur, geh! du kommst mir doch früh genug wieder! denn niemand hörte deinen Geschichten seit den lieben langen Jahren so willig zu, wie ich, und endlich beichtest du doch Alles, womit du jezt so heimlich thust!“

(Die Fortsetzung folgt)

### Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Ende Juny 1822.

Zuerst noch einige Worte über die Zeit, welche der uns so herzlich willkommene Jean Paul hier bey uns zubrachte. Fast noch nie wurde ein Schriftsteller hier mit so allgemeinem und warmen Interesse aufgenommen. Es war erfreulich, zu beobachten, mit welchem Enthusiasmus sich Unzählige aus den mittlern und selbst den niedern Ständen an ihn drängten, denn dieß zeigt, wie allgemein verbreitet hier wahre Bildung



ist, und es mußte dem edlen Mann selbst rührend seyn, wie Viele ihm so herzlich und glühend für den segensvollen Einfluß dankten, welchen seine Schriften auf ihren Sinn und ihre ganze Bildung gehabt hatten. Welchen schönern Lohn könnte sich der Genius wohl wünschen! Oft mußte aber wohl auch das Andrängen so vieler fremden Menschen dem bescheidenen Manne lästig werden, zumal da man es vielen anmerkte, wie sie nur auf seine Worte lauschten, um sich witzige Einfälle daran zu erobern, welche sie nachher eitel wiederholen könnten. Gegen solche wußte nun der Humoristiker auch trefflich seine Laune zu gebrauchen und schickte sie oft theils mit so kurzen, theils so absichtlich platten Antworten nach Hause, daß sie vergeblich strebten, eine tiefere Bedeutung hineinzulegen, deren sie sich prahlend hätten rühmen können. Überhaupt war er für Männer, welche ihn nicht besonders interessirten, viel schwerer zugänglich, als für Frauen, mit denen er im Allgemeinen sich weit lieber unterhält. Er zog auch unter ihnen die recht einfach natürlichen, die sich nur durch zartes Gefühl und lebendige Phantasie auszeichnen, am meisten vor. Gibt es doch keinen Schriftsteller, welcher alle verborgnen Falten und leisesten innern Klänge des weiblichen Herzens so studiert hätte, wie Jean Paul. Kein Wunder also, wenn auch hier die Frauen es waren, welche diesem ihren Liebling am lebhaftesten huldigten, und wenn manche Männer mürrisch wurden über die Auszeichnung, welche er dem zarteren Geschlecht schenkte. Die sinnigsten Blumen Gaben wurden ihm dafür gespendet, die zartesten kleinen Gedichte, die lieblichsten Phantasiegebilde, leise hingezeichnet von sanfter Frauenhand, umgaukelten gleich bunten, glänzenden Cotibri's den Rosengarten seines hiesigen Lebens, ernstere Kunstgenüsse ertönten dazwischen durch, wie hinziehende Echo Klänge aus frühen Jugendträumen und Dichtervisionen. Die sonnenklarste, herrlichste Witterung begünstigte zugleich seinen Aufenthalt. Sein Lieblingsspaziergang früh war unser in Blumensülle prangender Palaisgarten; Abends verweilte er sehr gern auf unserer schönen Terrasse und betrachtete von da aus den Untergang der Sonne mit dem goldenen Widerschein auf den Fluten der Ebe und den Wölbungen der Brücke, und den Purpurglanz der Gebirge. Sonntags war er am liebsten an denen Orten, wo sich die Menge scharenweise hindrängt, die Volksgruppen da zu beobachten, freute ihn. In seinen Gesprächen herrscht jetzt neben der Wärme des Gefühles, der herzlichsten Gutmüthigkeit und einer süddeutschen traulichen Naivetät, am meisten der Hang zum Humoristischen, der auch in allen seinen neuern Werken vorwaltet, er ist überhaupt völlig Eins mit seinen Werken, und wer ihn kennt, der fühlt, wie auch in diesen alles natürlich ist und ungesucht, oft aber auch ungewöhnt, aus der Fülle seines reichen Geistes hervorströmt. Nur selten ist jetzt noch in seinen Gesprächen ein Anklang jener erhabenen, sehrgleichen Begeisterung, welche uns in seinen frühern Werken so sehr entzückt, man kann wohl bemerken, daß sein Inneres noch bisweilen davon durchglüht ist, aber dann versinkt er in sinnendes Schweigen. Gern spricht er über wissenschaftliche Gegenstände, am meisten über Heilkunde, die er gründlich versteht, Magnetismus und Physiognomik. Höchst interessant ist es, ihn über bildende Kunst sprechen zu hören; fern von allem Schulgeschwätz spricht er hier einzig nach angeborenem Gefühl, welches aber so richtig, so feinsinnig und durchdringend ist, daß es andern zum Gesetz werden könnte, indem er immer bescheiden hinzusetzt: er verstehe nichts davon. Eines der heitersten Feste, die ihm gegeben wurden, war ein frohes Mahl in den Sälen des blauen Sternes, wo sich die ausgezeichnetsten hiesigen Gelehrten, unsern würdigen geistvollen Oberhofprediger D. Ammon an ihrer Spitze, vereinten, um den lieben Fremden gastlich zu bewillkommen. Ein Lorbeerfranz, reich umwunden mit Immortellen, wurde ihm da gereicht im Namen unsers sinnigen Professor Haffe, welcher im blauen Stern wohnt, aber durch Berufspflichten abgehalten wurde, dem Fest beizuwohnen, ein Gedicht begleitete den Kranz. Alle Feste zu erwähnen, die ihm zu Ehren veranstaltet wurden, ist unmöglich, eines, welches ihm besondere Freude zu machen schien, war ein Abend bey Friedrich Kuhn, wo die heiterste Gastfreundlichkeit herrschte und der Geburtstag seiner abwesenden theuern Gattinn recht schön und rührend gefeyert wurde. Der Nachruf, welchen derselbe gemüthvolle Dichter an ihn richtete und in unserer Abendzeitung bekannt machte, ist zu schön und sinnig, als daß er nicht auch in Ihrer Kaiserstadt sollte schon gekannt



und gelesen seyn. Eine der zartesten Huldigungen war eine Überraschung, welche Jean Paul am letzten Sonntagmorgen, den er hier verlebte, gemacht wurde. Er wohnte in einem Gartenhaus, hier wurde ihm vor seinen Fenstern früh um fünf Uhr eine Morgenmusik gebracht, welche wie ein Sommernachtsstraum in seinen Schlummer hineintönte. Zu den Chören der erwachenden und jubelnden Vögel gesellten sich erst ernst und feyerlich, gleichsam wie eine fromme Morgenhymne singend, die vereinten Klänge von Pedalharte und Waldhorn; als dieß Gebet, in der Poesie der Luft gedichtet, verhallt war, überließen sich beyde Instrumente ihrem romantischen und phantasievollen Charakter und schienen nun in Tönen ein Bild zu weben von den verschiedenartigen Werken des Dichters, bald schwangen sie sich, süßlich leidenschaftlich, durch alle Gefilde der Phantasie, bald verschmolzen sie in süßer Innigkeit ihre reinen Klänge, bald überließen sie sich muthwillig der neckendsten Laune, einander antwortend und lockend, bis sie endlich ein kräftiges und freudiges: *Lebe hoch, lebe wohl und vergiß uns nicht!* auszusprechen schienen. Wer nicht den Zauber dieser beyden vereinten Instrumente kennt, wenn sie meisterhaft gespielt in der reinsten Morgenluft und Sonntagstillte ertönen, der kann sich keinen Begriff von der überirdischen Wirkung dieser Musik machen. Am letzten Tage von Jean Pauls Hierseyn brachte er noch einige sehr frohe Stunden in dem schönen Villniß zu, wo ihm die Freude wurde, noch eine zufällige Unterredung mit unserm sinn- und geistreichen Prinzen Johann zu haben. Zum Abend hatten ihm viele seiner Freunde ein reizendes Fest auf der Brühlischen Terrasse bereitet, Kränze und Opferflammen und, was besser ist, treue liebevolle Herzen, harrten seiner, leider aber vergebens, durch empörende Zudringlichkeit wurde er in seinem Zimmer bis spät in die Nacht zurückgehalten und so seine unendliche Gutmüthigkeit noch zuletzt auf eine recht harte Probe gesetzt. Am 12. Juny verließ er Dresden, von unsern besten Wünschen begleitet.

Spon t i n i reiste hier durch, leider konnte er keine Aufführung einer italienischen Oper hier hören, da diese jetzt durch den Tod unsers Cantù so sehr unterbrochen und gestört sind. Indess entzückte ihn unsere herrliche Kirchenmusik. Diese ist diesen Sommer wieder ganz ausgezeichnet schön, da unser Saffaroli nun aus Italien zurückgekehrt ist; eine Messe unsers Capellmeister Morlacchi von ihm selbst hier aufführen zu hören, ist einer der höchsten Genüsse, die es nur geben kann. Fremde aller Nationen bekennen es, sich nie so zur reinsten Andacht durch Musik begeistert gefühlt zu haben, als bey der Anhörung dieser herrlichen Messen, welche hier in höchster Vollendung aufgeführt werden.

Bei dem deutschen Theater erwarb sich Mlle. Caroline Lindner aus Frankfurt am Main bey einer Reihe von Gastrollen vielen Beyfall, durch die Natur, Wahrheit, Frische und Einfachheit ihres Spiels. Sie gab die Margarethe in den Hagestolzen, Victorin in Waise und Mörder, das Käthchen von Heilbronn, Tony, Minna in den Talentproben, Elise im Räthsel, Mad. Schnell in den Proberollen und Sufette in Malesherbe's Rosen. Da viele dieser Rollen der Triumph unserer Schirmer sind, so konnte die junge Fremde nur durch ein ganz eigenthümliches Aufgreifen derselben so verdienstlichen Beyfall erwerben, ohne unserer heimischen Künstlerinn im Mindesten zu nahe zu treten, bey dieser wird alles zum zarten Idealgebilde sanft verklärt, ihr Spiel ist das, was griechischer und italienischer Styl in der bildenden Kunst ist, niederländisch frisches Colorit und fecke Zeichnung erfreute an dem Spiel der Mlle. Lindner. Da dieß in kleinen Bildern bey weitem am erfreulichsten ist, wie wir an Gerhard Dow und Mieris sehen, so glänzt auch Mlle. Lindner weit mehr in den Cabinetsstücken der Pièces à tiroir als in den größern Rollen.

Eine Mlle. Beltheim debutirte als Anna im Don Juan, als Aschenbrödel und Agathe im Freyschütz und — wurde engagirt. Ihr Gesang gibt Hoffnungen, wenn sie ihn hier in guter Schule erst ausbildet, ihr Spiel ist etwas steif und manierirt, dieß kann sich bessern, dann wollen wir uns freuen, jetzt ist sie noch tief unter unserer Mad. Haase.

Mit Freuden begrüßten wir die neuengagirte Frau von der Kloggen, welche als



Johanna von Arc zuerst auftrat. Das ganze Stück war neu und brav einstudiert und wurde mit weit mehr Pracht als sonst gegeben.

Das jetzt hier aufgestellte Panorama von St. Petersburg des Hrn. Zielker verdient Beyfall und ist sehr sehenswerth.

### Theater-Nachrichten.

Der englische Mimiker Levin ist von seiner nach Pressburg und Pesth unternommenen Kunstreise zurück gekommen, nachdem er in beyden Städten seinem Ruf entsprochen, neuen Beyfall gewonnen, und trotz der schönen Witterung seine Darstellungen immer vor einer zahlreichen Versammlung gegeben. Er wird auch während seines jetzigen Aufenthaltes auf dem k. k. privilegirten Theater an der Wien eine Reihe von Vorstellungen geben, und dem Vernehmen nach mit einer Pantomime den Anfang machen, worin die effektvollsten und beliebtesten Stücke aus dem „goldenen Schlüssel“ und dem „Zaubergarten“ mit andern, neuen und überraschenden Scenen zu einem Ganzen verbunden sind. Dem zu Folge hat sich das Publicum auch in dieser Gattung von Unterhaltungen wieder mehrere vergnügte Abende zu versprechen.

Bei bevorstehender Beendigung der italienischen Opern-Vorstellungen am 20. dieses Monats, deren fünf letzte (als Wiederholungen der fünf hier in die Scene gesetzten Opern: Zelmira, Corradino, Elisabetta, Gazzaladra und Ricciardo e Zoraide) jedes Mal zwey Tage vor ihrer letzten Aufführung bekannt gemacht werden, trachtet die Administration mit verdoppelten Kräften, wie sie es bey der italienischen bewiesen und dazu auch bereits die nöthigen Einleitungen getroffen hat, das höchste Gedeihen der deutschen Oper zu fördern. Sie hat zu diesem Ende eine eigene, unter der Leitung des Hrn. Grafen von Gallenberg bestehende Opern-Comitee gebildet, und den Kenntnissen, wie dem Kunstsinne dieser Comitee die Ausbringung und zweckmäßige Herstellung der besten musikalischen Meisterwerke neuerer Zeit anvertraut.

Simon Mayer's Cora wird die erste in die Scene gehende Oper seyn. Ihr folgt eine große Oper von Hrn. Capellmeister Umlauff. Weber's Curvanthe, welche von der Administration besonders bestellt wurde, soll noch im Laufe dieses Herbstes in die Scene kommen und Spontini's Olympia wird längstens bis December unter persönlicher Leitung des Compositeurs erscheinen. Dieser gefeyerte Tonsetzer ist gleichfalls von der Administration mit der Herstellung zweyer großen Opern beauftragt, deren erste, eine deutsche im May des kommenden Jahres, eigends für die Wiener-Opernbühne geschrieben, hier —, die andere eine italienische aber im October in Neapel erscheinen wird.

Bei diesen Bemühungen und dem Umstande, daß die Administration in fortwährenden Unterhandlungen mit den berühmtesten Künstlern des In- und Auslandes steht, läßt sich mit bestem Grunde die völlige Befriedigung aller Erwartungen des Publicums voraussetzen. Möge nun dasselbe in gerechter Anerkennung dieses Strebens vorurtheillos die Leistungen der Administration würdigen, welche keine Opfer scheuet, die übernommenen Verpflichtungen, auf eine der Würde dieses Hoftheaters und dem Ruhme einer der vorzüglichsten deutschen Bühnen, angemessene Weise zu erfüllen.

Auflösung der Charaden im vorigen Blatte:

Kommode. Netter.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.



und  
dient  
nom-  
tspro-  
ngen  
schis-  
Vor-  
achen,  
dem  
n ver-  
Unters-  
en am  
er in  
a und  
ig be-  
Kräf-  
bereits  
itschen  
ig des  
g, und  
g und  
r Zeit  
r seyn.  
ber's  
och im  
d läng-  
heinen.  
r Her-  
ay des  
—, die  
tion in  
jn- und  
ig aller  
erechter  
stration  
ungen,  
güglig-

# Wiener Zeitschrift

für

## Kunst, Literatur, Theater

und

### Mode.

Donnerstag, den 11. July 1822.

83

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### O t t i l i e.

Von Caroline Baroninn de la Motte Fouqué, geb. Baroninn von Briesf.

(Fortsetzung)

Dies Mal schien Madame Thibaut gleichwohl falsch geschlossen zu haben, denn als spät am Abend der geschäftige Advocat das Haus verließ, ging er ganz in Gedanken, flüchtig und zerstreut grüßend, an der Limonadenbude vorüber, ohne auch nur einen Augenblick darin zu verweilen. Er trug ein dickes Packet Papiere unter dem Arm und schritt so eilig zu, als gelte es noch heute irgend einer wichtigen Entscheidung.

Die gute getäuschte Frau ward um so unwilliger, als auch ihr Handel den Tag über nur schlecht gegangen war. Niemand schien hier herum etwas anders als die Geschichte des Duells und die Abreise der Gräfinn im Sinne zu haben. Wirth und Kellner ließen sich nicht vor dem Hause blicken. Selbst die feyernden Kutscher und die geschwägigen Dienstmädchen traten nicht, wie sonst, erzählend unter die Thür.

„Es wird heute nichts!“ sagte Madame Thibaut mit einem unterdrückten Seufzer, stand auf, packte ihren kleinen Kram zusammen, und war eben daran, Stangen und Leinwand einzuziehen, als eine bekannte Stimme ihr sagte: „Einen Augenblick! gute Frau! einen Augenblick gönnt mir noch.“

Madame Thibaut saß betroffen und ungewiß auf ihren Sessel nieder. Es dunkelte bereits stark, man unterschied die Gegenstände nicht mehr genau. „Blaise?“ fragte sie, wie ihrer Sache nicht recht gewiß. „Ja wohl Blaise!“ war die Antwort. „Laßt Euch das nicht allzusehr befremden. Alles in der Welt hat seine Ursachen.“

„Das hat es,“ versetzte jener, „doch befremden muß mich Euer Erscheinen, das werdet Ihr selbst einsehen. Wie Blaise? Seit Jahren verließt Ihr das verschlossene Haus nicht und nun mit einem Male? und so leise und heimlich in dunkler Nachtzeit. Das hat etwas zu bedeuten.“

„Freyligh, freyligh,“ entgegnete der lange greise Mann, indem er das



bleiche Gesicht, von eisgraumem Haar umwehet, zutraulich gegen die verlegene lächelnde Frau wandte. Diese starrte den seltsam ausgestuhten Kopf mit hochfrisirtem Toupet und breitem Haarbeutel überrascht an. Alles hatte sich umher seit Jahren geändert, alles den Wechsel der Mode erfahren, selbst Herr Bilandei wußte geschickt die Gewohnheiten der Jugend dem herrschenden Geschmacke anzupassen, nur Blaise heute, wie vor dreyßig und funfzig Jahren, blieb der Sitte seiner Väter treu. Einem Nachtvogel mit gespreizten Flügeln machte ihn Frisur und Haarbeutel ähnlich. Dazu kamen noch die großen braunen, durch Alter und Kränklichkeit verstellten, gelblich gewordenen Augen und die gebogene Römernase, die man einst schön nannte, ob sie gleich jetzt viel von einem gekrümmten Schnabel hatte. „Guter Gott“ sagte Mad. Thibaut, ihrer Verwunderung nicht mehr Meisterinn, „wie sehet Ihr aus, armer Mann! Und was mag erst drin bey Euch in dem schönen Schlosse für eine Verwüstung seyn!“

„Keine Verwüstung, meine liebe Frau,“ entgegnete Blaise, „nicht die allergeringste! Alles steht und liegt bey uns, wie ehemals. Daß die dunkelrothen Damasttapeten und Vorhänge hin und her verstockt, die Goldleisten gebräunt und Sophas und Fauteuils wurmfischig sind, das Silberzeug von dem langen Begraben in der Erde angelauten und schwärzlich ist —“ „Und Zimmer und Säle,“ fiel ihm Madame Thibaut in's Wort, „dumpfig, wie ein lang verschlossenes Grabgewölbe, riechen, die Menschen darin wie Schatten umherschleichen, ach und daß die englisch schöne Frau Marquise sich kaum noch ähnlich sieht, abgezehrt, vergrämt, grau und hager wie ein Gerippe in dem verhangenen Zimmer sitzt — Blaise, ich sehe es vor mir, seit ich Euch erblickte.“

„Malt das alles nicht mit so grellen Farben aus,“ erinnerte dieser, „sonst hört es auf ähnlich zu seyn. Die Frau Marquise ist noch immer schön, wie ein trauernder Engel, wir aber, die alte Marguerite und ich, die wir uns mit ihr von der Welt schieden, wir schleichen freylich, wie Ihr sagt, Gespenstern ähnlich zwischen den alten Mauern umher. Wie kann es denn auch anders seyn, gute Frau! Unsere Herzen und Seelen sind schon lange mit ihm im Grabe. Marguerite hat ihn mit ihrer Milch genährt, meine Väter verdanken dem mächtigen Geschlechte, dem er entsproß, Schutz und Wohlstand, wir stehen und fallen mit dem letzten Zweig des blühenden Stammes.“

„Der letzte Zweig!“ sagte Madame Thibaut, „wer ist das, Blaise? die Frau Marquise ist es nicht.“

„Ist es nicht?“ lächelte der Alte mitleidsvoll. „Guter Gott, wem sagt Ihr das? Mir? der seit meiner Kindheit alle Namen der Familie auswendig weiß, und keinen Blutserven des alten Herrn Roland weit und breit ausfindig machen kann.“

„Euch, Blaise, sage ich es dennoch,“ versetzte Madame Thibaut, „und will Euch noch mehr sagen, wenn Ihr mit mir in meine Wohnung kommen wollt, denn hier, wo die Steine Ohren haben, spricht es sich nicht vom Herzen.“

„Habt Ihr etwas auf dem Herzen, Madame Thibaut, so schüttet es ab, ich will es aufnehmen, so gut ich kann, aber schnell, denn mir taugt die Luft hier draußen nicht, und mit Euch gehen kann ich nicht. Ich bin nur eben so dem Schlosse entschlüpft, um Erkundigungen wegen des Duells einzuziehen,



das auf traurige Weise der Schwelle drüben wieder menschliche Fußtritte zuführte. Es war ein Unstern, der über dem armen jungen Menschen leuchtete, daß er gerade hier seine Sache ausmachen mußte. Wie das Klirren der Schwerter, das Geräusch so nahe am Hause, die Vorstellungen, die sich daran reihten, die Frau Marquise erschreckt haben, in welcher Sorge sie um den Verwundeten ist —

„Wahrhaftig,“ fiel Madame Thibaut ein, „ich kann es denken, ich kann es denken. Peter, der gute Junge, welcher Dame Marguerite Morgens ihr Töpfchen mit Sahne füllt, hat mir auch schon ein Bischen davon erzählt. Aber, mein guter Freund Blaise, was ich Euch sagen könnte, ist wichtiger. Kommt deshalb immer ein Streckchen mit mir. Wir essen eine Taube und eine Handvoll Spargel mit einander, man plaudert essend und trinkend am besten, und Ihr könnt mir noch manchen Fingerzeig geben, der uns weiter hilft.“

Sie faßte hier den immer gespannter werdenden Blaise unter den Arm und zog ihn mit sich fort, während er halb widerstrebend sagte: „Nicht gut, Dame Thibaut, allein ich sollte Erkundigungen einziehen wegen des Verwundeten —“ „Ihr sollt Erkundigungen einziehen,“ lachte jene, „Ihr sollt, und ich will Euch Auskunft geben.“

„Ist er todt?“ fragte hier jemand, dicht in einen Mantel verhüllt, unter den Fenstern des Gasthofes. „Noch nicht,“ entgegnete der heraussehende Wirth, „aber man glaubt ihn sterbend.“ „Verwünschtes Mißgeschick!“ seufzte jener. Der Wirth stimmte in seine Klagen ein. Blaise und seine Gefährtinn standen lauschend an der Ecke.

„Ich habe nirgend Ruhe!“ sagte der Verhüllte, „lassen Sie mich ihn sehen.“ „Herr Bicomte,“ entgegnete der Wirth, „Sie sind nicht mehr sicher in meinem Hause, im Fall —“

„Ich verstehe!“ fiel jener ein, „doch das hindert nicht; besser, ich leide verdiente Strafe, als ruhelos mit dem Fluch des Verscheidenden beladen. O geschwind, geschwind lassen Sie mich zu ihm.“

„Überall Schmerz und Leid!“ seufzte Blaise. „Gute Nacht, Madame Thibaut,“ setzte er hinzu. „Sehen Sie wohl, die Luft außerhalb des Schlosses thut mir nicht gut. Ich gehe in meine Klause zurück. Die Taube und der Spargel, guter Gott! wo nähme ich jetzt noch den Appetit her, sie zu essen!“

Er hatte sich mit diesen Worten sanft von dem Arm der bekümmert dastehenden Frau losgemacht, die ihm nachsehend wiederholte: „Überall Schmerz und Leid! ja wohl, guter Blaise, ja wohl!“

4.

Indeß hatten hier, wider alles Erwarten, die Dinge eine hellere Gestalt gewonnen. Tod und Krankheit wichen dem mildern Einfluß heilbringender Mittel. Jugend und frische Regsamkeit der Natur hoben den Schleier von Roberts Augen. Er schlug diese nach einigen Tagen wieder frey auf. Das Fieber hatte ihn verlassen, die Wunde zu heilen begonnen.

Treu und unermüdet saß Sir Anderson an des Jünglings Bett, indeß der Bicomte, seinen Frieden mit diesem zu machen, theilnehmend nahe und mehr durch die Wärme seiner Mienen, als mit Worten, Versöhnung und Verzeihen erbat.

Robert sah ihn erst verwundert, dann, als besinne er sich, liebevoll an-



„Herr von Fierville,“ lächelte er, „es gibt für jeden Menschen gute und böse Stunden. Wir begegneten einander in einer der letztern. Ich fühlte es Ihnen an, daß Sie, wie ich, der innern Erbitterung nicht genug thun zu können glaubten. So etwas muß immer blutig enden.“

Der Vicomte drückte gerührt seine Hand. „Ein arglistiger Dämon,“ entgegnete er, „hat die Spitze meines Degens gelenkt, glauben Sie, mein Herr, daß weder mein Herz noch mein Bewußtseyn dabey war.“ „Zum Henker,“ rief Sir Anderson, „eine Ehrensache läßt sich nicht so genau analysiren. Diese hier ist abgemacht und ich denke, nun kein Wort mehr darüber. Die Loose des Geschickes liegen in keines Menschen Hand, oft soll ein Ding gerade so und nicht anders kommen. Wer berechnet alle Fälle zuvor!“

Eine tiefe Stille hielt alle drey eine Weile hindurch im innern Nachdenken zurück.

„Gestehen Sie mir aber,“ hub Robert, dem das wiederkehrende Leben am wenigsten Ruhe ließ, zuerst wieder an, „gestehen Sie mir, daß Vorgesühle nicht immer triegen.“

„Wie so?“ fragte Fierville. Nun fuhr jener fort: „Mir weisagte der Anblick des finstern Schlosses drüben, zu welchem unsere blinde Eil uns trieb, gleich nichts Gutes. Es liegt ein Graus auf dem ausgestorbenen Gebäude, der alle Philosophie in mir bezwang und mich mit eben so viel Wehmuth als Bangigkeit erfüllte. Wahrhaftig,“ setzte er hinzu, „jedwedes in der Welt hat seinen unsichtbaren Geist, der auf seine Weise zu unsrer Seele redet. Es geht uns dabey wie den Kindern mit dem Buchstabieren. Der Klang einzelner Lettern verrieth uns oft das Wort, allein lesen können wir doch deswegen nicht.“

„Es ist nichts Ungewöhnliches,“ lächelte Fierville, „daß der Eindruck eines düstern, öden Raumes schwermüthige Ideen in uns erweckt, die Stimmung unsres Innern, wie die eines Instrumentes, hängt von äußern Einwirkungen ab, welche der Wille in eben dem Maße hemmt und wiederherstellt, wie die Hand des Stimmers über die Fatalität des Zufalls herrscht.“

„Ich sehe es anders,“ versetzte Robert, „ich glaube an eine innre Verwandtschaft der Sichtbaren und Unsichtbaren.“

„Ah, ohne Zweifel!“ entgegnete der Vicomte, „doch würden sich unsere Begriffe in ein chaotisches Gewirr verlieren, beschränkten wir diese Verwandtschaft nicht auf eine einzelne höhere Beziehung, über die zu grübeln, uns die Gesetze der Religion verbieten. Doch ich sehe wohl,“ setzte er lächelnd hinzu, „einer unserer gelesensten Schriftsteller hat Recht, wenn er von den Deutschen sagt: Gleich ihren Vorfahren, die in dunkeln Wäldern ein geheimnißvolles, nebelartiges Gräuel anbethen, verehren sie das düster Phantastische, das sich weder malen noch erfassen läßt.“

„Was Teufel!“ fuhr Sir Anderson auf, „kommt Ihr denn schon wieder auf so verwünschte Gegenstände, die immer etwas von Galle absetzen. Ihr Franzosen werdet mein Lebtag die Deutschen nicht verstehen! Und was Ihr nicht versteht, bespöttelt Ihr. Zum Henker, Herr Vicomte, ich sage Ihnen, es hat Recht mit dem Hause! Mir klemmt es jedes Mal die Brust zusammen, so oft ich daran vorübergehe.“

„Sie kennen die Geschichte der Bewohnerinn“ lächelte Fierville, „das ist sehr natürlich.“



„Gar nicht natürlich!“ fiel der Engländer ein, „gar nicht! Thränen könnte mir jene Geschichte auspressen, und rühren wird sie mich auch, so lange sie mir im Gedächtniß bleibt, doch weßhalb der dunkle, stechende Druck in meiner Seele zurückbleibt, das sagen Sie mir einmal.“

Fierville zuckte, die Antwort dahin gestellt seyn lassend, die Schultern. „Es ist nicht das erste Mal,“ hub Robert hier an, „daß ich der Bewohnerin des öden Schlosses auf melancholische Weise erwähnen! höre, ohne den Zusammenhang einzelner Hindeutungen reimen zu können: liegt hier kein Geheimniß zum Grunde, so bitte ich, stehen Sie nicht an, mich alles wissen zu lassen.“

„Sie ahnen überall Geheimnisse,“ entgegnete Fierville, mit neckender Miene seine Hand drückend. „Hier, so viel ich weiß, ist von keinem die Rede! Der Fall ist klar wie der Tag.“ „Wenn der Teufel klar seyn kann,“ sagte Sir Anderson, „und es in der Hölle jemals Tag wird! Aber darin steckte es,“ fuhr er lebhaft fort. „Das ist der Pestqualm jener Zeit, der Einem noch immer auf die Seele fällt, so oft man an einem Denkmal der Revolution vorübergeht.“

„Vielleicht,“ versetzte der Vicomte schlau und scharf, „findet man aus ähnlichem Grunde in England nur selten eine helle, leichte Luft, und athmet dort so schwer, als man schwermüthig lebt.“

„Ah! Sie geben mir es wieder,“ lachte der unbefangene Mann treuherzig. „Gut! gut! Aber fahren Sie fort unserm Kranken Ihre Geschichte zu erzählen.“

„Das ist bald geschehen,“ versetzte jener. „Sie wissen von den Einzelheiten der verrufenen Zeit,“ fuhr er zu Robert gewendet fort. „Die Reibung war an den Grenzen so fühlbar als im Centrum des Reichs. Der Adel sah sich länger nicht sicher auf seinen Schlössern. Wer den Entschluß zu fliehen nicht fassen mochte, oder nicht ausführen konnte, der wandte sich nach den Städten.“

„Dem Herde aller der Teufelien,“ unterbrach ihn Sir Anderson. „Bey Gott! lieber von der rohen Hand eines kernigen Burschen hingestreckt daliegen, als systematisch auf der Folter städtischer Dämagogen zappeln. Pest und Tod über die verschrobenen Bestien!“

„Gleichwohl,“ entgegnete der Vicomte, „welcher zwischen dem Schimmer freigeistischer Heroismus und dem Bedürfniß es mit der Gegenwart zu halten schwankte, gleichwohl hatte die Brutalität zügelloser Horden eine Physiognomie, die selbst dem Beherztern Grauen einflößte, und täuschte auch die geseliche Form nicht über ihren Zweck, so verhüllte sie diesen doch und entfernte die nächsten Schauder, welche die offenbare Gewalt zur Schau trug. Gaspard, Marquis von N. . . seit den Aufsitzen in Versailles vom Hofe entfernt, in tiefster Zurückgezogenheit den Augenblick erwartend, wo er dem königlichen Leib und Leben zum Opfer bringen könnte, stand mit mehreren wichtigen Personen in schnell und geschickt geführtem Briefwechsel. Seine Gemahlinn, eine Frau von sinnreicher Erfindungskraft, fand immer neue Mittel jene Verbindungen mit dem königlichen Hause lebendig zu erhalten, ohne auf irgend eine Weise dem Argwohn eine Blöße zu geben. Sie wagte sich mehrmals in den seltsamsten Verkleidungen, unter allerley Vorwand, nach Paris und den Tuilerien. Namentlich als Meedames die Residenz verließen und Ludwig XVI. seine Flucht vorbereitete. Der Marquis unterhandelte inzwischen mit den Regimentern an der Grenze, und still und besonnen erwarteten die Braven —“



Sir Anderson rückte ungeduldig auf dem Stuhle hin und her. „Was haben Sie nur?“ fragte Robert lächelnd. „Ah verwünschte Bravour,“ rief jener, „welcher jedem Rufe Folge leistet und den Herrscher über die Herrschenden verläugnet.“

„Ah!“ entgegnete Fierville empfindlich, „der französische Soldat folgt blindlings seinem Führer, ohne dessen Zwecke zu kennen.“

„Zum Henker,“ lachte Anderson, „da thut er nicht mehr, als jeder andere ehrliche Kerl, der die Gesetze seines Berufs kennt; aber vor allem kennt der Krieger die Fahne, zu der er geschworen hat, und wenn man ihm ein buntschäufiges Stück Harlequinsjacke vorträgt, so steht und fällt er bey der unbedeckten Lüge, dem Sinbild tadelloser Reinheit.“

(Die Fortsetzung folgt)

### U n d a s S c h i c k s a l .

Nimmer furchtbares Schicksal, nimmer! ob mich  
Deines blinden Gespannes eh'rne Speiche  
Niederrollte; ob blut'ge Tropfen meiner  
Bangenden Hülle

Deine lassende Hand entpreßte; nimmer —  
Nicht auch Slav' deiner Launen — jagt mein Geist dir!  
Heller nur im Gewog' des Sturm's flammt Phöbus  
Lodernder Funke!

Und verheerende Sturm' auch führen Segen!  
Ja! entkeimen oft Rosen nicht dem dürr'sten  
Sande, welchen zum Freudengarten uns're  
Thränen gedünget.

Muth! es leitet, ob ungefeh'n dem kurzen  
Aug' des Sterklichen auch, ein höh'rer Finger  
Aus des Irrlabrynthes Nacht der Weisheit  
Lenkenden Faden.

G. Viehnick.

### G a s t s p i e l e .

Auf dem Theater in der Leopoldstadt ist Hr. Schmelfa, Mitglied des königlichen Theaters in Breslau, in einer Reihe von Darstellungen aufgetreten, die noch fortgesetzt werden, und auf achtzehn sich erstrecken sollen. Dieser Gast hat seinem Ruf vollkommen entsprochen und in allen von ihm bis jetzt gesehenen Rollen sein echt komisches Talent bewährt. Wir sahen aber auch zugleich den Schauspieler im eigentlichen Sinn des Wortes, der die Komik nicht in außerwesentlichen Dingen, Schnurren, Zufällen und Grimassen sucht, sondern sie so viel möglich mit Charakteristik und fleißiger Durchführung dergestalt zu verbinden strebt, daß beyde Eins und Dasselbe zu seyn scheinen. Wenn man nun diesen Komiker von dem, was niedrig-komische Rollen nicht nur zulassen, sondern oftmals sogar erfordern, von Chargirungen auch nicht überall frey sprechen kann, so treten Züge dieser Art in seinem Spiel doch nur als Erguß der üppigsten Laune hervor, sie verschmelzen sich mit dem Übrigen leicht und willig, schweben wie leuchtende Blitze vorüber, und der glückliche Erfolg ist immer sicher. Dieser Komiker hat den Vorzug vor vielen, daß er auf jeder deutschen Bühne heimisch ist, und daß man selbst auf dem hiesigen Volkstheater den Mangel des oft so nöthigen Volksdialekts, an welchem man außerdem gewöhnt ist, in seinen Leistungen vergißt. Andernorts, wo man sich mit wenigen, selbst mißlungenen, Anklängen begnügen kann, pflegt er sich auch wohl hierin zu versuchen. Überall aber zeichnet er sich durch seltene Gegenwart des Geistes



aus, durch fortdauernde Lebendigkeit, richtigen Tact und Gewandtheit, wie durch einen nicht zu ermüdenden Fleiß, der sich schon in seinem immer fertigen, ihm zu Gebot stehenden Gedächtniß offenkundig macht. Vorzüge genug, worauf mancher Komiker wenig oder gar keinen Werth zu legen scheint!

Glücklicher Weise machte Hr. Schmella den Anfang mit einer Rolle, worin er auf dieser Bühne den Wettkampf mit einem glücklichen Nebenbuhler in der Kunst nicht erst zu bestehen hatte, und der Maßstab der Vergleichung nicht so nahe lag; nämlich als Truffaldino im Diener zweyer Herren. Der Hauptzug dieser erlustigen Erzeugnisse der wälschen Bühne war ihm hier vor allem nicht entgangen, er hielt ihn fest und ließ ihn überall hervortreten. Es ist jene Schelmeren zu verstehen, die Manches, was durch bloße Dummheit und Tölpelery weder erklärbar noch natürlich würde, wenigstens verzeihlich macht, und wohl zu merken, die gutmüthige Schelmeren, die gleichsam als Vermittlerin der dummen Streiche auftritt, und, indem sie Andern die eigne frohe Laune mittheilt, ihre Empfindlichkeit vermindert. Aus dieser gutmüthigen Schalkhaftigkeit, die oft eine Thorheit bloß der Thorheit, bloß der angenehmsten Possenhaftigkeit wegen begeht, entspringt auch die kräftige Wirkung, die ein Zusatz von Bosheit in der Dauer nicht hervorbringen würde. Eben so trifft der Gastspieler jene richtige Mischung von Schlaueit und Albernheit vollkommen, die den Zuschauer immerfort in Zweifel lassen, welche von beenden eigentlich die vorherrschende sey, und ebenfalls nicht wenig zum Effect beitragen. Es ist auch fast nicht möglich, den Ausdruck dummstüßiger Selbstzufriedenheit, wenn sich der Schalk aus einer Verlegenheit gezogen hat, durch stummes Spiel seitwärts gelungener zu geben, als es hier geschah, und stets auf andere Weise, immer nur wie im Vorbeigehen, ohne die Schattirungen zu überladen! Zuweilen schien es allerdings, als übernehme sich der Darsteller, aber wir müssen auch den richtigen Standpunct fassen, und ein solcher Charakter, als Ausgeburt der muthwilligsten Laune, schon ferrikirt in der Anlage und immerfort mit grellen Farben spielend, muß ebenfalls Steigerungen und Verstärkungen erhalten, in manchen Theilen schärfer als in andern noch hervortreten. Ein wichtiger Vorzug dieses Komikers ist auch die Mannigfaltigkeit in seinen charakteristischen Umrissen. Man wird immer eine andere Grundlage gewahr und der Darstellende verliert das Gleichgewicht nie gänzlich, oder höchstens nur so viel, als es der Zweck und seine Absicht wohl gestatten können.

Wir haben nicht allen Darstellungen des Gastspielers bejgewohnt, und wollen überhaupt nur diejenigen berühren, deren Eindruck uns am ungeschwächtesten geblieben ist. Als Postmeister in dem kleinen Lustspiel: „Ich irre mich nicht,“ zeigte Hr. S., wie sehr es ihm gelingt, auch minder bedeutende Rollen zu heben, und es sprach sich im Ganzen, wie in einzelnen Zügen, zum Beispiel in dem geheimnißvollen Flüstern und Benehmen hier und dort, eine gewisse Eigenthümlichkeit aus, die dem sonst ziemlich gewöhnlichen Charakter eine hervorspringende Physiognomie gab. Die Rolle des Lorenz im Hausgesinde, ist eine dem komischen Talent dieses Gastes unstreitig so angemessene Aufgabe, und gibt ihm Gelegenheit zu einer so gelungenen Leistung, daß er auf jeder andern deutschen Bühne des glücklichen Erfolgs gewiß seyn dürfte; hier ist das Stück gar zu oft gesehen worden, man hat sich an eine und dieselbe Person so sehr gewöhnt, daß der Zuschauer, wenn er außerdem durch das Bemühen des Schauspielers, sich eine ihm nicht geläufige Mundart anzueignen, um so eher an die Verschiedenheit erinnert und in eine weniger empfängliche Stimmung versetzt wird. Als einen vorzüglichen Beweis des vielseitigen Talents kann es angesehen werden, daß Hr. Schmella in der Rolle des Stabert die Theilnahme des Publicums in einem hohen Grade zu gewinnen wußte, und in den Augen wenigstens der Meisten, auf eigene Weise und auf eigenem Wege, seinem ausgezeichneten naturkünstlerischen Vorbild in manchem Theil fast gleich, in andern so nah als möglich kam. Ähnliches Verwandniß hat es mit der Darstellung des Nummelpuff, und es läßt sich hiervon nur die früher gesehene glücklichere Individualität abrechnen, was sich denn auch in manchen Stücken wieder auf Gewöhnheit und Verwöhnung reduciren läßt. Die Durchführung der Duell-Scene kann meisterlich genannt werden, und in die militärischen Rodomontaden legt



Hr. Schmella einen so possirlichen Eifer, der gleichsam als Folge des Unwillens über den, dem Prahler selbst nicht genügenden Zustuß von Ausschneideren, den Effect erhöht und das Gemälde mit einem originell komischen Zug bereichert. Das ruhige Verhalten dagegen in den Anfangs-Scenen des zweyten Aufzugs ist, in Vergleichung der nichts-sagenden Regsamkeit vieler andern Schauspieler in ähnlichen Fällen, nicht minder lobenswerth, und wir haben dieses Benehmen auch an dem Vorgänger unsers Gastes schätzenswerth gefunden. In der Rolle des Heizenfeld (Neufonntagskind) wurde zwar dem Außern und Innern nach ein reines Caricaturbild aufgestellt, aber auch so sehr als ein Ganzes, so sehr im Kleinsten, wie im Größten, zusammenhängend und gerundet, daß es nicht leicht übertroffen werden kann, und dieser Vorzug den Mangel an Stimme, worauf diese Rolle doch einiger Massen auch berechnet ist, befriedigend ersetzte. Wir haben früher schon vom Hrn. Schmella die Rolle des Crispin (Schwester von Prag) gesehen, und ein nicht minder originell komisches, ungemein erfreuliches Bild in Callots Manier darin gefunden.

Als Plumper, in dem allerkiebstem Lustspiel: „Er mengt sich in Alles,“ dessen Gleichen, da man ihm doch nun einmal das Nationalrecht nicht abprechen kann, die deutsche Bühne äußerst wenige besitzt, leistete Hr. S. viel Schönes. Gächte, ungesuchte Komik vereinigte sich mit nicht zu verkennendem, sorgfältigen Studium. Auffallend möchte jedoch diese Darstellung gewonnen haben, wenn der Gast sich in der Persönlichkeit weniger den Namen zu versinnlichen bemüht hätte. Ein Anstrich von Eleganz und Gewandtheit dürfte sich mit diesem Charakterbild wohl noch vertragen. Die Züge von Unbesonnenheit, Gutmüthigkeit, ungeitiger Dienstfertigkeit, nebst einer nicht zu übersehenden Beschränktheit wurden hingegen in das zweckmäßigste Licht gestellt, und wirken an sich selbst zur Begründung der Charakteristik schon genug. Zuweilen sprach sich hier und dort zu viele Absicht aus. Dieß war der Fall im Anfang der Scene mit dem Sichhorn, und ganz besonders in der Tischscene, wo Plumper durch Schmeicheln und Entschuldigungen den Liebhaber auf die Mittheilung des Verbots, sich nicht mehr am grünen Gartenthor zu zeigen, vorbereiten wollte. Die Unbefangenheit, und mithin auch die Wahrheit, mußten je länger je mehr durch diese Procedur verloren gehen, obwohl der Effect, wie es der stürmische Ausbruch des Beyfalls bewies, nicht im geringsten beeinträchtigt wurde. Die sehr jovial seyn wollenden jungen Herren trugen durch ihre kräftig aufgetragenen Andeutungen nicht wenig dazu bey, den theilnehmenden Vertrauten zu enttäuschen: so benimmt man sich gerade, wenn ein Geheimniß aller Welt verrathen werden soll.

Wir brechen hier unsere Notizen ab, um nächstens die Gelegenheit wieder zu ergreifen über die interessanten Gastspiele des fremden Künstlers mehr zu sagen. Es würde uns angenehm seyn, wenn selbst diejenigen Leser, die sonst nur über Tadel und lauter Tadel sich beschwerten, in diesen Zeilen das Vergnügen, das wir empfunden haben, indem ein so vielfach lobenswerther Gegenstand sich der Beurtheilung darbot, nicht verkennen möchten.

## Modenbild XXVIII.

Gesticktes Kleid von Organtine. Der Florentiner-Hut mit Coque-liquot und rosenfarbener Gaze geziert. Der Crepp-Schwal hat seidene Franzen.

Herausgeber und Redakteur: J o h. S c h i c h.

Gedruckt bey Anton Strauß.



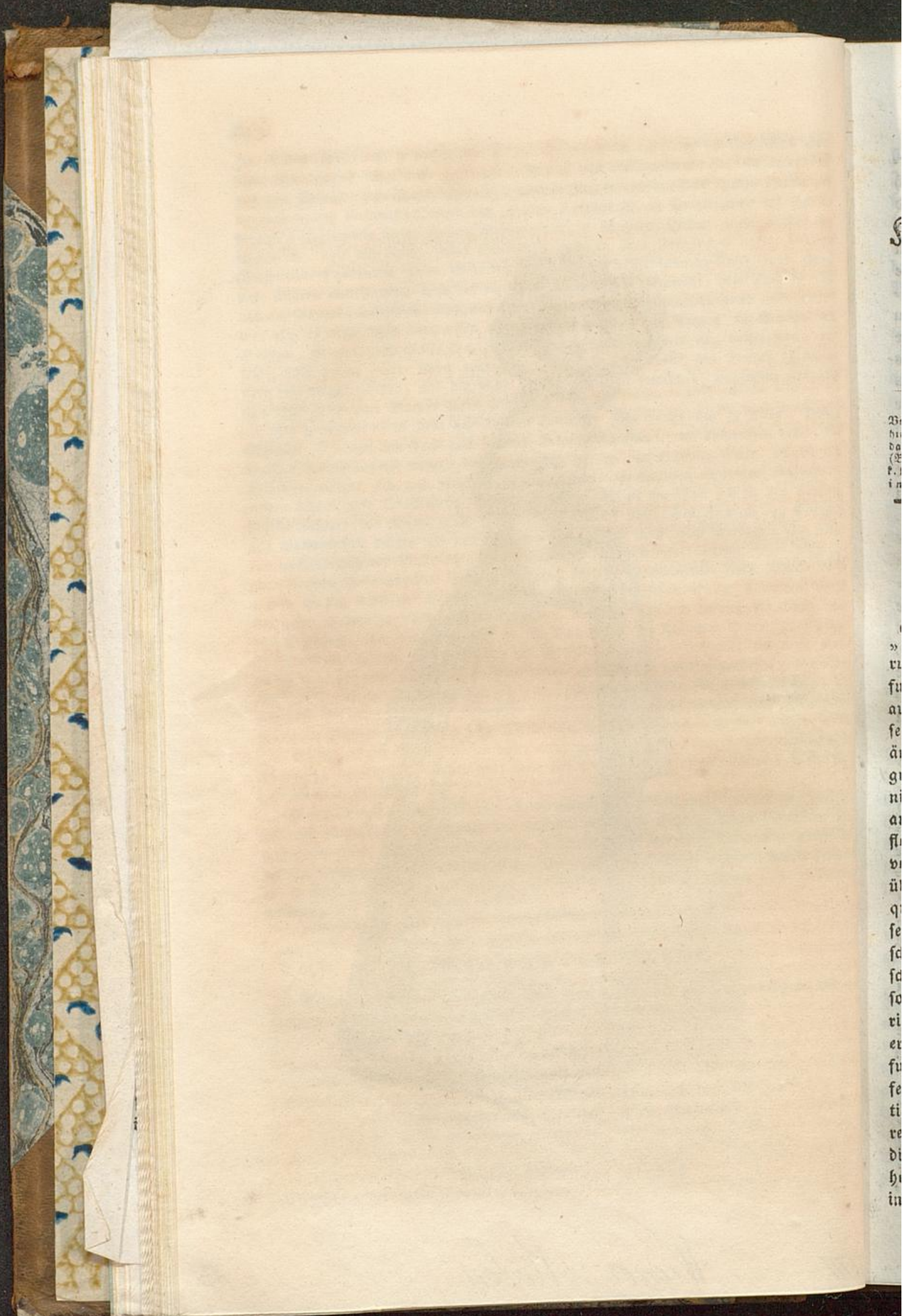
illens über  
fect erhöht  
Verhalten  
der nichts  
minder lo-  
fers Gastes  
wurde zwar  
uch so sehr  
und gerun-  
Mangel an  
edigend er-  
in (Schwe-  
ein erfreulic  
  
les," dessen  
n kann, die  
ungefuchte  
Auffallend  
der Persön-  
von Eleganz  
en. Die Büge  
er nicht zu  
gestellt, und  
weiten sprach  
r Scene mit  
Schmeicheln  
h nicht mehr  
, und mithin  
n gehen, ob-  
ht im gerings  
tragen durch  
hmenden Ver-  
iß aller Welt  
  
zu ergreifen  
es würde un-  
nd lauter La-  
haben, indem  
icht verkennen  
  
iquot und re



*P. v. St. Del.*

*F. v. Stober sc.*





Bi  
hu  
da  
(E  
P.)  
i n

»  
re  
fu  
an  
fe  
än  
gr  
ni  
ar  
fl  
br  
ül  
q  
se  
se  
se  
ri  
er  
fu  
fe  
ti  
re  
di  
h  
in



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Sonnabend, den 13. July 1822.

84

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bei A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbs- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## O t t i l i e.

Von Caroline Baroninn de la Motte Fouqué, geb. Baroninn von Briefl.

(Fortsetzung)

„Der Sturm,“ entschuldigte Vicomte, „zerriß die weiße Fahne! in dem Auf-  
ruhr der Elemente erkannte niemand, welcher Farbe er folgte. Doch zur Sache,“  
fuhr er fort. „Der unglückliche Ausgang eines Unternehmens, welches Varenne  
auf immer durch trübe Erinnerungen bezeichnen wird, führte den Marquis nach  
seinem Stammschlosse zurück. Der Zeitraum weniger Tage hatte dort alles ver-  
ändert, die festen Mauern lagen eingäschert, geschleift, in Schutt und Asche be-  
graben, unkenntlich da. Die Bewohner waren geflüchtet, die Marquise noch  
nicht von ihrer letzten Wanderung zurück. Ihr Gemahl eilte, sie hier in der Stadt  
aufzusuchen. Niemand vermochte Auskunft über sie zu geben. Einige Tage ver-  
flossen ihm auf solche Weise in quälendster Angst. Indes erscholl das Gerücht  
von des Königs Gefangennehmung. Die Parteyen traten sogleich schroff gegen-  
über. Mißtrauen und Verrath stellten dem Unbefangenen Fallen. Der Mar-  
quis konnte sich dem Argwohne um so weniger entziehen, als das Außenbleiben  
seiner Gattinn auf geheime Theilnahme an dem Unternehmen der Bourbons  
schließen, oder an Emigration denken ließ. Ursache genug den Verdächtigen  
schlau zu beobachten. Die Stunde kam endlich, wo sein Loos erfüllt werden  
sollte. Am Abend des neunten Tages nach seiner Rückkehr drangen die Blut-  
richter in das Haus drüben, zu der kleinen Pforte hinein, welche—“ „Ich verstehe,“  
ergänzte Robert. „Aber weiter, weiter, wenn ich bitten darf.“ „Der Marquis“  
fuhr Herr von Fierville fort, „lag bereits zu Bett, ohne gleichwohl zu schlaf-  
en. Seine Phantasie schien lebhaft mit der Rückkehr seiner Gemahlinn beschäf-  
tigt zu seyn, deren Stimme er bey der ersten Annäherung des Lärmes zu hö-  
ren glaubte und deßhalb heftig klingelnd schon von weitem seinem Kammer-  
diener zurief, unten nach dem Hofe zu eilen, weil er von dort einen Ruf ge-  
hört habe, vor dem seine ganze Seele auf eine Weise erbebe, wie er es nur  
in der Nähe des geliebtesten Wesens empfinde. Und wirklich hatte ihn das süße



Vorgefühl nicht betrogen, denn eben jetzt schlüpfte die Marquise von der Gartenseite in das Schloß. Sie flog die Treppe zu ihren Gemächern hinauf, durch welche sie zu denen des Marquis gelangen konnte, ohne von irgend jemand bemerkt zu werden. Unglücklicher Weise aber hatten jene laut gesprochenen Worte des Letztern dessen Aufenthalt verrathen, ehe er noch Zeit fand sich anzukleiden und das Zimmer zu verlassen. Dieß ward unmittelbar eröffnet, das wehrlose Schlachtopfer ergriffen, unter Mißhandlungen und erniedrigenden Beschimpfungen, durch Flur und Treppe über jene Schwelle des großen Thores, jetzt von Dinsteln und Messeln herankt, hinaus in ein Gefängniß geschleppt, das nur der Tod dem Eingekerkerten öffnete. Athemlos stürzt die Marquise indesß aus Gemach in Gemach, sie tritt endlich in das letzte, wo sie den vermißten Gemahl zu finden hofft, dumpfes Geschrey, verworrner, gepreßter Klang seiner Stimme reißt sie endlich an das Fenster. — „Ersparen Sie mir das Weitere,“ setzte der Vicomte, vor der eignen Erzählung erbleichend, hinzu. Alle drey starrten einander erschüttert und gespannt in's Auge. „Sie sah —?“ fragte Robert leise. „Ja, sie sah,“ entgegnete Fierville eben so, „sie sah den Heißgeliebten schon halb eine Leiche, todt für sie und die Welt, an seiner Ehre gekränkt, in seinem Bewußtseyn gemordet, den rohen Fäusten einer fanatischen Menge preis gegeben, das edle, von Zorn und Schmerz entstellte Gesicht unter dem blassen Schleyer des Todes unkenntlich verhüllt, den schönen Kopf, die schwarzen, von allem Puz der Zeit entkleideten Locken mit Staub bedeckt, über die Steine des Vorsaals, über die Schwelle geschleift — bewußtlos sank sie zu Boden. Doch als das Bewußtseyn ihr wiederkehrte, da drang ein heiliger Eid, nie wieder diese Schwelle zu betreten, über ihre Lippen. Und heilig hat sie fünf und zwanzig Jahre hindurch gehalten, was sie gelobte. Niemals sind seitdem diese Riegel wieder eröffnet worden, kein Lichtstrahl hat diese Scheiben berührt, des Todes Hand liegt darauf — wer löst das Siegel?“

„Nun, bey'm Himmel!“ rief Sir Anderson, „Sie haben empfunden, was Sie uns schilderten! Ihre ganze Seele war dabey! und was das Beste ist, Sie sind in das Reich des Geheimnißvollen hinein gekommen, ohne es sich bewußt zu seyn! Das Gefühl der Nähe seiner Frau im Herzen des Marquis, gerade da er sie auf lange zu verlassen bedroht ist, spricht deutlich für den wunderbaren Einklang der Dinge unter einander. Dieser Theil der Geschichte war mir fremd, wie er denn auch wohl nur von Wenigen gekannt seyn mag. Eben so wenig wußte ich, daß die Marquise entfernt und von dem Gemahle vergeblich erwartet wurde, was den Grad ihres Schmerzes, ja die ganze Natur desselben schärft.“

„Eins nur,“ begann Robert nach langem Schweigen, während welchem er die empfangenen Eindrücke zu mildern suchte, „Eins nur begreife ich nicht.“ „Das ist?“ fragte der Vicomte. „Daß,“ entgegnete jener, „der Marquis die Vermißte nicht um jeden Preis aufgesucht und ihrer Sicherheit die seine zum Opfer gebracht hat.“

„Er hat sie ihr zum Opfer gebracht,“ entgegnete Fierville. „Ihm ahnete, was wirklich der Fall gewesen, die Marquise, dem Zeitpunkt ihrer Entbindung nahe, könnte niedergekommen und in irgend einem dunkeln Winkel vor beunruhigenden Nachforschungen verborgen seyn. Sollte er sie unbesonnen aussetzen, da jeder seiner Schritte bewacht und er unter sehr bedrohlicher Auf-



sicht gehalten war? Zudem ist es mehr als wahrscheinlich, daß die gewandte Frau, welche eben so schlau als sicher begründete Verbindungen hatte, Mittel fand, ihrem besorgten Gatten Nachricht von sich zu geben; wenigstens behauptet der alte Kammerdiener Blaise, — dessen ich mich aus meiner Kindheit als eines Verwandten einer alten Bonne erinnere, — daß der Marquis von der Geburt einer Tochter gewußt und im Gefühle heißester Ungeduld sein unsichres Vaterglück empfunden habe."

"Ist das Kind auch gestorben?" fragte Sir Anderson. „Das ist noch ein trüber Zusatz der frühern Ereignisse," nahm Fierville auf's neue das Wort. „Die Marquise vermochte es, schon in der ersten Woche nach ihrer Niederkunft den geheimen Schlupfwinkel zu verlassen, um bey den obwaltenden Verhältnissen ihrem Manne beyzustehen. Indes glaubte sie das kleine Mädchen in der Hütte der Armuth sicherer als in ihrem Schlosse. Sie ließ folglich diese mit dem Vorsatze zurück, sie, sobald der augenblickliche Aufruhr der Umgegend sich gelegt haben würde, von dort abzuholen. Das Geschick wollte es anders. Nach einem Monat schlaffer, hinsterbender Trauer sandte die Marquise eine Frau ihrer Bekanntschaft, jene Madame Thibaut, welche Sie nicht in ihrer Bude übersehen haben werden, aus, das Kind hieher zu bringen. Doch jene fand in dem angewiesenen Hause alles zerstört. Spuren verheerenden Brandes wiesen nur noch zu der Hütte hin, unter deren Dach die unglückliche Mutter ihr letztes Gut gesichert glaubte. Eifrigen Nachforschungen zufolge, ermittelten die Freunde der Marquise, daß das Kind gestorben, seine Pfleger aber, von den Schrecken der Zeit ergriffen, heimatlos umherirren."

"Madame Thibaut!" sagte Sir Anderson, über das Obengehörte nachdenkend. „Hm! So! So!"

"Was fällt Ihnen dabey auf!" fragte der Vicomte.

"Daß die redselige Frau," entgegnete jener, „mir nicht schon längst den Vorfall erzählte. Wahrhaftig, sie hat eine so geläufige Zunge, wie Eine, und das große Mißgeschick der Frau Marquise ist ein Gegenstand, den sie gern auf's Tapet bringt. So oft ich mit der Gräfinn an ihrer Bude vorüberging, forderten uns ihre bedeutsamen Blicke zu irgend einer Frage auf. Sie schwakte dann und schwakte und verflocht ihre Geschichtchen so geschickt mit den Phantastereyen der Gräfinn, daß daraus ein Gespensterchen entsprang, was endlich die schöne Frau von hier versagt hat."

"Wie?" unterbrach ihn Robert, „sie ist fort? von hier fort?" „Ja, ja wahrhaftig!" versetzte der Engländer. „Die kleine hübsche Stirn flammte heiß auf, als von drüben der Lichtschein herleuchtete."

"Sie sprechen in Räthseln," sagte jener. „Ja wirklich," setzte Fierville hinzu, „und können Sie, so lösen Sie uns die Aufgabe, denn jene Anspielung auf das gefürchtete Licht, die mit einer Prophezeeyung zusammenhängen muß, von der öfter schon die Rede war, quält mich seit lange, ohne daß ich gleichwohl den Gegenstand berühren mochte, aus Furcht, die Gräfinn in eine Region zurückzuführen, wo sie mir fremd und, wenn ich so sagen darf, ihrer unwerth erschien. Das Gewebe von Aberglauben, worin sich die nordischen Frauen trotz aller Geistesentwörung so gern einspinnen, erinnert ein wenig an die Bärenfelle ihrer Vorfahren, und nimmt ihnen viel von der unbefangenen Grazie geselliger Bildung."



„Bärenfelle,“ fuhr Anderson auf, „Bah! ich wette, Sie wissen nicht, wie so eine Gale noch heut zu Tage aussieht! Mich dünkt, das Ziegenfell, von dem er so wenig los konnte, als wäre es ihm angewachsen, weist auch eben auf keine Salon = Elegance zurück. Rohheit gegen Rohheit, Herr Vicomte, wir wollen nicht darüber streiten; doch, was die Poesie der Frauen in jenen Ländern anbetrifft, so nehme ich sie in Schutz, denn, wahrhaftig sie leihet ihnen so einen gewissen magischen Reiz, der sie dem Unsichtbaren näher rückt und in Blick und Wesen eine Seele fühlen läßt, welche die unsre unwillkürlich hebt und durchdringt.“

„Wie warm,“ lächelte Robert, „Sie der schönen Pathe willen Wahn und Irrthum in Schutz nehmen! Ich hätte den frey und stark denkenden Briten hierin nicht wieder erkannt.“

„Ah!“ rief Sir Anderson. „Ihr auf dem festen Lande werdet uns nie ganz deutlich auffassen. Unsre Poesie ist eine Region, die von den ausgebildeten und festgeformten Lebensformen eben so abgeschnitten ist, wie der dämmernde Horizont von dem viel befahrenen, genau erkundeten Meer. Auf diesem ist dem Piloten die Richtung klar, drüber hinaus hat die Einbildungskraft unermesslichen Spielraum! Da schafft und ahnet das Gefühl, wenn hier Hand und Verstand an dem Bau des Augenblickes zimmern. Wir können deshalb die Frauen nicht zart, nicht weich, ja nicht ätherisch genug haben. In ihnen wollen wir die Poesie des Herzens gerettet wissen!“

„Recht gut,“ entgegnete Fierville, „aber können Sie einmal annehmen, was Sie ein anderes Mal verwerfen? Und wenn Sie auch zwey Welten die Ihren nennen, haben Sie darum auch zwey Seelen?“

„Nein,“ sagte Anderson, „aber die eine ist zum Glück weit genug, zwey Welten zu fassen. Und mein Gott! wenn Sie verliebt sind, Fierville, verstehen Sie da nicht sich und noch ein anderes Wesen?“

Beide Jünglinge lachten über des alternden Mannes treuherziges Bekenntniß und wollten ihn mit der Gräfinn necken.

„Thorheiten!“ rief dieser, „erkennt Ihr die Gegenstände denn nur in dem Lichte des einen Planeten, um den sich Eure Vorstellungen drehen? Ich wollte nichts, als Euch empfinden lassen, was Ihr zu bestreiten schient, daß es nämlich etwas Unbegreifliches gibt, das Niegel und Pforten aufschlägt, Schleier zerreißt und Geheimnisse offenbart.“

Der Vicomte sah mehr mit angenommenem, als wirklichen Unglauben, lächelnd zu Robert hin und sagte dann, als werfe er alles übrige bey Seite: „Apropos, von Geheimniß! wie ist das der schönen Gräfinn?“

„Ach, was wollen Sie damit?“ entgegnete Sir Anderson mürrisch. „Es ist auch im Grunde nichts!“ setzte er eilig mit halb beschämtem, halb verlegenem Lächeln hinzu, „nichts als eine Kinderrey, der etwas Zufälliges größern Wichtigkeit zu geben scheint.“

„Sie spannen meine Neugier immer höher,“ sagte Robert. „Gewiß, Sie sollten mehr Mitleid mit einem Kranken zeigen und meiner Ungeduld etwas nachsehen.“

(Die Fortsetzung folgt)



## Chelidad und sein Kamehl.

Angefeindet von den Großen,  
 Nie gemeindet mit den Kleinen,  
 Ganz verlassen von den Seinen,  
 Aus dem Thor der Vaterstadt,  
 Die den Helden ausgestoßen,  
 Flüchtet trauernd Chelidad  
 Zu den dunklen Palmenhainen:  
 Chelidad und sein Kamehl.

Unverdrossen lang und lang,  
 Ohne Richtung ohne Zwang,  
 Schreitet durch die kühlen Wälder,  
 Durch die blüh'nden Reisesfelder  
 Das Kamehl den stillen Gang;  
 Bis von Finsterniß umnachtet,  
 Von dem Reiter unbeachtet,  
 Es in weiter Wüste geht.

Und sie irren auf der Heide,  
 Wo kein Zelt und keine Weide,  
 Wo nicht Baum noch Grashalm steht,  
 Quell nicht rieselt, Wind nicht weht;  
 Chelidad und sein Kamehl.

Und die Sonn' mit glüh'ndem Brande,  
 Der das Blut der Wand'rer siedet,  
 Steigt herauf in Mittagsglüh'n.  
 Ledgend waten sie im Sande,  
 Ohne Labfal zu erspä'h'n,  
 Bis drey Tag und Nacht vergeh'n;  
 Durstend, schmachtend und ermüdet  
 Sinken dann erschöpft hin  
 Chelidad und sein Kamehl.

Von dem Tode sich zu retten,  
 Sich zu stärken, sich zu legen,  
 Bleibt ihm nur sein Thier zu tödten,  
 Das im Leibe birgt die Quellen.  
 Doch von alle den Gefellen,  
 Und von allen reichen Schätzen,  
 Denen froh er einst gebot,  
 Nennt er nur dies Thier noch seine;  
 Alle stohen in der Noth.  
 Und so ging er ganz alleine:  
 Chelidad und sein Kamehl.

Von des Durstes Qual getrieben,  
 Kann er doch sich nicht entschließen,  
 Dieses Blut nun zu vergießen;  
 Das allein ihm treu geblieben,  
 Bis der Tod ihm schleichend naht.  
 Und schon wird die Wange blässer,  
 Seine Feueraugen matt,  
 Da zieht er das blankte Messer —



Als darauf in wenig Stunden  
 Naht ein Carawanenzug,  
 Haben sie die zwey gefunden,  
 Von der Sonne ausgebrannt;  
 Todt den Helden Chelidad,  
 Noch das Messer in der Hand,  
 Auf das treue Thier gebettet,  
 Das ihn in die Wüste trug,  
 Das die Noth an ihn gekettet,  
 Konnt' es sterbend nicht verwunden —  
 Zu der Stadt bringt man die Kunde,  
 Und man singt von Mund zu Munde:  
 Chelidad und sein Kamehl.

Fr. von Schöberl.

### Correspondenz-Nachrichten.

Breslau, Juny 1822.

Von Seiten des Ausschusses der Theater-Actionärs ist endlich nach Vorbergehung äußerst lebhafter Debatten, welche den Abgang des Directors Langhans zur Folge hatten, die Leitung der Bühne einer neuen Direction übergeben worden, welche aus den Kaufleuten Schumann und Maison, und dem Kammerherrn von Sorcade zusammengesetzt ist. Noch vor Bestätigung dieser Wahl hatten die des steigenden Deficits wegen mißmuthig gewordenen Actionärs die Leitung des leegewordenen Schifflains einigen fremden erfahrenen Steuermännern (unter welchen man auch Theodor Hell und Tiedemann nannte) angetragen, allein diese, wahrscheinlich von der mißlichen Lage desselben unterrichtet, haben die ihnen zugedachte Ehre abgelehnt. Die drey obengenannten Herren schiffen nun ohne Compaß auf dem ihnen ganz unbekanntem Elemente herum, und pumpen frisch drauf los; dennoch wird das Schifflain, des immer größer werdenden Lecks wegen, wohl bald sinken, und der Wraack eine Beute gieriger Strandbewohner werden. Die nachfolgend angezeigten neuen Stücke sind, wenn auch nicht unter der vorigen Direction aufgeführt, doch von derselben in die Scene gesetzt, und haben, vorzüglich das erstere, hinsichtlich des verursachten, die Mittel der Theatercasse übersteigenden Kostenaufwands zu den zwischen den Actionärs und der Direction vorgefallenen Spaltungen größten Theils Anlaß gegeben. Die Reihenfolge eröffnet unsern Bericht mit dem animalischen Kleeblatt:

Adler, Fisch und Bär, Volksmärchen in zwey Aufzügen nach Musäus Erzählung: die drey Schwestern; von Aloys Gleich, Musik von Wenzel Müller. Das Sujet dieses Zauberstücks, wenn nun einmal gezaubert und verzaubert werden muß, unterliegt keinem Tadel, desto mehr die durchaus wiß- und geistlose dramatische Bearbeitung. Da wir die Zauberposse: „der Berggeist,“ ein früher hier gegebenes Product von Gleich, auch nicht von der vortheilhaftesten Seite kennen gelernt haben, so müssen wir, dem vortheilhaften Rufe des Bearbeiters zu Folge, annehmen, daß seine besseren Hervorbringungen auf die hiesige Bühne noch nicht den Weg haben finden können. Bey obigem hat leider die Musik von Müller auch wenig Anziehendes. Von einer kunstgemäßen Darstellung dieses Stücks kann bey der gänzlichen Charakterlosigkeit der in Kreuz und Quer herumlaufenden Personen nicht die Rede seyn, dennoch dürfen wir ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen, das Verdienst des Hrn. Schmella in der Rolle des Haselnuß nicht unerwähnt lassen. Dieser fleißige Künstler, der schon mancher vom Dichter vernachlässigte Parthie zu Ehren gebracht hat, bewies hier abermals, wie viel er aus eigenen Mitteln zu geben im Stande ist. Was nun noch zum Lobe des Stücks zu sagen ist, ist ebenfalls kein Verdienst des Verfassers, sondern der Decorateurs. Was bey dieser Gelegenheit die H. Pohlmann und Weibach nach Anordnung des Hrn.



Baurath Langhans in jenem Kunstzweige geleistet haben, ließ alles bisher hier gesehen weit hinter sich.

Die *Bürgschaft*, Oper in zwey Acten, Musik von Aug. Mayer, Sänger beym Dresdner Hoftheater. Um Schillers herrliche Ballade in einen gehaltlosen Opernfort unzumachen, und solchen mit einer noch gehaltloseren Musik zu versehen, hätte es wahrlich nicht des zwischen Hervorbringung der Ballade und dieses musikalischen Küheyes verfloffenen Zeitraums bedurft. Da die Kräfte des Tonsetzers zu der in einem großartigen Style angelegten Composition keinesweges ausgereicht haben, so kommt es, daß man jeden Augenblick mit Beethoven, Spontini, vornämlich aber mit Rossini Bekanntschaft machen kann. Die Aufführung zeigte von vielem Fleiß. Mad. Dittmarsch (*Berenice*, Tochter des Tyrannen Dionys) hat durch Besiegung der in diesem Part außerordentlich gehäuften Gesangsschwierigkeiten ihren Werth aufs neue geltend zu machen gewußt. Hr. Rafael als Dionys gab im Gesang keine Blößen; möchte er doch auch keine im Spiel geben, und sich vor allem einer in der genannten Rolle sehr vernünftigen theatralischen Haltung befleißigen. Höchst lobenswerth war die Leistung des Hrn. Mosevius als *Meros*; weniger die des Hrn. Tourny, der noch zu sehr Anfänger ist, als daß man ihm, zumal in einem neuen Stücke, Parthien von Bedeutung, wie hier Festos ist, anvertrauen sollte.

822. *Jacob Thau*, der Sänger vom Riesengebirge, vaterländisches Trauerspiel in fünf Acten, nach einer Houwald'schen Erzählung bearbeitet, von Carl Fischer, Schauspieler und Mitglied der hiesigen Bühne. Der seit einer Reihe von Jahren in unserer Mitte lebende Dichter, durch die günstige Aufnahme einiger kleinen poetischen Arbeiten ermuntert, hat hier eine größere im dramatischen Fache gewagt. Mit Vergnügen würden wir den Inhalt des Stückes aus einander setzen, wenn wir nicht die Bekanntschaft der Leser mit der im Geldit'schen Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, Jahrg. 1821, befindlichen Houwald'schen Erzählung, welcher der Dichter bis auf wenige Änderungen gefolgt ist, voraussehen müßten. Diese Änderungen bestehen in der Umschaffung Thau des Hofnarren in Jacob Thau den Sänger des Riesengebirges, und in dem herbeigeführten tragischen Ausgang. Die Diction (Jamben mit Trochäen abwechselnd) ist durchweg rein und fließend. Zuweilen hat die Phantasie des Dichters höchst glückliche Bilder geschaffen, und die wenig mißglückten sind jedoch frey von Bombast und schwülstigen Metaphern, mit welchen uns die neuesten Trauerspieldichter heimzusuchen pflegen. Auch die Charaktere, die Houwald mehr oder weniger flüchtig angedeutet hat, sind in ihrer größten Tiefe aufgefaßt und wieder gegeben. Die Tadelseite des Ganzen näher beleuchtend, können wir nicht verhehlen, daß, um die Geduld der Zuschauer weniger zu ermüden, die ersten drey Acte bedeutend in die Kürze gezogen seyn könnten; eben so finden wir auch die an und für sich trefflich ausgeführte Narrenzscene in zu wenigem Zusammenhang mit dem Ganzen, überhaupt aber gar zu grell abstechend gegen den sonst ruhigen Gang des Stückes. Ob der Dichter, der der ungetheilten Anschauung wegen keine Parthie übernommen hatte, mit der Darstellung zufrieden gewesen seyn mag, möchten wir wohl in Zweifel stellen. Das Bemühen des Hrn. Kriete, die nicht undankbare Parthie des Thau noch mehr emporzuheben, war recht lobenswerth, jedoch, da dessen Darstellungskunst seit kurzem eine falsche Richtung zu nehmen scheint, nicht immer vom besten Erfolge begleitet. Hr. Dittmarsch hatte auf die Rolle des Hugo unverkennbaren Fleiß gewendet, und gab daher weniger Stückwerk als sonst, auch führte Hr. Stawinsky den rascheglühenden Lothar v. Sydow höchst kräftig durch. Hr. Bünke (Vater Michael), Hr. C. Wagner (Wolfsheimer), Hr. Mosevius (erster Narr), waren mehr oder weniger an ihrem Platze. Schade, daß der Dichter die von Hrn. Paul wacker ausgeführte Parthie des Schmaucher (Wolfsheimers Famulus) so unbedeutend gelassen hat. Fr. v. Holten (Kunigunde) haben wir nie so ausdruckslos im Spiel gesehen, als hier; hoffentlich wird dieser Laubeit kein anderes Motiv, als das einer momentanen Verstimmung, zum Grunde gelegen haben. Mad. Unzelmann spielte die Abtrüßinn höchst zart und verständig; dagegen bewies abermals Mad. Scholz als Herzoginn von Schweidnitz, daß sie zur Darstellung fürstlicher Charaktere ganz und



gar nicht berufen ist. Die durch Hervorrufen des Dichters bewiesene Theilnahme des Publicums für dieses vaterländische Product wurde noch durch die an Ort und Stelle aufgenommenen Ansichten des Volksschlusses, Zuckersack, der Schneeflocke, Stadt Schweidnitz, einer böhmischen Gebirgsbude und noch andern von den H. Pohlmann und Weybach trefflich ausgeführten Decorationen erhöht.

Stanislaus, oder: die wunderbare Rettung, Drama in einem Aufzuge von Carl v. Holten. Das Sujet dieses kleinen in Versen geschriebenen Stückes beruht auf einem bekannten, im Jahr 1771 auf der Flucht des Königs von Pohlen vorgefallenen Ereignisse. Da sich die Handlung in dem kleinen Rahmen allzusehr drängt, so konnten die einzelnen Parthien nur oberflächlich ausgeführt werden, was sich bey denen der Müllerinn und des Müllers am auffallendsten zeigte.

Preciosa, Schauspiel mit Gesang und Tanz, von P. N. Wolf, Musik von Carl Maria von Weber. Bey dem schon mehrfach angedeuteten Geschmack des hiesigen Publicums war eine, auch wirklich erfolgte, günstige Aufnahme dieses in den zahlreich erschienenen Beurtheilungen zu leichten Kaufes davon gekommenen Lust-, Schau- und Trauerspiels vorauszusehen. In der That ist aber auch seit langer Zeit kein Stück vorgeführt worden, welches der mit einem mürrischen Gesicht daherschreitenden Kritik ein freundliches Lächeln abnötigte. Fray von Holten war Preciosa. Obgleich dieselbe weder singt noch tanzt, so haben wir diese Mängel über ihrem vorzellischen, das Romantische der Rolle aufgefasten Spiel vergessen. Die musterhafte Recitirung der allerliebsten Wolffschen Verse machten den Wunsch rege, die Künstlerinn als Zuleima in dem hier noch nicht gegebenen Pflicht um Pflicht, von Wolf, zu sehen. Mad. Schmella erhielt nächst Fr. von Holten, als Zigeunermutter, die meisten wohlverdienten Beyfallsbezeugungen. Der Schloßvogt Peter ist eine gelungene Nachahmung des vor Zeiten sehr beliebten Dupperichs. Hr. Schmella entwickelte in dieser Rolle so viel komische Kraft, daß wir der wohlthätigen Erschütterung unsers Zwergfels wegen wünschen, daß eine große Retirade in seinem künstlerischen Wirken noch weit entfernt seyn oder, noch wünschenswerther, niemals eintreten möchte. Hrn. Bunte's Spiel als Zigeunerhauptmann griß recht gut in die, mit Ausnahme des Hrn. Clausius (Alonzo), dessen Leistungen besser seyn könnten, wenn er wollte, brav zusammengehende Darstellung ein; so wie auch die scenische Anordnung und die Ausführung der Zigeunerschöre alles Lob verdienen.

(Der Schluß folgt)

### Theater-Nachricht.

Bev herannahendem Schluß der italienischen Opern-Vorstellungen im K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore macht die Administration hiermit die Reihenfolge derselben bekannt:

|            |         |                                                     |
|------------|---------|-----------------------------------------------------|
| Montag     | den 15. | Zelmira.                                            |
| Dienstag   | „ 16.   | Corradino.                                          |
| Donnerstag | den 18. | Ricciardo' e Zoraide mit Ballet letzte Vorstellung. |
| Freitag    | „ 19.   | La Gazza ladra.                                     |
| Samstag    | „ 20.   | Zelmira zum letzten Mal.                            |
| Montag     | „ 22.   | La Gazza ladra, eben so.                            |
| Dienstag   | „ 23.   | Corradino, eben so.                                 |

Unachtet der von Seite des Hrn. David bereits anderwärts eingegangenen Contracts-Verbindlichkeiten, die seine Abreise am 20. d. erforderten; hat derselbe dem noch auf Veranlassung der Administration und in dankbarer Anerkennung des ihm vielfältig gezollten Beyfalls, seinen Aufenthalt für zwey Vorstellungen verlängert.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dienstag, den 16. July 1822.

85

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen in vierteln um 15 fl., halbi. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteln um 7 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Verächters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbi. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## O t t i l i e.

Von Caroline Baroninn de la Motte Fouqué, geb. Baroninn von Briesk.

(Fortsetzung)

„Nun wohl,“ versetzte Sir Anderson, „so nehmen Sie denn das Ding, wie es ist. Unsere kleine Ottilie,“ hob er sich bestimmend an, „spielte als ein Kind von dreyzehn bis vierzehn Jahren in dem Park einer Tante, die sie mit sich auf das Land genommen hatte. Es war in den ersten warmen Tagen des Vorfrühlings. Eine lange Tannenallee mit ihren grünen Nadeln und braunen Samenäpfeln täuschte das Auge zunächst über die winterliche Öde umher. Helle Sonnenlichter spielten durch die Zweige, der kleine gelbe Schmetterling, als erster Bothe kommender Blumen, schwirrte an den röthlichen Spitzen der Keime hin und wieder. Ottilie sprang, in ihrem Gott vergnügt, den Gang entlang, als ein braungelbes Weib, mit buntgeblütem Zickmantel, ein schwarzes Tuch über die gerunzelte Stirn, den einen Arm in die Falten des Mantels geschlagen, mit dem andern einen zottigen Pudel an langem Seile führend, hinter einer der Tannen hervortrat, und die verdeckte, fast schwärzliche Hand loswickelnd, den Finger mit den Worten gegen die Kleine aufhob: „Nicht so eilig, nicht so eilig! vom Springen ist das Fallen nicht weit.“ Ottilie fuhr erschrocken zusammen. Die Alte lächelte. „Sieh mal,“ sagte sie wohlgefällig, „bist ein blankes Jüngferchen! Weis mal her die niedliche Hand.“ Ottilie zögerte. „Fürchte dich nicht,“ beruhigte sie jene, „wenn du mir ein Dütchen Kaffeebohnen und ein wenig weißen Zucker gibst, so sage ich dir, wann du Braut wirst? und wie der Bräutigam aussieht? Hast nicht mehr lange bis dahin. Es kommt Tag und Stunde, ehe man's denkt.“ Sie nahm unter diesen Reden des Mädchens Hand, sah hinein und verwundert in Ottiliens Augen, schüttelte den Kopf, betrachtete auf's neue die Falten und Linien, die sie nicht sogleich entziffern konnte, murmelte unverständliche Laute durch einander und fragte dann ganz bestürzt: „Sage Kleine, wie kommst du hier her?“ Ottilie, welche den Sinn der Frage nicht faßte, erwiderte: „die Tante habe sie aus der Pension in



Stockholm mit hieher auf ihr Schloß genommen.“ „Was Stockholm, was Tante!“ rief jene, „du bist weit her, armes Ding, die Mutter weint mehr Thränen, als die Tannen hier Nadeln auf den Boden streueten. Des Vaters Lebensfaden liegt abgerissen und zerschnitten auf der Fläche vor mir. Dein Stern steht in einem dunkeln Hause. Sieh Acht, wenn du aus verschlossener Öffnung die Flamme leuchten sieh'st, dann ist dein Loos der Erfüllung nahe.“

Ottilie stuzte anfangs über die verworrene Rede, die Wahres und Unwahres seltsam mischte, doch bald gewann sie die kindische Heiterkeit wieder, mit der sie die Alte fragte: „was sie denn nun von dem versprochenen Bräutigam zu sagen wisse? und wenn er kommen werde?“

„Bist du so hitzig?“ entgegnete die Prophetinn, „verlangt dir's nach dem Witwenschleyer?“ Ottilie schallt das Weib eine böse Hexe und wollte davonlaufen. Jene hielt sie aber bey den Falten ihres Röckchens fest. „Bleib!“ sagte sie, „du hast mich geschmäht, weil ich dir die Wahrheit sagte, nun mußt du alles hören, damit du mir einst abbittest und vor Beschämung eben so als vor Kummer weinst, wenn alles, was ich sagte, in Erfüllung geht.“

„Laß mich!“ rief die Kleine heftig, „ich will nichts mehr wissen.“ „Wirst es schon erfahren,“ entgegnete jene, während Ottilie alle Mühe anwandte, sich los zu machen und nur durch das knurrende Wellen des mürrischen Hundes scheu zurückgehalten ward. „Wirst es schon erfahren,“ wiederholte jene. „Höre mir zu,“ geboth sie, das Kind bey der Hand fassend. „In neunmal vierzig Tagen ehelichst du den, welchem du heute dein Herz eröffnen wirst. Wenn er im Sarge liegt, findest du einen Schlüssel, mit dem du ein finstres Haus aufschließen wirst, doch —“ Ottilie riß sich hier los und flog die Allee entlang. „Doch,“ rief ihr das Weib nach, „thut es sich auf, blickt dir ein Licht daraus entgegen, so hast Du Freyheit und —“ die Luft trug das Wort hinweg —. „Verloren!“ schallte es jetzt dem ängstlich laufenden Kinde vernehmlicher nach.

Verworren kreuzte sich der dunkle Unsinn in dem jungen Gehirn. Doch hatten Furcht und Widerwille einen unauslöschlichen Eindruck in Ottilien zurückgelassen, und trat auch in der Folge das Bild der Alten mehr in den Hintergrund ihres Gedächtnisses zurück, so ward doch die ganze Unbefangenheit zarter Jugend in dem jungen Kinde vollends zerstört, als sie auf Zureden ihrer Familie einem Manne ihre Hand gab, dem sie als Beschützer und Vormund stets ihr volles Vertrauen geschenkt, und wirklich an jenem Tage mit dem kleinen Abenteuer im Park der Tante bekannt gemacht hatte, ohne ihm die nähern Umstände davon mitzutheilen, deren innern Zusammenhang sie eben so wenig faßte, als es ihr einfiel, daß sie je die Gattinn des doppelt so alten Mannes werden könne. Erst bey seinem frühe erfolgten Tode, im Augenblick als ihr ein kleiner goldner Schlüssel mit der Umschrift: „Für meine Ottilie,“ eingehändigt ward, wachte die schauerliche Prophezehung wieder lebendig in ihr auf. „Nun!“ fragte Robert gespannt, „welch ein Zauberschloß öffnete denn der bedeutungsvolle Schlüssel?“

„Das eines zierlichen Mahagony-Kästchens, ganz mit Gold, Rosibarbeiten und Bancnoten angefüllt,“ erwiederte Sir Anderson. „Ein Schatz, der dem schönen Weibe den Feenpallast der Welt aufthat. So legte sie sich späterhin die Weissagung aus, so beruhigte sie Herz und Gemüth und spielte mit



einem Leben, das sie nur von seiner lachenden Seite kennen wollte; deshalb theilte sie mit dem Nothleidenden, trocknete eilig die Thränen des Schmerzes drängte Leid und Mißmuth von einer Bahn, auf der sie, wie die gestülpte Freude, dahin flog. „Die Unmuthige!“ lächelte Robert, wie in ihren Anblick verloren, „es gelingt ihr nur, so lange sie bey dem Gegenstande ihrer flüchtigen Theilnahme verweilt.“

„Verweilt?“ rief Fierville. „Wo weilt die Unstäte je! Sie kennt die Ruhe so wenig, als sie sie Andern gönnt.“

„Sie sagen nur zur Hälfte, wie es ist,“ entgegnete der Engländer. „Beym Himmel! Ottilie trübt keines Menschen Frieden absichtlich, allein, das Räthselartige, was sich ihrem Daseyn so unwillkürlich angehängt hat, steckt ihr wie ein Wurm im Herzen. Sie möchte ihn todts drücken, aber kann er nicht anders, so hebt er Nachts im Traume den Kopf gegen sie auf.“

„Ah auch Träume!“ lachte der Vicomte, „das fehlt noch, um die nordischen Phantasmagorien vollständig zu machen.“

„Nehmen Sie es wie Sie können,“ versetzte Sir Anderson, „es ist doch einmal nicht anders. Hier, gerade auf der Stelle, wo unser Freund jetzt liegt, träumte die schöne Ottilie, sie stehe auf einem freyen Plage, an einen Baum gelehnt, dessen lindes Säuseln ihr unbeschreiblich süße Lüfte zuwehete. Plötzlich aber riß der Sturm in den Zweigen, die Äste flogen rauschend um sie her, und mit Schrecken sah sie einen röthlichen Saft, dunkel wie Blut, aus den wunden Stellen des Baumes tröpfeln. Sie schrie laut vor Entsetzen. Zudem öffnete sich dicht vor ihr ein Haus, das ihr früher wie ein dunkler Fels vorgekommen war, und helle Lichter tanzten auf der Schwelle, vor denen sie entsetzt floh. Als sie darauf erwachte, glaubte sie gewiß, und ließ es sich nicht abstreiten, es sey das Haus der Marquise dasjenige gewesen, was sie im Traume sah. Die Prophezeung von dem Richte aus verschlossener Öffnung kam ihr lebhafter als je in die Erinnerung. Sogleich setzte sie sich vor abzureisen. Allein in folgender Nacht sah sie jenes Weib so deutlich, wie einst in dem Garten der Tante, an ihrem Bette steh'n. Sie bog sich über sie, und sagte ihr etwas in's Ohr, das die Gräfinn entweder nicht verstanden, oder bey'm Erwachen vergessen hatte, doch so viel war ihr gegenwärtig geblieben, daß der Sinn auf eine furchtbare Drohung hinwies, wenn sie früher diesen Ort verlasse, als es ihr vom Geschick durch ein Zeichen, ihr auch ohne Worte verständlich, geheißen werde.“

Der Arzt, welcher in diesem Augenblick das Gespräch unterbrach, erinnerte mit Besorgniß, daß der Kranke zu sehr durch dasselbe angeregt, und das Fieber auf's neue eintreten werde, worauf der Vicomte und Sir Anderson, aller Gegenrede des ungeduldigen Robert zum Troß, ihn für heute verließen.

## 5.

Den folgenden Morgen trat der Engländer zu ungewöhnlicher Stunde völlig reisefertig an seines Pfleglings Bett. „Was ist das!“ rief dieser, ohne die Erklärung des frühzeitigen, auf Trennung deutenden Besuches abzuwarten. „Wie, Sir Anderson? Sie verlassen mich auch?“ setzte er wehmüthig hinzu. „Können Sie es über's Herz bringen, dem Vogel, der mit geknickten Federn im Käfig liegt, den Rücken zu kehren, wenn er des Mitleids am meisten bedarf?“



„Nicht aus diesem Tone, mein junger Freund, nicht aus diesem Tone,“ rief der erweichte Sir. „Ich muß wahrhaftig, nur auf wenige Tage, aber ich muß Sie verlassen. Lassen Sie mich alle Gründe in die paar Worte zusammendrängen: Otilie bedarf meiner!“

„Wo ist sie? beym Himmel!“ rief Robert, seiner Wunde uneingedenk, hoch im Bette aufgerichtet, „wenn Sie Nachricht von ihr haben, theilen Sie sie mir mit.“

„Ja ich habe Nachricht von ihr,“ entgegnete jener, den Kranken sanft in seine Decken zurückdrückend, „allein ich kann Ihnen für jetzt auch nicht das Mindeste weiter mittheilen. Deshalb —“ Er drückte Roberts Hand. „Sie verstehen mich,“ setzte er hinzu, „keine Frage weiter, wenn Sie mein Herz kennen, dem es wehe thut, einem Freunde etwas abschlagen zu müssen.“

„Wo wirklich?“ sagte Robert bewegt, als sich jener bey den letzten Worten zu ihm niederbog, und ihm liebevoll in die Augen sah, als wolle er das Abschiedswort umgehen. „Nun, so reisen Sie mit Gott!“ rief der Jüngling, „und treffen wir einander noch einmal in dieser Welt —“ „Gut! Gut!“ entgegnete der andere schnell, „wir treffen uns, seyn Sie versichert, und gesund und froh, ich stehe Ihnen dafür. Aber jetzt, Gott befohlen! der Postillion läßt es den Pferden sonst entgelten, daß ich ihn warten lasse.“ Er eilte rasch nach der Thür, wandte sich aber noch einmal zurück, indem er bittend sagte: „Ja keine neue Unvorsichtigkeit! hören Sie? lassen Sie den Franzosen schwachen! und dann schonen Sie Ihre Gesundheit! bleiben Sie ja noch eine Weile im Bette, und reisen Sie nicht eher, bis Sie ganz hergestellt sind.“ Er nickte, den Hut schon auf dem Kopfe, Robert treuherzig zu, und verschwand, ohne dessen Gegengruß abzuwarten.

Langweile, drückende Stunden gingen nun an dem Einsamen hin, der, ganz auf seines Kammerdieners Gesellschaft angewiesen, stumm und schwermüthig die Minuten an dem Zeiger der Uhr abzählte und sich bemühte, nichts zu denken, weil er nichts Erfreuliches zu denken wußte.

„Der Vicomte ist wohl auch verreist?“ fragte Robert eines Tages sich selbst beunruhigt. „Herr von Fierville?“ fragte Louis, immer darauf bedacht, Zeit zu gewinnen, um alles Störende in seinen Antworten zu verhüten. „Sehr viel ich weiß,“ fuhr er zuversichtlicher fort, „ist er im Orte.“

Ein leeres „So?“ — folgte darauf von Roberts Seite, worauf die Unterhaltung wohl abgebrochen gewesen wäre, hätte der behutsame Kammerdiener nicht hinzugesetzt: „O der englische Herr würden auch wohl nicht von Ihrer Gnaden gewicher seyn, kam der Advocat Bilandei nicht noch spät in der Nacht mit der Dame Thibaut und einem seltsamen Alten, den ich nicht kenne, auf sein Zimmer, wo sie denn bis am hellen Morgen mit einander sprachen.“

„Träumst du?“ rief Robert ihn unterbrechend. „Die Alle kamen in der Nacht zu Sir Anderson?“

„Ich habe die Ehre gehabt, es Ihnen zu sagen,“ wiederholte Louis, ein wenig verlezt über die Ungläubigkeit seines Herrn. „Auch muß ich hinzusetzen,“ fuhr er fort, „daß sich das ganze Haus darüber erstaunte und alles zusammentrat um —“

„Doch nicht zu horchen, Louis?“ fiel Robert ein. „Dann würde ich“ entgegnete Jener, „nichts davon wissen, denn schwerlich hätte man mich zum Be-

gen  
ernst  
wan  
sein

don.  
lasse  
fen  
gehe

sehu  
falt  
man  
blie  
folge  
den  
Spie  
des S  
stätt.  
sich  
nicht

Feiter  
Man  
nicht  
Leisti  
schüs  
Wün  
zeitig  
die,  
Die  
engag  
spiele  
voller  
einen  
sich i  
währ  
im A  
vorha  
sich d  
eines  
Gesch  
Land  
beden  
mußt  
entse  
sehr t  
u



gen solchen Betragens gemacht." Robert lächelte. Doch traten augenblicklich so ernsthafte Gedanken vor seine Seele, daß er sich lebhaft zu Louis zurückwandte, um genauere Erkundigungen einzuzieh'n, als ein Billet von Fierville seine Bestürzung noch vermehrte. Ein paar flüchtige Zeilen sagten folgendes:

Eine Mission, die ich längst erwartete, ruft mich unverzüglich nach London. Sichern Nachrichten zufolge hat unsere Freundin den Continent verlassen. In Calais schiffte sie sich unlängst ein. Sputen Sie sich Robert, werfen Sie die lästige Krankheit bey Seite und folgen Sie uns bald nach. Ich gehe, Ihrer Vergebung so gewiß, als meiner wärmsten Freundschaft für Sie."

Fierville.

(Der Schluß folgt)

### Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß)

Breslau.

König Heinrich der Vierte, von Shakespeare nach der Schlegel'schen Übersetzung, wurde, was hier noch keinem Shakespeare'schen Werke begegnet ist, äußerst kalt aufgenommen. Da die Darstellung gut, theilweise sogar meisterhaft war, so muß man den Grund dieser kalten Aufnahme in der Geschmacklosigkeit des größeren Publicums suchen, welches dem kühnen Flügelschlage des unsterblichen Briten nicht zu folgen vermag. Hr. Stawinsky hat die einer kunstgemäßen Ausführung entgegenstehenden Schwierigkeiten der Parthie des Fallstaff durch richtige Auffassung und durchdachtes Spiel glücklich bekämpft. Gleiches Verdienst erwarb sich Hr. Dittmarsch in der Rolle des Kronprinzen, vorzüglich im humoristischen Theil derselben, im Zusammenspiel mit Fallstaff. Hr. Bünte (König Heinrich) war in den Charakter der Rolle eingedrungen, was sich jedoch von Hrn. Clausius (Heißsporn), der Wort für Wort aus dem Kasten holte, nicht rühmen läßt.

So wenig wir uns nach dieser Übersicht, wegen farger Darbringung von Neuigkeiten, beklagen dürfen, so können wir doch den mehrfach geäußerten Wunsch, die Mannigfaltigkeit des Repertoirs durch Wiederaufnahme älterer guten Stücke zu erhöhen, nicht verschweigen. Freylich müßten wir, da das Trauerspiel immer noch sehr schwache Leistungen bietet, die Oper aber ihre Kräfte auf den noch stets zahlreich besuchten Freyschütz und die nicht minder beliebte Gazzza ladra zu verwenden genöthigt ist, unsere Wünsche auf das Lustspiel beschränken. Da sich jedoch in letzteren die Fähigkeiten des zeitigen Bühnenpersonals concentriren, so dürfte es daher jezt am geeignetsten seyn, die, lange brach gelegenen Schröders und Jünger'schen Stücke wieder vorzuführen. Die Einstudierung der Entführung von Jünger verdanken wir dem Gastspiel der später engagirten Ule. Henriette Wagner (Stieftochter des verstorbenen sächsischen Hofchauspieler Geyer), die als Wilhelmine von Sachau darin auftrat. In den andern Gastrollen dieser angehenden jungen Schauspielerinn schien sich dieselbe der Wahl nach auf einen höhern Standpunct gestellt zu haben, als ihr von Kunst wegen gehörte. Obwohl sich in der genannten Rolle in einigen feinen Nuancirungen die leitende Hand einer bewährten älteren Künstlerinn der Dresdner Bühne nicht verkennen ließ, so war doch im Allgemeinen das Spiel zu überladen, und die Symptome tadelnswerther Manieren vorhanden, welche unter andern aus einem plötzlichen Vorschieben des Körpers, wie es sich die tragischen Opernheldinnen bedienen, und der singenden Recitirung der Endzeilen eines Verses bestehen. Außer der eben angeführten Gastspielerinn nennen wir noch die Geschwister Herold (aus Wien, wovon die jüngere (zwölf Jahr alt) als Nettchen im Landhaus an der Heerstraße und in einem Quodlibet in Hogarth'scher Manier nicht unbedeutendes Talent entwickelte. Wegen dem nicht brillanten Cassenzustande der Bühne mußten wir den Genuß, die Damen Ehlers und Devrient in Gastrollen zu sehen, entbehren. Letztere veranstaltete eine musikalisch-declamatorische Abendunterhaltung, die sehr besucht war.

Unsere vorzüglicheren Schauspieler gastiren seit einiger Zeit auf den kleinern Büh-



nen Schlesiens und Fehren zwar nicht, wie ihre Pariser Collegien, mit einer mit tausend Louisdor gespickten Börse, sondern mit der ihnen zu Theil gewordenen höchsten Bewunderung, zurück. Hr. von Holtey, Hr. Schmelfa und Hr. Stawinsky sind vor Kurzem bey der Butenop'schen Gesellschaft in Liegnitz in ihren Hauptrollen aufgetreten. Eine größere Kunstreise hat Hr. Schmelfa erst kürzlich angetreten, welche vorerst nach Wien gerichtet ist. Wir sind der Meinung, daß dieser Liebling des hiesigen Publicums, bey guter Rollenwahl, keinen so schweren Stand haben dürfte, als man hier glaubt. Die Anerkennung eines ausgezeichneten Künstlers wird ihm gewiß in den Parthien des Truffaldino, Lorenz, Postmeister Boneiel, Marder, Grübler, Kumpelpuff, Hinzefeld und andern zu Theil werden, vorzüglich machen wir aber die Wiener Theaterfreunde auf die Parthie des Dorfrichters Adam im zerbrochenen Krug aufmerksam, die schwerlich von einem Schauspieler so künstlerisch gegeben worden ist und gegeben werden wird. Um die Vielseitigkeit des Künstlers zu bezeichnen, bemerken wir, wie derselbe sogar den Franz Moor und den Fremden im Faust auf der hiesigen Bühne nicht ohne Beyfall gespielt hat.

Bekanntlich hat das vier Meilen von Breslau entfernte Ols mit dem unglücklichen Peihwald gleiches Schicksal gehabt. Der zur Abhülfe fremder Leiden stets geneigte wohlthätige Sinn der Breslauer hat sich auch bey dieser Gelegenheit nicht verläugnet. Außer den vielfach eingegangenen Beiträgen an Geld und Kleidungsstücken hat der Hr. Dom-Capellmeister Schnabel, unterstützt von mehreren achtungswerthen Dilettanten, in dem auf der Hälfte des Weges von hier nach Ols belegenen Theater des herzoglich braunschweigischen Lustschlosses Sybillenort, zum Besten der Abgebrannten ein großes Concert gegeben, welches so zahlreich besucht war, daß ein Theil der Anwesenden nach Anhörung einiger Piecen freywillig das Haus verließ, um andern zur Wohlthätigkeit geneigten Personen Platz zu machen.

Die diesjährige von der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur gegründete Ausstellung vaterländischer Kunst- und Naturerzeugnisse übertraf die vier vorhergegangenen an Reichhaltigkeit und Gediegenheit. Diese, erst im Entstehen begriffene und dennoch bald zum Muster dienende Anstalt bringt ein wirksam reges Leben unter den Künstlern Schlesiens hervor und öffnet manchen Befangenen die Augen, die da glauben, allein im Auslande schlage die Kunst ihre Stätte auf, daheim sey nur eitel Pfluswerk und Stümperen. Im Gebiet der Malerey hat die gegenwärtig in Wien sich befindende Schlesierinn Julie Mihes den Preis davon getragen. Unter denen von ihr eingesandten Gemälden ist ein mit Dornen gekrönter Christuskopf nach Giorgione das meisterhaft ausgeführteste. Nächst diesem verdient sing Magdalena von Herrmann in Oppeln, und die Findung Moses von Aug. von Klöber, bemerkt zu werden. Auszeichnungswerthe Beiträge hatten noch geliefert die H. Fuhrmann, Mosch, Siegert (Verfertiger des Ätnarundgemäldes), Kösel, Kabe, König, Schön, Langhans und andere. Unter diesen Künstlern befinden sich mehrere, die durch ihre frühern Arbeiten vielleicht mehr im Aus- als Inlande rühmlichst bekannt sind. Die Werke der Bilderey waren am spärlichsten bedacht. Außer dem von Hrn. Augustini nach genauen Abgüssen der in der Potsdamer Antikensammlung befindlichen Originale, neu geformten „Töchterpaar des Lykophron“ waren bloß noch einige Büsten, von Hrn. Hettler verfertigt, vorhanden. Letzterer durch mehrere gerathene Arbeiten bereits bekannt, hat die Aufmerksamkeit durch eine, zum Hauszeichen dienende Statue Friedrich II. in Lebensgröße, ihres Gelingens wegen neuerdings auf sich gezogen. Ein Meisterwerk der Buchdruckerkunst hat die hiesige Barth'sche Buchdruckerey unter Leitung des Hrn. Bäschmar, zeitigen Besitzers derselben, geliefert, und auf der Ausstellung zur Anschauung ausgelegt. Es ist die in polnischer Sprache gedruckte Reisebeschreibung des Hrn. Grafen von Raczynsky, Prachtwerk in gr. Folio. Die das Werk zierenden vortrefflichen Kupfer sind von dem, den Hrn. Grafen auf seiner Reise nach Constantinopel begleitenden vorgenannten hiesigen Maler Fuhrmann aufgenommen, und fast sämmtlich von deutschen Kupferstechern ausgeführt worden. Die ganze Unternehmung kostete den Grafen gegen dreysig tausend Reichsthaler, und ist von diesem der Ertrag der zu verkaufenden Exemplare milden Stiftungen in Polen überwiesen worden.



Der hiesige Wollmarkt, der seit einigen Jahren ein Wollmarkt der Welt zu werden anfängt, übertraf dieß Mal, an Zahl der Käufer und Verkäufer, die einer stark besuchten Leipziger Messe. Eine humoristische Schilderung dieses eigenthümlichen, in vieler Hinsicht interessanten Thun und Treibens der vielen Fremden, so wie der Bewohner Breslau's während dieser Zeit, werden wir nächstens versuchen, vor der Hand aber mögen einige die Wichtigkeit des Marktes bekundende Bemerkungen Platz nehmen. Es sind nämlich den lezt abgehaltenen Pfingst-Wollmarkt, außer der sich täglich vorvollkommenden Wolle der Provinz, dergleichen aus Böhmen, Mähren, preuß. Sachsen, Polen und selbst aus der Gegend von Odessa, in Allem gegen sechs und dreyßig tausend Centner neu preuß. Gewicht zu Markte gebracht, wovon circa neun und zwanzig tausend Centner — sechs und dreyßig bis einhundert zwey und siebenzig Rthlr. pr. Ctr. — für die Totalsumme von zwey und drey Viertel Millionen Thaler verkauft worden sind. Eine bedeutende Revenue für die städtische Kämmerercasse ist das von dem Verkäufer aufzubringende Wagegeld, welches dieß Mal von den zur Wage gebrachten ein und dreyßig tausend sechshundert Centner — funfzehn Egr. pr. Ctr. — gegen sechzehn tausend Rthlr. betrug. Die bedeutendsten Einkäufe sind von Fabrikanten und Kaufleuten aus England, den Rheingegenden und den Niederlanden gemacht worden.

W. M.

### O p e r.

Im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthor wurde den 8. d. von den italienischen Sängern zum ersten Mal aufgeführt: Ricciardo e Zoraide. Drama. Musica del Sigr. Gioacchino Rossini.

Die deutschen Hofoperisten hatten dieses musikalische Drama, wie wir es, der ursprünglichen Bezeichnung gemäß, nennen wollen, bereits vor einigen Jahren auf die Bühne gebracht. Der Componist, zu dessen Vortheil es dieß Mal gegeben wurde, immer bereit, den Wünschen des Publicums zuvorzukommen, oder nachzugeben, war lezt bemüht gewesen, durch Zusammziehung des Ganzen in Einen Act und Abänderung mehrerer Gesangstücke, jedoch mit Behbehaltung der vorzüglichsten, seinem Werk neue Reize zu verleihen. Schon die neue, in den Hauptrollen treffliche Besetzung würde diesem Zweck entsprochen haben, wenn gleich der Inhalt und die Klarheit der Fabel durch die Abkürzung nothwendig verlieren mußten. Doch konnte auch dieser Nachtheil nur diejenigen treffen, die mit dem Inhalt nicht vorher bekannt waren. Auf die Composition und ihre Wirkung, auf die Situationen, in wie fern sie die Musik unterstützen, und auf die Ausführung der Sänger kommt Alles an. Es ist bekannt und anerkannt, daß die Künstler, von denen hier die Rede ist, im letztern Fall größten Theils nur wenig, oftmals nichts zu wünschen übrig lassen, besonders wenn es auf Zusammenwirkung und Harmonie des Ganzen ankommt, auf jene lebendige Darstellungskraft des Gesanges, die den unbestimmten, nicht selten dunkeln Umrissen eines Tongemäldes Anschaulichkeit, den Verirrungen einer üppigen Phantasie Haltung und Wahrheit, selbst dem Vernachlässigten und Alltäglichen einen Anstrich von Beredlung geben.

Nach der etwas langen Introduction, die aber für eine Fortsetzung der Ouverture gelten kann, und worin die Blasinstrumente in einem schönen Wettkampf ihre Lieblichkeit entwickelten, trat Sigr. Rossari auf, als Agorante, Re di Nubia. Die seltene Biegsamkeit seiner Stimme, und die Kunst, auch ihre Mängel zu verhüllen, oder ihnen nachzuhelfen, zeigten sich kaum irgendwo vorher in einem vortheilhaftern Licht, als in der ersten Arie, wo in einem weiten Umfang von Tönen die kühnsten Sprünge und die gleich darauf folgenden Passagen mit Sicherheit und Lieblichkeit, zugleich aber auch mit dem ergreifendsten Ausdruck des Gefühls gelangen. Der Sänger wurde nach dieser Scene sogleich gerufen, und auch der beliebte Tonsetzer mußte erscheinen, um den ihm gebührenden Theil des Beyfalls zu empfangen.

Nach der Verwandlung erschien Sigr. Rossini, als Zoraide, Figlia d'Ircano, die immer durch imposante Ruhe und edlen Anstand hervorragt. Alles, was diese Sängerin mit ihrer klangreichen, gemüthvollen Stimme und mit der Gediegenheit ihres



Vortrags bisher geleistet, schien sie wirklich an diesem Abend noch zu überbieten. Sie liegt ein unwiderstehlicher Zauber nicht nur in dieser Stimme selbst, sondern auch in der kunstreichen und kunstlos scheinenden Verwendung, der des Tones blühenden Reiz ersetzt und den Stoff in freyer Klarheit sich entfalten läßt, indem ohne Aufwand und Berechnung, bloß als Product des augenblicklichen Gefühls, ihm die zur Natur gewordene Kunst ein überraschend wirksames Gepräge aufdrückt. In dem Duett mit Sogra. C. d. Rossini, die im anziehendsten Costüm erschten, feyerte gleichsam die reinste Gemüthlichkeit ihre Verbindung mit der strengen Correctheit, und der Geschmack besiegelte den echten Bund.

Das Terzett, gesungen von beyden Künstlerinnen und Nozzari, hat einige vorzügliche Stellen und die kunstreiche Verwebung der Stimmen im ersten Theil bringen den anmuthigsten Effect hervor. In solchen Fällen zeigt es sich, wie jeder Einzelne allein das Ganze fest im Auge hält, und seinen Platz nur mit Rücksicht auf die Ubrigen behauptet, dann aber auch mit dem sichersten Gefühl die rechten Augenblicke zu ergreifen weiß, um seine Individualität geltend zu machen. Sehr feyerlich wirkt der Eintritt des unsichtbaren Frauenchors mit gedämpften Stimmen — die Genauigkeit der Begleitung verdient Anerkennung — und dann die fortschreitende Bewegung der handelnden Personen auf der Scene, in höherem Rhythmus. Sogra. Rossini entwickelt in dem Solo, das von den drey Hauptstimmen nach der Reihe wiederholt wird, auf einmal und am rechten Ort eine solche Kraft, daß alle Herzen durch diesen Aufschwung hingerissen wurden. Und eben in diesem Satz findet sich Gelegenheit, auf das Wenigste wieder hinzudeuten, was vorhin von der Beredlung gesagt wurde, denn solche Stellen sind es, die durch Würde des Vortrags und Lebendigkeit des Ausdrucks Farbe und Bedeutung erhalten, wo die heterogensten Theile durch die Kunst der Sänger sich verschmelzen.

Wenn Sogr. David in seiner ersten Scene und im Charakter des Ricciardo alle Reichthum seines, als Werk der Kunst, wirklich unübertrefflichen Gesanges abermal in neuen, überraschenden Formen und im Ausbruch nie versiegender Begeisterung glänzend offenbarte, so kann man sich nur auf ein Lob im Allgemeinen beschränken, und würde am besten thun, dieses jedes Mal durch ein vermehrtes Exclamationszeichen anzudeuten, weil sich, ohne daß man weitschweifig wird, so leicht nicht Worte finden lassen um diese Mannigfaltigkeit und diesen Reichthum zu bezeichnen. Aber in dem Duett mit Sogra. Rossini müssen wir noch des bewundernswürdigen Ausdrucks der Zärtlichkeit und des schmerzlich süßen Entzückens von beyden Seiten gedenken, der eine Harmonie erzeugte, wie sie im Augenblick des Zusammenklangs verwandten Seelen laut ertönen würde wenn sich ihre Gefühle in hörbaren Melodien äußern könnten. Triller und Passage wurden Sprache in vielfachen Bedeutungen und der leiseste Accent verrieth ein inniges geheimnißvolles Kunstverständnis.

Das am Schluß eingelegte Duett aus Armida: *Cara per te quest' anima*, gesungen von den eben hier genannten Künstlern, war durch Anmuth der Tondichtung, wie der Gesanges, ein Edelstein in diesem Kranz von lieblichen Melodien. Nicht nur das ganze Personal wurde nach Endigung der Oper hervorgerufen, sondern auch der Meißner mußte zum dritten Mal dem jubelnden Empfang entgegen kommen.

Hierauf folgte, jedoch nur am ersten Abend, das beliebte anakreontische Divertissement.

---

Herausgeber und Redakteur: J o h. S c h i c k h.

Gedruckt bey Anton Strauß.



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 18. July 1822.

86

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Notenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. den H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbs und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## O t t i l i e.

Von Caroline Baroninn de la Motte Fouqué, geb. Baroninn von Briest.

(Schluß)

Alle Fäden, schien es, sollten plötzlich reißen, welche augenblickliche Beziehungen angesponnen und zu einer Art gemeinsamen Interesse verbunden hatten. Roberts Genesung ging von da nur langsam. Tausend Grillen erwuchsen ihm, tausend verwirrende Vorstellungen quälten sein eifersüchtiges Herz, das zur Zeit noch mehr Eifersucht, als Sehnsucht empfand.

In dieser unmuthigen, ungnügenden Stimmung sagte Louis nach mehreren Wochen eines Morgens: „Ihr Gnaden sind wohl noch gestern Abends spät gestört worden?“ Robert sah ihn an, und erwiderte kopfschüttelnd: „Nein! warum?“

„Es ist, weil die Frau Gräfinn ungefähr in der zwölften Stunde mit Sir Anderson hieher zurückkehrten,“ versetzte jener, indem er gelassen im Zimmer umherräumte. Robert war unvermögend, ein Wort zu sprechen. „Die Welt, dachte ich, ging unter,“ fuhr jener fort, „so wirthschafteten und trieben es die Leute hier. Man hat kein Beyspiel von solchem Tumult, einer einzigen Person wegen! Der Wirth ist ganz umgekehrt, lauter Freude und Gefälligkeit, und der Kellner noch zehnmal vergeßlicher, als gewöhnlich.“

„Die Gräfinn wieder hier?“ war alles, was Robert herausbringen konnte. „Ohne Zweifel!“ versicherte Louis, „ich habe sie selbst gesehen, wie sie, an des Engländers Arm, heute früh ganz eilig über die Straße zu Herrn Bilandei ging. Man schwätzte darüber allerley, was ich nicht verbürgen will.“

Robert war in so weit hergestellt, daß er das Bett verlassen konnte. Er trat jetzt, auf die empfangene Nachricht, an's Fenster und starrete unverwandt in die Gasse, indem er so ruhig, als er es dem hüpfenden Blute abzwängen konnte, fragte: „Was schwätzt man denn so Bedeutendes, das dein Gewissen Anstand nimmt, es zu glauben?“

„O nichts, was der Frau Gräfinn im geringsten zu nahe träte,“ erwiderte jener. „Es ist von einer Heirath die Rede,“ setzte er unter wegwerfendem



Lächeln hinzu. „Einer Heirath, so unpassend, als unwahrscheinlich!“ Robert schwieg unter heftigem Herzklopfen. „Der ältere Herr,“ fuhr der Kammerdiener fort, „und die reizende junge Dame! glaub’ es, wer es glauben kann!“

„Sir Anderson meinst du?“ fragte Robert langsam. „Mein Gott ja!“ entgegnete jener. „Alles wollen die Menschen wissen, auch daß der Heirathcontract bereits durch Herrn Bilandei abgeschlossen, der Hochzeitstag bestimmt sey. Es gibt keine Thorheit, die man sich nicht erzählt.“

„Weshalb Thorheit? es kann ja auch wohl seyn, Louis,“ entgegnete Robert, kaum noch seiner mächtig.

„Ah mein Herr, Sie glauben es nicht!“ rief der gewandte Diener, Sie, der Sie Ihr Blut für die schöne Frau vergossen, Sie können sie so großer Undankbarkeit nicht fähig halten.“

„Mein Blut, Louis?“ entgegnete sein Herr, „was redest du für Unsinn! Mein Streit mit dem Vicomte entstand auf ganz andere Veranlassung.“ „Ah, verzeihen Sie! ich darf nicht widersprechen,“ lächelte jener, „doch, welches auch die Veranlassung sey, der Grund bleibt immer die zauberische Gräfinn. Sie selbst sah es so. — Demoiselle Babet kann darüber Auskunft geben, und vor Allem beweist der Schritt der Dame, Ihnen gefolgt zu seyn, den Zweykampf wo möglich zu hintertreiben —“

„Die Gräfinn war zugegen?“ fragte Robert heftig, durch den Gedanken erschüttert. „Ohne Zweifel!“ war die Antwort, „und sie sollte nun Sir Anderson — Unmöglich! unmöglich!“

Er verließ mit diesen Worten das Zimmer, welches Robert im gewaltsamsten Kampf durchschritt.

„Unmöglich! unmöglich!“ wiederholte er unwillkürlich. Er lachte, als er das sagte, gleichsam, als wolle er das Leere des Geschwäzes vor sich selbst herausheben. Doch was in den Grund der Seele eingefast und darin Platz gefunden hat, das lacht man nicht hinaus. Robert empfand eine höchst unbequeme Unruhe, indem er gelassen zu spotten meinte. Ohne sich den Grund davon anzugeben, sah er nach Sir Anderson aus, und ängstete und ärgerte sich, als dieser immer noch nicht kam.

„Gewiß ist es,“ dachte er nach einer Weile, „daß sie in ihrem unstätigen Herumschweifen eine Thorheit wie die andere begehen, und, einmal im Geschmack der alten Männer, auch diesem ihre Hand geben könnte. Wozu denn aber die ganze Komödie mit dem plötzlichen Abreisen, den Träumen und anderm Aberwitz? Wollte sie ihn locken oder er mich anführen? Ich werde ihn doch nach dem Letztern fragen, wenn er sich zufällig erinnern sollte, daß ich noch hier bin und es ihm einläme mich zu besuchen. Sir Anderson liebt den Scherz, wie es das Ansehen hat, aber ich liebe nicht, mit mir scherzen zu lassen. Wahrhaftig nicht! und wenn er sich einbildet, daß meine Wunde — Sie ist Gottlob so gut wie heil! Sie soll mich nicht hindern!“

Die Galle strömte ihm immer bitterer zum Herzen. Dieß schlug hart und heftig in seiner Brust. „Verwünscht!“ rief er, so oft sein Blick auf die Uhr fiel, die Stunden hinslogen und weder etwas von Ottilien noch ihrem Begleiter zu sehen war. Er hätte das Fenster nach der Straße hin zumauern mögen, weil es ihm nichts von allem, was er wünschte, zeigte und dennoch unauhörlich zu sich hinzog.



So recht durch und durch ergrimmt und nach Gelegenheit dürstend, den Zorn an irgend wem auszulassen, klopfte es leise an die Thür. Robert hatte dieser, unmutig in einem Fauteuil zurück gelehnt, den Rücken gekehrt. Er wandte sich mit dem vollen Vorsatz, den unwillkommenen Besuch unverzüglich zurückzuweisen, als er einen niedlichen Knaben einen flachen Korb mit Mayblumen und kleinen Bouquetrosen, zierlich zu Sträußen geordnet, vor sich stehend erblickte. Das barsche Wort auf den halbgeöffneten Lippen zerfloß in ein fast wehmüthiges Lächeln, als das allerliebste Kind bittend sagte: „Kaufen Sie mir doch auch von den Blumen ab. Die gnädige Dame drüben hat recht viel genommen. Ich bin ja der arme kleine Junge, dem sie immer zu essen gab, so lange sie hier war. Wissen Sie nicht? damals als Sie schöner Herr vor der Thür standen, die Frau Gräfinn zum Fenster heraus sah, und ich so weinte, und sie mir in einem bunten Papierchen einen Livre zuwarf, da sagte sie's. Ja, kaufen Sie immer! die liebe Dame ist ja nun wieder hier!“

Eine Thräne stahl sich in Roberts Auge. Er griff rasch nach den Blumen und drückte sie, um doch etwas zu küssen, an die glühenden Lippen.

„Sie ist ja wieder hier!“ jauchzte sein trunkenes Herz. „Lieber kleiner Bothe,“ dachte er, das Kind überreich belohnend, „kommst du von ihr?“ Er wollte ihn noch über mancherley ausfragen, als der Kleine von selbst zu erzählen anhub. „Denken Sie nur,“ sagte er, „dort in dem großen, großen Schlosse wird sie nun immer wohnen.“ „Wer?“ fragte Robert überrascht. „Je nun, sie, die Fremde, lieber Herr,“ lächelte der Knabe. „Ja ganz gewiß!“ betheuerte er, als Robert ungläubig den Kopf schüttelte. „Ganz gewiß! Dame Thibaut unten sagte es, und der Thürsteher auch und der Herr Advocat Bilandei.“

„In dem finsternen Schlosse drüben?“ fragte Robert, „Kind, wo denkst du hin!“ „Ja, sie gehört ja drin zu Hause, lieber Herr,“ lachte jener, „sie ist ja das verlornе Kind von der Frau Marquise.“ Robert traute seinen Ohren nicht. „Ja, ja, das ist's ja eben,“ erklärte der Knabe altklug. „O, Madame unten weiß das ganz genau; sie erzählte es heute wohl schon zum hundertsten Male. Ein garstiges Hirtenweib hat das arme, arme Kind, als es noch ganz klein war, o so klein, wie mein Arm, einer wildfremden Reisenden verkauft, weil es ihr zur Last fiel, und die Andere es gern haben wollte. Dennoch hat sie keinem Menschen etwas davon gesagt und auch Madame Thibaut nicht, die längst so was vermuthete und sie inständigst bat, ihr die Wahrheit zu entdecken. Nun hat doch Madame Thibaut alles haarklein heraus gebracht, und der Herr Advocat auch wegen eines Mahls, rechts am Halse der Frau Gräfinn, gerade wie ein Weilschen gestaltet. An dem Mahle und an allem, was Demoiselle Babet erzählt, daran haben sie sie wieder erkannt, denn niemand konnte gerade ein Weilschen auf der Stelle in die Haut gezeichnet haben, wie das Kind der Frau Marquise, das ist doch wohl gewiß.“

„Und weshalb ist denn das so gewiß?“ fragte Robert, in einem Gemisch seltsam widersprechender Gefühle. „Ja nun darum,“ entgegnete jener, „weil, weil — ach das weiß ich doch nicht mehr recht!“ „Nun, laß nur gut seyn!“ lächelte Robert, „ich werde es sonst wohl erfahren!“ „Nein,“ rief der Knabe, „ich weiß es doch,“ es war was von dem guten König, den sie umgebracht haben, da waren einmal so viele, viele böse Menschen in sein Schloß gekom-



men und wollten auch der schönen Königin was thun, und wie es nun immer schlimmer wurde, und sie alle so sehr schrien, da warf die Königin der Frau Marquise, die bey ihr und guter Hoffnung war, ein Weischen zum Zeichen, daß sie sich retten und von dort fliehen sollte, und davon —

„Gut, gut,“ lächelte Robert „ich verstehe schon. Nun, und weiß denn die unglückliche Marquise —?“

„Guter Gott!“ rief der Kleine, „bey der sind ja die fremden Herrschaften schon seit dem frühesten Morgen. Der Herr Advocat ist auch drüben und der Notar —“

„Der Notar?“ fuhr Robert unruhig auf. Doch sich besinnend, setzte er gelassen hinzu: „Man sagt ja, die Gräfinn werde heirathen, hast du nicht auch davon gehört, Kleiner?“

„J freylich,“ entgegnete jener leise, indem er ihm zutraulich winkte, darüber behutsam zu sprechen. „Freylich! aber Madame Thibaut entdeckt es nur ihren Freunden, sonst darf es niemand wissen.“

Robert vermochte es nicht über sich, nach dem Namen des Glücklichen zu forschen. Er stand schweigend da und spielte gedankenvoll mit den Blumen, als die Thür aufflog und Sir Anderson in seinen Arm stürzte. „Sie wissen schon alles!“ rief dieser mit ungestüme Freude. „Ich sehe es Ihrem besetzten Gesichte an. Wie bliebe auch so etwas verschwiegen? „Nun, so kommen Sie! kommen Sie!“

„Wohin?“ fragte Robert ein wenig trocken. „Wohin?“ wiederholte der Engländer. „Zum Henker, da fragen Sie? Aber,“ fügte er überrascht hinzu, „was ist Ihnen? Sind Sie immer noch krank? Wahrhaftig das ist fatal! Ich dachte, wir wollten recht lustig mit einander seyn! Nun,“ hub er nach kurzer Pause wieder an, „die Gräfinn erwartet Sie. Geh'n Sie! geh'n Sie!“ lächelte er gutmüthig, als Robert bey den letzten Worten glühend erröthete, „ich denke, Sie erhalten bey ihr Aufschluß über alles, was Ihnen noch zweifelhaft ist.“

6.

Sir Anderson hatte nicht zu viel versprochen. Die Blicke, welche ihm Roberts Fieberphantasien während der Krankheit in dessen Herz thun ließen, überzeugten ihn völlig von dem, was er darin voraussetzte. Vom ersten Augenblick hatte er ein günstiges Vorurtheil für den entschlossenen, in Wort und That edlen Deutschen gefaßt, und da die Wendung, welche seiner jungen Freundin Geschick nahm, fast zu ernste Farben für die Hell- und Leichtgestimmte trug, so lag ihm daran, sie der Welt auf völlig genügende Weise zu erhalten. Der Mutter hinwegendes Daseyn war dem frischen Hauch des Lebens nicht mehr gewachsen. Sie bebte davor zusammen. Und wie ein Auge, das an Dunkelheit gewöhnt, kein Sonnenlicht mehr kennend, vor dem hineinfallenden Strahle erblindet, so schloß sich das ihre bald darauf, als sie die wiedergefundene Tochter gesehen hatte. „Bestes Kind,“ seufzte sie wenige Tage nach ihrer Wiedervereinigung; „die vertrocknete Rose muß vom Stamme gelöst werden, um der keimenden Knospe Platz zu machen. So reihet sich Geschlecht an Geschlecht und die Ordnung der Natur hat eine lebendige Folge. Weine nicht, liebe Seele. Du weißt nicht, wie glücklich ich werde! Das finstre Haus ist nun wieder hell! Ich sehe nicht mehr sein schönes Gesicht verzerret, von Todesangst gebleicht! Ein Engel — ein schöner, hoher Engel!“



Robert und Otilie knieten an ihrem Bett. Unbewußt lag die Hand der Sterbenden segnend auf ihren gebeugten Stirnen. Die Freude hatte die Mutter getödtet. Glück und Liebe trösteten die Tochter.

Als Fierville nach ein paar Jahren von seiner Sendung rückkehrte, standen die Fenster des öden Schlosses offen. Leise Lüfte spielten mit den flatternden Seidenvorhängen, Gefäße mit den schönsten Blumen schmückten die innere Vertiefung, auf der Schwelle saßen zwey blühende Knaben, junge Rosen glänzten an dem neuaussprossenden Stamm, dessen Knospen einst der Sturm brach.

Der eifersüchtige Anbeter der schönen Otilie ward von da ihr bescheidener Freund, welcher mehr durch seine unwandelbare Beständigkeit, als durch Worte bewies, daß Zärtlichkeit und Treue auf französischem Boden, wie auf jedem andern, gedeihen.

Oft, wenn die befreundeten Menschen, unter denen Sir Anderson nicht fehlen durfte, auf ihren frühern Streit, über den Werth nationeller Eigenthümlichkeit zurückkamen, mußten sie beschämt gestehen, daß sie, durch Irthümer misleitet, einander vielfach unrecht thaten, und Fierville sehr trüglisch die nordische Natur in Otilien angriff, wenn anderer Seits das Beispiel der Marquise einen Blick in die Tiefe der Menschenbrust thun ließ, die man weit entfernt ist, durch den Maßstab abstrahirter Begriffe zu ergründen. Alle empfanden aber das Band wahren Einverständnisses, ohne es zu nennen; und gern gestattete man Otilien die Prophezehung der Wahrsagerin in Schutz zu nehmen. „Denn,“ sagte sie „alles traf zu! Die Freyheit, die mir nichts nützte, vertauschte ich gegen die süßeste Gefangenschaft, und jenes Geheimnißvolle, mit dessen Verluste sie drohete, ich konnte den Namen nicht verstehen ohne seine Bedeutung zu kennen, es war mein Herz. Jetzt fand ich das Wort und die Bedeutung.“

### Über die Bauernspiele in Tyrol.

Die sogenannten Bauernspiele in Tyrol sind ein zu merkwürdiges und in ihrer Art einziges Volksvergnügen, als daß sie nicht weiter bekannt zu werden verdienten. Sie sind eben so anziehend für den frohen Beobachter von Volksitten und Volksfesten, als für den gebildeten Kenner der Kunst, der diese hier in der Wiege sieht, und eben dadurch zu folgereichen Untersuchungen veranlaßt werden kann; ich wünschte nur, daß Lief einen Sommer in Tyrol zubrächte, er würde manche Ausbeute für seine Forschungen über das Theater gewinnen.

Diese Volks- oder Bauernspiele sind zwar Tyrol nicht ausschließend eigenthümlich; sie waren in früheren Zeiten ein ziemlich weit verbreitetes Volksfest in ganz Süddeutschland; in Südbaiern, in Schwaben u. s. f. werden bisweilen noch jetzt einige aufgeführt: so allgemein und mit solcher Liebe behandelt wurden sie aber nirgends, wie in Tyrol, wo sie jetzt noch beynabe ausschließlich blühen.

Eine solche Darstellung hat meistens drey Theile, die eigentliche Haupt- und Staats-Action, ein heiliges Zwischenspiel und ein lustiges Nachspiel. Das Hauptstück ist entweder ein Passionspiel, d. h. eine dramatische Darstellung des Lebens und Leidens unsers Herrn, oder eine dramatisirte Legende, z. B. das Leben der heiligen Catharina, der heiligen Barbara; doch werden auch manchmal alttestamentarische Stoffe auf die Bühne gebracht, als der ägyptische Joseph, Salomons Urtheil u. d. gl. Wenn Volksagen dargestellt werden sollen, so müssen sie durchaus ein national-religiöses Gewand tragen; daher muß z. B. charakteristisch genug Fridolin die



Nacht des Rosenkranzes beweisen. Die Melusine und die schöne Magelone mit dem Grafen Peter von Provincia sind öfters über die Bretter geschritten. An einer lustigen Person fehlt es natürlich nicht; der englische Clown (Küpel) findet sich hier vollkommen wieder und die heidnischen Priester und Tyrannen müssen sich vom Hanswürsten oft derbe Wahrheiten sagen lassen. Überhaupt ist der Charakter dieser lustigen Person fast in allen Stücken vortrefflich gehalten; sie bewegt sich frey und leicht, wie es der Schwerg soll, in ihrer derben Natürlichkeit, und erzwingt oft durch treues Gemüth und unerschütterliche Anhänglichkeit an den Herrn bis in den Tod die rührendste Theilnahme. Als Repräsentanten der unmenschlichsten Tyranny und des dümmsten Aberglaubens erscheinen die heidnischen Fürsten und die Götzenpriester, welche letztere oft vom Hanswürsten gar listig geneckt werden. Ihnen gegenüber steht dann der heilige Martyrer oder die Martyrinn als Muster eines erhabenen, gegen alle Verführung feststehenden Glaubens, einer reinen Demuth, und einer alles besiegenden Gottes- und Nächstenliebe. Nicht ungern möchte ich sie, in ihrer kunstlosen, rührenden Einfalt, den Martyrerbildern der altdeutschen Schule vergleichen. Auch der Teufel, in Gestalt eines wackern Jägers, fehlt nicht, und bietet sogar dienstfertig zu manchem Schwank seine Hände, bis er sich zuletzt offenbaret und unter Blitz und Donner mit Hinterlassung eines Geruchs seiner Unheiligkeit verschwindet, woben er gewöhnlich noch das ganze heidnische Gesindel als gute Preise erklärt und in sein höllisches Reich fortschleppt.

Dieses sind die stehenden Charaktere aller Hauptactionen. Zwischen den einzelnen Acten des Hauptstücks werden Zwischenspiele aufgeführt, größtens Theils biblischen Inhalts, und zwar mit Gesang. Bey Passionspielen wählt man gewöhnlich solche Texte aus den Propheten des alten Testaments, welche auf die im folgenden Act vorkommenden Leidensmomente eine allegorische Beziehung haben. Nebst diesen Zwischenspielen wird noch vor dem Act die folgende Haupthandlung mimisch dargestellt, woben ein Schutengel das Programm zu dieser Pantomime in einer ellenlangen Arie absingt, nebst mancherley Ermahnungen an die Zuhörer, sich ja an den vorzuhaltenden Mustern zu erbauen.

Endlich, nachdem die Tafel lang genug gedauert hat, folgt zu großem Ergehen aller Zuschauer der Nachsch, nämlich das komische Nachspiel. Es ist gewöhnlich ein Schwank in der Weise des Hans Sachs mit einer schlechten Musik, meist vom Dorfschulmeister selbst gemacht, aber voll heiteren Lebens, Schalkheit und echten, volksthümlichen Witzes. In der Hauptaction war der Hanswurst nur Diener, und mußte sich den Moment mehr erschlehen, wo er so einem bärtigen dummen Teufel einen Klaps anhängen durfte; in der Nachpoffe aber ist er Herr und geberdet sich auch im Bewußtseyn seiner Herrschaft mit voller Freyheit. Nichts wird geschont, alle dummen Streiche, die in einer Runde von etlichen Stunden herum geschehen sind, werden aufgetischt und mit trefflicher Laune erzählt, die spöttischen Eifersüchtelleyen einzelner Dorfgemeinden gegen einander durch die Hechel gezogen; selbst das anwesende Publicum erhält seinen Theil, wenn etwa, wie es öfters geschieht, ein Streit wegen der Sitze oder sonst etwas Lächerliches vorgefallen ist.

Schon aus der Menge des Dargestellten kann man schließen, daß diese Vorstellungen eine nicht sehr kurze Zeit erfordern; was wird aber ein sogenannt gebildetes Publicum, das dem herrlichsten dramatischen Adler die Flügel beschneiden möchte, nur damit er nicht über die beliebten dritthalb Stunden hinausfliege, und zu Hause die Suppe nicht kalt werde, was wird es dazu sagen, wenn es höret, daß ein solches Schauspiel von ein Uhr Nachmittags bis sieben Uhr Abends dauert, während welcher Zeit die Zuhörer nicht in bedecktem Raume, und auf gepolsterten Stühlen oder in bequemen Leigen sitzen, sondern auf harten Bänken fortdauernd der stärksten Sonnenhitze ausgesetzt bleiben? Und doch haben diese Bauern den Dichtern nie Gelegenheit gegeben, sich über das Beschneiden ihrer Werke zu beklagen, oder den Schauspielern, den Mangel an Aufmerksamkeit zu bedauern. Daher ergießt sich der Dialog in behaglicher Breite und woben den Schilderungen der Leidenschaften an lyrischer Stärke und an Feuer abgeht, wird durch jene gemüthliche Weitschweifigkeit, welche wir in den älteren deutschen Schauspielen so häufig treffen, und durch eingestreute moralische Sentenzen ersetzt.



Gewöhnlich werden diese Stücke von Dorfschulmeistern verfertigt, doch kennt Einsender auch einen Schuster, der jetzt zu den beliebtesten Volksdichtern gezählt wird. Diese werden von ihrer Muse ziemlich kiefmütterlich belohnt; es wird ihnen weder Ruhm noch Gold; denn die Schauspieler honoriren sehr schlecht und ihr Name wird noch dazu meistens verschwiegen. Haben sich in irgend einem Dorfe Häupter zu einer solchen Unternehmung gefunden, so verfließt der Winter großen Theils mit den nöthigsten Voranstalten, als da sind: Anwerbung der Schauspielertruppe, welche aus lauter jungen Leuten der Dorfgemeinde besteht, Austheilung der Rollen und Einlernen derselben. Eine vorzügliche Sorgfalt verwenden die Unternehmer auf die Auffindung eines rüchtigen Hanswürstes. Zum Glück ist dieser nicht gar so schwer zu finden; denn wo sich Witz und Humor nur so in ihrer geraden Natürlichkeit aussprechen dürfen, da ist der Komiker nicht selten. Ist nun der Frühling erschienen, und mit ihm vom Kreisamte die ersuchte Erlaubniß zu spielen, so wird unverzüglich auf einer dazu gepachteten Wiese oder gewöhnlich im Garten des Wirthshauses das Theater aufgeschlagen. Die Bühne selbst hat ein gewöhnliches Podium, aber durchaus befinden sich neben der Hauptcortine noch auf beyden Seiten zwey kleine Nebenvorhänge, hinter diesen ist die Kerker-scene; sonderbar genug wird der Kerker nie auf der eigentlichen Bühne durch Decorationenwechsel dargestellt, sondern er ist immer seitwärts ganz vorne am Proscenium angebracht in einer kleinen Nische, in welche der Gefangene gewöhnlich von außen über das Proscenium geführt wird. Decorationen und Costüme werden von einem Manne in Inspruch erborgt, der sich eine Art Erwerbszweig daraus gemacht hat. Der ganze Platz wird mit einer Bretterwand eingefast.

Gewiß geht es oft bunt genug bey solchen Vorstellungen zu; vorzüglich sind die Hohen, Gnädigen zwischen den Acten unruhig. Natürlich sucht es sich jeder in dieser Hitze so bequem als möglich zu machen; da werden Tücher über die Köpfe gehalten, Regenschirme aufgespannt und dergleichen Versuche mehr gemacht, wogegen natürlich die hinteren Bänke kräftig protestiren. Ein solches Publicum wäre wirklich werth, von einem Teniers verewigt zu werden. Die verschiedensten Gruppen sieht man durch einander. Nicht weit vom Eingange raufen sich ein Paar Buben; von dort herüber fliegen Apfelschalen und allerley Obstsorten nach den vorderen Bänken und von diesen zurück; im Hintergrund sind ein Paar derselben unter der Last ihrer schönen Bürde eingebrochen und die ganze Sitzgesellschaft liegt in vertraulicher Unordnung auf dem Boden; in jenem Winkel stehen noch einige schmauchende Bauern und reden von besseren Zeiten; dort schäkern Bursche und Dirnen zusammen, und hier sitzt ein andächtiges Paar, dem sichtbar das Herz schlägt vor Erwartung der Dinge, die da kommen sollen. Das Stöckchen erkönt, der Vorhang rollt auf und der ganze tosende Schwarm ist wie versteinert, kaum daß Einer dem Andern zu athmen vergönnt. Die berühmtesten Schauspieler würden sich glücklich schätzen, ein so aufmerksames und empfängliches Publicum vor sich zu haben. Je mehr die ganze Bühneneinrichtung jede mögliche Illusion zerstören zu wollen scheint, mit desto größerer Liebe und Phantasie gibt sich der gemeine Mann den süßen Täuschungen der Kunst hin. Nur den polirten Leuten der feinen Welt war es vorbehalten, zu lachen und zu plaudern, wenn König Lear rast oder Wilhelm Tell zielt. Sehr oft sah ich bey diesen kunstlosen Schilderungen des Martyrthums Thränen über die braunen männlichen Wangen fließen, und wenn je das Theater eine Schule der Erbauung war oder werden könnte, so ist es in diesen einfältigschlichten Darstellungen.

Johannes Infirmitas.

### B a l l e t.

Auf dem k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthor wurde am 5. d. zum ersten Mal aufgeführt: Die heftige junge Frau, in drey Acten, vom Hrn. Hoftheater-Balletmeister Philipp Taglioni. Musik vom Hrn. G y r o w e h, k. k. Hoftheater-Capellmeister.

Der Inhalt ist von dem Verfasser ungefähr folgender Massen angegeben. Graf



Sernange (Hr. Rozier) entdeckt bald nach seiner Vermählung die leidenschaftliche Heftigkeit seiner Gattinn (Mad. Courtin), die bey jeder Gelegenheit und bey der geringsten Veranlassung ausbricht. Um sie zu heilen, stellt er sich noch heftiger, als sie. Die verstellten Ausbrüche seines Jähzorns erfüllen die junge Frau mit Besorgnissen für die Zukunft, sie erkennt reuig ihren Fehler und kehrt gebessert in die Arme des Gatten zurück.

Derselbe Gegenstand ist bereits in einem kleinen, auf dem k. k. Hoftheater nächst der Burg gegebenen Lustspiel behandelt. In dem Ballet ist es hauptsächlich auf die mimische Entwicklung des Charakters der jungen Frau abgesehen, indessen veranlassen die häufigen Rückfälle zu viele Einförmigkeit, so wie der Stoff für drey Abtheilungen überhaupt zu mager ist. Ein einziger Moment tritt am Schluß des ersten Actes hervor, der übrigens als ein abgerissener Zug des Gemäldes dasteht, und der Klarheit noch ermangelt. Im zweyten Act folgen die Gemüthsbewegungen der Frau schnell auf einander, der Graf setzt ihnen seine erkünstelten Aufwallungen entgegen, und dieses Spiel und Gegenspiel belebt allein die Scene. Der Ausgang aber, wie es solche zweifelhafte Charakter-Verwandlungen mit sich bringen, ist unbefriedigend.

Mad. Courtin hatte vielen Fleiß auf die Charakteristik der Gräfinn verwendet, und sie würde ihr noch mehr gelungen seyn, wenn sie nicht dem Titel zu Gefallen die Naturtät zu sehr in Anspruch genommen hätte, wozu eine besondere Persönlichkeit erfordert wird. Der Ausdruck der Heftigkeit gelang dieser Künstlerinn am besten.

Der dritte Act besteht fast ganz aus einem chorographischen Anhang. Aus dem ersten erwähnen wir noch das Pas-de-trois, von den Mlle. Heberle, Ramacini und Hrn. Petit zierlich und kunstgewandt ausgeführt. Der Ersteren gelang ein Pirouet vortreflich, wie denn diese Tänzerinn mit jeder neuen Erscheinung neue Fertigkeiten an den Tag legt. Eine gewisse eigenthümliche, wir möchten sagen neckische, doch nichts desto weniger graziose Beweglichkeit, kleidet sie besonders gut.

In der letzten Abtheilung zeigte sich Mlle. Tagliani wieder in einem Pas-de-trois mit ihrem Vater und Mad. Rozier. Ihre gründliche Schule verräth sich in jeder ihrer Schritte, besonders in den wirklich schon recht ausgebildeten Entrechats und in der leichten, unbefangenen Sicherheit ihrer Bewegungen überhaupt. Mad. Rozier als Pächterstochter, blieb wie immer ihrem Charakter getreu und erfreute durch die einfache Rundung und Bestimmtheit ihres Tanzes.

Das von Mad. Kohlberger und Hrn. Bretel getanzte Pas-de-deux gefiel mit Recht. Durch das letzte Terzett, worin Mad. Courtin, Mlle. Milliere und Hr. Rozier in kunstreicher Mitwirkung wetteiferten, wurde die Unterhaltung beträchtlich noch erhöht. Die angenehme Composition dieses Tanzstückes ist vom Hrn. Grafen von Gallenberg. Der Musik des Ganzen gebührt das Lob der Einfachheit und Solidität, wenn gleich keine besonders glänzenden Partien darin hervortreten.

Der Erfolg dieses neuen Ballets war übrigens am ersten Abend sehr zweifelhaft, bey der nächsten Wiederholung zeigte sich die Wirkung in der geringen Zahl der Zuschauer desto entschiedener.

### Modenbild XXIX.

1. Crepphut mit Backspangen und einer Quirlende von Feldblumen.
2. Neglige-Hut von farbigem Taffet.
3. Häubchen von Dünntuch mit Rosen.
4. Hut von Organtin mit Spizen garnirt und mit einem gestickten Tücheltchen.
6. Backhut mit einem ribiselfarbenen Barege-Tücheltchen und solchen Creppblumen gezieret.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



die Gef  
ringsten  
versteht  
die Zu  
zurück.  
er nächst  
die mi  
affen die  
en über  
vor, der  
ermans  
inander,  
es Spiel  
eifelhafte  
wendet,  
fallen die  
ichkeit er  
Aus dem  
Name  
elang en  
neue Ten  
neckische  
s-de-troi  
in jeden  
ts und  
Kozier  
durch d  
leux gefe  
ière un  
g betrüch  
n. Grafe  
it und S  
weifelhaft  
hl der Z  
en.  
men gezier



*P. v. J. Del.*

*F. Steber. sc.*



8

Don  
hier  
dann  
(Buc  
f. f. 9  
in H



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnabend, den 20. July 1822.

87

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. von A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbe und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## F a b e l n.

Von Joh. Rud. W y s s, dem älteren.

### Das Pferd und das Faulthier.

Woher, das weiß ich nicht. Allein ein edles Roß,  
Von dem oft heißer Schweiß an Pflug und Wagen floß,  
Begegnete dem Faulthier, das am Wege,  
So ganz ein Faulthier, schimpflich träge  
Und unnütz, eine Schmach und Last der Erde, lag.  
„Wie magst du doch,“ begann es zu dem Pferde,  
„So sehr dich mühen, so ziehen, so die Erde  
Umackern ohne Rast, und schwitzen Tag für Tag?  
Was weiß man dir für Dank? Was hast du drob zu hoffen?  
Da hab' ich doch die klüg're Wahl getroffen,  
Ich sehe sonder Müh dem tollen Treiben zu,  
Und pflege meiner süßen Ruh.  
Man muß die Dinge gehen lassen  
So wie sie gehn, und nie mit fremden sich befassen.  
Was fechten die dich an? Wann änderst du die West?  
Du reibst dich auf, und sie geht doch wie's ihr gefällt!“  
„Wohl,“ sprach das Pferd, „so schleppe dich im Sande,  
Sey unnütz, träg' in pöbelhaftem Sinn;  
Zertrenne der Gesellschaft Bande,  
Verzehre nur, und pflanze nie darin.  
Für mich ist Müßiggang — Verbrechen; Trägheit — Schande!  
Ich schaffe Fruchtbarkeit dem Lande,  
Dem Menschen Nahrung und Gewinn,  
Und übe meine Pflicht, weil ich — kein Faulthier bin.  
Ein kurzes, nützvolles Leben  
Ist mehr als ein Non der Müßiggänger werth.  
Die Kraft ist uns zur Thätigkeit gegeben,  
Und die am trägen Ich in dummer Faulheit leben,  
Sind lebendtodt, und Dieben gleich genährt.



## Die beyden Blinden.

„Freund, weise mir den Weg,“ so sprach zu einem Blinden  
Ein Blinder, unbewußt, daß der nicht sehend war.

„Ich weiß mich nicht zurecht zu finden,  
Denn, ach, ich leide Jahre schon am Staar.  
Ich stoße schmerzlich mich beynah an jedem Steine,  
Verwunde mich an Dorn und Stock,  
Und irre von der Bahn; vereine  
Barmherzig dich mit mir, ich halte deinen Rock.“

„Ja,“ sprach der Zweyte, „gern will ich dich Armen führen,  
Die Wege sind mir wohlbekannt;  
Ich habe oft sie durchgerannt,  
Und tief im Innern kann mich deine Blindheit rühren!“

Sie eilten fort. Es ging nicht lang,  
So wanderten sie hart an einem Felsenhang.  
Der blinde Führer sank zum grausen Abgrund nieder,  
Und zog den trauernden Verführten mit hinab.  
Den Weg zurück fand keiner wieder,  
Sie fanden beyde bloß ein qualenvolles Grab.

Wie darfst du deine Brüder leiten,  
Der du dich selbst zu leiten nicht vermagst?  
Dein frecher, falscher Sinn, mit dem du jenes wagst,  
Kann ihnen, kann dir selbst den Untergang bereiten.

Und du, der du zu leicht auf Andrer Führung baust,  
O, prüf erst den, dem du dich anvertraust!

## Der Strauß und die Biene.

„O du verächtliches Insect!“  
So sprach mit höhnisch-stolzer Miene  
Der Strauß zur arbeitsamen Biene:  
„Warum hat doch Natur dich ausgeheckt?  
Ein Tritt von mir kann dich zerdrücken,  
Und hundert deiner Art dazu.  
Wie hilflos, klein und schwach, Armselige, bist du;  
Und ich, wie groß und stark, der halben Welt Entzücken!“

Das Bietchen lächelte, fuhr fort  
In Ruhe seines Wegs zu summen,  
Und widersprach dem großen, dummen,  
Geblähten Thiere nicht ein Wort.  
Umsonst ist's, was der kleine Weise  
Zu einem stolzen Thoren spricht,  
Drum setzt es seine Honigsammlungs-Reise  
In stillem Fleiße fort, vergnügt in seiner Pflicht.  
Indessen hatt' ein Weiser aus der Wüste  
Die Prahlerey des Narrn gehört,  
Und er erwidert' ihm: „O brüste,  
Du Alberner, dich nicht. Nicht Größe gibt den Werth.“



Du bist so träg' und dumm, daß du sogar die Eyer  
Nicht brüten magst. Und größer als der Geyer,  
Läufst du davon, sobald der Mensch dich jagt,  
Zu dumm zur Gegenwehr, zu plump und zu verzagt.  
Dein eignes Leben weißt du nicht einmal zu schützen,  
Weißt, ohne Herz und Sinn, der Erde nichts zu nützen,  
Und überläßt dein Ey treulos der Sonnenglut!

Das Bietchen pfleget seiner Brut

Und seiner Königin mit rührend schöner Treue,  
Vertheidigt sich und sie mit hohem Heldenmuth,  
Und läßt für sie das Leben ohne Neue.

Es sammelt Honig ein, für sie und für den Staat,

Baut fest und kunstvoll seine Zellen,

Hat Ordnung und Gesetz, und weiß mit Rath und That

Zum allgemeinen Wohl und Werk sich zu gesellen.

Der Achtung und der Lieb ist's werth, so klein es ist,

Verächtlich bist nur du, so groß und stolz du bist.

Was adelt dich? dein Geist? dein Wirken? dein Bestreben?

Die Größe, träg' und dumm, die Hoheit, fein und stolz,

Ist leerer Schall und morsches Holz.

Muth, Weisheit, innre Kraft und Lieb' und Tugend geben

Dem Wesen einzig Werth, und Nutzbarkeit dem Leben.

#### Berichtigung der in der Wiener Zeitschrift Nr. 73 und 74 gelieferten Beschreibung Schönbrunn's.

Im Jahre 1657 bestand das k. k. Lustschloß Schönbrunn aus einem Hauptgebäude mit zwey Stockwerken, in der Breite sechszehn Fenster enthaltend, nebst einem Nebengebäude und einer Kirche.

Der rückwärts gelegene Lust- und Thiergarten war von den gegenwärtigen alten Garten-Einfaßmauern auf der Meidlinger- und Hitzinger-Seite begrenzt.

In der Mauer vor dem Gebäude waren mehrere Durchsichten angebracht, und in der Mitte erhob sich ein, nicht in der gothischen, sondern in der damaligen italienischen Bauart verfertigtes großes Thor, über welchem sich eine bedeckte Gallerie mit fünf Bogenöffnungen befand, deren Aufsatz eine Uhr bildete, an welcher zu beyden Seiten kleine Obelisken aufgestellt waren.

Der Wienfluß war längst des k. k. Schlosses, dieß- und jenseits, mit einer Reihe von Bäumen besetzt.

Die Kaiserinn Eleonora vergrößerte Schönbrunn auf der Meidlinger-Seite, von der Gartenmauer längst der Wien abwärts, durch die im Jahre 1678 erkaufte Gründe und durch die untere und obere Rothmühle. Diese dem Schlosse neu einverleibte Besitzungen wurden nachher durch einen eigenen Schenkungsbrief Kaiser Joseph I. dem Freyherrn von Beyier überlassen, hernach von Privatleuten vielfältig erkaufte und wieder verkauft, bis endlich im Jahre 1744 und besonders 1755 der allerhöchste Hof die meisten dieser Gründe, sammt beyden Mühlen, wieder einlöste. Der den Gartenmauern



näher gelegene Theil wurde zur Anlegung der gegenwärtigen Hehendorfer-  
Straße und zur Unterbringung des Steinmaterials der um diese Zeit erbau-  
ten Nebengebäude Schönbrunn's verwendet, die beyden Mühlen abgetra-  
gen, und auf die untere Rothmühle ein Gardegebäude (die gegenwärtige  
Cavallerie = Caserne zu Meidling) erbaut. Die übrigen Gründe sind unter  
Joseph II. zur Anlegung und Erbauung des gegenwärtigen Orts Obermeid-  
ling abgegeben worden.

Der im Jahre 1696 den Schloßbau leitende Bernhard Fischer von  
Erlach war Joseph I. Hofingenieur und nachheriger k. k. Ober-Bauin-  
spektor.

Das 1696 erbaute Hauptgebäude Schönbrunn's hat durch die nachher er-  
folgten Veränderungen durchaus keinen Zuwachs an Höhe erhalten; auch  
sind die den großen Hof bildenden Seiten- und Vordergebäude, nebst den  
zwey Obelisken, so wie die zwey Bassins (ohne Figuren) und die zwey Bal-  
cons am Hauptgebäude im großen Hof, schon seit dem Jahre 1696 vorhanden.

Die zwey Quer-Seitengebäude, welche damals zu Hofstallungen dien-  
ten, waren, statt der zwey gegenwärtigen Terrassen, vermittelst eisener Git-  
ter mit dem Hauptgebäude verbunden.

In der Mitte des Hauptgebäudes erhob sich eine Auffahrt und zwey  
Stufenabtheilungen, welche zu einem aus sechs Säulen bestehenden Peristyle  
führten, von welchem man in den Saal gelangte, der in seiner Länge vom Hofe  
nach dem Garten angelegt war. Zur Verbindung des Gartens mit dem Saale  
diente eine große Freystiege. Mitten über dem Hauptgebäude befand sich ein  
Ausichts-saal, aus fünf großen Bogenöffnungen gebildet, in deren mittlerer  
die Statue Joseph I. zu Pferde aufgestellt war.

Im vorderen Theile dieses Gebäudes, gegen Hizing, befand sich die so-  
genannte Kaiserstiege, wozu der Raum von sechzehn Klafter Länge und sechs  
eine halbe Klafter Tiefe verwendet war; jede einzelne Stufe enthielt eine Länge  
von zwölf Fuß. Es kann daher gar nicht auffallen, das dieses grandios aus-  
geführte Lustschloß, das mit dem fast gleichzeitig erbauten Königsfise zu Ver-  
sailles die Vergleichung auszuhalten vermochte, von jeher eine so allgemeine  
Bewunderung erregt hat.

Bei den in den Jahren 1745 bis 1756 geschehenen Abänderungen wurde  
zwischen dem Haupt- und dem zweyten Stockwerke ein sogenanntes Halbstockwerk  
eingebrochen, und vermittelst Ausführung dieses Plans alle früher bestande-  
nen architektonischen Verhältnisse und Formen geändert. Im großen Hof besetzte  
man die zwey Bassins mit Statuen, dann gestaltete man die Quer-Seitenge-  
bäude zu Wohnungen, unter der jetzigen Benennung Cavaliertracte, um, und  
legte statt der eisernen Gitter die zwey Terrassen auf der Meidlinger- und Hizing-  
ger-Seite an. Auch die obenerwähnte Auffahrt, sammt dem Peristyle und der  
Gartentreppe wurden abgetragen, und statt deren im Jahre 1776 die gegenwärtige  
Hof- und Gartentreppe angebracht. Im Innern bildete man den Saal  
nach seiner jetzigen Länge gerichtet, so wie die Kaiserstiege, zu Zimmern und  
den oberen Ausichts-saal zu kleinen Zimmern um. Hingegen wurden links  
und rechts an diesem Hauptgebäude die gegenwärtigen verschiedenen Seiten-  
gebäude, Stallungen, Schuppen, Reitschule, Orangerie u. s. w. in einer be-  
trächtlichen Ausdehnung, neu zugebaut.



Die angeführte Gefsimverbesserung, statt der vorherigen von Ziegeln, aus Stein gehauen, ganz irrig in die Zeit 1751 gesetzt, hat erst vom Jahre 1809 bis 1819 Statt gefunden.

Die früher erwähnte Abänderung an dem Schlosse in Schönbrunn im Jahre 1745 bis 1756, und die im Jahre 1789 geschehene Umstaltung der sämtlichen Dachungen in eine höhere Form, wirkten nach und nach so nachtheilig auf die letzteren und die Hauptgestimse, das Se. jetzt regierende K. K. Majestät den Befehl ertheilten, für eine dauerhafte Wiederherstellung zu sorgen. Dem zu Folge wurden Dachungen und Hauptgestimse neu verfertigt, und zu den letztern sehr feste Steine, auch mitunter geschlagenes Eisen, verwendet. Diese Gelegenheit benützte man zugleich, um dem Schlosse so viel wie möglich die ursprünglichen Verhältnisse und Formen wieder zu geben.

Die beschädigten Wasserkunstwerke in dem großen Garten, bey der Neptunsgruppe, dem Obelisk und der Ruine, wurden gemäß eines Allerhöchsten Befehles, im Jahre 1814, wieder in den ehemaligen Stand gesetzt, und zum ersten Mal bey der Anwesenheit der hohen Allirten, den 11. Oct. 1814 öffentlich gezeigt \*).

Se. K. K. Majestät geruhten ferner, durch Ankaufung der sogenannten Hisingeraründe den botanischen Garten bedeutend zu vergrößern, und ihn mit der von Metall gegossenen kleineren Statue Joseph II. zu Pferde, einem wahren Kunstwerke, zu bereichern.

In Schönbrunn hatten mehrere denkwürdige Ereignisse und Hoffeste Statt:

Im Jahre 1706 wurde daselbst von Joseph I. ein prächtiges Turnier und Carroussel gegeben, dann im Jahre 1707 die Vermählung Carls VI. mit Elisabeth Christina, Prinzessin von Braunschweig = Wolfenbüttel, gefeyert.

Im Jahre 1760 und 1765 wurden bey Gelegenheit der Vermählung Josephs II. mehrere große Feste gegeben.

Im Jahre 1781 gab Kaiser Joseph II. bey Anwesenheit der kais. russischen Herrschaften einen großen maskirten Ball, und dem nachherigen Kaiser Paul und der Kaiserinn Mutter (Majestäten) ein großes Fest in der Orangerie.

By der längst erschnen Zurückkunft seiner jetzt regierenden Majestät am 15. Juny 1814, erwählten Allerhöchst Dieselben Schönbrunn zum Absteig-Quartier.

Am 11. October 1814 wurde daselbst den fremden Souverainen, Schauspiel, und dann das große Hoffest in der Orangerie, ferner am 10. October, nach der Jagd im Lainzerforst, Mittagstafel, und am 22. Jänner 1815 die große Hoffschlittenfahrt gegeben.

Den 28. July 1816 geschah in Schönbrunn die Vermählung J. K. K. Hoheit der Frau Erzherzoginn *E l e m e n t i n e*, mit dem Fürsten von *S a l e r n o*, königl. Prinzen von Neapel und Sicilien.

Den 9. November 1816 sind Ihre Majestät die Kaiserinn *C a r o l i n a*, am Tage vor der Allerhöchsten Vermählung, aus München kommend, in Schönbrunn abgestiegen.

\*) Diese in den letzteren zehn Jahren geschehenen Umstaltungen und Herstellungen sind durch den Hofarchitect, Hrn. *U m a n*, ausgeführt worden.



Die letzten vier Jahre haben beyde k. k. Majestäten ihren Sommer-Aufenthalt hier genommen.

Über die Ausmessungen dieses Schlosses nebst dem Garten werden nachstehende zuverlässige Berichte gegeben.

Vom Hauptzugange bey dem eisernen Gitter, bis zum mittleren Hauptgebäude, mißt das Schloß hundert und sechs Klafter, zwischen den beyden Cavaliertracten sieben und achtzig Klafter. Das Hauptgebäude hat auf der Gartenseite eine Länge von fünf und neunzig und die Orangerie eine von hundert Klafter. Die ganze Länge der sämtlichen zusammenhängenden Gebäude beträgt vier hundert und siebenzig Klafter. Vom Gittereingange in die Meidlinger-Allee, bis an das eiserne Gitter bey Hizing, sind sechs hundert und dreyßig Klafter. Von dem Hauptgebäude bis zum Ende des Fasanggartens mißt die Länge des Gartens acht hundert und vierzig Klafter, und der ganze Umfang zwey tausend neun hundert und funfzig Klafter.

Die sämtliche Grundfläche dieses Schlosses und Gartens beträgt 512,000 Quadrat-Klafter; oder drey hundert zwanzig Joch. Die sämtlichen Wasserleitungsröhren in diesem Garten, betragen neun tausend Klafter Länge.

In Ansehung Hekendorfs, ist zu bemerken, daß am 7. September 1814 Ihre Maj. Maria Carolina, Königin von Neapel und Sicilien, letzte Tochter der Kaiserinn Maria Theresia, in diesem Schlosse gestorben ist.

Joh. Aman, k. k. Hofarchitect.

### Gefühlloser Feuerblick.

(An Mathilde.)

Verheerend scheint der Sonne Feuerstrahl,  
Aus deiner Augen kaltem Eiskrystall,  
Die, ohne selbst der Liebe Glut zu kennen,  
Doch jedes Herz zur Liebesglut entbrennen.

### Liebe und Hoffnungslosigkeit.

Ein liebend Herz vermag zwar alles zu besiegen;  
Doch, wenn die Hoffnung flieht, so muß es unterliegen.

A. G. Hoffmann.

### Gastspiele.

Auf dem k. k. priv. Theater an der Wien ist der Tenorist Hambruch, vom Hoftheater in Stuttgart, bisher in mehreren Singparthien aufgetreten, nämlich als Max im Freyschützen, als Johann von Paris, und als Don Juan.

Da es bey Sängern vorzüglich auf Stimme und Vortrag ankommt, und die erste Parthie in dieser Hinsicht, wenn anders physische Zufälle nicht störend einwirken, ziemlich entscheidend ist, so wollen wir bey dieser stehen bleiben. Die Wahl war der Eigenschaft des Sängers, der sich mehr zum declamatorischen Gesang hinneigt, angemessen. Die Stimme hat Umfang, aber die Höhe ist schwach, die unteren Töne sind kräftiger, jedoch nicht besonders klangreich. In solchen Sätzen, die Feuer und Energie erfordern, besitzt dieser Sänger, wie schon oben angemerkt wurde, Vorzüge; dagegen mangelt dem melodischen Theil des Gesanges Verbindung und Reinheit, indem manche Töne zu stark und andere verhältnismäßig zu schwach accentuirt werden. Zu dieser Wahrnehmung both das Thema der Arie Gelegenheit, da die kräftige Durchführung des letzten Theils der vorhergehenden Bemerkung wiederum zum Beleg dienen mag. Das Benehmen des Gastfängers gleich in der allerersten Scene, nach entschiedenem Mißgeschick, war sehr entsprechend und schien aus einem



richtigen Abnung der erforderlichen Stimmung des Gemüths hervor zu gehen, die Sänger und Schauspieler äußerst selten nur zu fassen, geschweige darzustellen fähig sind, daher ist ihr Gesang in solchen Fällen, abgerechnet, was der Wohlklang eines angenehmen Stimmorgans vermag, fast, schwankend und fast wirkungslos. Mit diesem Vorzug des charakteristischen Anstrichs jedoch zeigte sich der ziemlich bedeutungslose Redevortrag im Widerspruch; und wenn wir, auf die Arie zurück zu kommen, während des Vortrags dieser etwas weniger Umherschweifen auf der Bühne wünschen möchten, so geschieht das nur, weil dieser Gast, dem wir einen ehrenvollen Platz in der Reihe derjenigen Sänger zugestehen müssen, deren Vorzüge, um den Ausdruck hier zu wiederholen, im declamatorischen Ausdruck bestehen, eine strengere Berücksichtigung wohl vertragen kann.

In Betreff der zweyten Rolle erwähnen wir bloß, daß Hr. Sambuch als Johann von Paris durch lebendiges Spiel in der Eintritts-Arie, wie durch geschmack- und ausdrucksvolle Behandlung der Romane gerechten Beyfall erhielt.

Die Darstellung des Don Juan haben wir nicht gesehen; sie soll wenig angesprochen haben, und eine oft gemachte Erfahrung hat uns überzeugt, daß die riesenhafte Leistung des Tonsetzers, der dieses unvergängliche Kunstwerk der Welt und Nachwelt zur Bewunderung hinterließ, die Anforderungen am Sänger und Darsteller auf eine ungewöhnliche Weise steigert.

Wir haben auch der Wiederholung des Freyschützen beygewohnt, worin Hr. Sambuch zum vierten Mal aufgetreten ist, bey welcher Gelegenheit Mlle. Hornick die Agathe übernommen hatte, in Abwesenheit der ursprünglichen Besizerinn dieser Rolle. Sie gab dies Mal neue Beweise ihrer Gewandtheit und ihres Fleißes in schneller Aneignung, selbst bedeutender Parthien, und sang mit Sicherheit, Festigkeit und Feuer, daher man um so leichter hier und dort eine gewisse Schärfe des Tones überhören konnte, die als Folge momentaner Anstrengung zu betrachten war. Das verdienstliche Bemühen dieser Sängerin wurde laut und dankbar anerkannt.

Auf demselben Theater sahen wir den 13. d. das Schauspiel Fridolin, das wir bloß darum erwähnen, weil drei Gäste zugleich darin auftraten, nämlich Hr. und Mad. Maurer, vom königl. Hoftheater in Stuttgart, die seit dem Anfang dieses Monats ihre auf dem k. k. Hoftheater angefangenen Gastdarstellungen auf oben genannter Bühne fortsetzen, und der Schauspieler Müller, vom Theater in Brünn.

Hr. Maurer, der als Graf von Saverin auftrat, bewegte sich in diesem rittersichen Charakter in einem angemessenen Element, und es zeigt sich auf den ersten Blick, daß er hier kein Fremdling ist. Wirklich muß man es bedauern, daß bey einem sonst ungezwungenen Benehmen, und fast gänzlich unmanirirten Gesten, der Vortrag der Rede so sehr vernachlässigt ist, daß nicht nur oft die Wirkung eines kräftigen Ausdrucks dadurch gebrochen wird, sondern auch der Zuschauer immerfort in Zweifel zu befinden, ob dieses plötzliche Abbrechen mitten in kurzen Sätzen, das unzweckmäßige Bögen auf einzelnen Worten, und das Verändern des Tones in den folgenden, die von jenen unzertrennlich sind, wodurch auch zugleich der Ideen- und Empfindungsengang das Gleichgewicht verliert, ob diese nachtheiligen Erscheinungen auf Rechnung der Gewöhnheit, oder eines unsicheren, nicht mit gehöriger Sorgfalt behandelten Gedächtnisses zu schreiben seyn. Selten geräth eine aus mehreren Gliedern bestehende Periode ganz verständlich; wie sehr muß die gebundene Rede hierdurch gefährdet werden! Häufig lassen sich entstellte Sätze hören, wie der folgende in der Scene mit dem Vogt, den der erzürnte Graf also bedroht: „Rücklings laß ich dich herunter stürzen“ — und Hr. Maurer sodann fortfuhr: „Wenn auch nicht eine Sylbe sich so verhält“ — was ohne Zweifel lauten muß: „Wenn auch nur eine Sylbe sich nicht so verhält“ u. s. w. Durch solche Verstärkungen wird der Zuschauer gestört und fällt leicht aus der rechten Stimmung.

Doch, wir wollen lieber die bessere Seite dieser Darstellung berühren, wo manches Einzelne hervorragte, das durch natürliche Anlage und Ausführung befriedigte. Hierher gehörten vor allen die heftigen Momente, worin der Darsteller zwar oft so gleich den höchsten Grad erreicht und dann denselben Aufschwung mehrmals wiederholen muß, hier aber in der Scene des vierten Actes, vor der letzten Veränderung des Orts



wirklich Außerordentliches leistete, nicht allein in Betreff des seltenen Kraftaufwandes, sondern auch der gelungenen Verwendung seiner Kraft. Die übermäßige Erhebung der Stimme am Fenster wollen wir grade nicht in das Lob mit einschließen; der Schauspieler kann in solchem Fall sich selbst die ungeheure Anstrengung und den Zuhörern den nicht angenehmen Eindruck ersparen, die Natur aber leicht von ihren Forderungen etwas nachlassen. Desto mehr Auszeichnung verdient der Hauptmoment, wo Saverin die Knechte antreibt, dem unglücklichen Jüngling nachzueilen, indem er in verzweiflungsvoller Angst sich schnell vor diesem und vor jenem niederwirft. Hier glaubten wir ein großes Myster zu erblicken, dem der Gast mit glücklichem Erfolg nachzueifern wußte. Auch eine minder ergreifende Stelle führen wir als ausgezeichnet an, nämlich die gegen Ende des vorhergehenden Act's, wo der Graf dem Fridolin das Tuch zurückgibt mit den Worten: „Ich bin nicht undankbar“ u. s. w. Die früher erwähnte Scene brachte große Wirkung hervor.

Mad. Maurer trat an diesem Abend als Luitgarde auf. In dem Ton der Unbefangenheit sprach sich zu sehr noch das Bewußtseyn aus, und dadurch wird das Edle des Charakters solcher zarten Wesen leicht geschwächt. Vorzüglich wirkten stark markirte Züge hierzu mit, und Bezeichnungen, wie bey den Worten: „Ich wollte dich sogar küssen!“ wo Luitgarde schalkhaft abgewendet beyde Hände vor die Augen hielt. Es ist schon an sich ein unzarter Gedanke, daß sie nach ihrem Eintritt den Schlummernden küssen will. Bey dem Geständniß wäre es hinreichend gewesen, sich ihm traulich anzuschmiegen und die Augen unwillkürlich niederzuschlagen, um die jungfräuliche Zartheit wieder aufzurichten; eine Blume, die der leiseste Hauch zu Boden drückt. Wir mögen uns nicht gern in die Toilettenkunst der Damen mischen, sonst würden wir den Kopfschmuck anders, oder doch die schimmernde Verzierung ganz hinweg wünschen. Leider lassen sich die Bühnenkünstler nicht leicht überzeugen, daß niemand diesem Aufputz Glauben schenkt, auch wenn er an dem rechten Ort erscheint und seine Echtheit sich erweisen läßt, es sey denn ein geübter Kenner. Die besorgnißvolle Ahnung, von welcher Luitgarde sich ergriffen fühlt, als sie ihren Freund von der Ausführung des verderblichen Auftrags abzuhalten sucht, wurde durch Worte und Geberden anschaulich rührend dargestellt, und solche Stellen werden überhaupt durch den Wohlklang der Stimme dieser Schauspielerin glücklich unterstützt.

Dem Darsteller des Fridolin kommt seine Individualität zu Statten; die Deutlichkeit der Rede ist ein Vorzug mehr dieses jungen Schauspielers, der auch schon ziemliche Theaterfestigkeit verräth. Der Ton hat in ruhigen Stimmungen viel Fremdartiges, und eine süßliche Freundlichkeit der Mienen zeigte sich zum Überfluß. Sie stempelt diesen Naturmenschen leicht zu einer zierlich gezierten Theaterfigur, wie sie in den alten Schäferspielen sonst erschienen. Auch sogar die Soloreden wurden von derselben Freundlichkeit begleitet und zeigten, daß der Schauspieler sich ohne Beziehung auf das Publikum nicht wohl denken kann. Nichts desto weniger gelang ihm in der Scene des zweyten Aufzugs mit der Gräfinn der Ton der Innigkeit und Demuth sehr vorzüglich, und im Allgemeinen muß es zum Verdienst ihm angerechnet werden, daß er den Charakter nicht über die Gebühr verweichelte.

Im letzten Act erschien noch ein Schauspieler Rudberg in der Rolle des unbekanntes Ritters, an der Stelle des dazu bestimmten, plötzlich aber krank gewordenen Mitglieds. Der Charakter ist gewöhnlich und die Darstellung war es auch; der Ton klingt etwas weiblich. Übrigens ist es nicht eben rathsam, in solchen Fällen mit Bestimmtheit sich zu äußern, da dem in Rede Stehenden immer die Entschuldigung bleibt, daß er im Husch die Rolle übernommen. Wir wüßten daher über diesen unverhofften Gast sonst nicht viel mehr zu sagen, als daß er dieser und einer kurz vorher gespielten Rolle nach zu urtheilen, des Dietheers nämlich in Klingmanns Faust, die wir aber nicht gesehen haben, für das Fach der zärtlichen Väter geeignet scheint.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dienstag, den 23. July 1822.

88

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Notenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey K. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbe und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Antonio.

Von M. G. N. F.

Chi può ben morir, non cerchi indugio.

Petrarca.

Weinend stand der neunjährige Antonio an der Grube, in welche der Todtengräber beym Schein einer einzigen Fackel die Reste seiner guten Mutter verscharrte. Eine schmerzliche Krankheit, anfangs unbedeutend, durch Noth und den Mangel ärztlichen Beystandes aber bald lebensgefährlich, hatte sie zwey Monate nach dem Tode ihres Gatten, eines verabschiedeten Officiers, von dem Kummer befreyt, die verpfändete Hütte ihrem Gläubiger überlassen und mit ihrem Sohne vor fremden Thüren ihr Brot betteln zu müssen.

Als der Todtengräber seine Arbeit beendigt, und ohne auf den Knaben weiter zu achten, sich entfernt hatte, setzte sich dieser auf den frischen Grabhügel seiner Mutter. Erschöpft vom Weinen schief er endlich unvermerkt ein, und erwachte erst, als die Sonne schon über das Gebirge herauf gestiegen war.

Jetzt ging er zurück in die Hütte seiner Mutter. Der Gläubiger derselben hatte bereits davon Besitz genommen. Stumm drückte sich der Kleine in einen Winkel, während der Mann, ohne sich um ihn zu kümmern, den dürftigen Hausrath sichtete. Der Knabe hatte ihn seine Mutter so oft mit bitteren Vorwürfen überhäufen hören, daß er es nicht wagte, ihn anzureden.

Als der Mann sein Geschäft beendigt hatte, und sich zum Fortgehn anschickte, trat Antonio auf ihn zu, und griff mit flehenden Blicken nach einer seiner Hände.

„Was willst du?“ fuhr jener in einem rauhen Tone ihn an; „du mußt fort; hier im Hause kannst du nicht länger bleiben.“

„Wohin soll ich denn gehn?“ fragte der Knabe kleinlaut.

„Wohin du willst, das gilt mir gleich viel. Geh nach Madrid, dort kannst du dich am leichtesten fortbetteln.“

„Ich weiß den Weg nicht,“ sagte Antonio zögernd; „und — mag nicht betteln,“ setzte er mit unwilligem Blick und furchtsamer Stimme hinzu.

„Geh nur über das Gebirge,“ versetzte der Mann, der die letztern Worte



nicht gehört zu haben schien. „Da nimm“ sagte er, indem er nach einem Stück Brot langte, das eben in der Nähe lag, „das schenk' ich dir; und nun mache, daß du fortkommst.“

Mit diesen Worten stieß er den Knaben aus der Thür, und schloß die Hütte. An wen sollte der Arme sich wenden. Seine Mutter hatte fast ganz für sich allein gelebt, ohne mit jemanden weiter Umgang zu haben. Trostlos ging er jetzt vor das Dorf hinaus, und stieß auf einige leere Köhlerwagen, die, an diesem vordem, nach dem Gebirge zu führen. Er folgte ihnen von weitem. Gegen Abend lenkten die Köhler von der Straße ab, nach ihren Wohnungen. Antonio folgte ihnen. Sie fragten ihn jetzt, wohin er wolle. „Nach Madrid,“ war die Antwort; und zugleich erzählte er ihnen, was ihm begegnet war. Die Köhler schüttelten theilnehmend die Köpfe; aber was sollten sie mit dem Knaben anfangen. Sie gaben ihm ein Nachtlager, versahen ihn des Morgens mit etwas Brot, und beschrieben ihm, verworren genug, den Fußpfad, der ihn in den Entfernung von einigen Stunden, auf die Gebirgsstraße zurückführen sollte.

Getröstet ging Antonio weiter. Erst gegen Abend merkte er, daß er sich verirrt hatte. Es war zu spät um nach den Hütten der Köhler zurückzukehren. Jetzt fing er an bitterlich zu weinen. Für heute mußte er unter einem Baume sein Nachtlager suchen. Von kindischer Furcht gepeinigt drückte er das Gesicht tief in das Moos, und entschlief. Am frühen Morgen erwachte er, und suchte eifrig den verlorenen Fußpfad; allein je eifriger er suchte, desto tiefer verirrte er sich in dem immer dichter werdenden Gehölze. Zwey Tage durchstrich er es nach entgegengesetzten Richtungen, ohne einen Ausweg zu finden. Sein weniger Mundvorrath war längst aufgezehrt. Erschöpft von Hunger und Ermüdung sank er am Abend des zweyten Tages unter einem Baume zu Boden. Eben war er im Begriff einzuschlummern, als ein Damhirsch im Finstern an ihm vorüberauschte. Rasch sprang der Erschrockene auf, und fand sich, als er von Furcht beflügelt, eine Strecke fortgelaufen war, am Rande einer breiten Matte, die sich mitten im Walde vor ihm hindehnte.

Mit Staunen erblickte er sich gegenüber ein weites hell erleuchtetes Gezelt, und vor diesem ein großes Feuer. Eine Zeitlang stand er unschlüssig, was er thun sollte. Zwischen Furcht und Freude ging er eine Strecke vorwärts. Deutlich gewahrte er nun, daß mehrere Menschen zunächst dem Zelte geschäftig hin und her liefen, und im Zelte selbst einen reichgekleideten Mann und eine Dame, welche Letztere, wie er zu hören glaubte, die Laute spielte. Der überraschende Anblick machte den ohnedieß schüchternen Knaben noch schüchterner. Vom Hunger getrieben, schlich er sich zuletzt, jedoch in einem weiten Umkreise, von der Seite näher an das Zelt hin; als plötzlich ein kleines Mädchen auf ihn zusprang, und ihn bey der Hand faßte.

„Komm,“ rief das Mädchen, „du kannst mit mir spielen.“

Antonio, der die Kleine nicht eh' gewahrte, als bis sie ihn bey der Hand gefaßt hatte, stieß einen lauten Schrey aus.

„Warum schreyest du denn?“ fragte diese „hab' ich dir weh' gethan?“

„Nein.“

„So komm, und laß uns herumspringen; ein ganze halbe Stunde darf ich hier herumspringen!“



„Ich bin zu müde dazu; ich habe seit zwey Tagen nichts gegessen.“

„Zwey Tage hast du nichts gegessen? O du Armer, wie mußt du Hunger haben! Wie heißt du denn?“

„Antonio.“

„Armer Antonio! Ich habe zu Mittag gegessen, und Nachmittags, und doch hab' ich schon wieder entseßlich viel Hunger. Aber komm nur mit mir, ich will dir gleich zu essen geben.“

Mit diesen Worten zog die Kleine den Knaben in's Zelt hinein. „Vater!“ rief sie, „hier ist der arme Antonio, der schon zwey Tage nichts gegessen hat.“

Es war der Herzog von S \* \*, der auf der Reise nach einem entfernten Landgute an dieser Stelle des Gebirges sein Nachtlager gewählt hatte. „Wo kommst du her?“ fragte er den Knaben befremdet, aber mit gütiger Stimme,

„Aus dem Dorfe Gorry.“

„Du bist wohl deinen Ältern davon gelaufen?“

„Ich habe keine Ältern mehr. Mein Vater ist schon vor einem halben Jahre gestorben; und vor fünf Tagen auch meine Mutter.“

„Wie kommst du aber hieher?“

„Nach Madrid wollte ich.“

„Und was wolltest du denn in Madrid?“

Antonio schwieg.

„Rede, mein Sohn, mir darfst du es wohl sagen, ich meine es gut mit dir!“

„Betteln soll ich dort,“ sagte Antonio, und Thränen schlossen dabey in seine Augen.

Dieser Zug von Ehrgefühl erhöhte die Theilnahme des hohen Paares an dem Knaben, welche ihm sein Unglück und seine offene Miene, in der sich die ganze Unbefangenheit des kindlichen Alters spiegelte, schon beym ersten Anblick gewonnen hatte. Der Herzog erkundigte sich jetzt näher nach den Lebensumständen seiner Ältern, und die Herzoginn ließ ihn neben sich sitzen, und sprach so freundlich mit ihm, als es sonst nur seine liebevolle Mutter gethan hatte. So reichlich man ihn auch bey der Abendmahlzeit mit Speisen versehen vermochte: die Kleine Donna Maria legte noch immer etwas von ihrem eignen Antheil auf seinen Teller, damit er sich doch recht satt essen möchte.

Am andern Morgen dämmerte es noch kaum, als Antonio, der im Zelte des Haushofmeisters geschlafen hatte, schon erwacht war. Er trat hinaus in's Freye. Alles rings umher war noch stille. Beängstigend fiel es ihm jetzt auf's Herz, was man wohl mit ihm beginnen, ob der Herzog ihn bey sich behalten, oder ihn wieder fortschicken würde. Traurig schlich er, da die Bedienten schon alles zum Aufbruch bereiteten, abwärts von dem Zelte umher, als die liebe Donna Maria aus des Herzogs Zelte hervorhuschte, und da sie ihn, rasch nach allen Seiten hin sich umsehend, gewahr wurde, mit dem Geschrey auf ihn zusprang:

„Du darfst mit uns gehen, Antonio! der Vater hat es erlaubt, ich habe ihn darum gebethen. So hab' ich ihn darum gebethen,“ fuhr sie fort, indem sie die Kleinen Händchen gefaltet in die Höhe hob; „und nun brauchst du nicht mehr zu weinen, du armer Antonio, und sollst gewiß alle Tage zu essen bekommen.“ — „Ich danke dir,“ sagte der Knabe, dem die plötzliche Freude die Brust beengte, indem er die gefalteten Hände der Kleinen in die seinigen faßte;



„ich will gewiß dankbar seyn!“ setzte er hinzu, — „ich will gewiß gut werden,“ sagte er mit Thränen kindlicher Rührung zum Herzoge, als dieser ihn ermahnte, sich künftig seines Wohlwollens werth zu machen.

Das Glend seiner Mutter, und was ihm selbst in wenigen Tagen nach ihrem Tode widerfahren war, hatte in Antonio's Gemüth einen unvergessbaren Eindruck zurückgelassen. Auffallend äußerte sich dieses in einer scheuen Ehrfurcht gegen seine Wohlthäter, so gütig sie ihn auch behandeln mochten; noch auffallender in seinem Betragen gegen die kleine Donna Maria. Alle seine Gedanken schienen allein darauf gespannt zu seyn, wie er sie erfreuen, oder ihr einen Wunsch ablauschen möchte; aber war ihm das gelungen, so verrieth höchstens sein blickendes Auge, wie glücklich ein solches Gelingen ihn machte. Der Herzog ließ ihn, da er mit jedem Tage schönere Anlagen entwickelte, sehr sorgfältig unterrichten. Antonio freute sich jedes Fortschrittes in seiner Bildung; aber er vermied es beynähe mit Ängstlichkeit, diese Freude, und noch mehr eine Äußerung des Selbstgefühls offenbar werden zu lassen. Nur einmal, als Maria mit holder Freundlichkeit ihm die Lobsprüche ihres Vaters wiederholte, und mit wie viel Liebe dieser von ihm gesprochen habe, ergriff er mit raschem Entzücken ihre Hände, und rief: „Das, du Gute! hab' ich dir zu danken.“

Antonio's Liebe zu Marien behielt diesen Charakter auch dann noch, als sie, bey fortschreitenden Jahren, schon lange ihre erste Unbefangenheit verloren hatte, und zur stillen, und darum nur um so mächtigeren Leidenschaft geworden war. Sein Betragen gegen sie wurde jetzt noch zarter, und nahm, bey der reinsten Innigkeit, noch mehr von der Färbung bescheidener Schen an. Noch sorgfältiger als sonst wachte er über jeden seiner Blicke, so wie über Alles, was seine Gefühle verrathen konnte. Sie schienen ihm ein unverzeihliches Verbrechen gegen seine Wohlthäter, ein noch unverzeihlicheres an dem Werthe der Geliebten selbst zu seyn.

Dem scharfen Auge der Herzoginn entging inzwischen die Veränderung Leineswegs, die sich mit Antonio zugetragen hatte. Sie liebte ihn mit der Zärtlichkeit einer Mutter; desto ernstlicher wünschte sie es, ihn von einer zwecklosen Leidenschaft geheilt zu sehen, die auf eine oder die andere Weise, früher oder später, seine edelsten Kräfte aufzehren mußte; nur um so gewisser, da Donna Maria den Jüngling zwar wie die zärtlichste Schwester liebte, sonst aber seine Leidenschaft auf keine Weise zu theilen schien. So war es höchst erwünscht, daß der Herzog, gerade um die Zeit der gemachten Entdeckung, eine günstige Gelegenheit fand, Antonio im Regiment des Grafen von Verna unterzubringen.

Die Trennung von Marien sollte dem Jüngling so leicht als möglich gemacht werden. Schon seit langer Zeit kränkelte die Herzoginn, und die bedenkliche Miene der Ärzte ließ das Schlimmste fürchten. Jetzt verordneten sie ihr Seebäder. Donna Maria und Antonio sollten die Kränkelerde begleiten. Mit zarter Schonung hatte die Herzoginn auf der Reise über das Gebirge die Stelle vermeiden wollen, wo Antonio sie zuerst gefunden hatte. Aber sonderbar genug fügte es sich, daß ein Mißverständniß des Führers sie gerade auf den Weg leitete, dem sie auszuweichen gedachte; und noch sonderbarer traf es sich, daß ein plötzlicher und heftiger, wenn gleich schnell vorübergehender Anfall ihrer Krankheit sie an jener Stelle zu verweilen zwang.



Mit liebevoller Sorgfalt waren Donna Maria und Antonio, während des beängstigenden Anfalles der Krankheit, um ihre Mutter beschäftigt gewesen. Jetzt da sich diese von ihrer Schwäche, und sie selbst sich von ihrem Schrecken erholten, saßen sie schweigend derselben zur Seite. Einem edlen Gemüth ist es eine schöne Freude sein Dankgefühl zu äußern. Gerührt ergriff Antonio die herabgesunkene Hand seiner Wohlthäterinn — „An dieser Stelle, meine theure Mutter,“ sagte er, „war es, wo mein guter Engel mich zu Ihnen führte.“

„Mein Sohn,“ erwiderte die Herzoginn, „du hast bisher meine Sorgfalt so schön belohnt, daß ich mich über das Geschenk freuen darf, welches mir der Himmel mit dir gemacht hat. Doch jetzt,“ setzte sie nach einer Pause mit einiger Anstrengung hinzu, „jetzt, werden wir uns bald trennen müssen. Mein Gemahl hat über deine künftige Bestimmung entschieden, und einen Platz in der Armee für dich nachgesucht.“

(Der Schluß folgt)

### Allemanisches Lied.

#### Der Menschenfreund.

(S. Ign. Felner's neue allemannische Gedichte. S. 56.)

Wer friedlich den Gesetzen lebt;  
Nach einem frommen Wandel strebt,  
Für Gott mit Freuden Alles thut:  
Der meint's mit seinem Schöpfer gut.

Wer nicht auf seine Lüfte hört;  
Nicht Alles, was ihn reizt, begehrt,  
Nicht Alles, was ihn lüstet, thut:  
Der meint's mit seiner Seele gut.

Wer keinem Freund den Ruhm streicht;  
Nicht mit Ermahnung von ihm weicht,  
Zum Bösen keinen Vorschub thut:  
Der meint's mit seinem Freunde gut.

Wer christlich seinem Feind vergiebt;  
Den Fuß nicht tückisch unterschiebt,  
Ihm Gutes noch für Böses thut:  
Der meint's mit seinem Feinde gut.

Wer seines Mägdeleins Tugend ehrt,  
Und nicht, was unrecht ist, begehrt;  
Nicht, was ihr Schaden könnte, thut:  
Der meint's mit seinem Mägdelein gut.

Wer, was ihn freut, an Andern übt,  
Und Jeden wie sich selber liebt;  
Wer allen Menschen Gutes thut:  
Der meint's mit allen Menschen gut.

Gez. v. Leon.



Aus Paris, vom 27. Juny 1822.

So wie die Sachen jetzt stehen, wird das Theater Feydeau (die komische Oper) eine neue Zeitrechnung beginnen; wenigstens ist das Ereigniß, welches nächstens auf demselben Statt finden wird, von der Art, daß es mit der Vergangenheit gar in keine Vereinbarung gebracht werden kann. Die Direction des genannten Theaters scheint nämlich endlich aus ihrem Schummer erwacht zu seyn; ihr fängt an, vor dem einflüßigen Schicksale ihrer Bühne hange zu werden. Von der einen Seite steht der immer steigendere Beyfall, welchen sich das italienische Theater erwirbt, als ein Schreckensbild da, welches auf ihren eigenen Untergang deutet; von der andern verspürt sie die Vorboten des Letztern in ihren eigenen Eingeweiden. Die Werke der älteren Componisten, welche diesem Theater zu seiner Berühmtheit verholfen haben, eines Cherubini, Berton, Méhül, Catel, Kreutzer u. s. w. werden vor leeren Bänken gespielt, weil der neuere, oder vielmehr der eigentliche französische Nationalgeschmack an melodramatischen Texten, wie sie den sämtlichen Opern der genannten Componisten zum Grunde liegen, keinen Gefallen mehr findet. Der Schutz und Hord des Theaters Feydeau, Nicolo Isouard, ist todt und mit ihm der Flor, welcher diesem Theater früher seinen, ich möchte sagen, europäischen Ruf verschafft hat. Die Werke desselben, wie z. B. Joconde, Lully et Quinault, les Rendez-vous Bourgeois, l'Intrigue aux fenêtres, Cendrillon, Jeannot et Colin u. s. w., müssen zwar, vor wie nach, aushelfen, werden aber alt, weil sie durch keine neue ersetzt werden. Bonyedien ist freylich nicht physisch, aber doch künstlerisch, todt; von seinen Opern befinden sich in diesem Augenblicke eigentlich nur noch zwey auf dem Theater, Jean de Paris und le Nouveau Seigneur du Village. Die meisten der genannten Stücke müssen mit dem Abgange Martin's, für den die Hauptrollen darin geschrieben sind und den kein jetzt bekannter französischer Sänger ersetzen kann, ganz von der Bühne verschwinden. Die neuesten, jüngsten Componisten, welche, mehr oder weniger, sämtlich ohne alles wahrhaft schaffende Genie sind und nur auf der Foltermaschine, genannt École Royale de Musique (Conservatoire), die Sehkunst erlernt haben, gleiten über die Bühne, wie Irlichter, welche verschwinden, ehe man sie in der Nähe betrachten kann. Hérolde, der Verfasser der Clochette und der Rosières, dessen Studium man nicht allein in Paris, sondern auch in Deutschland, einen Augenblick für Talent genommen hat, wird jetzt auf seinen wahren Werth zurückgeführt, der darin besteht, daß er die musikalische Halsbrecheren mit etwas weniger Grausamkeit treibt, als seine Herren Mitcollegen, daß er aber immer noch Executionen hält, die nur den Neugierigen zusagen können, den Menschen von Geist, Gefühl und Gemüth aber ein Gräul bleiben. Von den oben genannten älteren Componisten, welche jetzt sämtlich alt sind, haben einige den Muth verloren, andern scheint es nicht thunlich zu seyn, ihren alten, wohl erworbenen Ruhm auf's Spiel zu setzen. Cherubini hat schon seit vier Jahren einen komischen Operntext im Pulte liegen; Catel und Berton sind gänzlich gespannt mit dem Theater Feydeau und Kreutzer dürfte mit seinem Paradis de Mahomet \*), musikalischer Weise gesprochen, in's himmlische Paradies eingegangen, das heißt, fortan als Componist mausetodt, seyn.

In dieser verzweifeltsten Lage der Dinge hat das Theater Feydeau zu einem verzweifeltsten Mittel seine Zuflucht genommen; es will ausländische, besonders deutsche, besonders Mozart'sche (schreibe, besonders Mozart'sche) Opern geben. Als die griechische Cultur zu Grunde ging, flüchteten sich die Künste von da nach dem Abend, das heißt, nach Italien. Sollte es mit der deutschen Musik derselbe Fall seyn und diese fortan ihren Wohnsitz in Frankreich aufschlagen wollen?

Zu dem obenerwähnten Entschlusse ist das Theater Feydeau freylich nicht ganz aus eigenem Antriebe, sondern durch einen fremden Impuls, nämlich durch den Hrn. Castil-Blase, gekommen.

Wer ist der Hr. Castil-Blase? Ein Mann, der sich in kurzer Zeit einen großen

\*) S. Nr. 44 der diesjährigen Wiener Zeitschrift.



Auf erworben hat. Wie die größten Ergebnisse oft nur Folgen der geringsten Veranlassungen zu seyn pflegen, so liegt auch dem großen Rufe des Hrn. Castil-Blase eine ganz winzige Ursache zum Grunde. Diese ist sein, vor einigen Jahren herausgegebenes, Buch: *De l'Opéra, en France*. Wie schon hin und wieder in Deutschland und in Frankreich bemerkt worden, ist dieser Titel höchst uneigentlich, wo nicht gar, ganz falsch. Er soll, dem Inhalte des Buchs gemäß, heißen: *Von dem französischen Singspielen*. Unter *Opéra* wird aber in Frankreich immer nur die große Pariser Oper verstanden. Ohnehin hinft der, durch ein Komma getrennte, Zusatz: *En France*, hinten nach, als gehörte er nicht zum Titel. Auch mit: *De la Musique dramatique*, wäre der Sinn schlecht ausgedrückt gewesen, weil *dramatique* in dieser Zusammenstellung so viel heißen würde, als die Handlung wohl ausdrückend, im Gegensatz von flacher, nichts sagender Musik. Demnach müßte der Titel heißen: *De la Musique théâtrale en France*. Das Buch hat also einen schielenden Titel, und da es einem solchen Titel geht, wie schielenden Augen, so kann man von selbst auf die innere Güte des Buchs schließen. Wirklich ist der Inhalt so schielend, daß man nicht weiß, gesteht der Verfasser der ausländischen Musik ein unbedingtes Übergewicht über die französische Musik zu, oder nicht? Mit einer einzigen Meinung schien Hr. Castil-Blase gänzlich auf dem Reinen zu seyn, nämlich, daß Mozart das größte Genie sey, welches die musikalische Welt hervorgebracht habe. Wir sagen: Schien, denn später hat sich's ausgewiesen, daß Hr. Castil-Blase noch einem andern Componisten ein eben so eminentes Genie zugestehet, als Mozarten. Diese Meinung war Ursache, daß Hrn. Castil-Blase's Werk, obgleich in demselben übrigens nur die allergewöhnlichsten Dinge, z. B. was eine Arie, Duett, Terzett seyen, welchen Charakter die Flöte, die Hoboe, die Clarinette hätten u. s. w., vorkamen, von Paris aus in der Leipziger musikalischen Zeitung nicht unvorthellhaft angezeigt, doch zugleich der darin herrschende Mangel eines feststehenden Princips, wie auch der Kenntniß des absoluten Unterschiedes, der zwischen der deutschen, italienischen und französischen Musik herrsche, gerügt ward.

Hr. Castil-Blase hat in seiner Jugend im Conservatoire zu Paris wirklich Musik studiert, ist dann in das südliche Frankreich, sein Vaterland, zurückgekehrt, um daselbst irgend eine administrative Stelle zu bekleiden und hat endlich, nachdem er vor einigen Jahren durch einen Zufall dieser entsezt worden, Paris zu seinem künftigen Aufenthaltsorte gewählt und hier das oben erwähnte Werk ausgearbeitet. Seitdem hat Hr. Castil-Blase die Hände nicht in den Schooß gelegt, sondern mehreres herausgegeben, z. B. eine Umarbeitung des Rousseau'schen musikalischen Wörterbuchs. Auch ist es ihm gelungen, Mitarbeiter am *Journal des Débats*, einer Zeitschrift, die fortwährend einer wirklich soliden Achtung genießt, zu werden, in welchem von Zeit zu Zeit ein Artikel, *Chronique Musicale* betitelt und mit drey X unterzeichnet, von ihm erscheint.

Diese ganze literarisch-musikalische Rührsamkeit des Hrn. Castil-Blase wäre aber dermalen unbeachtet und, was noch mehr sagen will, unbekannt geblieben, wenn er nicht Muth in sich verspürt hätte, sich eine neue Carriere zu bahnen und diese mit Beharrlichkeit zu verfolgen. *Audacieux et fluet, et l'on parvient à tout!* Dieß Symbolum des *Solliciteur* scheint Hr. Castil-Blase zu dem seinigen gemacht zu haben. Die körperliche Eigenschaft des fluet fehlt ihm zwar, dafür aber ist seine geistige Schmachttigkeit einem schwachen Rohre gleich, welches dem Sturme widersteht, während ein starker Baum von ihm aus dem Boden gerissen wird. Die neue Carriere, welche Hr. Castil-Blase einschlug, war folgende.

Der Verfall des Theaters Feydeau, das heißt, der, auf demselben aufgeführten, Opern, war eine Thatfache, welche selbst von den Anhängern der französischen Musik nicht geläugnet wurde. Als ein Mann, der sich seines Vortheils zu bedienen versteht (Hr. Castil-Blase ist nicht allein ein Franzose, sondern sogar ein Gascogner), stüzte sich derselbe auf diese Thatfache und ward nicht müde, mündlich und schriftlich zu wiederholen, das Theater Feydeau sey verloren, wenn er, Hr. Castil-Blase, ihm nicht zu Hülfe käme, das heißt, wenn dieß Theater die Bearbeitung des Mozart'schen *Figaro* nicht zur Aufführung bringen würde. Hr. Castil-Blase, der sich nämlich schon seit vielen Jahren, und damals wahrscheinlich noch aus Liebe zur Sache, mit der



Übersetzung dieser Oper beschäftigt hatte, glaubte, es sey jetzt der Zeitpunkt gekommen, wo er auch der Liebe zum Gewinn Gehör geben könne. Aber das Theater Feydeau, eingedenk seiner Statuten, welche ihm gebieten, nur neue und ursprünglich für dieß Theater geschriebene, Opern zu geben, machte taube Ohren und antwortete dem Hrn. Castil-Blase: „Vous êtes orfèvre, Monsieur Josse.“ \*)

Hr. Castil-Blase ließ sich nicht abschrecken, sondern griff das Ding vielmehr auf einem andern Ende an. Mittlererweile hatte nämlich der Kossinische Barbier von Sivilien einen entschiedenen Beyfall auf dem italienischen Theater erhalten, und Hr. Castil-Blase, plötzlich umfattelnd und statt Mozart den Hrn. Rossini zu seinem Gotte wählend, setzte sich flugs nieder, machte eine französische Übersetzung zu dem Barbier und sandte sie einigen Provinzialtheatern unter der Bedingung gratis zu, daß sie die Oper schleunig zur Aufführung brächten. Dieß geschah; die Einwohner der Provinz wollten im Geschmack nicht hinter den Parisern zurückbleiben: sie applaudirten sich die Hände wund. Das Gerücht dieses großen Beyfalls erschallte von Mund zu Mund; die Administratoren des Theaters Feydeau wurden stutzig. Da trat der Hr. Castil-Blase wiederum vor sie hin, mit der Partitur des Mozart'schen Figaro in der Hand und sprach: „Euer Heil steht in meinen Händen. Führt den Figaro auf, oder ich schicke ihn auch in die Provinzen.“ Und das Theater Feydeau willigte ein.

Hr. Castil-Blase hat nun seinen Zweck erreicht, das heißt, er zieht als Arrangeur von diesen bearbeiteten Opern die nämliche Part d'Auteur, als wäre er der wirkliche Verfasser des Textes und der Musik.

(Der Schluß folgt)

\*) Dieses Sprichwort, wie viele andere der neueren französischen Umgangssprache, ist aus Molières: *L'Amour Médecin* genommen. Sganarelle hat seine Nachbarn und Freunde versammelt, um sie um ihre Meinung zu befragen, wie die Krankheit seiner Tochter am besten geheilt werden könne. Der eine gibt ihm diesen, der andere jenen eigennütigen Rath; der Goldschmied Josse ist des Glaubens, ein reicher Schmuck werde das beste Heilmittel seyn. Da antwortet der Alte: „Vous êtes orfèvre, Monsieur Josse,“ welches also so viel heißen will, als: „Sie sind ein eigennütziger Mann,“ oder „Sie geben einen eigennütigen Rath.“

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des K. K. Hofgartens in Schönbrunn blühen; jetzt folgende Gewächse:

- Abroma angusta*. Prachtige *Abroma*. Aus Ostindien.
- Achania mollis*. Weiche *Tuttenmalve*. Aus Amerika.
- Athanasia crithmifolia*. Bacillenblättrige *Athanasie*. Vom Cap.
- Commelina coelestis*. Himmlische *Commelne*.
- Dianella nemorosa*. Hain-*Dianelle*. Aus Ostindien.
- Euphorbia Tithymaloides*. Saftige *Wolfsmilch*. Vom wärmeren Amerika.
- Jasminum tortuosum*. Gedrehter *Jasmin*. Aus Ostindien.
- Musa paradisiaca*. Gemeiner *Pisang*. Aus Ostindien.
- Piper blandum*. Geschmackloser *Pfeffer*. Von Caracas.
- Salvia paniculata*. Rispenblüthige *Salbey*. Vom Cap.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 25. July 1822.

89

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Antonio.

Von M. E n f.

(Schluß)

Antonio war überrascht; er vermochte kein Wort vorzubringen. Auch die Herzoginn fühlte sich mehr erweicht, als sie es in diesem Augenblicke scheinen wollte.

„Ich hoffe, mein Sohn,“ fuhr sie fort, „du wirst den Schmerz der Trennung männlich ertragen, und weder ihre Nothwendigkeit, noch unsere Sorge für dein künftiges Glück verkennen.“

„O gewiß nicht, meine gute Mutter!“ sagte Antonio leise; „o gewiß, gewiß nicht!“ wiederholte er, indem er seine Stirne auf die Hand der Herzoginn drückte, auf welche diese ein paar schwere Thränen herabrollen fühlte.

Er hielt Wort. Die Kraft eines unverdorbenen Gefühls, und die Scheu, seine Wohlthäter zu kränken, gaben dem Jüngling mehr Stärke, als seine Jahre und seine Leidenschaft erwarten ließen. Er bedurfte ihrer; denn bald sollte ihn ein noch härterer Schlag treffen. Zehn Tage nach ihrer Ankunft an der See, starb die Herzoginn in seinen Armen.

Als Antonio seiner Pflegemutter die Augen geschlossen hatte, trat er auf Marien zu, drückte stumm ihre Hände. Dann ging er hinaus, und an der See hin, auf der tausend goldne Monde zitterten. Er blickte in die Wellen und in den duftigen Nebel, der in der Entfernung auf dem Meere schwamm; dann hob er wieder seine Augen gegen Himmel, wo seine Mutter und seine Wohlthäterinn jetzt seyn mußten. „Ich gehe zu Gott, Antonio,“ hatte die Sterbende gesagt, „bleibe der Freund meiner Tochter.“ Eine ruhige Heiterkeit floß bey der Erinnerung an diese Worte in seinen Busen. Ich will Mariens Freund seyn, ihr treuer Freund, das war neben der Wehmuth über das Hinscheiden seiner Wohlthäterinn der einzige Gedanke seiner Seele. Ruhiger, muthiger ging er zurück. Die Bestimmung seines Lebens schien ihm entschieden, und mit einem Male klar geworden zu seyn.



Donna Maria reisete mit ihrer Hofmeisterinn zu ihrem Vater zurück; Antonio folgte ihr mit den Resten der Verbliebenen. Einen einzigen Saal des Schlosses sah er von Ferne trüb erleuchtet, als er ankam. Eine schnelle Ahnung dessen, was sich begeben haben konnte, durchfuhr ihn. Sie täuschte ihn nicht. Ein Schlagfluß hatte, bey der überraschenden Nachricht von dem Tode seiner Gemahlinn, den Herzog schnell hingerafft. Donna Maria, die vom Sterbebette der Mutter an das ihres Vaters getreten war, lag bey Antonio's Ankunft in einem heftigen Fieber, das auch ihrem Leben Gefahr drohte.

Sie war, von diesem mit der zärtlichsten Sorgfalt gepflegt, noch nicht gänzlich wieder genesen, als der Bruder des Herzogs, welchem die Güter desselben größten Theils zufielen, und der den König zu Mariens Vormund ernannt hatte, auf dem Schlosse anlangte. Sein Betragen ließ den Jüngling bald fühlen, daß er künftig hier überflüssig seyn werde. Mehr als dieß, quälte ihn die Sorge, wie, bey der Abhängigkeit von dem stolzen, rauhen Manne, Mariens künftiges Loos beschaffen seyn würde. Er konnte nicht umhin, bey dem Abschied seine Besorgnisse gegen sie zu äußern. Sie lächelte schmerzhaft. „Mein Vater ist todt,“ sagte sie; „meine Mutter ist es auch; — sie können mich wenig mehr kränken. Und ganz ohne Freund,“ fuhr sie fort, „haben sie mich nicht zurückgelassen. Du bleibst mein Freund, Antonio.“ „Ich bleibe es!“ rief der Jüngling im Innersten erschüttert; „treu bis in den Tod, Maria, bleib' ich meinem Herzen, und dem Gelübde, das ich deiner sterbenden Mutter gethan habe.“

Die letzten Ereignisse hatten Antonio's Leidenschaft schnell abgeklärt, und ihr eine Richtung gegeben, welche sie sonst schwerlich sobald gewonnen haben würde. Ließ ihn sein richtiger Sinn vom Anfang her nicht übersehen, welche Hindernisse seiner Verbindung mit Donna Maria entgegenstanden: so verschloß jetzt der Tod ihrer Ältern auch der geringsten Täuschung den Zugang. Ein Blick in sein eignes Herz ließ ihn leicht Beydes erkennen, daß Donna Maria, so theuer er ihr auch war, dennoch seine Leidenschaft nicht theile, und daß seine eigne Liebe zu ihr ewig seyn werde. Was ein spröderes Gemüth mit sich selbst und mit dem Leben entzweyt haben würde, das brachte in Antonio's reinem harmonischen Gemüth, in Vereinigung mit der Erinnerung an sein Gelübde und an Mariens sanfte Duldung, eine ruhige Ergebung hervor, die bey den gesunden Kräften seiner geistigen, wie seiner sittlichen Natur bald Festigkeit und Klarheit gewinnen mußte. Er hing mit der innigsten Liebe an Mariens Andenken; er fühlte den Schmerz, auf immer von ihr geschieden zu seyn: aber keines von beyden machte ihn düster oder träumerisch. Er blieb sanft und wohlwollend: aber er reisete, unaufgehalten von seiner Leidenschaft, mächtig dem Manne entgegen; er liebte die Einsamkeit: aber entzog sich darum nicht störrisch der Gesellschaft. Mit immer gleichem Eifer, bildete er sich für seine Bestimmung; und ehe drey Jahre verflossen, zählte ihn das Regiment zu seinen hoffnungsvollsten Officieren.

In den ersten zwey Jahren, nach seiner Trennung von Donna Maria, hatte er von Zeit zu Zeit von dieser Briefe erhalten; seit einem Jahre waren sie ausgeblieben. Die wenigen Nachrichten, welche er einzuziehen vermochte, waren unbestimmt und unbedeutend. Jetzt kehrte einer seiner Freunde aus der Gegend zurück, in welcher Donna Maria lebte. Ein junger Mann,



zwar arm, aber aus einem edlen Geschlechte, erzählte dieser, habe Mariens Liebe gewonnen; allein ihr Oheim wolle sie zwingen, dem Sohne seiner Schwester, der seit einem halben Jahr von Reisen zurückgekommen, und noch roher und übermüthiger als jener selbst sey, ihre Hand zu geben. Donna Maria, obwohl von ihrem Oheim hart gequält, und nicht selten sogar mißhandelt, habe bisher standhaft widerstanden; aber sie werde zuletzt sich wohl fügen müssen. Man fürchte in jener Gegend, die Sache werde überhaupt keinen guten Ausgang nehmen.

Antonio wurde durch diese Nachrichten aufs heftigste erschüttert. Wie konnte er Marien retten? was konnte seine Gegenwart ihr nützen? Er wußte sich diese Fragen nicht bestimmt zu beantworten; aber es war möglich, daß sie seiner bedurfte, daß ein treuer Freund ihr jetzt nöthig war. Sein Entschluß war gefaßt. Er bath um Urlaub. Zwey Tage und Nächte ritt er jetzt fast unausgeseht. Am Morgen des dritten, war er dem Aufenthalt Mariens bis eine Stunde nahe gekommen. Hier wollte er den Abend erwarten, um von Bekannten, die zum Schlosse gehörten, einige vorläufige Nachrichten einziehen zu können. Der Wirth der Herberge, in welcher er abgestiegen, wies ihn in einen Verschlag, der nur durch eine schmale Bretterwand von der Gaststube getrennt war. Ein paar Stunden nach Mittag wacht Antonio auf, und hört öfters Mariens und des Herzogs Namen nennen. Durch eine Spalte der Bretterwand sieht er zwey von den Leuten des Lektern beym Weine beysammensitzen. Sie sind allein, und eben im Begriffe, ihr Gespräch zu enden und wegzugehen.

„Denk an mich,“ sagte der Eine, „sie nimmt ihn darum doch nicht.“ „Das laß des Herzogs Sorge seyn,“ erwiederte der Andere „sieh du nur zu, daß du ihn nicht fehlst.“ „Werd ich doch nicht; — er soll in Ewigkeit auf keine Strickleiter mehr steigen, um ein Mädchen zu stehlen. Um eilf Uhr also?“ „Früher. Zwölf ist die verabredete Stunde. Wir sollen aber gleich nach zehn Uhr auf unsern Posten seyn.“

„Auch gut; ich werde dich nicht warten lassen.“

Damit gingen sie. Antonio befand sich einige Augenblicke in dem Zustande der fürchterlichsten Unentschlossenheit. Wie sollte er Marien retten? wie ihren Geliebten warnen? Der Aufenthalt desselben war mehrere Stunden entfernt. Wenn er ihn nicht traf; wenn er ihn im Garten verfehlte; wenn er selbst dort früher entdeckt wurde, als er jenen warnen konnte, dann war Alles verloren. Nur ein Mittel blieb übrig. Er hatte es gefunden; und jetzt war er ruhig.

Raum hatte es zehn Uhr geschlagen, so schlich er sich in den Park. Er sah Licht in Mariens Zimmer. „Laß es gelingen, guter Gott!“ rief er, indem er auf die Knie sank, und stehend seine Hände zum Himmel empor hob. Eine Thräne, die den jungen Mann in diesem Momente nicht entehrte, stieg in sein Auge. Er schlich sich unter den Balcon an Mariens Fenster. Die Thüre, die aus dem Zimmer auf diesen herausführte, war nur angelehnt. Jetzt warf er die Strickleiter an. Er lauschte: nichts regte sich. Er stieg die erste, die zweyte, die dritte Sprosse hinan: er hielt den Athem an sich, und lauschte — Alles blieb stille. Zögernd stieg er einige Sprossen höher — da blickte es plötzlich auf im benachbarten Gebüsch, und von dem tödlichen Bley getroffen, stürzte er mit dem Ausruf: „Gott sey Dank!“ herab zur Erde.



Die Leute des Herzogs eilten auf den Schuß herbey, und brachten den Verwundeten in eines der untern Zimmer des Schlosses. Auch Donna Maria flog herbey, die ihren Geliebten getödtet glaubte. „Du Antonio!“ rief sie mit nicht geringerm Schmerz, als wenn sie ihre erschütternde Ahnung, erfüllt gesehen hätte. „Dein Freund, Maria!“ sagte Antonio mit schwacher Stimme. Lächelnd streckte er ihr noch einmal die Hand entgegen, und verschied.

Donna Maria fand in der Folge Gelegenheit die Klage über die Tyranny ihres Oheims vor die Ohren des Königs zu bringen. Der gütige Monarch entzog sie derselben; und die Erinnerung an Antonio's aufopfernde Liebe trübte in der Folge nur allein noch das Glück, welches sie sich von der Verbindung mit dem erwählten Geliebten nicht vergeblich versprochen hatte.

### Tugend im Glücke und Unglücke.

Ohne Tugend kann kein Glück bestehen.

Doch im Unglück kann auch Tugend untergehen.

### Der Spaziergang auf dem Kohlmarkte in Wien.

(Gnade für das Wortspiel!)

Ha! muß man nicht mit Recht die Gasse Kohlmarkt nennen,  
Wo Mädchen = Augen feurig, wie die Kohle, brennen?

H. C. Koffel.

### Correspondenz = Nachrichten.

(Schluß)

Paris.

Daß Hr. Castil = Blase übrigens diese ganze Speculation mehr zu Gunsten seines Vortheils, als der Kunst, gemacht hat, ergibt sich von selbst. Wer Kenntniß von Musik besitzt, wird zwey Dinge von demselben nicht atauben wollen, weil sie wirklich ungläublich sind. Aber diese Dinge sind dennoch buchstäblich wahr. Das erste ist Folgendes. Das Theater Feydeau besitzt keinen Bassisten, der den Grafen Almaviva zu singen und zu spielen im Stande wäre. Wie benimmt sich Hr. Castil = Blase, um diesem Mangel abzuhelfen? Wer erinnert sich nicht an jenen Directeur einer Dorfschauspieler = Truppe, der den Hamlet aufführen wollte und, als man ihm vorstellte, es sey niemand da, der die Hauptperson zu spielen vermöchte, zur Antwort gab, die Rolle des Hamlet könne wegbleiben? Hr. Castil = Blase's Procedur ist noch scandalöser: der Directeur wollte eine Rolle weglassen, unser Arrangeur will eine verhunzen. Was ist ärger? Der Graf soll nämlich von einem Tenoristen (Hüet) gesungen werden. Es ist ein Unglück für den Hr. Castil = Blase, da er sich die Ehre dieser geistreichen Erfindung nicht zuschreiben darf. Schon vor einigen zehn Jahren, als das italienische Theater noch mit dem Odéon vereint war, und dann in der letzten Zeit, wo Garcia den Grafen singen mußte, hat Hr. Paer diese Procedur eingeschlagen. Wahrscheinlich glaubt Hr. Castil = Blase nicht besser zu seyn, als Hr. Paer, und somit wird die Rolle des Grafen in den Tenor transponirt. Aber der Arrangeur hat wohlweislich diesen salto mortale nicht unternehmen wollen, ohne sich mit einem Fallschirme zu versehen. Dazu hat ihm, wenn wir sonst seinen eigenen Worten trauen dürfen, Hr. Cherubini (schreibe Cherubini) dienen müssen: Hr. Castil = Blase sagt nämlich in seiner letzten Chronique musicale, der andere Mozart (so nennt er den Componisten der deux Journées) habe über die besagte Transposition die Oberaufsicht gehabt. Sollte dies wirklich wahr seyn, woran ich jedoch noch sehr zweifle, so dürfte Hr. Cherubini älter seyn, als er aussieht. Zugegeben, daß in den wenigen Ensemblestücken, wo Basil mit dem Grafen zugleich auf



der Bühne ist, ein Tausch beyder Stimmen, ohne große Beeinträchtigung des Tones und des Effects, möglich sey, wie sehr muß die Wirkung der übrigen Rolle durch eine Transposition der Singstimme in die Octave, oder, was noch ärger wäre, des Musikstücks in die Quarte oder Quinte, verlieren?

Dies das eine der beyden ungläublichen Dinge, von welchen ich oben gesagt habe.

Das zweyte ist fast noch ungläublicher, aber nichts desto weniger wahr. Hr. Castil-Blase, dem recht wohl bekannt ist, daß die Texte der meisten, oder vielmehr aller, von ihm für das Theater Feydeau zu arrangirenden Opern vor einem französischen Publicum in ihrer natürlichen Gestalt, gleichsam in puris naturalibus, nicht wohl mit Ehren bestehen mögen, hat, weiß der Himmel, ob sich mit eigenen, oder mit fremden Federn schmückend, eine Umarbeitung derselben unternommen, das heißt, sie, wenn auch nicht wichtig, doch wichtig, gemacht. So lange hier der Dialog allein in Betracht gekommen ist, hat sich die Sache von selbst ergeben. Da aber in Frankreich, besonders in Paris, die dramatische Zweckmäßigkeit über das rein ästhetische Gefühl der Musik den Sieg davon trägt, so hat auch mit den Texten solcher Singstücke, welche nicht im Sinne dieser Zweckmäßigkeit zugeschnitten sind, eine Änderung vorgenommen, so haben sogar diese Singstücke selbst anders zugestutzt, ja verändert und verkürzt werden müssen. Da sagt dann Hr. Castil-Blase in der angeführten Chronique musicale die merkwürdigen Worte: „Il faut couper dans Mozart, tailler dans Cimarosa et sabrer dans Rossini.“ Mit Mozart's Figaro ist dies bereits geschehen, und die Reihe wird nächstens auch an die übrigen Mozart'schen Opern, an den Matrimonio Segreto u. s. w. kommen. Was sagen meine Leser zu diesem musikalischen Messgermeister, zu diesem Prokrustes, der den genannten Componisten die Gliedmaßen abhackt, nach der Länge und Breite des Theaterbetts, in welches er sie einzuzwängen gedenkt, und welches um so sicherer „zwey Bretchen und drey Bretter“ für sie werden dürften? Hr. Rossini, der lebt und körperlich auch noch nicht so bald zu sterben gedenkt, mag sich seiner Haut wehren, so gut es gehen will und bey seiner demnächstigen Anherkunft Hr. Castil-Blase zur Verantwortung ziehen; aber Mozart und Cimarosa sind todt, und die Asche der Verstorbenen, besonders wenn sie Heroen unter den Menschen gewesen sind, muß vor Beschimpfung beschützen, wer kein Vandale ist!

Daß übrigens Hr. Castil-Blase kein wahrer, tiefeindringender Kritiker, sondern nur ein Dilettant in der musikalischen Kunstphilosophie ist, ergibt sich aus dem Umstande, daß er keine Ahnung von der Bedeutsamkeit zu haben scheint, welche Mozart dem Charakter des Grafen durch die Bassparthie mitgetheilt hat, oder vielmehr hat mittheilen müssen. Diesem vortrefflichen Geist mußte auf den ersten Blick deutlich werden, daß die Ausbrüche der Eifersucht, des Verdachts, des beleidigten Stolzes, der verbrecherischen Liebe und des Argers, sich von jedermann überlistet und in allen seinen Plänen übervorthelt zu sehen, keine andere, als die tiefere Lage der Stimme erhalten könnten. Welche Wirkung wird jetzt, z. B. der Anfang des Stuhlerzett's machen, wenn der Graf sein: *Cosa vedo, cosa sento* in der höhern Tenoroctave, wie ein Verliebter, singt, statt daß bey Mozart die Töne *f, es, d*, in der Bassoctave liegen und schon durch ihren materiellen Klang die Sinnesart der Person ausdrücken? Wie komisch aber wird sich die Arie des Grafen, dieses Meisterstück von Charakteristik eines leidenschaftlichen, sich betrogen wahnenden, stolzen und hoffärtigen Gemüths, welches in den Händen eines andern Componisten entweder ein bloßes musikalisches Klingenspiel, oder eine komisch-tragische Carricatur, geworden seyn würde, ausnehmen, wenn sie der Sänger eine Quarte oder Quinte höher singen muß? Hr. Castil-Blase dürfte es sehr tadlungswerth finden, wenn in einer gesprochenen Rede das Diapason der Stimmung eine Erhöhung von vier oder fünf Tönen erlitt. Wird aber die Lage der Stimme im Gesange nicht eben so gebieterisch von dem Sinne der Worte bedingt, als in der Rede?

Welchen Eindruck dürfte die Vorstellung des Figaro auf dem Theater Feydeau auf das Publicum machen? Das kann ein unparteyischer, mit einiger Localkenntniß versehen Mann leicht voraussagen. Die Aufführung des *Mariage de Figaro* auf dem ersten Théâtre-François ist und bleibt classisch: so wie die Schauspieler einmal ihre Rollen auffassen, werden diese mit einer solchen Virtuosität, mit einer so blitzschnellen



Präcision, mit einer so unzerstörbaren Sicherheit und Ruhe dargestellt, daß einem Deutschen, den die Gewohnheit noch nicht unempfindlich gegen die Vorzüge des französischen Theaters gemacht hat, und der eine vollkommene Kenntniß der französischen Sprache besitzt, um sich in diesem Beaumarchaischen Witzeslabyrinth nicht zu verlieren, im eigentlichen Sinne der Athem vergeht. Diese Aufführung zeigt mehr, als viele andere, daß der französische Schauspieler in Darstellung nationaler Sitten (*le Mariage de Figaro* ist vielleicht das nationelleste Stück, welches irgend ein Volk aufzuweisen haben dürfte) unübertreffbar ist. Überdem werden die unmittelbar von Beaumarchais herrührenden Traditionen mit einer Gewissenhaftigkeit beobachtet, welche man religiös nennen könnte. Wer nie Gelegenheit gehabt hat, französische Theater zu sehen, kann sich keinen Begriff von der Wirkung der Lehnstuhl-, noch weniger der Cabinetscene machen. Letztere erhält einen wahrhaft tragischen Anstrich, was ich keineswegs billige, sondern nur anführe, um die energische Intensivität dieser Darstellung zu zeigen.

Was werden die Sänger des Theaters Feydeau gegen diese, durch vierzigjährige Übung erlernte, Vollendung in der äußeren Routine und in der inneren geistigen Auffassung stellen, als ein blindlinges Tappen von der ersten bis zur letzten Scene? Das Publicum verzeiht den Italienern ihr wenig gnügendes Spiel, ihres Gesanges wegen und weil sie Italiener sind; aber an den französischen Schauspielern des Theaters Feydeau möchte es für jede verfehlt Intention des Individuums, für jede mißglückte Combination der Totalität, eine augenblickliche Rache nehmen wollen. Diese dürfte sie um so fühlbarer treffen, als der Gesang der französischen Schauspieler mit dem Gesange der Italiener, der in dieser Oper wirklich eine classische Berühmtheit erhalten hat, noch weniger zu vergleichen seyn wird, als ihr Spiel mit dem Spiele der Schauspieler des ersten französischen Theaters. Besonders werden die Männer alles und jedes zu wünschen übrig lassen. Von der Untauglichkeit Hüet's, der ein sehr verbrauchter Tenorist ist, den Grafen zu singen, habe ich schon oben gesprochen; und Martin, der nur zu fistuliren versteht, wird an die Stelle der intensiven Kraft, mit welcher die Rolle des Figaro gesungen werden muß, nur Firtelanz und Fokus-Pokus setzen, folglich unbefriedigt lassen. Basil soll, wie verlautet, in den Bass gesetzt seyn, wird also, da Feydeau keinen eigentlichen Bassisten besitzt, jene Transposition nicht einmal in Anschlag gebracht, gänzlich verfehlt werden. Die Weiberrollen werden besser ausgeführt werden und vielleicht das Stück retten: Mad. Lemonnier ist, wenn wir den französischen Gesang einmal gelten lassen, der Rolle der Gräfinn als Sängerin gewachsen, eben so Mad. Boulanger der Susanne, und die ehemalige Mlle. Palard, jetzige Mad. Pradher, wird den Pagen in der französischen Manier vortrefflich singen.

Nach der Aufführung, auf welche ganz Paris gespannt ist, werde ich den Lesern der Wiener Zeitschrift einen treuen und durchaus unparteyischen Bericht von dem Ersolge derselben abstaten.

### M a n c h e r l e y.

Das Ballet, die junge zornige Frau, ist nach der kleinen einactigen Oper: *la jeune Femme colere*, von Etienne und Boyeldieu, bearbeitet. Dieses allerliebste Singspiel, dessen Composition nebst der vom Nouveau Seigneur du Village für die graziöseste des genannten Tonsetzers gelten kann, erhält sich fortwährend auf dem Theater Feydeau. Dazu trägt nicht allein die Musik, sondern auch das vortreffliche Spiel der Mad. Lemonnier, der ehemaligen Freundin Boyeldieu's, bey. *La jeune Femme colere*, ursprünglich eine Komödie und von Etienne für das Theater Odéon verfaßt, ward auf Boyeldieu's Veranlassung, der sich damals in Petersburg befand, zu einem Singspiel umgeschaffen und von demselben für die dasige französische Oper in Musik gesetzt. Nach seiner Rückkehr nach Paris vereinbarte sich der Componist mit Etienne; die *jeune Femme colere* ward dem Theater Odéon abgenommen und, als Oper, auf das Theater Feydeau gebracht, wo die damalige Mlle. Regnaud (jetzige Mad. Lemonnier) unter besonderer Leitung des Componisten die Hauptrolle einstudierte und mit derselben einen glänzenden Beyfall einerntete. Diese Verpflanzung



zung des Stückes, auf die Komische Operbühne gab zu einem Prozesse Veranlassung, der jedoch bald durch eine gütliche Abfindung beygelegt ward. Die Umschmelzung des Stückes in eine Oper war nämlich durch einen gewissen *Clapartède*, Sänger bey dem damaligen französischen Theater zu Petersburg, bewerkstelligt worden. Dieser verlangte bey seiner Rückkehr nach Paris einen Antheil an der *Part d'Auteur*, welchen sich bis dahin *Etienne* allein zugeeignet hatte. Nach einiger Weigerung von des letztern Seite ward endlich *Clapartède* mit seinen Ansprüchen durch eine auf der Stelle zu bezahlende Summe ein für alle Mal abgefunden.

Einem Volksfätyrker überhaupt, und besonders einem dramatischen, ist es nicht allein erlaubt, sondern sogar geboten, die Thorheiten der Zeit, wo und an wem er sie findet, zu bespötteln. Allerdings gehört die Sucht, Französisch zu sprechen, vorzüglich solcher Leute, die es nicht verstehen, zu den gewöhnlichsten Lächerlichkeiten des Tages. Somit war der geist- und erfindungsreiche Verfasser des *Gespens* auf der *Bastey* allerdings berechtigt, diese Thorheit nach Gebühr durchzuhecheln. Wir fragen ihn jedoch, ob es als eine Satyre auf die Gallomanie, oder auf ihn selbst betrachtet werden muß, wenn er den Personen seiner Stücke fehlerhafte französische Worte in den Mund legt. Der Geist in dem genannten Stücke singt, in der Gestalt des Berliners: „*Je vous remercie pour votre honté,*“ statt „*de votre honté.*“ Übrigens glaube Hr. Meisl ja nicht, daß obige Andeutung das Feldgeschrey seyn soll, mit welchem wir zur Fahne seines Widersachers schwören; haben wir doch nie ein Volksmärchen für das Leopoldstädter Theater geschrieben. Wir gestehen im Gegentheile, daß uns die *Fee* aus Frankreich und das *Gespens* auf der *Bastey* Meisterstücke der Gattung zu seyn scheinen, welche den geschmackvollen gebildeten Kenner nicht minder anziehen, als das große Publicum. Übrigens fragen wir, warum Hr. Meisl seine *Fee* aus Frankreich kommen läßt? Etwa, um zwey der vorzüglichsten Künstler des Leopoldstädter Theaters durch eine fehlerhafte Aussprache des Französischen sich lächerlich machen zu lassen?

### Gastspiele.

Auf dem k. k. priv. Theater an der Wien wurde den 16. d. aufgeführt: *Maria Stuart*. Mad. Sonntag, vom ständischen Theater in Prag, trat in der Hauptrolle als Gast auf.

Diese Schauspielerinn erschien dem Publicum nicht als eine Unbekannte; schon vor mehreren Jahren wurde sie mit Beyfall aufgenommen. Die hier erwähnte Darstellung im Allgemeinen sprach durch Zartheit und Freymüthigkeit, wie auch durch einen verständlich eindringlichen Ton an. Solche Diction und solche Situationen verlangen jedoch im ersten und dritten Act Abwechslung im Gebrauch der Tonarten; und vom ersten besonders zu reden, so möchten dort sparsamere, dagegen auch bedeutendere Acttionen ganz am rechten Ort seyn. Man konnte auch bemerken, daß die Steigerung des Ausdrucks in gegliederten Sätzen oft mißlang, indem der Schluß plötzlich eine zu prosaische Dehnung erhielt; dieß war unter andern der Fall bey den Worten:

„Und was sie ist, das wage sie, zu scheinen!“

wo der bedeutungsvolle Sinn einen rhythmisch kräftigen Tonfall erfordert. Solche Stellen, die in einen Frageton auslaufen, wurden auf verschiedene Weise mit einem unsicheren Accent gesprochen. Die Darstellung hatte übrigens einen sehr gefälligen und beyfallswürdigen Umriß und Anstrich, wenn auch keine vorzüglich glänzende Lichtpunkte hervortraten. Ein gewisser Mangel an poetischer Begeisterung sprach sich im Anfang des dritten Aufzugs aus, wo *Maria* ihr beschwertes Herz gleichsam in melodischen Ausbrüchen entlastet. Der Redeton unterschied sich nicht genug, wie uns dünkt, von dem im folgenden Theil der Scene, wo eben auch der exaltirte Zustand des bedrängten königlichen Gemüths immer höher steigende Fluten treibt, bis diese, von *Elisabeths* kaltem Hohn gepreßt, durch alle Dämme brechen und die Ufer übersflößen. Hier muß



ten wohl die Anfangsworte: „O Gott! Aus diesen Bügen“ u. s. w. weniger vernehmlich für die Herrscherin gesprochen werden. In einem edlen Styl gehalten war die Ausführung, die auch im Schleyer jener früher schon gerühmten Zartheit sich bewegte; doch von dem ununterbrochenen innerlichen Wachsthum der Leidenschaft, selbst dann noch wahrzunehmen, wenn die Worte sich in eine ruhigere Stimme zwingen, wurden äußere Anklänge nur vernommen, die indessen sehr befriedigend gelangen. In der nachfolgenden Zusammenkunft mit Mortimer darf Maria sich wohl mehrmals von der Zudringlichkeit des Ungestümen völlig loszumachen suchen; er seiner Seite hat dann Gelegenheit, sich immerfort zu nähern, wodurch der Stillstand und das zwecklose Festhalten vermieden, auch die etwas herbe Scene selbst, über welche das theatralische Unstandsgefühl der französischen Kunstrichter sich nicht mit Unrecht ausgesprochen hat, gemildert wird.

Im letzten Aufzug kam der Gastspielerinn der leicht zum Herzen dringende, vom Wohlklang eines angenehmen Sprachwerkzeugs unterstützte Ausdruck auf's allerglücklichste zu Statten, und dieser Theil der Darstellung zeigt sich an Vorzügen überwiegend. Im Allgemeinen möchte noch bemerkt werden, daß durch die fünf gedehnten, das gewöhnliche Zeitmaß überschreitenden Acte dieses Trauerspiels eine raschere Bewegung so viel möglich zu erzielen ist, und daß die Rede eher beschleunigt, als verzögert werden muß. Ein Erforderniß, worauf keiner der Mitwirkenden hier zu achten schien.

Die Gefährtin Mariens, von Mad. Kupfer dargestellt, zeigte sich dieß Mal in einer recht anständigen Haltung der Königin zur Seite.

Hr. Kott würde als Leicester viel gewonnen haben, wenn er weniger Pathos in das Benehmen dieses geschmeidigen, umsichtigen und vielseitigen Hof- und Staatsmannes zu legen sich bemüht hätte.

Hr. Fischer trat als Burleigh hier in einer ihm wohl ziemlich fremden Sphäre auf; ruft man sich nun vollends noch die seltene Überlegenheit seines früheren Vorgängers — denn unserer Meinung nach war inzwischen diese Rolle noch einem andern Mitglied übertragen — erwägt man auch zugleich den Mangel einer imposanten Persönlichkeit, so muß der jetzigen Darstellung eine gewisse Anspruchslosigkeit, sichtbarer Fleiß und schickliches Benehmen zum Verdienst gerechnet werden, so viel er im Detail zu wünschen übrig ließ.

Hr. Walser (Mortimer) wurde mehrmals applaudirt, das möge ihm zum Trost gereichen, da wir ihm die Anerkennung der Kunst auf diesem Wege nimmermehr versprechen können. Jeder Construction ist es deutlich anzuhören, daß der Schauspieler gleich von Hause aus im vollen Streben einer willkürlich oder zufälligen Declamationsweise seine Rollen memorirt, ohne sie vorher im Stillen durchgedacht und dem angemessenen Ton für jede Stelle nachgeforscht, dann endlich des richtigen Ausdrucks sich nach und nach bemächtigt zu haben. Wir bemerken dieses nicht ohne aufrichtiges Bedauern der falschen Richtung mancher vortheilhaften Gabe!

Die Darstellung überhaupt noch zu bezeichnen, so trug sie das Gepräge der äußeren Anständigkeit, wiewohl ihr eine etwas geistigere Erhebung noch gebrach.

### M o d e n b i l d XXX.

Kleid von Organtin mit gleicher Garnirung, und sämmtlich mit Schafwolle gestickt. Der Baschut ist mit Taffet gefüttert.

Herausgeber und Redacteur: J o h. C h i c h.

Gedruckt bey Anton Strauß.



hms  
die  
gle;  
ann  
den  
ach  
der  
ann  
seft  
ische  
hat,  
vom  
lick  
end.  
ge  
g so  
rden  
t in  
thos  
tats  
häre  
Vor  
dern  
Per  
rarer  
etail  
Erost  
mehr  
nieler  
ions  
nge  
fich  
De  
uße  
fiat.



*P. v. St. Del.*

*J. J. Scher. sc.*



1845

...

...

...

...

...

...

...

...

...

...

...

...

...

...



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Sonnabend, den 27. July 1822.

90

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Notenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertel, um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertel, um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbe und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Der Urm.

Von G. L. P. Sievers.

Der Baron L\* saß im Schauspielhause zu W\*. Man wollte Mozart's Figaro aufführen. In der Erwartung, das Theater würde überfüllt und die Plätze sehr rar werden, hatte er sich früh hinbegeben und eine Loge im zweyten Range genommen. Der Saal blieb leer. Zwey Tage vorher hatten, bey einer Vorstellung des Barbiers von Civillien von Rossini, hundert von Zuschauern wieder nach Hause gehen müssen!

Fremd in der Stadt, war der Baron bey dem Mangel an Zuschauern, welcher seine Aufmerksamkeit unbeschäftigt ließ, sich und seinen Selbstbeobachtungen überlassen. Ihm fielen Mozart und Rossini bey: er ward traurig. Da dachte er an Solon's Ausspruch: „Vor dem Tode ist niemand glücklich zu preisen.“ Die doppelte Beziehung, welche diese Worte auf die genannten Componisten zuließen, tröstete ihn über ihr beyderseitiges Schicksal. Es dünkte ihm fast, der Beyfall der Zeitgenossen verdiene nicht höher angeschlagen zu werden, als ihre Hintansehung.

Von dem musikalischen Günstlinge der Gegenwart kam der Baron auf einen dramatischen, welcher ebenfalls der Günstling der seinigen gewesen war: Beaumarchais, der Dichter von Figaro's Hochzeit, dieses Glückskind, bey dem Unverschämtheit die Stelle des Muths, Wiß die Stelle des Genies, und Auffassung der Lächerlichkeiten die Stelle der philosophischen Beobachtung vertraten, Beaumarchais, dieses Chamäleon, welches alle Farben spielte, aber keine wirklich besaß, Beaumarchais stellte sich ihm dar. Er durchlief das Leben dieses gesellschaftlichen und dramatischen Glücksritters, und konnte nicht umhin, zu gestehen, daß es Schicksale gebe, welche das Privilegium zu haben schienen, der gewöhnlichen Ordnung der menschlichen Dinge nicht unterworfen zu seyn.

Während er in diese Betrachtungen versunken gewesen war, hatte sich das Schauspielhaus mit den täglichen Kunden gefüllt. Er sah sich herum



nach interessanten Gesichtern. Zufällig fiel sein Blick in's Parterre hinab und stieß, während des Wegs, auf einen Frauenarm, der sich, weit hervor gelehnt, mit dem Ellbogen auf das Geländer der Loge unter ihm im ersten Range gestützt hatte. Dieser Arm war so schön, daß der Baron wie unbeweglich im Anschauen desselben saß. Es dünkte ihn, als habe er nur einmal in seinem Leben einen ähnlichen Arm gesehen und bey'm Anblicke desselben die nämlichen Gefühle, wie jetzt, gehabt. Er sann nach; bald kam ihm sein gutes Gedächtniß zu Hülfe: es war der Arm der Venus von Melos, welchen er in der Werkstatt des Antikenrestaurateurs Lange im Louvre zu Paris zu Duzend Malen unter den übrigen daselbst zerstreut liegenden plastischen Trümmern hervorsucht und mit Inbrunst an seine Lippen gedrückt hatte.

Selbst die geistvollsten Menschen haben ihre Schwächen: jene des Barons bestand in der Vorliebe, welche er für einen schönen Frauenarm hegte, besonders wenn dieser, wie hier der Fall war, auch eine schöne Hand besaß. Zum ersten Male in seinem Leben widerfuhr es ihm, der Darstellung einer Mozartischen Oper ohne Aufmerksamkeit beizuwohnen; ihn fesselte der *Carnationston* des Iektorn dergestalt, daß er die musikalischen Töne Mozart's darüber gänzlich vergaß.

Je mehr den Baron der Arm entzückte, desto begieriger ward er, die Person zu sehen, welcher derselbe angehörte. Er streckte sich deßhalb, so weit es möglich war, aus der Loge hervor; aber vergebens: die Dame saß nicht allein, wie schon gesagt, unmittelbar unter ihm, sondern sie hatte sich auch weit zurückgelehnt. Überdem ward ihr Körper seinen Blicken, die in senkrechter Linie von oben hinab fielen, durch einen großen Hut entzogen.

Es wäre freylich dem Barone ein sehr einfaches Mittel zu Gebothe gestanden, die Dame nach Gefallen in Augenschein zu nehmen: er hätte nur in's Parterre hinabzugehen brauchen. Aber Herz und Sinne waren so befangen in ihm, daß er, statt dessen, sich immer weiter aus seiner Loge hervorlehnte, bis ihn einer seiner Nachbarn bey'm Rockschooße faßte und vor dem Hinabstürzen warnte. Der Baron begann sich zu schämen, und stellte einstweilen die Beschauung des Arms ein.

Eine Bergesellschaftung der Ideen, welche plötzlich in ihm entstand, gab seinem Denkvermögen für einen Augenblick eine andere Richtung. Beaumarchais fiel ihm wieder ein; er erinnerte sich der Geschichte von dem schwarzseidenen Mäntelchen, welche sich mit diesem literarischen Abenteuerer, während seines Aufenthaltes in London, zugetragen hatte.

Da diese Anekdote nur wenigen meiner Leser bekannt seyn dürfte, so halte ich es für nothwendig, sie hier, zur Verständlichkeit der Sache, kürzlich mitzutheilen.

Beaumarchais geht einstens früh Morgens im Hydepark spazieren und findet ein schwarzseidnes Halbmäntelchen, von der Art, wie es die Damen zur damaligen Zeit zu tragen pflegten. Er steckt es ein. Zu Hause angekommen, untersucht er den Fund näher und läßt nach einigen Tagen ein Avertissement in die öffentlichen Blätter einrücken, in welchem er anzeigt, daß eine Dame, von deren Körperbau, Teint, Gesichtszügen, Haaren und Vermögensumständen er die allerumständlichste Beschreibung liefert, eine schwarzseidne Halbsaloppe verloren habe, welche sie bey ihm wieder erhalten könne. Die Eigen-



thümerinn meldet sich, und sieh da, Beaumarchais Schilderung hatte bis auf die geringste Einzelheit zugetroffen. Es fragt sich, wie war er im Stande gewesen, die Gestalt, ja selbst die Glückslage der Dame so genau errathen zu können, ohne diese je gesehen zu haben? Auf folgende Weise. Aus der Weite, Länge und der, dem Mäntelchen um Schultern und Hüften herum eingedrücktten Form, hatte er auf die Größe, den Wuchs, das Embonpoint und den Busen der Dame geschlossen; daß sie reich seyn müsse, war ihm aus der Spur kennbar geworden, welche die langen Ohrgehänge der Saloppe eingedrückt hatten; ein Paar auf derselben gefundene Härchen waren blond gewesen, folglich hatte er nicht allein auf die Farbe der Haare, sondern auch aus diesen auf den Teint der Dame, ja sogar auf die Farbe ihrer Augen, schließen können; daß sie einen kleinen Fuß habe, war ihm aus den Fußstapfen deutlich geworden, welche er an der Stelle, wo das Mäntelchen gelegen war, im Sande bemerkt hatte, u. s. w.

Diese Anekdote fiel, wie gesagt, dem Baron L\* ein. Er beschloß, Beaumarchais nachzuahmen und zu versuchen, ob es möglich seyn würde, aus der Gestalt des Arms der Dame auf ihre Person, ja sogar auf die Eigenthümlichkeit ihres Geistes zu schließen. Um diesen Einfall nicht sonderbarer zu finden, als er eben war, müssen die Leser wissen, daß der Baron ein großer Verehrer der körperlichen Physiognomik war. Seit Jahren hatte er sich ein besonderes Geschäft daraus gemacht, die äußerlichen Bewegungen der Menschen zu studieren und davon auf die Gesinnungen und Leidenschaften derselben zu schließen. Er fing daher von neuem an, den Arm zu betrachten und setzte diese Beschäftigung ununterbrochen fort. Als die Oper zu Ende war, glaubte er, folgendes Bild von dem Körper der Dame entwerfen zu können: Größe von fünf Fuß und darüber, schlanker Wuchs, nicht sehr reiche, aber graziöse Formen, entsprechender Busen, schwarze Haare, dunkle Augen, hohe, gewölbte Stirn, lange Habichtsnase, bräunlicher Teint, stolze Körperhaltung; in Betreff ihrer moralischen Eigenschaften schloß er, sie müsse mehr flegmatisch, als sanguinisch, kokett, aber tugendhaften reinen Geistes und sehr ruhigen gesetzten Charakters seyn, und vielen Verstand besitzen. Übrigens schien es ihm außer allem Zweifel, daß die Dame vollkommen musikalisch gebildet und von Stande sey, auch von Jugend auf in glänzenden Glücksumständen gelebt habe. Ihr Alter dünkte ihn zwanzig Jahre, eher darüber als darunter. Ob sie verhehlicht sey, wagte er nicht gerade zu entscheiden; doch schien es ihm, daß sie nie Mutter geworden.

Unser Physiognomiker beschloß, am Eingange des Schauspielhauses zu warten, um sich durch den Augenschein von der mehr oder minderen Ähnlichkeit des von ihm gefertigten Portraits zu überzeugen. Nach einigen Augenblicken erschien die Dame; der Baron hatte nicht nöthig gehabt, nach ihrem Hute zu sehen, um sie wieder zu erkennen: sein Gemälde war bis zum Sprechen getroffen. Er erkundigte sich bey einem der Umstehenden nach ihrem Namen; es sey die verwitwete Gräfinn von \*, gab man ihm zur Antwort.

Des Barons Verhältnisse gestatteten ihm kein Verweilen in W\*: er mußte am folgenden Morgen mit dem Frühesten wieder abreisen. Doch fand er zuvor Gelegenheit, sich in seinem Gasthose nach der Gräfinn zu erkundigen. Die Nachrichten, welche ihm mitgetheilt wurden, bewiesen ihm, daß er ihr



moralisches Portrait nicht minder Zug für Zug getroffen hatte, als ihr Körperliches.

Meine Leser dürften begierig seyn, zu erfahren, wie es dem Baron gelungen war, von der bloßen Beschaffenheit des Arms der Dame, auf die körperlichen und geistigen Eigenschaften seiner Besizerinn mit so viel Sicherheit zu schließen. Ich will ihnen die Erklärung dieses Räthsels geben, wie der Baron sie selbst in seinem Tagebuche, welches mir durch Zufall in die Hände gerathen ist, aufgezeichnet hat.

Die Größe, den Wuchs und die graziösen Formen der Gräfinn, schloß er aus der schlanken Bildung ihres Oberarms und aus der sanft sich verlierenden Wellenlinie des Unterarms, so wie aus dem länglichen Baue der Hand. Fortgesetzte Beobachtungen hatten ihn gelehrt, daß ein so gebildeter Arm, besonders wenn sich bey'm Biegen des Ellenbogens kein Auswuchs von Fleisch nach innen zu an demselben zeige, vorzugsweise hohen, schlanken und sehr proportionirten Gestalten anzugehören pflege, daß im Gegentheile, kleine, dicke und untersezte Frauen, meistens Theils einen fast kugelrunden, kurzabgeschnittenen Arm und eine ovale Hand besäßen.

Mit einer schlanken Größe von fünf Fuß und darüber, wie sie der Baron voraussetzen zu dürfen glaubte, mußte, seiner Erfahrung zu Folge, eine Brustbildung von nicht bedeutendem Umfange verbunden seyn. Eine psychologische Wahrnehmung an der Dame hatte den Baron in seiner Vermuthung bestärkt: Große, starke Frauen, deren Brustumfang mit dem Reichtume ihrer übrigen Formen im richtigen Verhältnisse steht, sind gewöhnt, von Zeit zu Zeit mit der Hand den Umriß desselben zu beschreiben, gleichsam um sich wiederholt von dem Besitze eines Ebenmaßes zu überzeugen, dessen Entbehrung weibliche Gestalten von großem Embonpoint so übel kleidet. Da dem Barone keine solche Armbewegung an der Gräfinn bemerkbar geworden war; so glaubte er auf eine Brustbildung, welche der Schlantheit ihrer übrigen Gestalt entspreche, schließen zu können.

Die Farbe der Haare, der Augen und der Teint der Gräfinn waren unserm Physiognomiker durch die Abwesenheit alles Adernspiels auf dem Arme derselben, von welcher er sich durch eine vortreffliche Vognette überzeugt hatte, deutlich geworden. Wiederholte Beobachtungen hatten ihm gelehrt, daß die Haut der Frauen von dunklem Teint, so weiß und fein diese immer seyn mag, die Adern selten oder nie durchschimmern läßt, daß letztere hingegen bey blonden Personen fast stets sichtbar erscheinen.

Wenn die Hand der Gräfinn nie den Umriß ihres Busens beschrieben hatte, so war dem Barone dagegen eine öftere Hinbewegung derselben nach der Stirn aufgefallen. Er wußte aus Erfahrung, daß nur Personen von großer Stirn sich häufig den Vorderkopf zu betasten und gleichsam den Umfang desselben zu messen pflegen. Aus der Anwesenheit der breiten Stirn folgerte der Baron, nach Gall, einen großen Verstand bey der Gräfinn.

Die Gestalt der Nase war ihm durch eine mehrmals wiederholte Handbewegung deutlich geworden, welche die Gräfinn von der Nasenwurzel aus, wo ihr mittlerer Finger, gleichsam als wollte sie sich auf etwas besinnen, für einige Augenblicke ruhend verblieben war, die Nase hinunter gemacht hatte. Aus der Zeit, welche der Finger jedes Mal bedurfte, um diese Linie zu be-



schreiben, so wie aus dem Aufenthalte, welchen er in der Mitte der Nase machte, hatte unser Physiognomiker auf die Größe und die Gestalt derselben geschlossen.

Die äußere Haltung der Gräfinn hatte sich aus der unverrückten Stellung, in welcher sie fast den ganzen Abend hindurch geseßen war, ergeben. Diese Unbeweglichkeit deutete dem Barone nicht allein die große Herrschaft an, welche der Geist der Gräfinn über ihren Körper ausübe, sondern er nahm auch daraus den ruhigen Charakter, so wie das phlegmatische Temperament derselben ab. Von letzterem glaubte er auch in ihren schlanken, graziösen Formen eine Andeutung gefunden zu haben. Seinen Beobachtungen zu Folge war die sanguinisch-cholerische Natur vorzugsweise nur kleinen Frauen von bedeutendem Embonpoint eigen.

Der sittliche Charakter der Gräfinn ergab sich schon aus ihrem Temperamente; aber unser Physiognomiker fand noch einen, wie ihn dünkte, untrüglicheren Beweis derselben in den Nägeln ihrer Finger, welche besonders lang, weiß und gewölbt waren.

Es war dem Barone nicht entgangen, daß die Gräfinn fortwährend mit dem Zeigefinger den Tact der Musikstücke verfolgt, ja, daß sie diesen, da, wo er, ihrer Meinung nach, zu langsam genommen, oder übereilt ward, durch eine zögerndere oder schnellere Bewegung zu berichtigen gesucht hatte. Was bedurfte es weiter für Beweise, daß sie, wie man es zu nennen pflegt, musikalisch seyn müsse? Aber die Gräfinn war auch eine wirkliche geschmackvolle und verständige Kennerinn der Musik. Das schloß der Baron aus der ununterbrochenen Aufmerksamkeit, mit welcher sie die Oper von der ersten bis zur letzten Note angehört hatte.

Die Gräfinn trug keinen Ring an der Hand. Daraus ergab sich der Beweis für den Baron, daß sie von Jugend auf in Reichthum und Luxus gelebt haben müsse. Sehr beringte Finger, meinte er, deuteten in der Regel eine Emporkömmlinginn, oder die Besitzerinn von geringem Vermögen, an.

Es gibt eine bloß formelle Gefallsucht, welche sich selbst mit der strengsten weiblichen Sittlichkeit verträgt. Diese setzte unser Physiognomiker in der Dame aus dem Grunde voraus, weil sie nicht allein den ganzen Abend hindurch ihren Arm entblößt gehalten, sondern ihn auch nach allen Seiten gewandt hatte, offenbar in der Absicht, ihn der Bewunderung des Publicums Preis zu geben. Ihr Alter hätte vielleicht auch ein minder geübter Physiognomiker aus der, eben so jugendlichen, als ausgebildeten Form des Arms geschlossen: ein Arm dieser Art konnte keinem Körper angehören, der viel jünger, oder viel älter, als zwanzig Jahre, war.

### C h a r a d e.

Nichts ist im weiten Sternennrund zu finden,  
Das gleich dem Ersten Mancher liebt und schätzt,  
Und nichts kann heft'ger seinen Born entzünden,  
Als wenn man es durch Wort und That verlegt.  
Es ist der Göthe, dem er Weibrauch streuet,  
Und alle Früchte seines Wirkens weiht.



Nichts aber ist dem Menschen vorzuziehen,  
Der im Besitz der zarten Zweiten ist;  
Für Großes, Edles wird sein Herz erglücken,  
Indeß er auf die Ersten ganz vergißt,  
Und wo des Kammers herbe Thränen fließen,  
Wird er zu Trost und Rettung sich entschließen.

Und ist ihm eine schöne That gelungen,  
So hält er überschwenglich sich belohnt,  
Nicht achtend auf das Gift der Lasterzungen,  
Weil tief in seiner Brust das Ganze wohnt,  
Das Ganze, nur dem Tugendhaften eigen,  
Den keine Stürme jemals gänzlich beugen.

Carl August Classen.

### Correspondenz-Nachrichten.

Dresden im July 1822.

Dieser Frühling hat uns, außer dem herrlichsten Wetter und den stets lieben Gänsen, den Schwalben, Störchen u. dgl. auch manche theatralische Zugvögel gebracht und manche gern gesehene ausländische Pflanzen, die man zum Theil in unsern Kunstboden zu versehen bemüht war. Den Reiben eröffnete, nachdem Wolffs uns verlassen hatten, und nach dem Beschluß der Gastrollen des nun engagirten sehr brauchbaren Bassisten Siebert, eine Mad. Caroline Lindner vom Theater zu Frankfurt am Main, welche naive, komische, romantische und stumme Rollen spielte. Mit einem nicht unangenehmen Ausseren verbindet Mad. Lindner viel Theateroutine, ein schönes Organ und ein durchdachtes Spiel, aber schmerzlich vermißt man bey ihr jene so ansprechende Natürlichkeit, jene wahre Empfindung, die den Zuschauer vergessen läßt, wo er ist, die ihn mit in die Handlung versetzt, die ihn sogar zum unmittelbaren Theilnehmer derselben machen kann. Man konnte, wenn unsere, übrigens sehr achtbare Künstlerin eine naive oder kindliche Rolle spielte, nie sagen: sie hat mich bis zu Thränen gerührt, ich habe mit ihr empfunden, Freud' und Leid mit ihr getheilt, sondern höchstens: das war recht schön gesagt, so muß man declamiren, diese oder jene Bewegung war recht angemessen u. s. w., deßhalb gefiel sie besonders im Lustspiel, und namentlich in solchen Rollen, bey denen es auf bewegliches, lebendiges Spiel und auf Vertraulichkeit mit der Bühne ankommt, z. B. Minna in den Talentproben von Cübiz, Mad. Schnell in den Proberollen von Breitenstein, Victorin in die Waise und der Mörder. Weniger schon sprach sie an, als Margarethe in den Hagestolzen, Elise im Räthsel, Toni in Toni, und im Räthchen von Heilbronn, in dem sie die Hauptrolle spielte, mißfiel sie bennah. Mlle. Lindner nahm die letztere Rolle unstreitig zu tragisch, und sprach z. B. das: mein hoher Herr! mit so unendlichem Gefühle, daß es die beabsichtigte Wirkung durchaus verfehlen mußte.

Fast gleichzeitig mit der Frankfurter Künstlerin trat eine, nun für unsere Bühne gewonnene junge Sängerin, Mlle. Charlotte Veltheim vom Würzburger Theater, als Donna Anna im Don Juan, Aschenbrödel in der gleichnamigen Oper, und als Agathe im Freyschütz auf. Mlle. Veltheim ist sehr gut musikalisch gebildet, ihr Ausseres ansprechend, ihr Spiel brav, ihre Intonation rein, nur die Stimme ist in den Mittelstönen etwas schwach und noch nicht ausgebildet (was besonders in der Agathe auffiel), und ihre Methode läßt noch Viel zu wünschen übrig. Da sie hier aber die beste Gelegenheit hat, sich in dieser Hinsicht zu vervollkommen, so hoffe ich, wird sie bald einen nicht unbedeutenden Rang als Sängerin einnehmen können. Die junge Künstlerin gefiel im Allgemeinen sehr und wurde als Donna Anna gerufen. An ihrer statt erschien der unberufene und nicht begehrte Don Juan, Hr. Unzelmann, eine um so unbegreiflichere Verwechslung, da doch zwischen den Klängen Unzelmann und Veltheim ein großer Unterschied ist. Die Aufführung dieses herrlichen Werks ließ von Seiten des Orche-



fers und der Chöre nichts zu wünschen übrig, desto mehr aber von Seiten des singenden Personals: denn außer Mad. Haase (Berline), Hrn. Bergmann (Ottavio) und Hrn. Maier (Commandeur) erfüllten weder Don Juan, noch Elvira, noch Leporello ihre Pflichten. Hr. Unzelmann, ein im Niedrigkomischen vielleicht unübertrefflicher Künstler, hat die Hauptrolle von einer ganz falschen Seite aufgefaßt, indem er den Don Juan zu einem gewöhnlichen Wüßling, ja fast zu einem verlegirten Studenten stempelt. Da ist kein Gedanke von jenem Anstand, jener feinen Bildung und singirten Sittlichkeit, die ihm ja gerade alle weiblichen Herzen gewinnen muß. Don Juan, als ganz gemeiner Mensch, erscheint uns nur verächtlich, während er, als ein Mann, der die beste Erziehung erhalten hat, und die Tiefen des menschlichen Gemüths zu ergründen weiß, als ein ungeheurer Kopf, der aber, an der Menschheit verzweifelnd, im Kampf mit sich untergehend, sein besseres Selbst frevelnd untergräbt und den finstern Mächten anheim fallen muß, uns erschüttert und empört. Wie niedrig und thöricht sind Elvira und Berline, wenn sie sich von einem offenbar bloß begehrenden Faun hintergehen lassen können. Mir war wahrlich der Hölzernste aller Masettos, Hr. Geising jun., noch tieber, als solch' ein Don Juan. Zugleich erlaubt sich Hr. Unzelmann Coloraturen und Verzierungen im Gesang anzubringen, wohin keine gehören (namentlich in dem herrlichen Duett mit Berline). Drum — si tacuisses — Hr. Keller (Leporello), dessen Fleiß wir gebührende Gerechtigkeit widerfahren lassen, ist auch für jede andere Charakter-Darstellung eher geeignet, als für diese. Denn das Komische der Rolle besteht nicht darin, daß Leporello mit größerer Gemeinheit den Bauernmädchen seine Gnade versichert, als sein Herr, oder daß er seinen rothen Mantel versteckt, wenn der Gerichtsdiener die Kleidung von dem Mörder des Commandeurs bezeichnet, oder in ähnlichen unbedeutenden Kleinigkeiten; sondern es besteht in der richtigen Totalauffassung der Originalität dieses Charakters. Leporello ist ein modificirter Don Juan. Nichts ist so lächerlich, als seine Gottesfurcht und Frömmigkeit, und als seine unendlich weisen Lehren und moralischen Floskeln, die er bey jeder Gelegenheit auskramt. Er hilft seinem Herrn die größten Schurkenstreiche ausführen, hält Schildwache bey einer Entehrung und einem Mord, hilft auf die unzweydeutigste Art ein unschuldiges Mädchen unglücklich machen, und wirft, wenn Alles das geschehen ist, seinem Herrn noch Gottlosigkeit vor. Hätte er die Erziehung und den Verstand Don Juans, so wäre er vielleicht ihm gleich geworden, aber Feigheit und Aberglauben halten ihn von größeren Tüheren zurück. Streng juristisch genommen verdiente er eigentlich die Hölle so gut wie jener. Es ist also die tiefe Ironie in dieser Rolle, die schrecklich freche Frivolität, und doch wieder die feige Angst, die auch der unsterbliche Componist in den beyden Acten des Leporello so herrlich ausdrückte, welche hervorgehoben werden muß, und das hat Hr. Keller nicht gethan, sondern einen gewöhnlichen liederlichen Johann oder Casperle daraus gemacht. Mad. Unzelmann (Elvira) hat weder Figur, noch Spiel, noch Stimme zu dieser und anderen Parthien, hätte aber des Fleisches wegen, den sie auf ihre Rollen wendet, das Publicum wenigstens von lauten Äußerungen der Mißbilligung abhalten sollen.

In Aschenbrödel sang auch ein Hr. Mager vom Theater zu Dessau den Alidor. Das Beste an seinem Gesang war das, was man nicht hörte.

(Der Schluß folgt)

### G a s t s p i e l.

Auf dem k. k. priv. Theater an der Wien trat Mlle. Sonntag, vom ständischen Theater in Prag, zum ersten Mal in Johann von Paris als Prinzessin von Navarra auf.

Eine solche Erscheinung aus der Fremde ist in der That eine Festtags-Erscheinung, und es ist schwer, bey so vielen Vorzügen, die mehr oder weniger ausgebildet, dem Beobachter freundlich sich entgegen stellen, seine Unbefangenheit im vollen Maße zu behaupten; aber zugleich gewährt es auch das angenehmste Gefühl, in Übereinstimmung mit einem zahlreichen Theaterpublicum die eigne Überzeugung auszusprechen. Es möchte



überflüssig seyn, erst anzuführen, daß die Eintrittsscene von einer vorübergehenden Unsicherheit des Tons begleitet war, da diese als notwendige Folge der Schüchternheit eines anspruchlosen Talentes zu betrachten ist, das sich dem Urtheil einer mit seltenem Kunstsinne ausgerüsteten Versammlung unterwirft. Doch nur um desto reizender zu überraschen, ging die Sängerin bald zu dem freyeren Gebrauch dieses Talents über, und entwickelte eine bey so jugendlichem Alter ausgezeichnete Kraft. Sie besitz nicht nur eine sehr angenehme, sondern auch von seelenvollem Reiz belebte Sopranstimme und verräth in allen Theilen den Anfang einer zu den glücklichsten Erwartungen berechtigenden Bildung, während das eigne, richtige Gefühl sich mit anmuthsvoller Klarheit ausspricht. Den meisten Effect im Vortrag der ersten Arie brachte der Einfach und die Ausführung der Passagen im schmelzendsten Piano hervor, dann auch das glücklich durchgeführte Crescendo, wiewohl die Intonation zuweilen etwas schwankend war. Der Triller fehlt es noch an Rundung, doch zeigt sich eine schöne Anlage auch hier bereits. Von oft wiederholtem Beyfall, und was noch ein beredsamerer Zeuge des Eindrucks ist, von öftern unwillkürlich hervorbrechenden Ausrufungen, wurde diese Scene begleitet. Zu edler Haltung und natürlichem Anstand gesellte sich im freundlichsten Einklang das Mienen- und Geberdenspiel. Wir möchten fast unterlassen zu erwähnen, daß diese angenehme Gast Sängerin schon nach dem ersten Act mit dem lautesten Ausdruck der Zufriedenheit hervorgerufen wurde, weil unser enthusiastisches Publicum mit dieser Auszeichnung so freigebig ist, daß es in gewissen Fällen einen sehr beschränkten Sinn verräth, wenn Jemand in der oft nur zufällig unterbliebenen Anführung dieses Ehrenzeichens eine Zurücksetzung des begünstigten Künstlers finden will.

Die erste Strophe des Troubadours wurde von dem Pagen (Mlle. Hornick) recht gefällig vorgetragen; und der Prinz (Hr. Jäger), der schon im ersten Auftritt von seinen Kunstfreunden im Triumph empfangen wurde, mußte seine mit Lieblichkeit gesungene Strophe wiederholen. Nicht verhehlen wollen wir jedoch, daß wir an einigen Stellen den Vortrag des Sängers etwas überladen, und besonders in der Arie einige Betonungen zu scharf gefunden haben. Einfach und mit dem Ausdruck des zartesten Gefühls trug Mlle. Sonntag den Schluß der Romane vor; das schöne Tragen des Tons und die glückliche Abwechslung von Stärke und Schwäche zeigten sich in ihrer vollen Wirkung.

In dem hierauf folgenden Duett trat ein neuer Vorzug dieses Gastes in das hellste Licht, und wir möchten gern, in so fern wir nur nach unserer eignen Ansicht, unserm eignen Gefühl urtheilen, diesen Theil des Gesangs für den gelungensten erklären, weil die Beredsamkeit der Declamation, ohne Nachtheil des anmuthigen Gefolgs von Tönen, diesem harmonischen Gemälde durch das reizendste Farbenspiel des Ausdrucks inniger Gefühle die reinste Anschaulichkeit und ein recht dramatisches Leben auf das erfreulichste verlieh. Und hier können wir um so weniger eine Bemerkung unterdrücken, die uns von vorn herein schon auf dem Herzen lag, nämlich, daß es schmerzlich zu dauern wäre, wenn ein so vorzügliches Talent, nicht allen Fleiß auf die Erwerbung einer deutlichen Aussprache des Gesangtextes verwenden sollte, die wir dieß Mal noch so sehr vermist haben, daß wir diesen Mangel als den hervorragendsten bezeichnen müssen.

Auch über den prosaischen Theil der Rolle verbreitete die ganz eigne Anmuth der Sängerin einen so reizerrüllten Schleier, daß man ihn zu entfalten, um der Correctheit des Ausdrucks etwa nachzuforschen, kaum ein Mal versucht werden konnte. Echte Bescheidenheit, die man von einer bloß conventionellen gar wohl unterscheiden kann, und ohne welche ein so anziehendes Außere nicht gut bestehen würde, sprach sich in ihren Dankbezeugungen aus für die unerwartet glänzende Aufnahme.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

gedruckt bey Anton Strauß.



# Wiener Zeitschrift

für

## Kunst, Literatur, Theater

und

## Mode.

Dienstag, den 30. July 1822.

91

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welches hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbjährlich und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Noch einige Worte über die Längensignale, deren in Nr. 72 der Wiener Zeitschrift erwähnt worden ist.

Diese Signale haben den gewünschten Erfolg gehabt, ob sie gleich von der Witterung, besonders in Ungarn, nicht begünstiget worden sind.

Sie wurden auf zwey Bergen gegeben, der Rosaliacapelle an der Grenze zwischen Oesterreich und Ungarn, südöstlich von Wiener Neustadt, und dem Naszalberge bey Waizen in Ungarn. Diese beyden Berge sind, der eine von der Wiener, der andere von der Ofner Sternwarte sichtbar. Da aber zwischen beyden eine Entfernung von mehr als dreyßig deutschen Meilen Statt findet, so mußte noch ein dritter Standpunct gewählt werden, aus dem man die Signale von der Rosaliencapelle und dem Naszal sehen konnte; dieß war der Berg Gerece bey Dotis in Ungarn, der drey hundert und sechs und dreyßig Klafter über der Fläche des Meeres erhaben ist. Ein besonderes Hinderniß ergab sich aus dem Umstande, daß die Gesichtslinie von dem Gerece nach der Rosaliakapelle über den großen Neustädlersee, und über die Sümpfe geht, welche nicht fern von dem Fuße dieses Berges durch ihre Ausdünstungen den Horizont weniger durchsichtig machen.

Vollständig beobachtet wurden den 21. May zwey, den 22. fünf, und den 23. drey Signale, und diese geben für den Unterschied der Meridiane, oder für den gesuchten Unterschied der Mittage in Wien und Ofen:

|         | Signale | Stunde | Minuten | Secunden |
|---------|---------|--------|---------|----------|
| 21. May | I       | 0      | 10      | 40.45    |
|         | II      | 0      | 10      | 40.66    |
| 22. May | I       | 0      | 10      | 40.61    |
|         | II      | 0      | 10      | 40.76    |
|         | III     | 0      | 10      | 41.07    |
|         | IV      | 0      | 10      | 40.90    |
|         | V       | 0      | 10      | 40.26    |
| 23. May | I       | 0      | 10      | 41.02    |
|         | II      | 0      | 10      | 40.45    |
|         | III     | 0      | 10      | 40.83    |



Man sieht aus dieser Berechnung, daß die einzelnen Beobachtungen unter sich sehr gut übereingestimmt haben, und daß daher der beabsichtigte Zweck als vollkommen erreicht anzusehen ist. Aus den zehn Signalen ergibt sich der mittlere Mittagsunterschied der beyden ersten Sternwarten unserer Monarchie:

0 Stunden 10 Minuten 40  $\frac{1}{10}$  Secunden.

Aus den trigonometrischen Vermessungen des k. k. Generalstabes ergibt sich dieser Unterschied folgender Maßen:

0 Stunden 10 Minuten 41  $\frac{3}{10}$  Secunden.

Ist also sechs Zehnthelle einer Secunde größer. Diese geringe Abweichung beyder Resultate, deren das eine auf geodetischem, das andere auf astronomischem Wege erhalten wurde, rührt wahrscheinlich von der Anziehung benachbarter Gebirge her, die auf trigonometrische Messungen einen unbezweifelten, und oft schwer mit Genauigkeit anzugebenden Einfluß äußern.

In der Mitte des Augusts d. J. werden ähnliche Signale zur Vergleichung der drey Sternwarten in Ofen, Wien und München gegeben werden, woraus sich dann der größte Längenbogen bestimmen lassen wird, den man bisher durch Pulversignale zu erhalten versucht hat.

Als Vorbereitung zu dieser Unternehmung wurde den 15. July Abends um zehn Uhr in Wiener Neustadt ein neuer Versuch mit Raketen von gefärbtem Lichte gemacht, deren jede, durch einen Fallschirm unterstützt, über eine Minute beynähe unbeweglich in einer Höhe von tausend Klafter erhalten wurde. Diese Raketen bildeten unter einander, in voraus angekündigten Stellungen, mehrere Figuren, z. B. ein gleichseitiges Dreyeck, in dessen höchster Spitze sich ein rother Luster befand, während die beyden andern im gelben oder blauen Lichte prangten. Da es möglich ist, diese Stellungen mit großer Genauigkeit auszuführen, wie der Erfolg gezeigt hat, und da die Stellungen sowohl, als die verschiedenen Farben der Raketen, einer großen Abwechslung fähig sind; so wird sich diese neue und interessante Erfindung zweckmäßiger zu nächtlichen telegraphischen Correspondenzen brauchen lassen, als Laternen, die man bisher an die Arme der gewöhnlichen Telegraphen gehängt hat, deren Licht aber kaum auf die Entfernung von einer halben Stunde bemerkbar ist, während die Signale des 15. July selbst auf die Distanz von sechs deutschen Meilen von Wiener Neustadt bis Wien, noch als sehr große, helle und blendende Flammen erschienen sind.

### Macht des Erkennens.

Du stehst am Ufer, und zu deinen Füßen  
Dehnt sich die Welle ruhig und erhaben:  
Den Himmel, und der Erde süße Gaben,  
Siehst du aus ihr dich doppelt schön begrüßen.

Es reißt dich hin, die Schöne zu genießen,  
Und dich entzückt in ihrem Schoß zu laben:  
Du springst hinab? — der Strom wird dich begraben!  
Und statt des Lichts dich Todesnacht umschließen!



Steh fest, und drück' das Bild in deine Seele,  
 So daß durch kläres inniges Erkennen  
 Das Herrliche dir angeeignet werde.

Dann lebst in dir die reine Spiegelquelle,  
 Und wird, dein eigen, nie sich von dir trennen:  
 Und du bist eins mit Himmel, Strom und Erde!

Er. von Schöber.

### Bericht über ein Niedersteigen in der Taucherglocke.

(Aus dem Englischen des Dr. Ludwig Theodor Friedrich Colladon.)

Unter den zahlreichen Anwendungen der Wissenschaften zum Behufe der Künste, ist eine der merkwürdigsten und zugleich der wichtigsten unbezweifelt diejenige, welche die Taucherglocke auf eine so hohe Stufe der Vollkommenheit erhoben und sie so zu einer der nützlichsten Maschinen gemacht hat, nicht allein, um die Baukunst in großen Tiefen des Meeres auszuüben, sondern auch, um die Klippen, welche den Eingang der Häfen versperren, zu zersprengen und zu vernichten, oder um kostbare Güter, welche in der Nähe der Küsten verloren wurden, aus der Tiefe des Meeres heraufzuholen.

Als ich im September des Jahres 1820 mich in Irland befand, hörte ich von der Anwendung dieser Maschine, welche zu Howth in der Nähe von Dublin seit mehreren Jahren in Gebrauch war, und von den Empfindungen derer, die sich auf den Grund des Meeres hinabgelassen hatten. Ich war sehr begierig, mich in Person von der Wahrheit der Thatsachen zu überzeugen, welche mir mitgetheilt worden waren. Es both sich mir alsbald eine treffliche Gelegenheit dazu an. Von meinem Freunde, Herrn Bald, hatte ich ein Empfehlungsschreiben an den Wasserbaumeister im Hafen zu Howth, Herrn Souter, erhalten und reiste am 8. September 1820 mit einem Freunde von Dublin nach Howth in der Absicht, mich in der Taucherglocke hinabzulassen. Das Wetter war sehr schön, der Wind jedoch heftig und die See unruhig. Wir bestiegen ein Boot um 11 Uhr des Morgens und gelangten in wenigen Minuten an ein Schiff, an welches die Taucherglocke befestigt war. Die Arbeiter waren gerade damit beschäftigt, den Eingang in den Hafen zu reinigen.

Die Glocke, in welcher wir herabsteigen wollten, besaß folgende Eigenschaften; sie bestand aus einem länglichen, auf eine besondere Weise geformten Kasten, welcher unten offen, sechs Fuß lang, vier Fuß breit, fünf Fuß hoch und vier Tonnen (achtzig Zentner) schwer, unten drey Zoll, oben ein und einen halben Zoll stark war. Sie war in London gegossen und kostete mit den nöthigen Geräthschaften und der Luftpumpe zweyhundert Pfund Sterling. Da die Glocke bey weitem schwerer ist, als die Wassermenge, welche sie aus ihrer Stelle vertreibt, so sinkt sie vermöge ihres eignen Gewichts. Oben hat sie acht oder zehn Öffnungen, in welchen eben so viele erhabene, sehr starke Gläser angebracht sind, die das Licht durchlassen. Die Gläser oder Linsen sind vermittelst eines kupfernen Ringes befestigt, der oben auf das Glas, zwischen welchem und der Glocke eine Decke von Kitt liegt, so scharf aufgeschraubt ist, daß dasselbe luftdicht schließt. Oben befindet sich noch ein anderes Loch, ungefähr einen Zoll groß im Durchmesser, welches einen langen biegsamen Leder-



nen Schlauch in sich aufnimmt, der dazu bestimmt ist, der Glocke die vermöge einer Pumpe von oben hineingetriebene Luft zuzuführen. Im Innern der Glocke befindet sich eine Klappe, die dazu dient, die Öffnung zuzuschließen und das Herausstreten der Luft zu verhindern.

Inwendig waren zwey kleine Bänke, auf der sich entgegengesetzten Seite der Glocke und zwischen ihnen ein Fußbret angebracht. Von der Mitte des Dachs hingen einige starke eiserne Ketten herab, welche eine Art von eisernem Korb hielten, in welchen man die Steine und andere Gegenstände, die man heraufbringen will, legt. Die Glocke, in welcher wir heruntergelassen wurden, war in dem Mittelpunct an starke Taue angebunden, und ward mittelst eines beweglichen Kranichs, welcher auf dem Verdeck eines kleinen Schiffes aufgerichtet war, geleitet. Wir begaben uns in die Glocke, welche zu diesem Endzweck genugsam über die Oberfläche, vermittelst eines unter dieselbe gebrachten Bootes, erhoben war. Mit uns hatten wir zwey Arbeiter.

Wir sanken so langsam, daß wir die Bewegung der Glocke nicht merkten. Jedoch sobald die Glocke in das Wasser eingetaucht war, bekamen wir an den Ohren und an der Stirn eine Empfindung von Druck, welche mehrere Minuten lang andauerte und heftiger ward. Ich empfand jedoch keinen Schmerz in den Ohren, mein Freund aber litt so sehr, daß wir genöthigt waren, eine kurze Zeit in unserm Herabsteigen anzuhalten. Die Arbeiter wiesen uns, um diesem Übel abzuhelpen, an, die Nasenlöcher und den Mund zuzuhalten, und zu versuchen zu schlucken und den Athem auf einige Augenblicke an uns zu halten, so daß durch diese Anstrengung die innere Luft in die Eustachischen Röhren getrieben werden möge. Mein Freund versuchte dieß, fand sich jedoch durch dieses Mittel wenig erleichtert. Nach einigen Minuten begannen wir wieder niederzusteigen. Mein Freund litt beträchtlich, er ward bleich, seine Lippen waren ganz entfärbt, sein Ansehen war das eines Menschen, der eben in Ohnmacht fallen will, er athmete unwillkürlich ganz schwach, was vielleicht von der Heftigkeit der Schmerzen herrührte, zu der sich eine gewisse Bestürzung gesellte, in welche unser Zustand nothwendiger Weise versetzt wurde. Es schien mir höchst bemerkenswerth, daß ich mich gerade im entgegengesetzten Falle befand. Ich war in einem Zustand von Aufreizung, welcher dem zu vergleichen ist, den der Genuß von vielen geistigen Getränken hervorzubringen pflegt. Ich litt keinen Schmerz; ich fühlte nur einen starken Druck rund um den Kopf, wie wenn ein eiserner Reif um denselben gelegt wäre. Ich sprach mit den Arbeitern und es ward mir sehr schwer, sie zu verstehen. Diese Schwerhörigkeit stieg zu einer solchen Höhe, daß ich nach drey oder vier Minuten sie nicht sprechen hören konnte. Ich vermochte mich selbst nicht sprechen zu hören, obgleich ich so laut als möglich sprach; selbst das große Geräusch, welches durch die Heftigkeit der gegen die Seite der Glocke anprallenden Meeresströmung hervorgebracht wird, drang nicht bis zu meinen Ohren. Ich fand demnach durch die Erfahrung bestätigt, was Dr. Wollaston in seiner scharfsinnigen und interessanten Schrift, über Unempfindlichkeit mancher Ohren gegen Laute, theoretisch erwiesen hat.

Nach einigen Augenblicken waren wir auf dem Grunde des Wassers, wo jede unangenehme Empfindung uns fast gänzlich verließ. Wir befanden uns sieben und zwanzig Fuß unter der Oberfläche. Ich gestehe, daß die Berücksich-



figung der großen Tiefe verbunden mit dem Gedanken, daß, wenn der kleinste Stein oder irgend ein anderer Gegenstand die Wirkungen der Klappe verhindern sollte, die Glocke augenblicklich mit Wasser angefüllt seyn würde, nicht ermangelte, in mir auf eine kurze Zeit eine Art von Mißbehagen zu erzeugen. Einer von den Arbeitern jedoch, dem ich meine Gedanken über diesen Gegenstand mittheilte, ersuchte mich mit Lächeln, eins von den Gläsern, welche über uns waren, zu betrachten. Ich fand dasselbe in der Mitte so zerknickt, daß beständig Luftblasen hindurch drangen. Wir athmeten während unsers ganzen Aufenthaltes unter dem Wasser mit großer Leichtigkeit. Dann und wann empfanden wir eine beträchtliche Hitze. Unsere Ausdünstung war zuweilen bedeutend, zuweilen aber überfiel uns ein so dicker Dunst, daß ich verhindert ward, den mir gegenüber sitzenden Arbeiter zu sehen. Als man jedoch auf ein gegebenes Zeichen uns beständig reine Luft von oben herzuführen und zwar in so großer Menge, daß ein großer Theil von derjenigen, die in der Glocke befindlich war, mit großer Heftigkeit aus derselben heraus drang; so verschwand diese Unannehmlichkeit sehr bald. Unser Puls war nicht gereizt.

(Der Schluß folgt)

### Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß)

Dresden.

Die dritte gastirende Künstlerin war die, uns schon von früheren Zeiten und noch vor wenigen Jahren her liebgewordene Frau von der Klogen. Sie eröffnete ihr Gastspiel mit der Johanna in der Jungfrau von Orleans. Wenn ich gleich zugebe, daß es ganz falsch ist, aus der Heldenjungfrau einen Heldenjunggesellen zu machen, so kann ich doch die Ansicht der Frau von der Klogen, die durch das ganze Stück bloß ein schwachtendes, schwärmerisches Hirtentädchen war, nicht ganz billigen, da sich Johanna doch in manchen Momenten zur gottbegeisterten Kämpferin für König und Vaterland erhebt, und sich dann nothwendig Sprache und Mimik zum höchsten Affect steigern muß. Das Publicum war deswegen auch sehr kalt gegen die verdienstvolle Künstlerin; desto wärmer und liebevoller nahm es die zweite Rolle derselben, Preciosa in dem gleichnamigen Stück von Wolff auf, welches wir hier zum ersten Male sahen.

Was auch gallfüchtige Recensenten gegen dieß Schauspiel einwenden mögen, es ist und bleibt eines der besseren neueren. Es ist wahr: die Fabel des Stückes ist vielleicht schon unter zwanzigersten Gestalt da gewesen, aber so anziehend, so zart und lieblich ausgeführt gewiß nie. Die Handlung, deren Interesse mit jedem Acte wächst, hält die Aufmerksamkeit bis zum Schluß fest, die Sprache ist rein, fließend und bilderreich, Aug' und Ohr stets wohlthätig beschäftigt, und so muß das Schauspiel, wenn es gut einstudiert ist, der Dialog, ohne Lücke, Schlag auf Schlag geht, überall gefallen. Übrigens will ich nicht in Abrede seyn, daß an allen Orten, wo Preciosa bis jetzt gegeben wurde, in Berlin, Hamburg u. s. w. die Musik unseres trefflichen C. M. von Weber ein Haupthebel des Beyfalls war, den sie sich im hohen Grade zu erwerben wußte. Freylich ist aber auch diese Musik ein neuer Beweis von der außerordentlichen Erfindungsgabe und Vielseitigkeit des Componisten. Jedes Musikstück, von der ersten bis zur letzten Note, ist so bezeichnend, die Ouverture so originell erfunden als ausgeführt, die Art, das Melodram zu behandeln, so neu und effectvoll, die Chöre so singbar und vortreflich, als man sie von dem Tondichter des Freyschützen erwarten konnte, die Ballette so charakteristisch und tanzbar, das Ganze so aus einem Gusse, daß sich auch hier der Beyfall bis zum Enthusiasmus steigern mußte, und jede Nummer stürmisch applaudirt wurde. Was die Vorstellung betrifft, so war sie eine der besten,



die ich hier sah. Frau von der Klogen hatte die Individualität der Preciosa so schön aufgefaßt, und gab die ganze Rolle mit so viel Zartheit, Innigkeit, Wahrheit und Wärme, so unverkünstelt und ergreifend, daß das allgemeine Herausrufen, welches ihr zu Theil wurde, nur eine gerechte Würdigung ihres Verdienstes war. (Wir freuen uns, Frau von der Klogen nun unser nennen zu dürfen.) Hr. Devrient (Alonzo) stand ihr würdig zur Seite, nur schien er noch nicht ganz mit seiner Rolle vertraut zu seyn, Mad. Hartwig (Wiarda), Hr. Hellwig (Bigeunerhauptmann), Hr. Surmeister (Don Carcano) zeichneten sich vortheilhaft aus, Hr. Pauli (Schloßvoigt Pedro) war eine der erglichsten Callot'schen Frazen, die Ballets hatte Hr. Gärtner, der sich in einem Pas-de-deux mit Mlle. Lautenschläger verdienten Beyfall erwarb, mit Geschmack und Einsicht angeordnet, die neuen Costumes waren schön und fleidsam, die Decorationen neu und sorgsam ausgeführt, besonders die Schlußdecoration des vierten Act's, die wirklich einen überraschenden Anblick gewährte, Kurz Alles war vereinigt, um uns einen hohen Genuß zu gewähren, und nicht leicht verließ das Publicum eine Vorstellung so befriedigt, wie diese.

Außer der Preciosa wurden von neuen Stücken gegeben: die Brüder, Lustspiel mit Masken nach Terenz von Hrn. v. Einsiedel, gefiel nicht sonderlich und ist wohl für immer auf die Seite gelegt. Hr. Unzelmann (Syrus) war sehr brav, und der Einzige, der sich Beyfall gewann. Der Dorfbarbier und der politische Zinngießer, die wir hier auch zum ersten Male gesehen, gefielen als leichte Speise durch das vorzügliche Spiel des Hrn. Unzelmann (Adam) und Geising d. ält. (Zinngießer). Von älteren Stücken sahen wir Fanchon, Otto von Wittelsbach, den Prinzen von Homburg, alte und neue Zeit bey leerem Hause. Nichts mehr kann, bey dem trefflichen Wetter, das Publicum in's Theater locken, als der Freyschütz. Da drängt sich schon zwey Stunden vor Öffnung der Cassé das Volk, und jeder möchte gerne der Erste an der Thüre seyn. Auf drey, vier Vorstellungen hinaus sind schon alle Logenbilletts und Sperrsitze besetzt; aber nicht leicht auch dürfte dieses herrliche Werk mit ähnlicher Rundung und Sicherheit in der Darstellung sowohl, als der scenischen Einrichtung gegeben werden, als hier. Unser liebliches Annchen (Mad. Haase), die H. Maier und Bergmann (Caspar und Mar) erringen sich mit jeder Vorstellung neue Lorbern. Mlle. Fünf (Agathe) kränkelt leider immer, weßhalb ihre Stimme in den letzten Aufführungen nicht die gewöhnliche Kraft und Fülle hatte. Dieser Kränklichkeit und des Mangels an einem Tenoristen wegen, hörten wir außer Tancredi, welchen Sogra. Costanza Tibaldi mit immer mehr Sicherheit und schönem Vortrag singt, keine italienische Oper. Doch spricht man nun von einer Aufführung der Fuorusciti (Wegelagerer) von Paer, in welcher Oper der neue Bassist, Hr. Bezzi, auftreten wird. Auch soll ein Tenorist für die Oper und ein Altist für die Kirche aus Italien unterwegs seyn. W. W.

### M a n c h e r l e y .

Die jetzige Mode der Herren, weiße Hüte zu tragen, ist besonders im Sommer sehr zweckmäßig, weil diese Art von Kopfbedeckung sowohl ihrer geringeren Schwere, als ihrer Farbe wegen, weniger Hitze verursacht, als die schwarzen Hüte. Vielleicht dürfte es, zum Besten der Augen, vortheilhaft seyn, den untern Theil des Randes grün zu färben, wie man bereits, wenn wir nicht irren, im Auslande zu thun angefangen hat. In Paris tragen die Mannspersonen schon seit mehreren Jahren auch weiße, oder graue Schuhe und Stiefel. Wir laden hiermit einen oder den andern Namen habenden hiesigen Modeherra ein, diese Pariser Sitte, welche in Wien, des vielen Staubes wegen, noch zweckmäßiger seyn dürfte, auch hier einzuführen. Solche ungepußte Schuhe sind doch reinlicher, als gepußte.

Es ist bekannt, daß sich der hiesige Stephansthurm merklich nach Norden neigt. Die Abweichung seiner Spitze von der Verticallinie seiner Basis soll, wie man versichert, drey Fuß ein und ein Viertel Zoll betragen, Sichtbar befindet sich die Neigung



nicht im ganzen Thurme, sondern nur in der obern Pyramide. Die Ursach derselben will Niemand kennen. Es dürfte sowohl in Hinsicht der Furcht vor einem möglichen Einsturze des Thurms, als aus baukünstlerischen Gründen, vom höchsten Interesse seyn, zu untersuchen, ob dieß Hängen eine Folge architectonischer Berechnung, oder eines nach und nach Statt gefundenen Senkens sey. Wir wissen recht wohl, daß gegen letztere Vermuthung die Abwesenheit jeglichen Risses im Thurme auszusagen möchte. Sollte aber eine Abweichung von dem obenangeführten Betrage bey der Höhe von vierhundert vier und dreyßig einen halben Fuß schon hinreichend seyn, um in den Mauern des Thurms irgend eine Beschädigung sichtbar werden zu lassen? Wir glauben nicht. Von der andern Seite ließe sich die Möglichkeit, daß diese Neigung absichtlich im Plane des Baues gelegen habe, recht wohl denken, wenn auf eine gnügende Weise dargethan werden würde, daß die Steine, aus welchen die obere Pyramide besteht, von sehr beträchtlicher Länge wären. Unsere Zeitschrift fordert alle Kunstverständigen auf, ihr über diesen, keineswegs gleichgültigen, Gegenstand Mittheilungen zukommen zu lassen, welche sie ungezögert dem großen Publicum zur Beurtheilung vorzulegen verspricht. Übrigens wird den unterrichteten Lesern nicht unbekannt seyn, daß zu Pisa ebenfalls ein sogenannter hängender Thurm (Campanile torto, oder Torre pendente) existirt. Die Neigung desselben befindet sich aber nicht im obern Theile, oder in dem engern Thurme, in welchem die Glocken hängen, sondern beginnt erst mit dem untern Theile, wo die dickere Mauer eintritt. Bis dahin beträgt die Höhe dreyhundert fünf und funfzig Stufen (einhundert zwey und vierzig Pariser Schuhe). Läßt man von hieraus ein Perpendikel fallen, so macht die Abweichung desselben von der untern Mauer des Thurms zwölf Fuß aus. Es ist nicht wahr, wie einige Reisebeschreiber versichern, daß die entgegengesetzte Mauer absofut senkrecht wäre; ihr ist vielmehr dieselbe schief hängende Richtung eigen. Aus dem Umstande, daß die Fußgestimse der Säulen an der hängenden Seite der Erde viel näher liegen, als auf der entgegengesetzten, haben manche Reisende den Schluß ziehen wollen, der Thurm habe sich nach und nach gesenkt. Wenn man aber bedenkt, daß ein so schweres Gebäude sich nicht regelmäßig senken kann, ohne daß das Mauerwerk nicht leiden und sehr bemerkbar beschädigt werden sollte, daß, wie schon gesagt, der obere Theil des Thurms fast durchaus perpendicular ist und daß sich die Treppe im untern Theile desselben ganz vollkommen nach der Abweichung des Thurms richtet, so wird man geneigt, zu glauben, der Baumeister habe demselben mit Fleiß diese schiefe Richtung gegeben. Vielleicht könnte auch der obere Theil erst aufgesetzt worden seyn, nachdem sich der untere bereits gesenkt gehabt hätte. Da aber noch mehrere dergleichen hängende Thürme in Italien existiren sollen, z. B. der Thurm la Garisenda zu Bologna, so möchte man vielleicht annehmen, die Baukünstler der damaligen Zeit hätten eine Ehre darin gesucht, schief zu bauen. Doch dürfte es keine große Kunst verrathen, einem Gebäude von einer beträchtlichen Höhe eine Abweichung von einigen Fuß von seiner senkrechten Richtung zu geben, wenn dasselbe aus langen, wohl in einander verbundenen Steinen ausgeführt würde. Die Torre pendente zu Pisa ist übrigens als Kunstwerk ein sehr merkwürdiges Gebäude. Die Form dieses Thurms ist cylindrisch. Er besteht aus acht Reihen Säulen über einander, jede mit einem Gebälke versehen; die oberste Reihe, in welcher die Glocken hängen, ist etwas eingezogen. Die Säulen sind durchgängig aus Marmor und, allem Vermuthen nach, von alten Gebäuden genommen. Jede Säule trägt zwey Bogen und ist weit genug von der runden Hauptmauer entfernt, damit eine Person gemächlich zwischen durch und rings herum gehen kann. Der Bau des Thurms soll im Jahre 1174 von einem Deutschen, Namens Wilhelm, angefangen und hernach von dem berühmten Bonanno Bonacci vollendet worden seyn.

### E r f i n d u n g.

Die in Verfertigung von Geigen und Saitarren ausgezeichneten Bürger: Georg Staufer und Johann Erkl, haben nach vielfältigen, gemeinschaftlichen Bemühungen eine sehr zweckmäßige Verbesserung der Saitarren erzielt, die wesentlich in Folgendem besteht:



Der höhere Theil des Griffblattes in der Applicatur ist gänzlich von dem Resonanzdeckel getrennt und erhoben auf Art, wie bey den Violinen, so daß dieser einen viel stärkeren Klang hervorbringt. So läßt sich das Instrument durch das neu angebrachte Griffblatt bequemer in die Hand richten, besonders aber wird die Behandlung der Applicatur um ein Bedeutendes dadurch erleichtert. Auch wird dem bisher so häufigen Schwinden oder sogenannten Werfen des Hals- und Griffblattes mittelst dieser neuen Bauart vorgebeugt. In dem Halse nämlich ist eine Schraubmaschine dergestalt angebracht, daß Jeder nach Belieben die Saiten vom Griffblatt bis in die äußerste Applicatur erhöhen und niedriger zu stellen vermag; beyde Theile sind endlich so genau in einander gepaßt, daß die Lage des Spielraums viele Jahre lang in gleicher Linie verharret.

Diese, und vielleicht noch andere, späterhin bekannt zu machende Verbesserungen, werden den Freunden dieses beliebten Instrumentes um so willkommener seyn, als ihre Wünsche in Betreff des Tones und der Spielart volle Befriedigung dadurch erhalten. Den Verfertigern ist auf diese Erfindung ein landesfürstliches Privilegium für die Dauer von fünf Jahren zu Theil geworden, wie dieß aus Nr. 154 der Wiener Zeitung vom 8. July zu ersehen. Die Redaction der Wiener Zeitschrift macht es sich zur angenehmsten Pflicht, vaterländische nützliche Erfindungen in dergleichen Kunstfächern ihrer Seite so viel wie möglich zu verbreiten.

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des Privatgartens Sr. k. k. Majestät (am Rennweg, vormals graflich H a r a c h i s c h) blühet nebst vielen andern interessanten exotischen Pflanzen und Bäumen folgendes merkwürdige Gewächs:

*Melastoma malabaricum.*

dessen Vaterland: Südamerika.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

*Coccoloba laurifolia.* Lorberblättrige Seetraube. Von Caracas.

*Cactus Tuna.* Breite Fackeldistel. Aus Amerika.

*Caladium tripartitum.* Dreytheiliges Caladium. Von Caracas.

- - *sequineum.* Giftiges Caladium. Von den caraischen Inseln.

*Piper umbellatum.* Doldenblüthiger Pfeffer. Aus Westindien.

*Schotia speciosa.* Prachtige Schotie. Vom Cap.

*Stapelia sororia.* Verschwesterte Stapelie. Vom Cap.

- - *variegata.* Bunte Stapelie. Vom Cap.

- - *marmorata.* Marmorirte Stapelie. Vom Cap.

*Jatropha panduraefolia.* Geigenblättrige Brechnuß. Von Cuba.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Selbstgefühl.

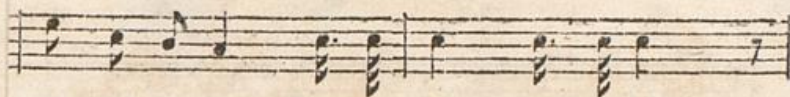
(Mit einer Musik = Beylage.)

Herausgeber und Redacteur: J o h. S c h i c h.

Gedruckt bey Anton Strauß.



Stimme.

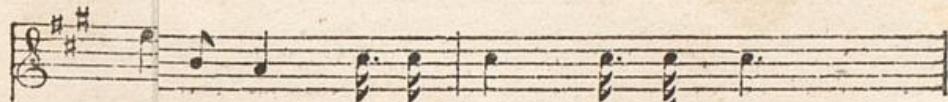


lieb - lich her - vor: Fürchte Gott! fürchte Gott!  
hü - pfen - der Schlag: Lo - be Gott! lo - be Gott!

Pianoforte



ruf - fahrt sie der Horcher im Schat - ten - ge - fild: Lie - be  
der Vimm es zu Her - zen Be - woh - ner der Welt: Dan - ke



Go Na - tur, bit - te Gott! bit - te Gott!  
Go



Beilage 2



# Der Wachtelschlag.

In Musik gesetzt

von

Franz Schubert.

*Etwas lebhaft.*

*Stimme.*

*Pianoforte.*

Ach mir schallt's dor - ten so lieb - lich her - vor: Fürchte Gott! fürchte Gott!  
Wie - der be - deu - tet ihr hü - pfen - der Schlag: Lo - be Gott! lo - be Gott!

ruft mir die Wach - tel in's Ohr.  
der dich zu loh - nen ver - mag.

Si - tzend im Grün - en von Hal - men um - hüllt,  
Siehst du die herr - li - chen Fruch - te im Feld?

mahnt sie der Horcher in Schat - ten - ge - fild: Lie - be  
Nimm es zu Her - zen Be - woh - ner der Welt: Dan - ke

Gott! lie - be Gott! er ist so gü - tig so mild.  
Gott! dan - ke Gott! der dich er - nährt und er - hält.

Schrecht dich im Wet - ter der Herr der Na - tur, bit - te Gott! bit - te Gott!





ruft sie, er scho - net die Flur, ma - chen Ge - fah - ren der Krie - ger dir bang: trau - e Gott! trau - e Gott! sieh er ver - zie - het nicht lang, sieh er ver -

zie - - - - het nicht lang.



*! trau-e Gott!    sieh er ver-zie - het nicht lang,    sieh er ver-*

So  
hin  
den  
(St  
f. f.  
in



Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 1. August 1822.

92

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Notenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen ein viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. von N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Kater.

Nach einer Handschrift des XIV. Jahrhunderts.

Der Hochmuth trage Spott davon!

Ein Kater, einer Kage Sohn,  
Ein's Tages zu der Füchsin rannte.  
„Nun rathet,“ sprach er, „mir, Frau Tante!  
Ihr sehet, ich bin glatt von Fell,  
Ich laufe flink, ich sehe hell,  
Ich spinne süß, ich wittre Beute,  
So wahr ich leb'! auf Meilenweite;  
In meinen Adern edles Blut  
Trag' ich zu hohen Dingen Muth,  
Und will nun ehlich mich verbinden;  
Doch niemand weiß ein Weib zu finden,  
Das meiner werth. Besinnet euch,  
Ihr kenn't, was stiftgemäß im Reich,  
Ihr habet manches Land durchschritten,  
Und seyd an Höfen wohlgelitten,  
Was ist das Edelst' in der Welt?  
Das nennet mir, wenn's Euch gefällt,  
Auf daß ich dessen Tochter freye,  
Und mein Geschlecht mit ihr erneue.“  
Die Behe sprach mit klugem Sinn:  
„Ich denke her, ich denke hin,  
Das Edelste, das irgend lebet,  
Die Sonn' am Himmel überstebet.  
Sie schwingt sich aus des Aufgangs Thor  
In Kraft und Herrlichkeit empor;  
Wohin sie nur ihr Antlitz wendet,  
Sie Licht und Wärm' und Leben spendet.“



Der Kater sprach: „Ich seh' es ein,  
Die Sonne muß sehr edel seyn,  
Ich will nach ihrer Tochter fragen;  
Doch bitt' ich Euch, mir erst zu sagen,  
Ob nicht ein Wesen euch bekannt,  
Das je der Sonne widerstand?“

Die Behe sprach: „Genau besehen,  
Thut ihr der Nebel widerstehen,  
Der oft ihr Angesicht umhüllt,  
Mit Finsterniß die Welt erfüllt.“

Der Kater sprach: „Das wollt' ich hören!

Die Sonne soll mich nicht bethören,  
Ich werde, steht die Sache so,  
Des edlen Nebels Tochter froh,  
Der selbst der Sonne Kraft besteget;  
Doch gibt es nichts, dem Er erliegt?“

Die Behe sprach: „Was sollt' es seyn?  
Doch fällt der Wind mir eben ein —  
Der Wolkensohn. Er darf von oben  
Nur recht aus vollen Backen toben,  
Und ob ein Land voll Nebels ist,  
Er segt es in kurzer Frist.“

Der Kater sprach: „Bey meiner Ehre!  
Des Windes Tochter ich begehre,  
Der so gewaltig fährt und eilt,  
Daß er den dichten Nebel theilt;  
Doch meistert nichts des Windes Stärke?“

Die Behe sprach: „So viel ich merke,  
Dort jenes hohe Felsenschloß,  
Dd' und ergraut. Wie manchen Stoß  
Es auch von Winden schon erlitten,  
Er hat kein Theil ihm abgestritten,  
Er muß es ruhig lassen steh'n,  
Und brausend d'ran vorübergeh'n.“

Der Kater sprach: „Bey meinem Leibe!  
Wes' Tochter ziemt mir baß zum Weibe,  
Als jenes Felsenschlosses Kind,  
An dem sich bricht der stolze Wind?  
Nur eines noch. Kann nichts auf Erden  
Der kühnen Burg gefährlich werden?“

Die Behe sprach: „Du fragst mit Recht!  
Unzählig ist das Mausgeschlecht  
In ihrer Mauern Ring zu finden;  
Das wühlet in und ob den Gründen,  
Und löst allmählig Stein von Stein,  
In wenig Jahren stürzt sie ein.“

Der Kater sprach: „Zu meinem Frommen  
Hab' ich die Rede dein vernommen!



Die Maus muß noch viel edler seyn,  
 Ich nehme mir ihr Töchterlein,  
 Wenn sie, die solchen Bau zernaget,  
 Nicht selbst vor einem Höher'n zaget."  
 „Cy," sprach die Behe zu den Fant,  
 „Dir ist die Kaze wohl bekannt,  
 Die spielt über sie den Meister;  
 Von Mäusen wird sie täglich feister,  
 Und traun! wie groß dein Prahlen war,  
 Sie gleicht dir, Kater! auf ein Haar  
 An Sinn und Adel wie am Leibe;  
 D'rum eben ziemt dir Sie zum Weibe.  
 Die Kaze nimm dir unbedingt,  
 Kein Kater auch es weiter bringt."

J. G. Meinert.

### Vericht über ein Niedersteigen in der Taucherglocke.

(Aus dem Englischen des Dr. Ludwig Theodor Friedrich Colladon.)

(Schluß)

Hr. Bald, welcher zwey Tage vor mir in einer zu Howth gebrauchten Taucherglocke niedergestiegen und so gefällig war, mir seine Bemerkungen und Beobachtungen mitzuthellen, hatte ein Thermometer mit sich genommen und die Temperatur der Luft auf der Oberfläche innerhalb der Glocke drey und sechszig Grad Fahrenheit gefunden, während die Temperatur des Wassers einen Fuß über dem Grunde (d. i. neunzehn Fuß unter der Oberfläche) sechs und fünfzig Grad Fahrenheit war.

Das Licht, das wir im Herniedersteigen und auf dem Grunde des Meeres hatten, war sehr bedeutend. Herr Bald vermochte bey dem Niedertauchen eine große Anzahl von Fischen und andern Seethieren, welche schnell vorüber-eilend sich der Taucherglocke näherten, mit Leichtigkeit zu erkennen. Die Sonne schien hell und ich konnte ohne Anstrengung schreiben und lesen. Wir sammelten einige Flechten (*Fucus flum*, *Fucus saccharinus* etc.), fingen einige Seethiere und fanden einige Felsstücke, die einen interessanten Anblick gewährten, welcher auf ihre Entstehung hindeutete, die sie vielleicht, wie die Korallen, gewissen Thieren verdanken. Der Theil des Meergrundes, welcher keine Felsen zeigte, bestand aus Sand und Kiesel. Die Strömung des Wassers war sehr heftig. Die Farbe des Wassers, so viel man durch die Gläser sehen konnte, schien uns ein helles Grün zu seyn; in der Glocke, in welcher wir es ungefähr zehn bis zwölf Zoll hoch hatten, war es völlig farblos.

Nachdem wir uns länger als eine Stunde auf dem Meergrunde aufgehalten und die Leute mit derselben Leichtigkeit, als in der obern Luft, arbeiten gesehen hatten, gaben dieselben einige Zeichen und wir stiegen empor, völlig befriedigt von dem, was wir gesehen, und überzeugt von der Leichtigkeit und Gefahrlosigkeit dieser Arbeiten unter dem Wasser. Ehe wir hinunterstiegen, hatten die Leute ihren Korb in den Meeresgrund fallen lassen und, um



denselben wiederzufinden, mußte sie sich ihrer Signale bedienen, um die Glocke nach allen Richtungen zu bewegen. Dieß gewährte uns den Vortheil, mit der Weise bekannt zu werden, deren sie sich bedienten, um sich verständlich zu machen. Beym Heraufsteigen waren die Empfindungen, die wir am Kopfe hatten, von denen, die wir im Herabsteigen fühlten, ganz verschieden. Es war uns, als wenn unsere Köpfe aufschwelken und als wenn sich alle Knochen aus einander geben wollten. Diese unangenehme Empfindung währte jedoch nicht lange. Wir waren in kurzer Zeit auf der Oberfläche, nicht allein sehr froh über das, was wir gesehen hatten, sondern auch über den Gedanken, daß wir glücklich aus unserm engen Gefängniß herauskamen.

Die Zeichen, deren sich die Arbeiter bedienen, sind sehr einfach; sie bestehen in einer größern oder geringern Anzahl von Schlägen, welche mit einem Hammer gegen die Wände der Glocke gethan werden und welche die Wünsche der Arbeiter bezeichnen. Man bemerkt diese Signale leicht am Bord des Schiffes, obgleich man in der Glocke kein Geräusch, was oben gemacht wird, vernimmt.

Wir müssen bemerken, daß ein Nord- und Südende an jeder Glocke angebracht ist, welches beständig von denen, die sich im Schiffe befinden, beobachtet wird, so daß jene nach ganz bestimmten Richtungen bewegt werden können, wenn sie in Süden, Norden, Westen, oder Osten arbeiten wollen.

Die Zeichen für die verschiedenen Bewegungen sind folgende:

- 1 Schlag bezeichnet: mehr Luft oder stärkeres Pumpen.
- 2 Schläge: Stillstand, der in allen Bewegungen möglich ist.
- 3 — in die Höhe ziehn.
- 4 — sinken lassen.
- 5 — mehr südwärts.
- 6 — mehr nordwärts.
- 7 — vorwärts.
- 8 — rückwärts.
- 9 — ein Faß sinken lassen.
- 10 — das beladene Faß in die Höhe ziehen.

Auch geben die Leute vermöge eines Täfelchens ihre sonstigen Wünsche zu erkennen, wofür, wenn sie zu erfüllen sind, sogleich gesorgt wird, oder man gibt denen unten ein Zeichen, daß dieß nicht möglich ist. Dieß geschieht mittelst eines Bindfadens, dessen eines Ende in die Glocke und das andere auf dem Berdeck angebracht ist. Durch die oben angegebenen Zeichen wird es möglich gemacht, daß die Glocke von einem Orte zum andern zum Auffuchen der Steine bewegt werde. Dieß geschieht, indem die Glocke wenige Fuß über den Meeresgrund erhoben wird und sich dann, da das Schiff fest vor Anker liegt, nach jeder beliebigen Richtung hin bewegen läßt. Sobald ein großer Stein entdeckt ist, wird ein Zeichen gegeben, die horizontale Bewegung hört auf und die Glocke sinkt auf den Stein. Sollte die Glocke ein wenig schief stehen, so können sie die Arbeitsleute, indem sie auf dem Meeresgrunde stehen und mit ihren Rücken gegen die Glocke andrücken, einen oder zwey Fuß nach irgend einer Richtung hin bewegen, da sie an einem Auslieger in einer gewissen Höhe vom Berdeck des Fahrzeugs angehängt ist.

Die Leute zu Howth sind besonders damit beschäftigt, den Eingang in den



Hasen zu reinigen. Sie werden nach dem Tonnengewicht der Massen bezahlt, die sie ausgraben und herausschaffen, nämlich sechs Schilling sechs Pence für die Tonne (zwanzig Zentner) sehr harte Steine, welche vornehmlich mit Schießpulver gesprengt werden müssen, fünf Schilling fünf Pence für leichter auszugrabende Steine und vier Schilling für einzelne Steine, Kiesel und Schlamm. Nach dieser Tare können sie, nach einem allgemeinen Überschlag für das ganze Jahr, jede Woche zwanzig Schilling verdienen. Die Masse Felsstücke, die vier Männer täglich heraufbringen können, beträgt drey eine halbe Tonne, und einzelne Steine fünf eine halbe Tonne.

In Irland befolgt man folgende Methode, um die Felsen mit Hülfe der Taucherglocke zu sprengen.

Drey Männer sind in der Taucherglocke angestellt; einer hält den Stößer oder das Bohreisen, die andern beyden schlagen mit Hämmern in heftigen Schlägen wechselsweise darauf. Sobald ein Loch von der nöthigen Tiefe gebohrt ist, wird eine blecherne, mit Schießpulver gefüllte, zwey Zoll im Durchmesser und einen Fuß in der Länge haltende Patrone hineingesteckt und Sand darauf gefüllt. Oben auf die Patrone ist eine blecherne Röhre aufgelöthet, an deren obern Ende sich eine messingene Schraube befindet. Die Taucherglocke wird dann langsam in die Höhe gezogen und es werden immerfort Blechröhren mit messingenen Schrauben angefezt, bis die Röhren etwa zwey Fuß über die Oberfläche des Wassers herausgehen.

Nach der alten Art zu verfahren ward die Röhre, wie der Zunder einer Mine, mit Pulver angefüllt, und angebrannt. Aber sehr häufig schmolz die Hitze die Löthung der Röhre und das eindringende Wasser löschte das Feuer aus. Nach der verbesserten Methode wird die Röhre leer gelassen; der Arbeiter, dessen Geschäft es ist, die Patrone anzuzünden, befindet sich in einem Boote in der Nähe der Röhre und auf die Spitze derselben ist ein Stück Schnur angebracht, welches er in seiner linken Hand hält. Auf dem Boot hat er ein Gefäß mit kleinen Stückchen glühenden Eisens, davon nimmt er eins mit einer Zange, läßt es in die Röhre herabfallen und dieses entzündet sogleich das Pulver und der Felsen wird gesprengt. Ein kleiner Theil der Röhre, welcher der Patrone zunächst liegt, wird zerstört, der größte Theil aber, welcher durch den Bindfaden gehalten wird, wird zu fernerm Gebrauche erhalten.

Die Arbeiter im Boote erhalten durch die Explosion keinen Stoß; die ganze Wirkung besteht in einem plötzlichen heftigen Aufbrausen des Wassers, welches sich von der Explosion herschreibt. Diejenigen aber, die auf der Küste stehen oder auf einem mit dem zu gesprengenden in Verbindung stehenden Felsen, fühlen eine heftige, dem Stoß eines Erdbebens ähnliche Erschütterung. Das Wasser muß jedoch, wenn dieß sicher geschehen soll, eine gewisse Tiefe besitzen; Herr Bald nimmt wenigstens zwölf Fuß an.

Die Arbeiter können sich nicht herablassen und arbeiten, wenn die See sehr ungestüm ist, indem die Meereswogen sie verhindern, sich auf den Meeresgrund niederzulassen; ja sie werden häufig durch die sogenannten Grundströmungen beunruhigt, wenn es auf der Oberfläche ganz ruhig ist. Dieß ist ein sicherer Vorbothe von einem heftigen Ostwinde, welcher in der Regel bald darauf eintritt, wenn er nicht auf der andern Seite der Meerenge, zu derselben Zeit, bereits herrschend ist. Die beste und bequemste Zeit zum Niedersteigen ist die



Ebbe, wenn weniger Druck vorhanden ist, indessen ziehen auch einige, die dazu besondere Lust haben, vor, während der Fluth niederzusteigen, damit sie sagen können, sie seyen zwanzig oder dreyßig Fuß unter dem Wasser in der Taucherglocke gewesen.

Die Arbeitsleute sind gewöhnlich fünf Stunden des Tages unten in der Taucherglocke ohne herauf zu kommen; und im Sommer ist die eine Abtheilung der Arbeitsleute jeden Tag zehn Stunden unten und die andere Abtheilung fünf Stunden und so abwechselnd. Sie arbeiten zu allen Jahreszeiten und empfinden nur geringen Unterschied in der Temperatur. Das Wasser ist im Winter kühler und, wenn sie herauf in die atmosphärische Luft kommen, finden sie es noch kälter, indem sie sich bey ihrer Arbeit unten erhitzt haben.

In der Regel klagen sie nicht über Kopfschmerzen, diejenigen ausgenommen, welche dabey noch Neulinge sind, die daher so und auch an den Ohren mehr leiden; allein diese Empfindung verliert sich bald ganz. Sie haben in der Regel erschlaffte Eingeweide, was mir davon herzurühren scheint, daß ihre Füße beständig naß und kalt sind. Einer von den Arbeitern litt gerade sehr an einer Eingeweidekrankheit, welche, so oft er hinunter kam, sich verschlimmerte. Wenn Herr Souter niedersteigt, befällt ihn gewöhnlich eine Diarrhöe, er läßt ungemein vielen Urin und bekommt einen sehr vermehrten Appetit. Er findet es immer sehr heilsam, ein wenig geistiges Getränk zu sich zu nehmen, wenn er heraufkommt. Die Zeit kommt ihm nie lang vor, wenn er sich unten aufhält, und er ist oft sieben Stunden unter dem Wasser gewesen ohne heraufzusteigen, und glaubte selten, halb so lange unten gewesen zu seyn.

Keiner von den Menschen wird taub und man kann wohl in einigen Fällen dieß für ein Heilmittel dieser Krankheit ansehen.

Einmal gab es einen Arbeiter, wie mir Herr Souter erzählte, der sehr an seinen Athmungsorganen litt, als er jedoch anfang in der Taucherglocke niederzusteigen, ward er dadurch vollkommen geheilt.

Die Taucher sind in der Regel sehr rüstig und gesund; ihre schwere Arbeit macht ihnen einen guten Unterhalt nöthig, den ihnen drey Hauptmahlzeiten täglich gewähren; Thee, Brot, Butter, Eyer, Speck, Kartoffeln und Fische machen ihre gewöhnlichen Nahrungsmittel aus. Den geistigen Getränken sind sie nicht eben sehr ergeben. Ein wenig davon ist ihnen aber höchst nöthig und es gehört viel dazu, sie sehr zu reizen.

Ich kann diese Zeilen nicht endigen ohne nochmals die Herren Wald und Souter meiner besten Dankbarkeit zu versichern, deren Gefälligkeit und Güte ich den größten Theil der Einzelheiten verdanke, die ich in diesen Zeilen mitgetheilt habe.

### Was ist Liebe?

Was Liebe sey? Ich kann es dir nicht nennen;  
 Es faßt Verstand der Liebe Gluthen nicht.  
 Nur fühlend selbst kann man die Lieb' erkennen;  
 Sie gleicht dem schönen, heiß'ren Sonnenlicht:  
 Nur wenn in's Aug' die klaren Fluthen strahlen,  
 Kann sich im Geist' das Licht, die Liebe malen;  
 Allein erklären kann er's ewig nicht.

A. C. Rosse set.



## G a s t s p i e l e.

Auf dem k. k. priv. Theater an der Wien sahen wir den 23. d. Joseph und seine Brüder, worin Hr. Hambuch, vom Hoftheater in Stuttgart, im Charakter des Simeon auftrat. Da wir nur der wiederholten Darstellung beywohnten, so ist auch hier von dieser nur die Rede. Der Gast zeigte sich dies Mal in einem sehr angemessenen Wirkungskreis. Vor Allem müssen wir es rühmen, daß er nicht die Grenzen überschritt, weder im Gesang noch in der Mimik, wozu der Charakter selbst gar leicht verführen kann. Er ließ auch im Ausdruck der Verzweiflung immer noch die Mesodie vernehmen, und der Ton artete nicht in lästiges Geschrey aus; die Stimme erhob sich vielmehr verhältnismäßig. Vortrag und Charakteristik unterstützten einander aufs gefälligste. Im Gespräch wurde eine feste, sichere Betonung wahrgenommen und die Bewegungen gingen nicht in Contorsionen über. Was uns noch zu wünschen blieb, war eine Kleinigkeit: der Sänger möchte nämlich der Todesblässe der natürlichen Gesichtsfarbe etwas zu Hülfe gekommen seyn, weil diese mit dem Bart zusammen genommen dem Verzweiflungsvollen zu sehr das Ansehen des verurtheilten Missethätters gibt. Es gehört diese Ausnahme mit zu den Prärogativen des Theaters, wie selbst diejenigen wissen, die nur das Mechanische desselben kennen, oder wie man wohl zu sagen pflegt, vom Handwerk sind.

Hr. Wiedermann machte seinen zweyten Theaterversuch in der Rolle des Patriarchen Jacob, und zwar mit so glücklichem Erfolg, wie man es nur von recht geübten Schauspielern erwarten darf. Sein weicher, biegsamer Bariton, dem es nicht an Kraft und Umfang fehlt, kam ihm ungemein zu Statten. Nicht alle Töne sind bestimmt und genugsam ausgebildet, wie es sich von selbst versteht, doch ließ sich auch kein Mißklang hören, und in den Übergängen zeigte sich ein glückliches Verhältniß. Auch die Darstellung war zweckmäßig und für einen Anfänger von seltener Ruhe begleitet. Wer etwa glauben möchte, daß es leicht genug sey, einen Blinden vorzustellen, der nicht viel Beweglichkeit erfordert, würde sich sehr irren, und die tragische Situation des Greises mit jener lustigen des sehenden Blinden, in der alten französischen Komödie verwechseln, wo es eben weder auf Genauigkeit, noch auf einen komischen Zug mehr oder weniger ankommt. In der Oper kann die etwas zwangvolle Haltung einen wenig geübten Sänger leicht beirren, so wenig auch die Mienen- und Geberdensprache Mannigfaltigkeit erfordert; vor allem aber darf die Würde des Alters nie das Gleichgewicht verlieren. Auf die Aussprache der Prosa hat dieser Sänger noch besondere Aufmerksamkeit zu verwenden; dessen ungeachtet läßt sich sagen, daß Accentuation und Verbindung der Redetheile ziemlich sicher und natürlich waren.

Hr. Jäger sang seine erste Scene und die schöne Romanze mit höchst rührender Zartheit und einer so einfachen Anmuth, daß hierüber nichts mehr zu sagen bleibt. Wenn wir in einem früheren Bericht einige zu starke, angestrengte Betonungen erwähnten, so fand in diesen Fällen bey aller Wärme des Ausdrucks nicht das kleinste Mißverhältniß Statt, und nur im Terzett des zweyten Aufzugs ließen ein Paar ähnliche Anklänge sich vernehmen. Auch sein Spiel empfahl sich durch eine seltene Übereinstimmung mit den Vorzügen des Gesanges; besonders verdient in dieser Hinsicht die Äußerung des inneren Kampfes, in der ersten Zusammenkunft Josephs mit seinen Brüdern, als ein neuer Beweis der Aufmerksamkeit und des unermüdligen Bestrebens dieses Sängers eine rühmliche Erwähnung.

Ebendasselbst wurde am 24. d. aufgeführt: Der Freyschütz. Alle. Sonntag trat in der Parthie der Agathe auf, nachdem sie früher ihre erste Gastrolle, die Prinzessin von Navarra, wiederholt hatte.

Man durfte, selbst nach dem glücklichen Erfolg der ersten Leistung dieser mit so viel Theilnahme empfangenen Sängerin, an einem so ausgezeichneten Gelingen der zweyten einiger Maßen zweifeln, obgleich die Erwartung deshalb nicht unbedeutend war. Und hiermit wäre ihr Verdienst wenigstens im Allgemeinen ausgesprochen, wäre



auch zugleich mit angedeutet, daß sie die Zuhörer, und mit allem Recht kann noch hinzugefügt werden: ohne Ausnahme — schwerlich wird Jemand hiergegen etwas einzuwenden haben — recht herzerfreulich überraschte. Solche Beweise jugendlichen Kunsttalents verdoppeln aber den Genuß, wenn man sie in der Erinnerung berührt, und keine Übertreibung ist es, zu behaupten, daß der Eindruck des Gesanges von der ersten großen Scene bis zum Schlusse des Gebets im dritten Aufzug immer tiefer drang, mit ihm der Beyfall, wenigstens der innere, stille, immer höher stieg. Ein Vortheil unserer Gassängerinn lag schon darin, daß ihre Persönlichkeit an die Vorgängerinn erinnerte, die uns einen Theil der Zauberharmonien dieses der Unsterblichkeit geweihten Tonwerks zu allererst vernehmen ließ. Die Durchführung dieser Parthie erfordert einen nicht geringen Kraftaufwand und eine reine Gediegenheit, wenigstens eine höchst edle Einfachheit, unterstützt durch einen frischen Glanz der Stimme, und keine brillante Rechenfertigkeit, kein äußerer Schmuck vermag die Mängel zu ersetzen, oder auch nur zu bedecken. Ein schöner Ton an sich kann ebenfalls nicht alles wirken; jene seltne Gabe, die Gemüther zu ergreifen, muß ihm ganz besonders eigen seyn, und diesen Vorzug besitzt die Sängerinn gewiß in einem hohen Grad, was aber noch bemerkenswerther ist, sie weiß zu rühren, ohne selbst gerührt zu scheinen, das heißt, ohne durch eine zitternde Bewegung der Stimme, die doch im Grunde nur die Anmuth des Gesanges mindern muß, die Empfänglichkeit des eignen Herzens zu verrathen. Bey diesem einfach rührenden Ausdruck war die Herrschaft des Geschmacks und der Besonnenheit nicht zu verkennen; ein farbenreiches Gemälde der Empfindungen entwickelte sich voll feiner Nuancirungen, durch Stärke und Schwäche, durch Ausdauer, Steigerung und Abnahme des Tones. Die durch alle Gewalt der vereinten Instrumente plötzlich durchgreifende Kraft der Stimme war oft zu bewundern, und eben so wurde man durch die Lieblichkeit des zartesten Piano wieder hingerrissen. Wenn auch das Crescendo nicht immer gleich vom ersten Einsatz an gelang, so gewann die Sängerinn doch bald die nöthige Sicherheit, und das gelungene Decrescendo brachte am rechten Ort die schönsten Gegenwirkungen hervor. Unter stürmischem Beyfallsrauschen wurde sie gleich nach der großen Scene wieder zurück gerufen, eh' sie von Max begleitet auf die Bühne trat.

Ein recht kindlich frommes Gemüth offenbarte sich im Vortrag des Gebets, und aller Reichthum der Farben zeigt sich hier in einem eben so regen Spiel, nur im gemilderten Licht, gleichsam in einem der Handlung angemessenen, feyerlichen Hellsdunkel, und die Erhebung eines in sich selbst zurückgezogenen Wesens zum unsichtbaren Höchsten leuchtete daraus hervor. Der bey gespannter Aufmerksamkeit die feyerliche Stille fast nur schüchtern unterbrechende Beyfall war der Wirkung ganz entsprechend.

In den recitireten Sätzen, so wie auch überhaupt im Vortrag des Gesanges, bemerkten wir dieß Mal mit Vergnügen mehr Deutlichkeit in der Aussprache des Textes. Der Redevortrag konnte etwas weniger gedehnt, wir möchten lieber sagen, noch belebter, und die körperliche Haltung ungezwungener seyn, obgleich das Bild im Ganzen von seinem anziehenden Charakter nichts dadurch verlor.

### Modenbild XXXI.

Kleid von mille - fleurs Mouffeline mit Puffen, deren jede mit einer andern Farbe verändert ist, und mit eben solchen Falben. Die Binde von Dünntuch. Der Florentiner Hut mit einer Guirlande, welche oben schmal ist und bis an das Kinn reicht.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.



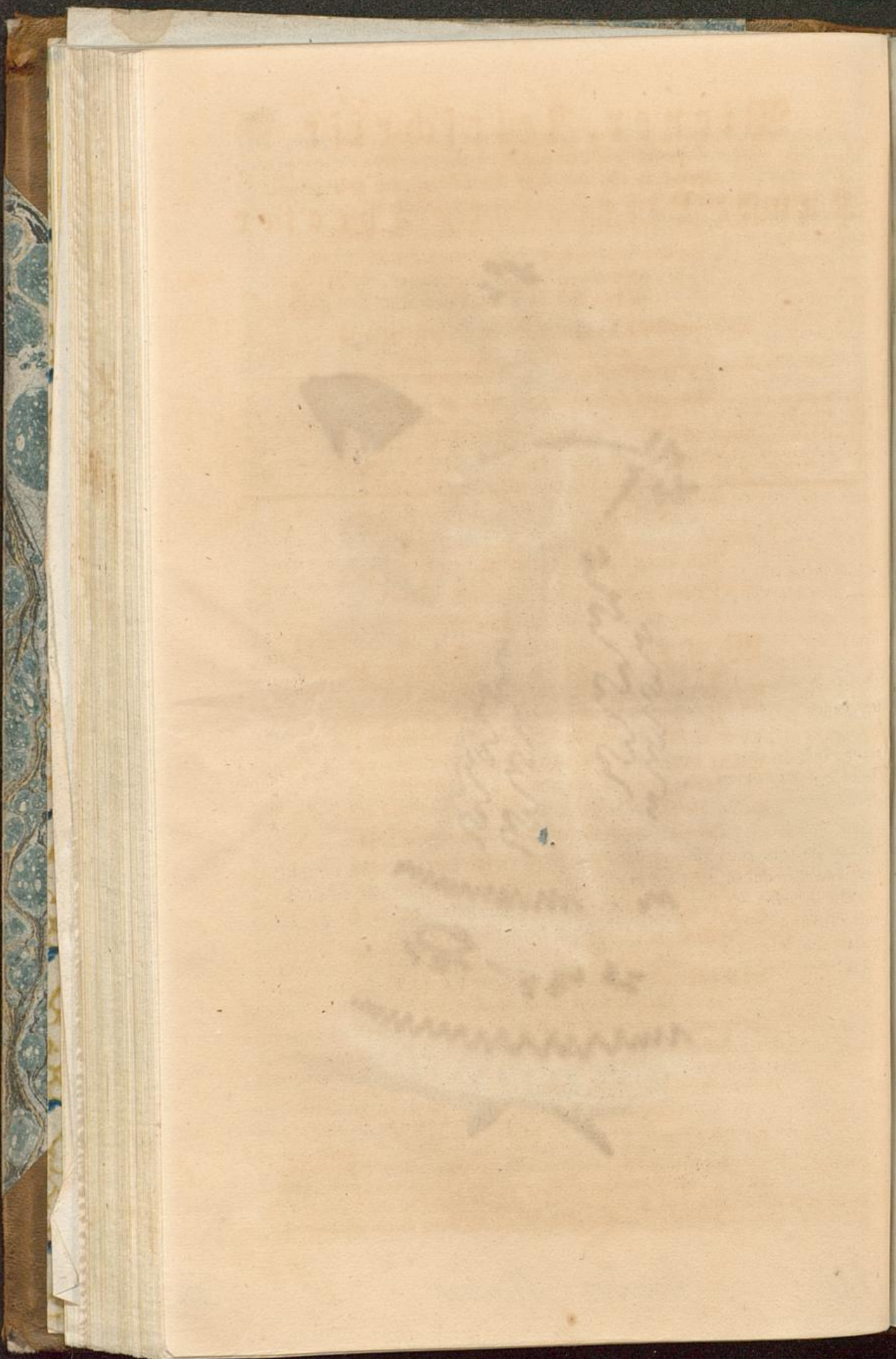
hin-  
zu-  
inst-  
eine  
gro-  
mit  
erer  
erre,  
erks  
ge-  
Ein-  
Reh-  
r zu  
abe,  
zug  
r ist,  
rnde  
dern  
rüh-  
ver-  
ian-  
des  
kraft  
des  
vom  
heit,  
ngen  
scene  
und  
t ge-  
ntel,  
höch-  
Stille  
s, be-  
pres.  
etel-  
ngen  
Farbe  
tiner



P. v. St. del.

Fr. Stober sc.





S

Bo  
hie  
bar  
(B  
f. f  
in



# Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Sonnabend, den 3. August 1822.

93

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels, um 15 fl., halbi. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels, um 7 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. den H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die Waldbäume.

(Ein Liederkranz v. G. N. Wärmann.)

1.

### Die Cedern.

Wo der Heiland hat die Welt gesehen,  
Wo sie Gott zumal uns offenbart,  
An des Libanon verschwiegen Höhen  
Hat Natur den heil'gen Stamm bewahrt.

Stolze Cedern! Kön'ge unter Kön'gen!  
Unvergänglich in dem duff'gen Holz!  
Heilig bleiben immer uns die Wen'gen,  
Die von Euch uns blieben — Asiens Stolz!

Grausam droht' Euch Alle zu vernichten  
Salomonis tempelbau'nde Hand,  
Später Nachwelt solltet Ihr berichten,  
Welches Werk zu Gottes Ehr' entstand.

Doch nicht Kunst: Natur gibt Gott die Ehre!  
Jener Riesentempel ist gestürzt,  
Wenn des heil'gen Berges Atmosphäre  
Immer noch in Eurem Duft sich würzt.

2.

### Die Eiche.

Minder lieblich, doch nicht minder prächtig,  
Als die Ceder königlich und groß,  
Hebst du Eiche, höherstrebend mächtig,  
Dich empor aus deutschem Mutterchoß.



Edler Vorwelt siegbekränzte Fahnen  
 Wehten unter deinem kräft'gen Grün,  
 Und wie Feldruf will dein Rauschen mahnen,  
 Gegen Schimpf und Schmach das Schwert zu ziehn.  
 Deutsche Treue hast du mild beschattet,  
 Sie des neid'schen Feindes Aug' entrückt,  
 Oder, wenn im Kampfe sie ermattet,  
 Dich sanftsäuselnd über sie gebückt.  
 Treu der Kraft, die dir dein Gott gegeben,  
 Saugst du kühn an der Gewitterluft;  
 Oh' vom Mordbeil deine Wurzeln beben,  
 Suchst du lieber, wie der Tod dich ruft.  
 Und dein Schügling, wäre er entartet?  
 Lebt in dir die Heldentreue doch!  
 So er treu der Treue Sinnbild wartet,  
 Beugt ihn nimmerdar ein schimpflich Joch.  
 Darum rausche, heil'ge deutsche Eiche,  
 Und dein Rauschen sey ein Gottgebot,  
 Daß der Deutschen Leben deinem gleiche;  
 Deinem Heldentod der Deutschen Tod!

3.

Die Platanen.  
 Da, wo sich einst der Künste Reich gegründet,  
 Aus todt'em Stoff das Kühnste sich erhob,  
 Wo der Natur sich eng die Kunst verbindet  
 Zum Heil des Volks und zu des Volkes Lob,  
 Wo manche Spur vergeh'ne Größe kündet,  
 Die Lorberkränz' um edle Stirnen wohnt:  
 Da rauschen, feyernd der Entrückten Manen,  
 Die Riesenblätter herrlicher Platanen.

Hehr wie das Volk, das seine Hochaltäre  
 In Eurem Schatten prächtvoll sich erbau't,  
 Hebt Ihr Euch kühn mit Eurem Blättermeere  
 Und Eures Schöpfers Macht wird in Euch laut;  
 Als lispeltet ihr längst verhallte Chöre,  
 So auf zu Euch der sinn'ge Wand'rer schaut.  
 Ein still Geheimniß strebt Euch zu umfahen,  
 Und kein Insect mag Euch zerstörend nahen.

So hat Xerxes staunend Euch betrachtet\*)  
 Und achtungsvoll mit reichem Schmuck geziert;  
 Caligula\*\*) nicht minder Euch geachtet,  
 Als er die Freund' in Euern Stamm geführt:

\*) Xerxes, auf seinem Zuge nach Griechenland, schmückte eine Platanen mit kostbaren Edelsteinen, aus Achtung für ihre außerordentliche Größe.

\*\*) Caligula hatte in seinem Garten eine Platanen, in deren Stamm ein Gemach gehauen war, worin zwölf Menschen Raum hatten.



Sie sind's, die des Vergessens Euch entnachtet,  
 Und Euch den Ruhm gebracht, der Euch gebührt —  
 Homäros Lyra schwebt an Eueyn Zweigen,  
 Und Ehrfurcht mahnt an ein beredtes Schweigen.

## 4.

## D i e U l m e.

Erhebung senkt in deinem ernsten Schatten  
 Sich tief in's gotterkennende Gemüth,  
 Und zur Erhebung will Gebet sich gatten,  
 Wenn auf das Aug' zu deinen Wipfeln sieht.

Gehr stehst du da in majestät'scher Größe,  
 Steinalt und doch vom Alter nicht gebeugt.  
 Dein Riesenstamm der Menschen Geistesblöße  
 Ein herrlich Sinnbild der Ermannung zeigt.

Und doch vermiß' ich nimmerdar die Milde  
 In deinem colossalt'schlanken Bau;  
 Die heil'ge Lyra zeigt dein Blatt im Bilde,  
 Belebt, erquickt von reinem Himmelsthan.

Gern duldest du, daß sich die zarte Rebe  
 Um deines stolzen Stammes Mannskraft schlingt,  
 So ruffst du liebend: „Lebet, wie ich lebe;  
 Der Liebe Frucht der Liebe Lohn Euch bringt.“

## 5.

## D i e L i n d e.

Säusle mild in meine Leyer,  
 Baum der stillen Häuslichkeit,  
 Der zu heil'ger Liebe Feyer  
 Gern den dunkeln Schatten beut.

Weit umgrünest du die Hütte,  
 Die des Landmanns Glück umringt,  
 Wo in seiner Lieben Mitte  
 Jeder Tag ihm Freuden bringt.

Gastlich streust du deine Blüthe  
 Auf die grünbedeckte Flur,  
 Dankst für deines Pflanzers Güte,  
 Bringst dein Opfer der Natur.

D'rum auch liebt er deine Nähe,  
 Riesenäst'ge Lilia!  
 Welches Fest er auch begehe,  
 Ohne dich wär' es nicht da.



Unter deinem Wipfel tönen  
 Binsflöten und Schalmey'n,  
 Wenn die Töchter mit den Söhnen  
 Sich zum Abendtanze reih'n.

Froh um deines Stammes Kunde  
 Sammelt sich der Alten Schar,  
 Sich zu legen an der Kunde,  
 Die der Zeiten Lauf gebar;

Sich zu freu'n in stiller Tugend  
 Ob entschwund'nen frühern Glücks,  
 Und im Spiel der muntern Jugend  
 Ob der Gunst des Augenblicks.

## 6.

## D i e B u c h e.

Wenn geröthet von Aurorens Schimmer  
 Berg und Forst in Purpurgluten schwimmt,  
 Und in schon erbleichendem Gesimmer  
 Noch der Morgenstern in Westen glimmt;

Zieht der Weidmann mit der muntern Koppel  
 Zu der lust'gen Vogelbeiz' hinaus;  
 Kläffend folgt's ihm nach auf glatter Stoppel,  
 Springt in treuer Jagdgier ihm voraus.

Und zu Eurem Schatten, hohe Buchen,  
 Schwinget scheu sich das Geflügel auf;  
 Aber zielend hebt sich, es zu suchen,  
 Des gespannten Feuerrohres Lauf.

Reich an Nutzen sendet er in ferne  
 Länder Eures Holzes Asche aus,  
 Sammelt fleißig Eure fetten Kerne,  
 Preßt sich Ohl für seine Lamp' heraus;

Oder pflanzt sie freudig, daß er suche  
 Anzufüllen seiner Wälder Raum;  
 Denn es bleibt die schöne, schlanke Buche  
 Immerdar des Jägers Lieblingsbaum.

## 7.

## D i e B i r k e.

Und auch du, geliebte Birke,  
 Bist in Försters Waldbezirke  
 Wohlgeachtet, hochgeehrt.  
 Wolkenhoch emporgeschossen,  
 Wie von Silberschein umflossen,  
 Bist du wohl des Liedchens werth.



Deine Blätter, deine Rinden —  
 Öhl und Farbe drin zu finden,  
 Schaffet deines Markes Kraft;  
 Streitend mit dem Saft der Reben,  
 Strebt ein Gleiches uns zu geben  
 Deines Stammes Wundersaft.

Mild vor mancher Krankheit schügend,  
 Grünest heilsam du, und nützend  
 Ist dein zartes, schlankes Reis;  
 Drum auch wirst du gern gehäget,  
 Wirst gewartet und gepfleget,  
 So mit Sorgfalt, wie mit Fleiß.

8.

### D i e P a p p e l n .

Schlank und manierlich,  
 Freundlich und zierlich  
 Hebt Ihr das Haupt;  
 Hell bald, bald dunkel,  
 Bald mit Carfunkel  
 Lieblich belaubt.

Zart wie die Kinder,  
 Zagend nicht minder,  
 Wanket ihr auch;  
 Zitternd und bebend,  
 Schwankend und schwebend,  
 Schreckt euch ein Hauch.

Gern in Aileen  
 Mag man Euch sehen,  
 Wie Ihr da nickt.  
 Schränkchen zu zieren,  
 Bunt zu furniren  
 Seyd Ihr geschickt.

Niedliche Hände  
 Flechten behende  
 Körbchen von Euch;  
 Lustige Gecken  
 Schnippisch zu necken,  
 Dient Ihr dann gleich.

9.

D i e C y p r e s s e .  
 Gleich der heil'gen Ceder, mild und kräftig,  
 Hauchst du Süßigkeit im Süden aus,  
 Und der Künstler bau't aus dir geschäftig  
 Hochgeliebter Mumien duftig Haus.



Strebet zart're Sorgfalt dein zu warten,  
Trittst pyramidalisch du hervor,  
Hebest in der Villa weitem Garten  
Dich lebendig, immergrün empor.

Fern aus Japan stammend, senkt sich neigend  
Deines Stammes dunkelgrün Gezweig;  
Klagend auf das Tiefversenkte zeigend,  
Mahnest du an's düst're Schattenreich.

Und also, du Baum des Todes und Lebens,  
Preis't dich zwiefach würdig mein Gesang,  
Auf die Urne zeigst du nicht vergebens,  
Deine Klage wohl zum Herzen drang.

Und der Anblick deiner ew'gen Grüne  
Hebt mit Tröstung wundersam das Herz.  
Heiße Thränen trocknend, lindert kühne  
Hoffnung des Betrübten herben Schmerz,

D'rum wo Lieb' am kalten Denkstein weinet,  
Neige mild dein tröstend Haupt herab,  
Und wenn Tod mich mit dem Höchsten einet,  
Überschatte liebend auch mein Grab.

10.

## D e r V o r b e r .

Heil'ge Psalmen möcht' ich singen;  
In des kühnsten Liedes Schwung  
Worte des Gefühls dir bringen,  
Worte der Begeisterung.  
Nicht mich eitel zu vergöttern,  
Nicht zu haschen hohen Ruhm;  
Nicht mich schmückend mit den Blättern,  
Die der Edlern Eigenthum.

Aber würdiger zu preisen,  
Deren Stirn dein Laub umwand,  
Die in zaubermilden Weisen  
Hohen Göttern schön verwandt;  
Die Unsterblichen zu rühmen,  
Die gesiegt in heil'ger Schlacht —  
Doch es wehrt dem ungestümen  
Trieb' ein düst'rer Geist der Nacht.

Sinnend greif' ich in die Saiten,  
Rückwärts schweift da noch mein Blick,  
Manches schwand im Lauf der Zeiten,  
Stille Sehnsucht wünscht's zurück.



Gute Leyer, ruf' es wieder;  
 Hell erklingend zaubr' es her!  
 Wie? du schweigst? hast keine Lieder?  
 Keine Zaubertöne mehr?

### G a s t s p i e l.

Auf dem k. k. Hoftheater am Rärntnerthore wurde den 27. Juny Rossini's *Bata* hier von Sevilla gegeben, und *Mlle. Sonntag* erschien hier, nachdem sie bereits drey Mal auf dem k. k. priv. Theater an der Wien aufgetreten war, zum ersten Mal als *Rosine*.

Die große Hitze des Tages und die dem Namenstag aller Annen gewidmeten Festlichkeiten mochten das Theaterpublicum dieß Mal abhalten, sich so zahlreich zu versammeln, als es die Freunde des Gesanges, die eine Kunstfeyer nicht leicht versäumen, wohl erwartet hätten; desto lauter bewies der Kreis von Gegenwärtigen, der ohne das gegebene Motiv selbst eine solche Zahl von Zuhörern sicher nicht umfaßt haben würde, seinen Wunsch, an dem Talent der jungen Sängerin sich zu erfreuen. Wir hörten sie nun schon in drey verschiedenen Parthien, und sind in der That geneigt — hoffentlich auch ohne Vorurtheil — die charakteristische Durchführung des Gesanges als ihr eigenthümlichstes Verdienst zu rühmen. Die *Cavatine* wurde ganz in demjenigen Styl vorgetragen, der *Rosine's* Individualität entspricht; aber auch den mimischen Theil fanden wir mit dem Ausdruck der Empfindungen übereinstimmend. Alles trug hier das Gepräge der Leichtigkeit, der Unbefangtheit und Nettigkeit. Diese letztere möchten wir überhaupt als einen Grundzug des Vortrags der jungen Künstlerin bezeichnen. Wie sehr ein natürlich reges Mienenspiel den Eindruck verstärkt, und die Theilnahme erweitert, war hier recht deutlich zu bemerken. Wahrheit und Lieblichkeit wirkten übereinstimmend, die eine schloß die andere nicht aus. Hier wollen wir noch die Bemerkung folgen lassen, daß *Mlle. Sonntag* zwar ein ungemein glückliches *mezza-voce* besitzt, daß sie es aber etwas zu häufig anzubringen scheint. In eben diesem Geist, mit ungemainer Präcision und Deutlichkeit, wurden die Passagen ausgeführt, und der aufmerksamste Theil der Zuhörer, wenn sonst in diesem Fall ein Unterschied zu machen war, woran wir aber zweifeln, mußte fast bedauern, daß die Sängerin bey vorzüglichem Gelingen einzelner Momente durch die unwillkürlich hervorbrechenden Zeichen der Zufriedenheit oftmals unterbrochen wurde. Von dem richtigsten Gefühl endlich zeugten auch die in freyer Bewegung des Zeitmaßes gehaltenen Stellen und die kurzen Pausen, die gleichsam nur den stillen Seufzern einen Ausbruch zu gestatten schienen. Der zweyte Theil dieser *Cavatine* mußte wiederholt werden, und die Sängerin überraschte ihre Zuhörer durch Unterlage des, so viel sich unterscheiden ließ, recht angenehm accentuirten italienischen Textes.

Ganz der besondern Situation angemessen wurde ebenfalls auch das Duett mit *Figaro* vom ersten Tact an bis zum Schluß, trotz allen abwechselnden Bewegungen gehalten. Ihre besondere Gewandtheit, nicht nur die simple Melodie, sondern auch Figuren und Passagen mit gedämpfter Stimme, und dennoch mit Verständlichkeit und Ausdruck vorzutragen, zeichnete sich in diesem Gesangstück ganz besonders aus. Doch war der Gesang wirklich etwas zu schwach neben der kräftigen Stimme ihres Mitsängers (*Herr Forti*), der den *Figaro* in Gesang und Spiel vorzüglich gab.

Die im zweyten Aufzug am Clavier gesungene *Arie*, ein recht interessanter *Volero*, enthält nicht unbedeutende Schwierigkeiten, die aber größten Theils mit glücklichem Erfolg besiegt wurden. Wir haben, was den Gesang betrifft, sehr glänzende Ausführungen dieser Parthie, die sich übrigens mehr für eine Altstimme, als für den Sopran eignet, schon gehört: wenn wir die neuste mit einer reizenden Miniatur vergleichen, so wird ihr, wie bereits angedeutet, nichts desto weniger der Schmuck ganz eigenthümlicher Züge zugestanden.

Sollen wir nun noch Einiges über die Darstellung an sich hinzufügen, so sey es



Folgendes. Wir glaubten immer mehr und mehr ein wohlgetroffenes Bild Rosinens vor uns hingestellt zu sehen, eben so, wie wir das Urbild uns gedacht; frey von jener Theaternaivetät und Bühnen-Schlaubeit, die beyde wechselseitig sich vernichten. Diese Unbefangenheit war gerade mit so vielem Verstand gepaart, als sie vertragen kann, um zu bestehen. Nichts von jenen überlieferten Spielverzierungen, die Schalkhaftigkeit und Naivetät ersehen sollen, und dennoch beydes in der glücklichsten Mischung, dem Erforderniß gemäß, wodurch Rosine — um einen technischen Ausdruck zu gebrauchen — wirklich auch zu einer nicht unbedeutenden Spielpartie, oder Spielrolle, wird. Verstand und Schelmercy aber schienen nicht im Kopfe, nur im Herzen, wo die Liebe herrscht, zu wohnen. Dennoch waren auch sogar die kleinen Kopfbewegungen nicht ohne Bedeutsamkeit, und begleiteten die Töne, wie die Worte. Das gewöhnliche Hinaushüpfen wurde hier kaum merklich, und zeigte sich nur in dem, einen größern Bühnenraum erforderlichen Maße.

Es ist ausgemacht, daß man in manchem Fall zu viel, und dann wiederum zu wenig sehen kann. Das Erste könnte uns begegnet seyn; ungern möchten wir jedoch in den Verdacht gerathen, daß wir absichtlich dieß Mal mehr gesehen hätten, als uns dargebothen ward.

### Theater-Nachricht.

Wie es heißt, wird Dlle. Sigel, vom königlichen Theater zu München, auf dem hiesigen k. k. Hoftheater nächst dem Kärntnerthore neun Vorstellungen geben und nächsten Montag mit der Königin der Nacht in der Zauberflöte den Anfang machen. Es kann und darf unsere Absicht nicht seyn, dem Urtheile des hiesigen Publicums vorzugreifen oder wohl gar Vergleichen anzustellen; nur so viel können wir versichern, daß nach dem Urtheile aller Kenner, die Dlle. Sigel an Ort und Stelle zu hören Gelegenheit gehabt haben, diese junge Sängerin, deren Stimme sich durch seltenen Umfang, durch einen eigenthümlichen Schmelz, so wie besonders durch eine bewundernswürdige Leichtigkeit der Töne, auszeichnet, ihrer berühmten Nebenbühlerin Mad. Mehgerr-Bespermann würdig zur Seite steht. Setzt letztere durch die mechanische Fertigkeit der Kehle, gleichsam durch das Materielle der Kunst, die Zuhörer in Erstaunen; so rührt Dlle. Sigel dagegen durch den Klang der Stimme und die Natürlichkeit des Vortrags auf eine seltene Weise.

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Buddleja salicifolia. Weidenblättrige Budleje. Vom Cap.
- Cactus repandus. Ausgeschweifte Fackeldistel. Vom wärmeren Amerika.
- Cassine capensis. Vom Cap.
- Cestrum cauliflorum. Stammblüthiger Hammerstrauch.
- Euclea racemosa. Traubenförmige Euclea. Vom Cap.
- Justicia cristata. Gefämmte Justicia. Von Caracas.
- Jasminum flexile. Biegsamer Jasmin. Aus Ostindien.
- Piper aduncum. Krummer Pfeffer. Aus Jamaica.
- Passiflora serratifolia. Sägeblättrige Passionsblume. Von Surinam.
- Pavonia spinifex. Vielstachelige Pavonie. Von Südamerika.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



# Wiener Zeitschrift

für

## Kunst, Literatur, Theater

und

## Mode.

Dienstag, den 6. August 1822.

94

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Notenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels, um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels, um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Ausgleich.

Von Louise Brahm ann.

„So haben sich unsere Meinungen in Rücksicht der Geschlechter noch immer nicht geändert?“ sagte Arthur, der gewohnt war, mit seiner Schwester Alwina über diesen Gegenstand zu streiten, und der jetzt nach einer dreijährigen Abwesenheit in das väterliche Haus zurückkehrte.

„Hat meine lebenswürdige Schwester, auch jetzt im zwanzigsten Jahre, die Vorurtheile gegen die Treue der Männer im Allgemeinen noch immer nicht abgelegt, die sie als sechzehnjähriges Mädchen mit so vielem Feuer vertheidigte?“

„Hat mein lebenswürdiger Bruder,“ entgegnete Alwina, „bey seinem ausgebreiteten Leben in fremden Ländern noch keine Erfahrung gemacht, die ihm den Charakter der Frauen in einem günstigeren Lichte gezeigt hätte, als er bisher geneigt war ihn zu sehen?“

„Aufrichtig zu gestehen, liebe Schwester,“ versetzte Arthur, „ich habe gemieden ihn so nah kennen zu lernen, daß meine Ruh dabey gefährdet worden wäre. An den Erfahrungen Andern hab' ich mir gnügen lassen; und noch kürzlich hat das Beispiel eines Waffenbruders, den ich vorzüglich liebe, nicht eben dazu beygetragen, meine Bedenklichkeiten dagegen zu vermindern. Ich will es dir mittheilen.“

„Wir standen eine längere Zeit an der östlichen Grenze unsres Reichs. Mein Freund hatte da ein Mädchen kennen gelernt, das er mit aller Schwärmercy, mit aller feurigen Innigkeit der ersten jugendlichen Liebe in sein Herz schloß. Auch sie schien von seinen Vorzügen hingerissen, sie nahm die schwersten Opfer von ihm an und erwiederte die Schwüre ewiger Treue.“

„Der Befehl des Kriegs rief uns jetzt in die Entfernung von beynah hundert Meilen; der arme Edmund, so hieß mein Freund, schied zwar mit zerrissenem Herzen von dem Orte seiner Geliebten, indessen seine Seele war zu sehr gehoben, als daß er nicht in der Gewißheit inniger geistiger Verbindung mit der Erwählten seines Herzens einigen Trost hätte finden sollen, um so mehr, da



die hohe Bildung der Dame einen geistigen Wechselfaustausch zu begünstigen schien. Er schied mit der beglückenden Aussicht, sie, wenn es ihm gelungen seyn würde, sich durch Verdienst empor zu schwingen, einst als geliebte Gattinn heimzuführen. Und zart, gewissenhaft hielt er ihr die versprochene Treue, so viel in allen den Ländern, durch welche uns das Kriegsgeschick führte, ihm sein einnehmendes Äußere Gelegenheit gab, unter den vorzüglichsten Damen Glück zu machen."

„Sein einziges Glück bestand darin, ihr unausgesezt zu schreiben, und die ersten Wochen erhielt er auch oft Briefe von ihr, die ihn mit Entzücken füllten. Einige Zeit darauf blieben diese aus, und er quälte sich schon mit den schwärzesten Vorstellungen von dem Tode der Geliebten, denn an den Tod ihrer Treue konnte er nicht glauben."

„Mit einem Male empfing er wieder einen Brief von ihr, der Todtgeglaubten. Zu neuem Leben erweckte ihn der Anblick der geliebten Züge; — der Inhalt derselben war mit Wenigem folgender:

„Die Dame schrieb ihm: „Sie verachte die gewöhnlichen Künste der Frauen, welche darin beständen, einen Entfernten mit dem Anschein der Treue hinzuhalten, während ihr Herz nichts davon wisse: sie eröffne ihm freymüthig, daß Sie sich nicht zu einer so ätherischen Liebe gestimmt fühle, die, in einer ungewissen Ferne und von Sehnsucht und Hoffnung schwärmend, sich mindestens um die Jahre des Lebensglücks betrogen sehe. Sie habe sich daher einen Freund gewählt, der ihr ein gewisseres und früheres Glück bieten könne." Den Zustand meines armen Freundes darf ich dir nicht schildern."

„Der arme edle Edmund!" rief Alwina, und eine Thräne schimmerte in ihren schönen Augen; „seine Erfahrung könnte wohl einen Schatten auf unser Geschlecht werfen. Allein höre auch ein Beyspiel von Einem der Euringen, der mit derselben Keckheit sich noch ein Verdienst aus einer Offenheit machte, welche ein liebendes Herz unvorgefehnt durchbohrte."

„Eine meiner besten Freundinnen, die holde liebenswürdige Cordelia, hatte von früher Jugend an mit stiller Neigung an ihrem Vetter, dem einschmelzenden Adolph gehangen. Ihm wohl zu gefallen, war das höchste Ziel ihrer Wünsche; ihre einzigen Festtage die Zeit, wenn er aus der größern Stadt, in welcher er sich für seine künftige Bestimmung bildete, zuweilen in die kleine Vaterstadt Cordeliens kam, wo er bey ihren Ältern, seinen Verwandten, die Aufnahme eines Sohnes fand."

„Er brachte einige Mal einen Freund mit sich, der von der Liebenswürdigkeit Cordeliens im Stillen eingenommen ward, doch zu schüchtern, zu bescheiden war, ihr oder nur irgend einem Wesen etwas von seiner Liebe zu entdecken, bis die Vorbereitungen der Freunde nun vollendet waren, und beyde durch ihre Bestimmung in verschiedene Gegenden geführt wurden. Jeder von ihnen erhielt eine anständige Bedienung im Staate, und sah sich in den Stand gesetzt, das Glück einer liebenden Gattinn zu machen. Jetzt zögerte Erich — dieß war der Name des Freundes — nicht länger seinen bisher verschwiegenen Gefühlen den Ausdruck ehrerbietiger, aber feuriger Liebe zu geben. Er schrieb — mit offener Redlichkeit, wie er schon Jahre lang nur sie im Herzen getragen, wie er aber gefürchtet habe, in ihr Schicksal störend zu greifen. Erst jetzt wage er es, ihr seine Hand zu bieten, zugleich mit einem ihrer würdigen Loose."

„Cordelia empfing diesen Brief mit Bestürzung; ein Antrag, der gewiß



viele ihres Geschlechts mit hoher Freude erfüllt haben würde, da Erich auch persönliche Vorzüge mit geistigen vereinte. Nur in Cordeliens schon für Adolphy befangenem Herzen erregte er Wellkommenheit. Sie mußte sich selbst gestehen, daß sie, ohne Vermögen, einer unsichern Zukunft entgegen sehe, und ein Gefühl von Nührung und Dankbarkeit gegen Gott, und auch gegen den biedern Erich, der ihr sein Schicksal so vertrauend in die Hände legte, stieg warm in ihrer Seel' empor. Indessen drängte sich doch immer wieder das Bild des heimlichen Geliebten dazwischen; dessen, mit welchem sie schon früh in einer zarten Verbindung gestanden hatte; und ob er ihr gleich nie ein Wort von Liebe ausgesprochen, so trat doch jeder leise Zug, jeder Blick, wodurch er ihr eine geheime Übereinstimmung gestanden hatte, lebhaft, unwiderstehlich vor ihre Seele, und regte sie zu einem schmerzlichen Kampfe auf."

„Unter solchen Gedanken verloren, hörte sie mit einem Mal wohlbekannte Tritte, und eine Fügung des Himmels schien es ihr, daß eben jetzt er, mit dem sich ihre Gedanken beschäftigten, daß Adolphy herein trat, der seine Verwandten in dem Vaterstädtchen einmal zu besuchen kam, um seine Freude über die neue Anstellung im Staate mit ihnen zu theilen. Eine schüchterne, aber entzückende Hoffnung theilte sich bey diesem Umstande dem Herzen des Mädchens mit. Auf jeden Fall hielt sie es für den geradesten offensten Weg, ihm unbefangen ihre Lage, und den Antrag seines Freundes mitzutheilen, und von seinem Rathe die Entscheidung ihres Schicksals abhängen zu lassen. Die nahe Freundschaft der beyden Jünglinge, und das frühe gewohnte Vertrauen zwischen ihr und Adolphy, schien diese, an sich tadelnswerthe Mittheilung zu entschuldigen."

„Auf einem gemeinschaftlichen Spaziergange der Familie, wo Adolphy wie gewöhnlich Cordelien seinen Arm bot, faßte sie ihren Muth zusammen, und theilte ihm die ganze Lage der Sache mit. Ihr selbst unmerklich, mischte sich wohl manches Zeichen ihrer Neigung für ihn selbst in ihre Darstellung. Adolphy unterstützte nicht, wie sie schon halb gefürchtet hatte, mit Gründen der Vernunft die Sache seines Freundes, und würde da nicht der Eifer seiner Freundschaft sprechen," sagte sie sich selbst, „wenn er nicht einen nähern Antheil an dir nähme?"

„Und als sie ihm nun, gehoben von der Hoffnung seiner Liebe, mit Begeisterung erklärte, sie halte es für Unrecht, wenn man einem biedern Manne, ohne die allervollkommenste Neigung, seine Hand reiche, da stimmte er ihr ganz entschieden bey, und bestätigte sie selbst in dem Entschlusse, dieses noch heut seinem achtungswürdigen Freunde offen zu erklären, da er auf unverzögerte Antwort angetragen."

„Sie that es, der absagende Brief ging des andern Morgens an den Entfernten ab."

„Des nächsten Tages, um eben diese Zeit, ward wieder ein Spaziergang geordnet; man schlug denselben Weg ein, und Adolphy führte wieder die schweigende Cordelia, die doch über den gethanen Schritt in ein ernstes Nachdenken versunken war.

„Liebe Cousine," fing Adolphy mit leiser Stimme an, als wieder eben die Bäume, Hügel und Fluren, in freyer Einsamkeit um sie lagen, die gestern Zeugen des vertrauten Gesprächs gewesen waren; „liebe Cordelia, heute habe ich Ihnen ein Geständniß zu thun!"



„Hoch klopfte Cordeliens Herz bey diesem Eingange.“

„Ein Geständniß,“ fuhr Adolph fort, „das dem Ihrigen ähnlich ist. Ein Vertrauen erweckt das andere: Sie wurden von meinem Freunde geliebt, und ich — liebe Ihre Freundin, die interessante Bertha, und bitte Sie um Ihr Vorwort bey ihr!“

„Zu träumen glaubte die unglückliche Cordelia, beym Hören dieser schrecklichen Worte. Man weiß fast nicht, soll man glauben, daß Blödsinn, oder daß die grausamste Fühllosigkeit ein gutes treu liebendes Herz so schonungslos zerriß? Hast du nun unserm Geschlecht noch etwas vorzuwerfen, Bruder, über die freylich empörende Herzlosigkeit der Braut deines armen Freundes?“

„Und wie, Schwester!“ rief Arthur mit Feyer, „wenn wir versuchten, das Unrecht unsrer Geschlechter wieder zu vergüten? Mache du mich mit deiner lebenswürdigen Freundin bekannt, deren holdes Bild schon einen lebhaften Eindruck auf mich gemacht hat! Ich will dir meinen edlen Waffenbruder zuführen!“

### C h a r a d e.

Liebtlich ist es, bey des Tages Schwüle  
In der Laube, wo das zwen te Paar  
Mild verbreitet seine Dämmerhülle  
Scheint die Mittagssonne noch so klar.

Herrlich ist es, wenn mit sanfter Kühle  
Sich die Erste naht, und die Schar  
Der Gestirne, seelige Gefühle  
In dem Herzen wecket, wunderbar.

Wenn durch das geheimnißvolle Schweigen  
Philomele ihren Feyer-Reigen  
Harmonienvoll ertönen läßt,

Und die Däfte aus dem Ganzen steigen,  
Daß den Busen Lust und Wehmuth preßt  
Und das Auge sich mit Thränen näßt.

Carl August Wulff.

### S i n g s p i e l.

Auf dem k. k. Hoftheater am Kärntnerthore wurde zum ersten Mal aufgeführt: Die Alpenhütte. Oper in einem Act. Musik vom Hrn. Capellmeister Conradin Kreutzer.

Der Text ist aus Kozzebue's Opern-Almanach. Dieser Dichter war bekanntlich mit seinen Sujets für die Musik, oder vielmehr mit deren Bearbeitung nicht sehr glücklich. Die Poesie sollte immer die Musik beherrschen, meinte er; nur da, wo der Gesang ganz natürlich aus der Situation und der Gemüthsstimmung hervorginge, wollte er gesungen haben. Und da fällt einem denn auch eben so natürlich in dieser Oper ein, zu fragen, ob die Leute, die den Marchese von Villanova aus der Eiskluft hervorziehen, erstarrt von der Kälte der Gletscher, wohl ein Duett singen und der den Armen des Todes Entriffene mit ihm ein Terzett anstimmen würde? oder ob der Mauleseltreiber wohl seinen traurigen Spas durch ein Lied ausgedrückt haben möchte? Übrigens beruht die Catastrophe dieser etwas fahlen Handlung auf Rettung und Erkennung. Jener versunkene Wanderer wird nämlich von dem Gatten seiner eignen Tochter, und ihrem künftigen Schwiegersohn gerettet; in der Alpenhütte findet er eine Enkelin und ihre Mutter; letztere erkennt er schon vorher an ihrem Bild für seine entflozene Camilla. Seit einer Reihe von Jahren wohnen beyde Gatten hier als Landleute verborgen, um



sich der Verfolgung des erzürnten Mten zu entziehen. Nachdem man den Ausgang schon vorher sehen kann, wird die Entscheidung noch so sehr verzögert, daß die artigsten Gesangstücke ihre Wirkung fast verfehlen, und der Eselfreiber Leonardo, der die sentimentale Einförmigkeit erheitern soll, mischt ihr nur eine buntscheckige Langeweile bey.

Der Componist hat dieses Stück bereits vor ungefähr acht Jahren für das Stuttgarter Hoftheater in Musik gesetzt, und es wurde dort mit Beyfall aufgenommen. Auch hier konnte dieser Composition, der Gefälligkeit ihrer Methodien und der zweckmäßigen Wirksamkeit der harmonischen Begleitung die gebührende Anerkennung nicht entgehen, wenn gleich der Geist glänzender Eingebungen aus diesem Gewebe einfacher Begebenheiten keine Schwungkraft schöpfen konnte. Angenehm und entsprechend, edel und gerundet sind die Gesangstücke sämmtlich, mehrere wurden besonders ausgezeichnet, und wenn einige im Vortrag mißlingen, so ist die Schuld dem Tonsetzer keinesweges bezumessen. Es wäre jedoch zu wünschen gewesen, dieser möchte etwas weniger gewissenhaft mit dem Text verfahren seyn, und eins und andres Lied beseitigt haben. Es ist doch wohl zu viel Gesang bey dieser Leerheit von Verwicklung und bey dem Mangel an bedeutenden Motiven überhaupt.

Mad. Grünbaum (Camilla) sang ihre erste Arie, die eine nicht unbedeutende Höhe und Fertigkeit erfordert, mit allem angemessenen Kunstaufwand, und erwarb sich, wie jede ausgezeichnete Sängerin, die auch in einer kleinern Sphäre ihr Talent mit Fleiß und Liebe zu verwenden strebt, zwiefach den Dank der Zuhörer. Hr. Kosner (Federico, ein junger Maler) hatte das Unglück des gänzlichen Mißlingens in seiner Arie, weil eine merkliche Indisposition des Singorgans den freyen Gebrauch desselben hinderte. Das Publicum, dem schon seit längerer Zeit eine Abnahme der Frischheit dieser Stimme nicht entgangen war, und das vielleicht Veranlassung haben mochte, sie dem Mangel an sorgfältiger Pflege und Ausbildungseifer zuzuschreiben, schien plötzlich von einer unterdrückten Empfindlichkeit überrascht, und rechnete dem jungen Sänger die getäuschte Erwartung strenger an, als sonst gewöhnlich.

Ein anderer unerfreulicher Zufall ereignete sich in der von Mlle. Bio (Clara) gesungenen Romanze mit dem obligaten Waldhorn, das durchgehends zu der rechten Stimmung nicht gelangen konnte. Die Aufgabe ist allerdings für dieses Instrument etwas schwierig; indessen soll sie anderwärts glücklich gelöst worden seyn, und die Romanze großen Beyfall erhalten haben. Hr. Demmer, Sohn, (Leonardo) zeigte hier, wie schon in seinem ersten theatralischen Versuch, einen Hang zum Überladen, wovon er sich eben so, wie vor einer gewissen, entweder aus einer einzigen, oder gar aus mehreren Copien zusammen gesetzten Manier in Acht zu nehmen hat. Diese Komik macht sich ein wenig breit und aufdringlich; leichter gehalten, wirkt so was auch leichter.

Die Rolle der Camilla ist eigentlich die einzige interessante, und gibt auch der Schauspielerin Gelegenheit hervorzutreten, nämlich in den Schlussszenen, bey Erkennung des Vaters und indem sie sich zu seinen Füßen wirft. Hierauf darf man etwas verzichten, wenn die Singpartie so glücklich ausgeführt wird, wie es hier geschah. Indessen konnte es der aufmerksamen Beobachtung nicht entgehen, daß das Zusammenspiel in dieser Oper gerundeter als gewöhnlich erschien.

Die Gletscher-Decoration ist ein neuer glänzender Gewinn für die an herrlichen Naturschilderungen so reiche Gallerie des k. k. Hoftheaters. Schauerliche Schönheit und Wahrheit athmet dieß Gemälde.

Der Componist, der das Orchester persönlich geleitet hatte, wurde am Schluß der Oper hervorgerufen.

### Theater-Anzeige.

Von G. L. P. Sievers.

Clary, Ballet in drey Acten, von Nilon, erstem Balletmeister der Pariser großen Oper, zur Aufführung gebracht von den H. Faglion und Bapt. Petit. Musik von Kreutzer, erstem Orchesterdirector der genannten Oper. Die Musik der Tanzstücke von Hrn. Grafen von Gallenberg. Aufgeführt auf dem k. k. Hoftheater am Kärntnerthore.



Dem Streben nach dem Innern aus Gründen, welche hier nicht erörtert werden können, entzogen, haben die Franzosen Jahrhunderte auf die Ausbildung der äußeren gesellschaftlichen Formen verwenden können. Ihre darin erlangte Meisterschaft ist von ganz Europa, man möchte sagen, von der ganzen Erde anerkannt; denn wo ist eine entzogene Nation vorhanden, welche sich rühmen dürfte, von dem Einflusse der französischen Sitten sich gänzlich frey erhalten zu haben?

Das Studium der Formen des gesellschaftlichen Lebens mußte bey den Franzosen nothwendig auch die Ausbildung des körperlichen Anstandes, und diese wiederum die Meisterschaft im Tanze nach sich ziehen. So sind ihre Ballets Vorbilder für alle gebildete Nationen geworden; auf allen Theatern Europa's tanzen französische Tänzer, werden französische Ballets aufgeführt.

Die große Oper zu Paris besitzt vorzugsweise die eigentlichen Meisterwerke derselben. Ihre Leistungen in der pantomimischen, wie in der choreographischen, Tanzkunst, verbunden mit der Maschinerie, übertreffen jede Erwartung. Was in früherer Zeit Mayland, was noch jetzt die große italienische Oper zu London, in dieser Gattung liefert, kann, so sehr verdienstlich diese Darstellungen seyn mögen, mit den Pariser Balleten nicht verglichen werden. In dieß Urtheil stimmen die kältesten, unbefangenen Zuschauer ein.

Das Theater der Pariser großen Oper ist, so zu sagen, das heilige Land, der classische Boden der Tanzkunst. Diese Qualification ergibt von selbst, mit welchem Geschmacke die Tänze von den Künstlern daselbst ausgeübt, mit welchem Geschmacke sie vom Publicum beurtheilt werden. Daher die großen Schwierigkeiten, welche sich selbst in Paris dem Gelingen, besonders eines pantomimischen Ballets in drey Acten entgegenstellen. Nach dem Ballet *Nina*, hat, *Flora* und *Zephyr* etwa ausgenommen (welches eigentlich kein Ballet dieser Gattung ist), seit den letzten zehn Jahren nur das große Ballet *Clary* einen wirklichen classischen Beyfall erhalten. Auch diese Production dürfte allein dem vortrefflichen Spiele der *Vigottini*, welche hier noch einen allgemeineren Wirkungskreis zur Entfaltung ihres seltenen pantomimischen Talents, als in der *Nina*, findet, die große Sensation, welche sie zu Paris gemacht, so wie das Verbleiben derselben auf dem Repertoire, zu verdanken haben.

Es war zu erwarten, daß ein so ausgezeichnetes Ballet auch auf auswärtige Bühnen verpflanzt werden würde. Dieß ist jetzt geschehen; die H. *Tagliani* und *Petit* haben dasselbe für das K. K. Hoftheater am Käntnerthore bearbeitet und letzterer hat es am 29. Juny zu seiner Einnahme zum ersten Male auf die Bühne gebracht.

Da dieß Ballet ursprünglich für die *Vigottini* verfaßt ward, so mußte Milton, um dem pantomimischen Talente derselben einen desto freyern Spielraum zu geben, dem Inhalte eine ernste, ja selbst tragische Idee zum Grunde legen. Die Verwickelung, ja selbst die Catastrophe der Handlung, deren Natur durch den freudigen Ausgang in nichts geändert wird, haben überall einen düstern Anstrich erhalten, der von den außerwesentlichen Beymischungen nicht besonders erheitert wird. Rechnet man dazu die individuelle Natur des Sujets, so begreift sich's ohne unser Zuthun, daß der Grad der Vollendung, mit welcher der Hauptcharakter gespielt wird, allein über den mehr oder mindern Erfolg des Ballets entscheiden kann. Da die Darstellung der *Vigottini* der Triumph dieser Künstlerinn gewesen ist, so läßt sich daraus rückwärts auf den Beyfall schließen, welchen dasselbe auf dem Pariser großen Opern-Theater erhalten hat.

Wir erzählen dieß Mal den Inhalt, wie er auf dem Theaterzettel angedeutet worden ist.

Der Chevalier *Mevilla* hat *Clary* dem väterlichen Hause entrißen. Da er sie mit Leidenschaft liebt, so ist ihr Besitz der glühendste Wunsch seines Herzens. Doch der Rang, den er bekleidet, gestattet ihm nicht, sie vor der Welt als seine Gattinn anzuerkennen. Es gelingt ihm, sie durch Verheißungen zu trösten; *Clary's* Kummer scheint sich in dem Glanze, mit welchem sie der Chevalier umgibt, zu zerstreuen. Da führt ihr plötzlich die Darstellung eines Schauspiels die Geschichte ihrer eignen unglücklichen Liebe vor die Seele; von tiefem Schmerze ergriffen, entflieht sie aus dem Schlosse des Chevalier und kehrt in das ältliche Haus zurück. Aber der Vater verweigert der Reu-



gen die Wiederaufnahme in den Kreis der Seinen, und nur als Nevilla sich bereit zeigt, ihr die Hand zu reichen, kehrt mit ihrem Glücke die Verzeihung und der Segen des erzürnten Vaters zurück.

Die Leser sehen, ohne unser Zuthun, daß der Inhalt dieses Ballets, obgleich keineswegs neu oder originell erfunden, eine rasche Handlung in sich faßt und von störenden Auserwesentlichkeiten frey ist. Tänze kommen nur einmal, und zwar bey dem Feste, welches der Graf seiner Geliebten gibt, also am rechten Orte, vor. Wir erinnern uns nicht, auf welche Weise sich zu seiner Zeit die französische Critik über den Inhalt desselben ausgesprochen hat; uns sind damals manche Unwahrscheinlichkeiten, die auch die hiesige Bearbeitung nicht gehoben hat, aufgefallen. Die vornehmste derselben besteht darin, daß die reisenden Schauspieler, welche vom Grafen auf das Schloß gerufen werden, eine Pantomime vorstellen, welche die Geschichte Clary's enthält. Kein Zug deutet darauf hin, daß dieses Ereigniß absichtlich herbeigeführt wird; es ist also ein Zufall, aber, wie jedermann sieht, einer *ex machina*, und zwar von der allerschlechtesten Sorte. Freylich hätte, wie uns dünkt, die Handlung recht geistreich verwickelt werden können, wenn irgend jemand, dem Clary's Rückkehr zur Tugend am Herzen gelegen, absichtlich die Schauspieler zur Darstellung ihrer Geschichte vermocht hätte. Eine zweyte Unwahrscheinlichkeit, ejusdem farinae, die obenein recht linksch erscheint, ist der Brief, den der Chevalier vor Anfang des Festes erhält. Er durfte allerdings dem Schauspieler nicht beywohnen, um demselben nicht vor der Zeit ein Ende zu machen, aber seine Entfernung mußte durch einen wichtigen, und zwar in die Handlung eingreifenden, Umstand motivirt werden.

Uns dünkt, die hiesige Aufführung ist so gut gewesen, als es unter den Umständen möglich war: das Ballet Clary dürfte als die interessanteste unter den choreographischen Erscheinungen der hiesigen Bühne dastehen. Mad. Courtin, welche, wenn wir uns nicht irren, in Paris die Rolle des Kammermädchens geschaffen, und auch bis zu ihrem Abgange von da fortwährend gespielt hat, ist in der Hauptrolle aufgetreten. Mad. Courtin, welche Gelegenheit gehabt hat, die Bigottini bis auf jede Fingerbewegung zu studieren, ist ihrem Originale auf jedem Tritte und Schritte gefolgt. Die deutsche und französische Schauspielkunst hat bis jetzt mehr oder minder gelungene Copien aufzuweisen gehabt: in Deutschland ist Iffland, in Wien Lange und Weidmann, in Frankreich Talma und Potier, oft bis zur Täuschung, nachgeahmt worden. Das Gelingen dieser Copien hängt, unserer Meinung nach, von der größeren oder geringeren Ähnlichkeit ab, welche sich zwischen den Individualitäten desjenigen, der geschaffen hat, und desjenigen, welcher nachahmen will, befinden; je größer diese Ähnlichkeit ist, je vollkommener wird die Copie werden. Es liegt jedoch in der Natur der Dinge, daß eine solche Ähnlichkeit zweyer Individuen, so groß sie auch übrigens seyn mag, keine absolute Gleichheit zuläßt. So kommt es, daß dergleichen Copien in einzelnen, oft in den mehrsten Zügen als gelungen erscheinen, in andern aber (da nämlich, wo die Individualität des Nachahmers von der des Schöpfers bedeutend abweicht) die allerdysparateste Annatur zu Tage fördern. Würde der Nachahmer Verstand genug besitzen, alle fremde, ihm unzulängliche äußere Zeichen von Empfindungen oder Affecten, die keinen Anklang in seinem Innern finden, durch diese oder jene, aus eigenen Mitteln erfundene Züge zu ersetzen, so dürfte die Darstellung, obgleich Copie, doch natürlich werden, und, als Portrait von einem Portrait, ihren Werth haben. Diesen Weg schlagen die Nachahmer nicht ein; auch Mad. Courtin hat es nicht gethan. So wird erklärbar, wie sie in der Darstellung der Clary nicht absolut befriedigt. Wer die Bigottini im Leben kennt, wird wissen, daß diese Künstlerin auch als Weib eines höchst begeisterten Gefühls, einer ungewöhnlichen Reizbarkeit fähig ist. Daher die Tiefe, welche sie in die Darstellung pathetischer oder tragischer Gefühle zu legen weiß: was sie gibt, ist nicht die erdichtete Nina, nicht Clary, sondern die wahre Bigottini, das heißt, so wie sie selbst seyn würde, wenn sie sich im Falle der Nina, oder der Clary befände. Diese Tiefe vermag sie sogar den launigen Personen, die sie darstellt mitzutheilen; daher ist ihre Vorstellung des ersten Pagen in den Pages du Duc de Vendôme ein Meisterstück. Mad. Courtin hat den Charakter im Ganzen brav darges-



steht, außer in den beyden Scenen, wo Clary ihrem Verführer flucht und wo sie, ihren Vater in Reue und Bekümmerniß um Verzeihung ansehend, von diesem aus dem Hause gestossen wird. Hier gebracht es ihr an genugsamer Innigkeit des Gefühls, um die Pantomime der Bigottini nachmachen zu können. Hätte Mad. Courtin hier sich ihrer eigenen Inspiration überlassen wollen, sie wäre wahrscheinlich glücklicher gewesen. Einen sehr interessanten Zug, durch welchen die Bigottini große Wirkung hervorbringt, hat Mad. Courtin, wahrscheinlich aus Vergessenheit, ausgelassen. Dieß ist der Augenblick, wo Clary, im Begriffe zu fliehen, noch einen zärtlichen, aber zugleich herzzerreißenden Blick auf das Bild des Grafen wirft, welches an der Wand hängt. Mad. Rozier hat, wie es heißt, auf die Rolle der Clary Anspruch gemacht. Wahrscheinlich würde sie diese verhältnißmäßig besser dargestellt haben, als das Kammermädchen, welches in ihren Händen zur wirklichen Colombine geworden ist. Dieß Kammermädchen ist eine *soubrette du bon ton*; die Verschlagenheit desselben darf in keine *naïve Dämonie* ausarten. Hätte Mad. Rozier das Kammermädchen zu Paris, nach dem Abgange der Mad. Courtin, von *Mlle. Marinette* darstellen sehen, ihr würde deutlich geworden seyn, daß diese Rolle, die durch den frivolen Leichtsin, der über sie verbreitet ist, ein Gegenstück zu dem Charakter der Clary wird, eines höchst graziösen und pikanten Ausdrucks fähig ist, ein Ausdruck, durch welchen Clary selbst eine poetisch-gerechte Folie erhält, ohne welche dieser Charakter nicht in seiner eigenthümlichen Würde erscheinen kann. Der Zuschauer muß sehen, wie sehr die Clary immer noch erhaben steht über dem tugendhaften Kammermädchen, welches ihrem Bräutigam einen Kuß verweigert! Hr. Rozier hätte den Kammerdiener eben so brav, als Ferdinand in Paris, gespielt, wäre die Scene, wo er und das Kammermädchen vom Grafen darüber ausgeschmäht werden, daß sie Clary haben entfliehen lassen, von ihm und seiner Gattinn nicht fast komisch aufgefaßt worden. Ihr *Pas-de-deux* hat verdienster Maßen einen stürmischen Beyfall erhalten, ist aber dennoch ein arger Verstoß gegen Anstand und Schicklichkeit: in keinem adeligen Hause wird man es den Domestiken erlauben, unter den Gästen zu tanzen. Dieß große Oper zu Paris würde sich keine solche offenbare *inconvenance* zu Schulden kommen lassen. Der französische Erfinder hat seinem choreographischen Gemälde einige Lichter aufgesetzt, durch welche die Schatten ihr Graufiges verlieren. Dieß sind besonders der *Coreografo* und seine Frau, welche in Paris mit höchst burlesker, aber demunerachtet anständiger Virtuosität dargestellt werden. Diese *accessoires* gehen der hiesigen Darstellung ab. Hr. Baptiste Petit hat in manchen Scenen vortrefflich gespielt, in einigen andern aber höchst befangen geschienen: ein Beneficiant hat so viel zu bedenken, und achtet, wie natürlich, auf das Viele mehr, als auf das Wenige. *Mlle. Millière*, Mad. Bretel, Hr. Taglioni e tutti quanti haben, wie gewöhnlich, einen stürmischen Beyfall erhalten; besonders aber ist *Mlle. Heberle*, welche man kurz ab Hebe nennen sollte, ausgezeichnet worden.

Sollten es die Verhältnisse gestatten, daß Mad. Rozier einstens mit Mad. Courtin alternirte, so würde vielleicht *Mlle. Taglioni* in der Rolle des Kammermädchens Gelegenheit erhalten, unsere Prophezehung wahr zu machen und den Beweis liefern, daß sie Talent für die komische Pantomime besitzt.

Die Aufführung im Ganzen ist tadellos gewesen und die scenarischen Ausschmückungen haben nichts zu wünschen übrig gelassen.

Kreuzer's Musik zu diesem Ballette wird in Paris für classisch gehalten, ob sie gleich der zur *Nina* von *Persuis* nachstehen möchte. Die Tanzmelodien, vom Hrn. Grafen von Gallenberg, verrathen Routine und sind höchst tanzbar, eine Eigenschaft, welche nicht alle dergleichen Melodien haben. Nichts desto weniger wäre zu wünschen gewesen, man hätte, zur Erzielung einer größeren Einheit, auch die Kreuzer'sche Tanzmusik beybehalten. Es würde selbst dem Hrn. Grafen von Gallenberg mehr Genugthuung gewährt haben, seine Musik einem, eigends dazu gesetzten, Ballette einverleiben zu können.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.



# Wiener Zeitschrift

für

## Kunst, Literatur, Theater

und

## Mode.

Donnerstag, den 8. August 1822.

95

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertel. um 15 fl., halbi. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertel. um 7 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bei A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbi. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Über das Leopoldstädter Theater zu Wien,

und

### Vergleichung desselben mit dem Théâtre des Variétés zu Paris.

Von G. L. P. Sievers.

Dem Trauerspieler liegt die menschliche Leidenschaft, dem Lustspiele das gesellschaftliche Leben zum Grunde. Es bedarf keines Beweises, daß die Affecte der Seele, wenn auch nicht in ihrem ersten Keime, doch in ihrer Entwicklung, von äußeren Umständen bedingt werden; eben so ausgemacht ist es, daß das gesellschaftliche Leben unter den verschiedenen Völkern auch eine verschiedene Gestalt annimmt. Daher besitzt eine jede Nation eine andere Art von Trauerspiel, eine andere Art von Lustspiel.

Mit der Posse, welche aus der eigentlichen rohen, unverkünstelten Natur des Menschen entspringt, scheint es eine andere Bewandniß zu haben: sie ist sich, wie die Erfahrung zeigt, unter den cultivirten Völkern Europa's stets mehr oder weniger gleich.

So mag es kommen, daß, während die eigentliche französische Tragödie und Komödie weder als poetische Producte, noch in ihrer Darstellung, irgend einen Vergleich mit der deutschen Tragödie und Komödie gestatten, zwischen der Posse auf dem hiesigen Leopoldstädter Theater und der des Théâtre des Variétés zu Paris eine Ähnlichkeit herrscht, welche demjenigen, der, mit Sachkenntniß versehen, beyde Theater während einer längeren Zeit aufmerksam beobachtet hat, auffallen muß.

Wenn wir die Epoche der extemporirten Farcen auf dem Leopoldstädter Theater übergehen; so möchte hier die Entstehung der regelmässigen Localkomödie mit dem Beginne des Théâtre des Variétés in dieselbe Zeit fallen, nämlich in die Achtziger des vorigen Jahrhunderts. Letzteres ward bekanntlich, nach Erbauung der Gallerien des Palais-Royal, also etwa im Jahre 1787 oder 1788, von der bekannten Dlle. Montansier\*) in dem linken Pe-

\*) Dlle. Montansier hat, außer den beyden obengenannten Theatern, auch das vorige große Opernhaus, welches jetzt, der vor demselben geschehenen Ermordung



ristyle derselben errichtet. Hier spielte die Truppe bis in's Jahr 1811 oder 1812. Um diese Zeit glaubte die damalige französische Regierung die Vorstellungen desselben untersagen zu müssen, weil der Ton des Publicums, dessen weiblicher Theil fast ganz aus den öffentlichen Frauen des Palais-Royal und der umliegenden Stadtviertel bestand, eine Einseitigkeit angenommen hatte, welche schon längst mit den guten Sitten nicht mehr vereinbar gewesen war. De. Montansier baute nun den Saal auf dem Boulevard Montmartre, in welchem das Théâtre des Variétés seitdem ununterbrochen gespielt hat. Das Theater im Palais-Royal blieb geschlossen, bis die Besizerinn, bey der Wiederherstellung des Königthums, die Erlaubniß erhielt, es zu einem Kaffehause umzuschaffen. Dieß geschah unter dem Namen Café de la Paix, und zwar mit einer Pracht, welche alles, was man bis dahin Ähnliches in Paris gesehen hatte, selbst das Café des Mille-Colonnes, bey weitem übertraf. Bey der zweyten Rückkehr des Königs nach Paris verwüsteten die Gardes-du-Corps dieses prächtige Etablissement, um den Scandal zu rächen, welchen die Anhänger der vorigen Regierung, ganz ohne Zuthun des Wirths, während der hundert Tage auf demselben verursacht hatten. Seitdem ist die Fortdauer desselben mehr oder minder gefährdet gewesen, und hat stets außerwesentlicher Reizmittel, zum Beyspiele, Seiltänzer, Taschenspieler, Pantomimen u. s. w., nöthig gehabt, um sich einen augenblicklichen Zulauf zu verschaffen.

Eine Erzählung der Geschichte des Leopoldstädter Theaters würde den Platz, den wir diesem Aufsatz einräumen dürfen, zwecklos überschreiten, da die Leser unserer Zeitschrift mehr oder minder mit der Entstehung, Fortschreitung und endlichen Gestaltung desselben bekannt seyn dürften.

In der innern künstlerischen Organisation ist beyden genannten Bühnen die Ähnlichkeit gemein, daß sie sich stets, mit geringen Ausnahmen, in ihrer einmal gewählten Sphäre zu erhalten gewußt haben. Selbst die glücklichsten augenblicklichen Erfolge möchten für den Nachtheil, welchen eine Abweichung von dieser Regel spät oder früher verursachen würde, nicht entschädigen. Das Théâtre des Variétés hat allerdings einige kleine Stücke, z. B., *le ci-devant jeune Homme*, das *Baudeville les Chevilles de Maître Adam* u. s. w. mit einem so glücklichen Erfolge aufgeführt, daß diesen Kleinigkeiten, ihres inneren Werths wegen, ein classischer Ruf zu Theile geworden ist. Die Vorstellung des ersten Stücks, welches wirklich eine Komödie von der höhern Gattung ist, vermochte aber dennoch nur durch Potier's höchst orginelle Darstellung der Hauptrolle auf dieser Bühne zu gefallen; eigentlich war sie eine erotische Pflanze, welche freylich ein momentanes Gedeihen hatte, nachher aber zu Kränkeln anfang und am Ende gar abstarb, als Potier das Theater verließ. Aber selbst im Falle eines unbedingten Beyfalls dieses und ähnlicher Stücke, welcher Vortheil würde dem Theater aus dieser Abweichung von seinem gewöhnlichen Repertoire erwachsen seyn? Keiner, als Bewöhnung des Publicums, welches hierher kömmt, um Localpossen zu sehen, aber durch Darstellungen von regel-

des Herzogs von Berry wegen, abgerissen werden soll, und mehrere andere Theater in den Provinzen erbaut. Sie ist, obgleich früher eine Millionärinn, vor einigen Jahren fast unbegütert in einem Alter von mehr als neunzig Jahren gestorben. Die Actie, welche sie vom Théâtre des Variétés genoss, machte in der letzten Zeit ihren einzigen Unterhalt aus.



mäßigen Komödien, welche es daselbst nicht sucht, mit sich selbst und mit seinem Geschmacke in Widerspruch gerathen, am Ende derselben überdrüssig werden, und sich demjenigen Theater zuwenden dürfte, wo die eigentliche Heimath der höhern Komödie ist, und wo sie mit der ihnen gebührenden Sorgfalt aufgeführt werden. Die Darstellung der eigentlichen Komödie auf Volkstheatern wird stets mißlingen, weil es den Schauspielern derselben, trotz aller angewandten Mühe, eben so unmöglich fallen muß, die ihnen geläufige, so zu sagen, zur andern Natur gewordene Maske der Volksschaktere gänzlich bey Seite zu legen, als den Ton und die Haltung des edlern Lustspiels, die ihnen fremd sind, sich anzueignen. Es wird daher stets ein Zwitterbild, ein Almagama von regelmäßigem und burleskem Spiele zum Vorschein kommen, welches niemanden Gnüge leisten kann, weder dem Kenner, der sich Rechenschaft von seinem Geschmacke zu geben weiß, noch dem großen Haufen, der bloß nach unbewußten Regungen, aber, in der Regel, eben so richtig, urtheilt.

Überhaupt dürfte nirgends die Vermischung der Gattungen so verderblich seyn, als in den Künsten, besonders in der Schauspielkunst. Schon jede einzelne Beschäftigung des bürgerlichen Lebens nimmt, um zum möglichsten Gedeihen zu gelangen, die ganze Summe von äußeren Kräften eines Individuums in Anspruch, und die poetisch-künstlerische Kraft sollte sich, ohne Nachtheil für ihre Schöpfungen, zersplittern lassen? Wenn das erste Théâtre-François zu Paris, wenn das Burgtheater zu Wien, Darstellungen liefern, welche der Schauspielkunst in beyden Ländern zu Vorbildern dienen; so ist die Trennung der Gattungen einzig und allein die Ursache von der Vollendung, welche wir hier antreffen. Ein Styl der Darstellung wird nirgends anders in Frankreich und Deutschland gefunden, als eben auf den beyden genannten Theatern.

Mit welchem Erfolg das Leopoldstädter Theater regelmäßige Lustspiele aufführt, können wir nur zum Theile aus der Darstellung von: *Er mengt sich in alles* und von ein Paar kleinen Nachspielen beurtheilen. Diese Leistungen haben uns von der Art geschienen, daß es der genannten Bühne durchaus nicht gerathen seyn dürfte, dergleichen Versuche öfterer zu wiederholen, dafern sie sich nicht selbst zu ihrem eigenen pecuniären und künstlerischen Nachtheile in ihrer Einheit zersplittern und das Publicum irre an sich machen will.

Die innere künstlerische Verwandtschaft, welche die Poffen beyder Theater mit einander haben, würde sich am besten durch eine vergleichende Analyse der vorzüglichsten Producte derselben darthun lassen. Da zu dieser der Raum der Zeitschrift, oder vielmehr der Zweck dieser Mittheilung, nicht geeignet ist; so möge die Bemerkung gnügen, daß viele Stücke des Leopoldstädter Theaters, z. B. „die Fee aus Frankreich,“ „das Gespenst auf der Bastey,“ „Faust's Zaubermantel,“ „der lustige Friß“ (letzterer in einem mindern Grade) u. s. w., wörtlich und ohne alle andere Veränderung, als die materiellen Localitäten erfordern dürften, in's Französische übersezt, auf dem Théâtre des Variétés keinen mindern Beyfall erhalten würden, als zu Wien. Mit demselben Erfolge könnten „*le Coin de rue*,“ „*la Marchande de gouxons*,“ „*les Bonnes d'enfans*“ u. s. w. auf dem Leopoldstädter Theater gegeben werden.

Schon für die Reflexion dürfte sich aus der verwandten Natur der deut-



schen und französischen Posse auch eine Ähnlichkeit in den Darstellern derselben auf beyden Theatern ergeben. Denn ist nicht eine Rolle als die Form zu betrachten, in welche der Schauspieler, der sie darstellen will, gleichsam die Materie seiner Individualität gießen muß? Aber der Kenner geräth in Verwunderung, wenn er sieht, daß das Resultat der bloßen Verstandesausschauung durch die Erfahrung bis zur augenscheinlichen Gewißheit erhoben wird. Die vorzüglichsten Künstler der Leopoldstädter Bühne und des Théâtre des Variétés zu Paris ähneln sich unter einander auf eine Art, daß man beyde für mehr oder minder gelungene Copien eines und desselben Originals nehmen könnte. Es bedarf nicht erst bemerkt zu werden, daß diese Ähnlichkeit nur allein von der geistigen Auffassung und Darstellung der Rollen zu verstehen ist, übrigens aber mit der Körper- und National-Individualität nichts zu schaffen hat. Letztere zeigt sich noch dazu in sehr unbemerkbaren Nuancen und ohne alle Vergleichung minder, als zwischen den übrigen deutschen und französischen Schauspielern, welche die höhere Tragödie und Komödie darstellen.

Gehen wir zur Vergleichung der einzelnen Schauspieler der beyden Theater unter einander über. Hr. Ignaz Schuster findet in Brünnet einen Künstler, mit dem er die innere Grundlage seines Künstlerthums und die äußere Handhabung desselben auf eine sprechende Weise gemein hat. Was die Physiker in der Lehre von der Bewegung des Weltsystems die Trägheit der Planeten nennen, vermöge welcher sich diese stets in demselben Kreise um die Sonne bewegen, demselben Begriffe möchten wir, in der Schauspielkünstlerischen Darstellung, die Benennung Ruhe beylegen. Wie jene Trägheit gerade die wirkende Ursach der steten regelmäßigen Bewegung der Planeten ist; so bewirkt die Ruhe in der Schauspielkunst die stete Tendenz nach der Einheit der Handlung, ist also das erste und einzig wahrhaft leitende Princip der Schauspielkunst. In dieser Ruhe bewegen sich die beyden Schauspieler, aber freylich nach verschiedenem Impulse: in Hrn. Schuster zeigt sich die Gemüthlichkeit, in Brünnet der Wis vorherrschend. Diesen Unterschied aus dem gehörigen Gesichtspuncte aufgefaßt, würde, z. B., die Darstellung des Staberl von Brünnet, und des Cadet Roussel beau-père (einer Parodie der Deux Gendres, so wie diesen die Idee des König Lear zum Grunde liegt) von Hrn. Schuster den nämlichen Styl bekommen, welchen die respectiven Darsteller demselben ertheilt haben. Diese Ruhe ist uns um so erfreulicher in Hrn. Schuster erschienen, als ein gewisser Schauspieler, Director eines Volkstheaters in Süddeutschland\*), ein wahrer Klopffechter in der Kunst, der den Staberl, seinem Vorgeben nach, im Geiste des Hrn. Schuster darstellt, uns durch die absonderliche Reiß- und Spleißmanier, mit welcher er diese Rolle agirt, einen ganz entgegengesetzten Begriff von Hrn. Schuster beygebracht und uns vollkommen irre an dem gerühmten Künstlerthume desselben gemacht hatte.

(Die Fortsetzung folgt)

\*) Dieser Schauspieler hatte sich vor ungefähr neun oder zehn Monathen durch die Darstellung des Staberl einen solchen Ruf in Carlsruhe erworben, daß ein dortiger junger Anfänger dadurch zu einer Copie von dieser Copie begeistert wurde. Das Carlsruher Publicum erklärte sie für so ähnlich und ertheilte ihr einen so ungestümen Beyfall, daß der junge Schauspieler sich entschloß, auf Gastrollen mit derselben zu reisen.



## L i t a n.

Auf des Athos blauen Felsenspitzen  
 Möcht' ich sitzen!  
 Näher Himmel deines Jornes Blicken,  
 Näher deines Segens mit dem Thau.

Möchte heifer sie umschlungen halten,  
 Die Gewalten,  
 Die mit Krachen unsre Felsen spalten,  
 Und die Sturen segnen mild und lau!

Auf des Lebensstufes trüben Krümmen  
 Muß ich schwimmen,  
 Wie des Zufalls Wogen mich bestimmen —  
 Und der Himmel — wölbt sich fern und grau.

Einmal nur, aus allem den Gemeinen,  
 Mög's erscheinen,  
 Sollt' ich vor Entsetzen auch versteinen,  
 Was die Seele Ungeheures ahnend hebt;

Einmal nur, in dieses Lebens Tagen,  
 Laß mich's sagen:  
 Wofür alle Pulse meines Herzens schlagen;  
 Und ich habe mir genug gelebt!

Einmal möge mir den nimmersatten Willen  
 Grundlos stillen! —  
 Einmal dieses Herz mit Göttertausch erfüllen! —  
 Und dann wirf den Fels, der mich begräbt.

Ge. von Schubert.

### Einiges über die Brandschaden-Versicherungs-Privatanstalt.

Schon in der Mitte des verflohenen Jahrhunderts, als die sogenannten Feuer-, Wetter- und Wasserschaden-Versicherungen eingeführt wurden, ist unsere weise Regierung darauf bedacht gewesen, die schrecklichen Folgen der Feuersbrünste zu vermindern, und durch wohlthätige Anstalten gleichsam die furchtbare Macht des zerstörenden Elements zu brechen. Dringendere Bedürfnisse vermochten nur die Ausführung zu hindern. Es ist jedoch nichts Ungewöhnliches, daß in solchen Fällen großherzige Menschen leise Winke schnell benützen, und die Bahn zum Guten und zum Edlen heldenmüthig brechen.

Der Ritter von Högelmüller, Oberwachmeister in der k. k. Armee, hat sich durch seinen schätzbaren und nicht genug zu beherzigenden „Vorschlag zur Theilnahme an den in Oesterreich unter und ob der Enns mit Salzburg, in Böhmen, in Mähren mit Schlesien, in Illyrien und in Steyermark zu errichtenden Brandschaden-Versicherungs-Privatanstalten“ ein solches Verdienst erworben, und auf dieses ehrenwerthe und gehaltvolle Büchlein verweisen wir die Leser unserer Zeitschrift, denen es bisher noch unbekannt geblieben.



Die Aufgabe ist so gestellt, daß einem großen Bedürfniß abgeholfen werden kann, ohne deswegen die Theilnahme in größeren Anspruch zu nehmen, als es die Bedürfnisse erfordern, und ohne daß dem Unternehmen der Vorwurf eines kostspieligen Aufwandes gemacht werden könnte, während dessen ungeachtet zwey Hauptzwecke dadurch erzielt werden, nämlich: schnellere Hülfe und reichlicher Ersatz für die Bedrängten. Der edelmüthige Urheber hat daher die Anstalt nicht durch Actien, sondern durch wechselseitige Versicherung, begründen wollen. Der thätigsten Theilnahme aller Guten darf er um so sicherer gewärtig seyn, als die öffentlichen Blätter fast tägliche Beweise von der wärmsten Bereitwilligkeit unserer Mitbürger zur Unterstützung der Verunglückten aller Art liefern. Und dennoch wird durch zufällige Beyträge oft nur einem kleinen Theil geholfen, durch Veranstellungen dagegen, wie die hier genannte, aller Noth zugleich und auf das Schnellste ein Ziel gesetzt. Eilet daher, wackre Menschenfreunde, biedre Österreicher, schnell die Hand zum edelmüthigsten Verein zu bieten! Durch Unentschlossenheit und Säumniß wird manches Unternehmen schon im Keim erstickt. Das Beyspiel der vielen Länder Europa's, wo ähnliche Veranstellungen bestehen, und vor Allen jener hochverdienten Männer, die sich der Versicherung des menschenfreundlichen Unternehmers zu Folge, für jenen Vorschlag freudigst schon erklärt haben, mögen euch ermutigend vorangehen! Und schon sehen wir im Geiste einen zahlreichen Bund von guten und uneigennütziigen Menschen durch alle Staaten des Kaiserthums sich bilden, zur neuen, unerschütterlichen Schutzwehr für Bedrängte, zur unversegbaren Quelle des Trostes in der allgewaltig verwüstenden Wuth der Flammen.

---

O p e r.

Den 1. d. wurde auf dem k. k. Hoftheater am Kärntnerthor Rossini's *Tancred* aufgeführt und *Mlle. Sonntag* trug die Parthie der *Amenaide* vor.

Kein günstiger Stern mochte über diese Production im Allgemeinen wachen, denn das zahlreich versammelte Publicum verließ dieß Mal das Schauspielhaus ziemlich unbefriedigt. Dennoch läßt sich nicht wohl sagen, daß hier ein Vorurtheil im Spiel gewesen sey, da die Oper lange Zeit geruht hatte und inzwischen von keinen ausländischen Sängern vorgetragen wurde. Die Erscheinung gehört also zu denjenigen Ereignissen, die man gewöhnlich kurzweg dem Zufall, oder dem Schicksal bezumessen pflegt.

Unsere Gastfängerinn trat in ihrer ersten Arie etwas beklommen auf, sie sang mit merklicher Schüchternheit, und die Intonation war oftmals schwankend. Nach und nach gewann sie etwas Sicherheit, die Passagen geriethen größten Theils gut, und sie wußte die gewohnte Gunst der Zuhörer für sich zu gewinnen. Die Anfangs-Arie des zweyten Actes sang sie weit freyer, die Sprache des Gefühls, die ihren Vortrag besetzte, drang zum Herzen und erregte immer mehr und mehr die Theilnahme. Doch erst in der folgenden mit Begleitung des Chors gewann sie die volle Herrschaft über sich selbst, und erhob sich zu einer Kraft des Ausdrucks, die der kunstmäßigen Geläufigkeit nicht im Geringsten Abbruch that und die man von Anfang an in dieser Parthie vermist hatte. Die überraschten Zuhörer zollten vielfachen, rauschenden Beyfall, der die Meinung einiger, daß eine so junge Sängerin solchen Parthien durchaus nicht gewachsen sey, genügend widerlegte. Man darf sich hierüber eben so wenig wundern, als wenn man Leute hört, die nie mit eigner Beurtheilung künstlerischer Leistungen zufrieden sind. Bald ist zu viel gelobt, und bald zu viel getadelt. In der That sind solche künstlerische Dilettanten am allerschwersten zu befriedigen. Sie wollen immer etwas anderes, als ihnen eben jetzt geboten wird. In einer italienischen Oper z. B. sehnen sie sich nach der deutschen, und mögen oft in dieser nach den Tönen aus dem Lande harschen, wo die Pomeranzen blühen. Das wahre Mittel, nach keines Menschen Sinn zu handeln, würde seyn, dem ihrigen sich zu bequemen.

*Mad. Schütz* gab zum ersten Mal die Rolle des *Tancred*. Vielleicht war die



Erwartung des Publicums dieß Mal zu sehr gespannt, gewiß ist es aber, daß die Sängerin, die in ähnlichen Parthien viel Ungenüßes schon geleistet hat, an einer auffallenden Verstimmung litt, wozu ganz besonders ihre kurz vorhergegangne Kunstreise noch beitragen mochte. Die erste Scene ging wirkungslos vorüber. Die folgenden wirkten eben so wenig, und selbst das Bestreben der Mitsingenden konnte die Stimmung nicht erhöhen. Erst in der Arie, nach welcher *Lanc red* zum Kampfe eilt, gelang es ihr, wiewohl nicht ohne sichtlich Anstrengung, sich selbst in etwas zu erheben, und wirklich zeigte sich in dem Vortrag dieses Gesangsstücks mehrere lichte Punkte, die das Theaterpublicum nicht unterließ, durch aufmunternden Beyfall auszuzeichnen.

Hr. *Forti* erhielt einen glänzenden Empfang, und sein Gesang entsprach dieser ehrenvollen Aufnahme.

Die Ensembles vorzüglich wollten dieß Mal wenig oder gar nicht wirken, das Final des ersten Aufzugs verhallte ohne Nachklang. Sogar das Orchester ließ an diesem Abend theilweise zu wünschen übrig.

Ein ganz Unbefangener machte die Bemerkung, daß ein Grund, warum in der italienischen Oper die mehrstimmigen Sachen meistens so großen Effect hervorbrächten, vielleicht auch darin liegen möchte, daß alle Einzelnen mit einer gewissen künstlerischen Sympathie zusammenwirken, dergestalt, daß Jeder das Gelingen des Andern aus allen Kräften und mit Zurücksetzung persönlicher Rücksichten zu befördern suche, ja daß ein Unfall, der den Einen trafe, die Andern mit zu treffen scheine. Wenn dieß seine Richtigkeit hätte, so könnte man eine solche Übereinstimmung gar gerne künstlerische Sympathie benennen. Allein der Kunstfreund mag durch ein Vergrößerungsglas gesehen haben, woben er übrigens nichts mehr und nichts weniger that, als Mancher, der die Mängel solcher Künstler durch dergleichen Gläser zu beschauen liebt.

### Pantomime.

Auf dem k. k. priv. Theater an der Wien wurde am 30. July zum ersten Mal aufgeführt: *Robinson Crusoe* auf der unbewohnten Insel. Pantomimisches Divertissement in einem Aufzuge, vom Pantomimenmeister Hrn. G. L. Lewin.

Diese Production war die zweite, mit welcher uns der Verfasser seit seiner Zurückkunft aus Pesth zu unterhalten suchte, nachdem er mit einer Zusammenziehung seiner beyden ersten Pantomimen, nämlich dem goldenen Schlüssel und *Arlequins* *Zaubergarten*, zu dem uns jener gleichsam den Zutritt eröffnete, begonnen hatte. Indem Hr. Lewin nun aus dem *Zaubergarten* auf die unbewohnte Insel geriet, scheint er sich verirrt zu haben und ihm die Gegend hier noch gänzlich unbekannt zu seyn. Wir haben bey dieser Gelegenheit von neuem wahrgenommen, was Zuthaten und Gewürze oft sehr gewöhnlichen Gerüchten für einen haut-goût verleihen können, denn auf dieser wüsten Insel, wo es an englischer und indischer Würze sammt allen übrigen pikanten Ingredienzen mangelt, oder mit andern Worten, wo weder gymnastische Künste noch Maschinerien anzubringen sind, hatten die sparsam dargebothenen Schüsseln einen schalen, abgestandenen Geschmack, und die kläglichste Langeweile hauste überall. Es gibt bekanntlich verschiedene Exemplare von *Robinsons* und der *Robinsons* den mancherley; wir können diese pantomimische also auch als eine besondere Species betrachten. Da die Insel (*Don Juan Fernandez*) überhaupt nicht genannt ist, was kümmert uns die historische Genauigkeit? Von Ballets und Pantomimen fordert man niemals eine minutiöse Consequenz; diese Rücksicht jedoch erweitert sich im Verhältnis zur Größe der Composition; wo aber die Handlung so ganz mager und kümmerlich dasteht, die Begebenheiten aus ganz bekannten, flach neben einander gestellten Zügen zusammen gesetzt sind, da wird uns der interessanteste Abenteurer bald ein lästiger und unwillkommener Gast. Lassen wir dem allerneuesten *Robinson* indessen seinen Mantel von Tigerfell passiren, die *Llama's* mögen auf der unbekanntten Insel nicht gedeihen; mit seinem Pulver solle er aber wirthschaftlicher umgehen, wenn das Gegentheil etwa nicht



geschieht, um mit seinem eleganten und modernen Schießgewehr zu paradien. Die Kanibalen erschienen hier als Negern, das sey ihnen ebenfalls gestattet; die Gesichter contrastirten ziemlich mit der Schwärze des Körpers, sie hatten Ähnlichkeit mit den sogenannten ästerfarbigen Negern. Diese Verschiedenheit gab ihnen einiges Interesse. Nach der tragisch-mitrischen Anfangsscene des Helden, der in diesem ernsthaften Emt ein Fremdling schien, denn die Bewegungen gingen wirklich etwas von der Rechten zu der Linken, ergaben sich folgende Hauptmomente: Frentags Errettung, das Erkennen zwischen diesem und seinem Vater — dem jungen und dem alten Freitag — Ankunft des großen Schiffes und Abfahrt nach Europa. Ungeachtet dieser erstaunlichen Einfachheit, die weder durch anziehende noch divertirende Zwischen-Scenen belebt wird, herrscht doch eben kein Überfluß an Verständlichkeit in der Fabel, die übrigens auf einem wüsten Eiland, wo die Zuschauer von fernen Inselgruppen zusammen kommen, dennoch Unterhaltung genug verschaffen möchte. Vor Erscheinung des Schiffes wurde uns eine recht schön gemalte Decoration gezeigt: die große Höhle mit der Aussicht auf die Plantage und ihre seitwärts liegende Cabane, ein sehr gelungenes Werk des Hrn. Neefe. Dieß war in der That die angenehmste Erscheinung. Die Lösung der Schiffskanonen, deren Explosion wie durch ein Blasrohr geschah, worauf langsam der dumpfe Donnerschlag einer Trommel erfolgte, mochte an die ähnliche Wirkung erinnern, wenn man auf dem einen Ufer eines Stromes sich befindet, einem Holzhacker auf dem andern gegenüber, und man lange vorher die Art fallen sieht, eh der Schall herüber kommt.

Wir wollen diese Explosionen unter Robinsons physikalische Experimente rechnen. Endlich sah man auch einen Trupp hellfarbiger Indianer auf der Insel landen und das Publicum mit eleganten Tänzen unterhalten, trotz dem reizenden Gefolg der Königin Obeera auf Otahiti. Wir müssen jedoch dem Tanz der Negern mit ihren klappernden Stöcken den Vorzug geben, er zeigte sich etwas nationeller, und mit Recht konnte man sagen: klingt es nicht, so klappert es doch.

Die Musik ist angemessen, und würde auf jener Insel sehr willkommen seyn, wo Seefahrende vor nicht gar langer Zeit einen alten französischen Tanzmeister in einer Art von Scheune beschäftigt fanden, einem Schwarm von wilden Frauen Unterricht zu geben, indem er eine kleine Fiedel strich, und seinen Schülerinnen lustig zurief: Allons, mes Dames sauvages! la petite ronde, la grande chaine etc.!

Schließlich bemerken wir nur noch, daß, so lange die Epoche des ätern Robinson unter dem lesenden Publicum gedauert hat, so kurz möchte die seines pantomimischen Nachkömmlings in der schaulustigen Welt ausfallen.

---

### M o d e n b i l d XXXII.

Kleid von Gaze = Varege mit gleicher Garnirung, überall mit Atlas = Köllchen eingefaßt. Der Strohhut mit Blumen und Marabout = Federn.

---

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: N a c h t s c h a t t e n.

---

Herausgeber und Redakteur: J o h. S c h i c h.

---

Gedruckt bey Anton Strauß.



Die  
hter  
den  
esse.  
Eryt  
a zu  
men  
unft  
fach-  
rscht  
wüs  
noch  
eine  
Man-  
efe.  
nen,  
mer-  
man  
a ge-  
f.  
ynen.  
Das  
iginn  
enden  
man  
  
, wo  
er Art  
zu ge-  
lons,  
  
infor-  
mim:  
  
n ein:



*Por. St. Del.*

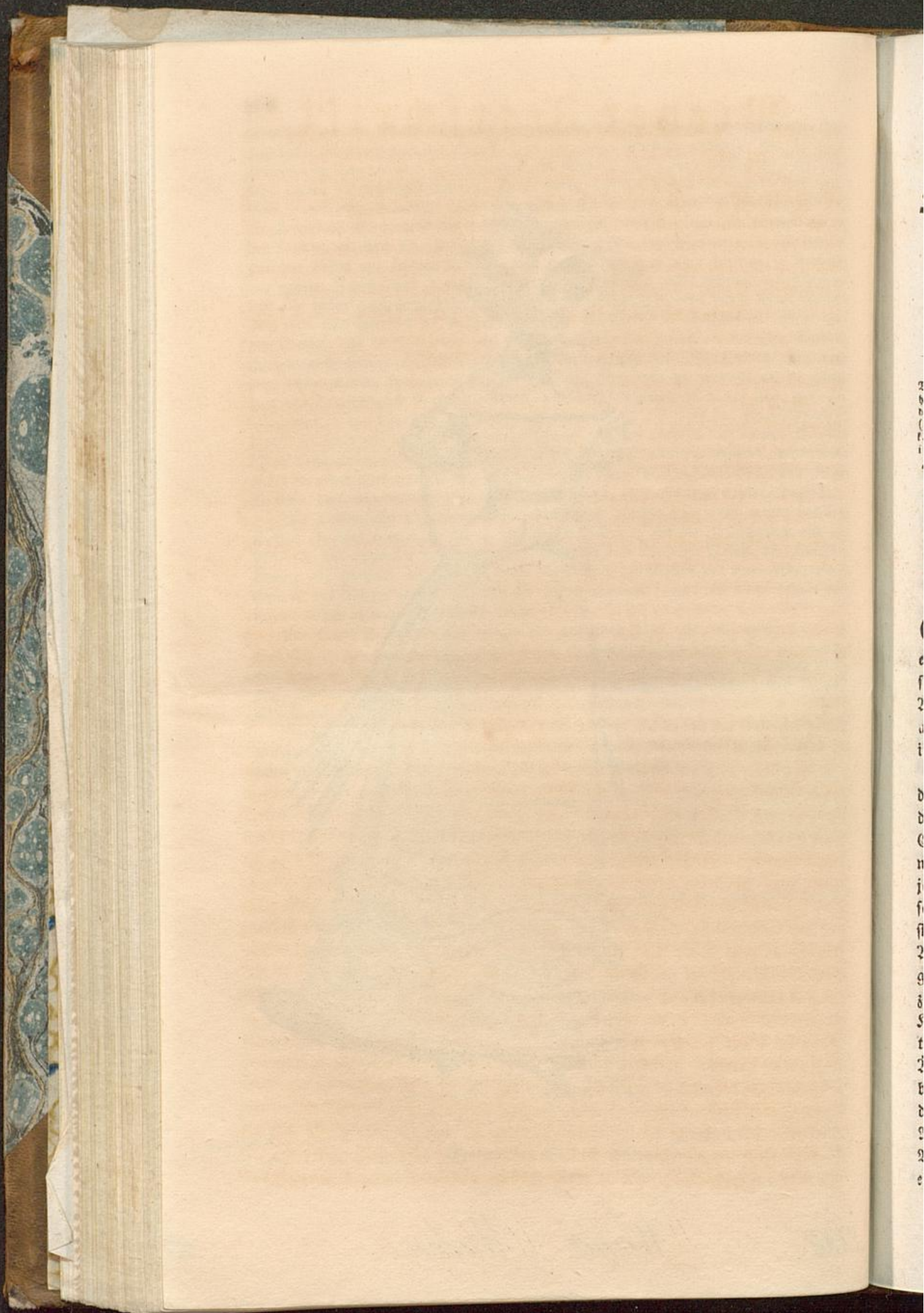
*Fr. Staden, sc.*

XXXVII.

Wiener Moden.

95.  
1822







# Wiener Zeitschrift

f ü r

## Kunst, Literatur, Theater

u n d

### M o d e.

Sonnabend, den 10. August 1822.

96

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen ein viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die f. f. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Über das Leopoldstädter Theater zu Wien,

u n d

### Vergleichung desselben mit dem Théâtre des Variétés zu Paris.

Von G. E. P. Sievers.

(Fortsetzung)

So wie Brünet in der früheren Zeit, ehe Potier erschien, der einzige Namen habende Schauspieler des Théâtre des Variétés zu Paris war, so hat das Wiener und das ausländische Publicum, bis zu Hrn. Raimund's Auftreten, keinen andern Künstler des Leopoldstädter Theaters ausgezeichnet, als Hrn. Schuster. Diese Gleichheit des Schicksals in beyden Künstlern ist in ihrer doppelten Beziehung merkwürdig.

Potier ist ein Schauspieler, dessen Darstellungsweise in keine der vorhandenen Kunstcategorias hineinpast. Man könnte von ihm sagen, er parodirte die Parodie. Sollte dieß nicht derselbe Fall mit Hrn. Raimund seyn? Eine Charakterähnlichkeit beyder besteht überdem in der Eigenthümlichkeit desjenigen Spiels, welches die Franzosen jeu de réticences nennen, nämlich in jenen hingeworfenen, einsylbigen Wörtern oder kurzabgebrochenen Phrasen, deren fehlender Sinn durch ein analoges Spiel ersetzt wird. Die Darstellung bekommt durch ein solches Spiel den Charakter eines epigrammatischen Aphorism oder eines Räthsels, dessen Bedeutung das Publicum mit desto größerem Vergnügen zu errathen strebt, je materiell versteckter, aber logisch zusammenhängender, dieß Spiel äußerlich und innerlich dargestellt wird. Beyde Künstler scheinen nicht zu copiren, sondern zu idealisiren; doch dürfte Potier, in dessen verschiedenen Parodien immer noch eine gewisse individuelle Ähnlichkeit herrscht, weniger allgemein seyn, als Hr. Raimund. Letzterer besitzt ein Talent zum Charakterisiren, welches diesen Schauspieler des Prädicats eines Künstlers würdig macht. In den verschiedenen Rollen, welche Hr. Raimund, z. B. in der „Fee aus Frankreich“ und im „Gespenste auf der Bastey“ (hier besonders in der Rolle des Berliners) darzustellen hat, herrscht eine solche Verschiedenheit, daß die Individualität des Künstlers gänzlich dar-



aus verschwindet; Potier's vorzüglichste Leistungen, wie der *ci-devant jeune Homme* (ein komischer alter Klingsberg, aber so originell aufgefaßt, daß sich mit Worten nicht wohl eine Beschreibung davon geben läßt), Prinz Mirli-flör, Riquet mit dem Haarbüschel, Vater Sournois (in den „kleinen Danaiden“ eine höchst ergögliche Caricatur des Danaus), Werther, der Brief-träger Claquet u. s. w. besitzen dagegen eine Gleichartigkeit, welche mehr oder minder die Persönlichkeit des Künstlers durchschimmern läßt. Dagegen besitzt Potier einen wesentlichen Vorzug vor Hrn. Raimund: in allen seinen Rollen zusammen genommen herrscht nicht so viele äußere Regsamkeit, als letztgenannter Künstler z. B. in die einzige Rolle des eifersüchtigen Friseurs in der „Fee aus Frankreich“ legt. Man begreift in der That nicht, wie Hr. Raimund, bey dem großen Verstande, welchen seine Darstellungen verrathen, in die Unart einer so ganz falschen und ganz un Zweckmäßigen Beweglichkeit verfallen kann. Auch den Fehler der undeutlichen Aussprache besitzt Hr. Raimund in einem so hohen Grade, daß ein großer Theil seiner Rede, wie wir uns durch oft wiederholte Erfahrungen überzeugt haben, für das Publicum verloren geht. Nicht verschweigen können wir ferner, daß dieser Schauspieler überdem sehr oft seiner Rolle nicht mächtig zu seyn scheint, und daß sein stetes Hinabschauen in's Souffleurloch höchst unangenehm auffällt. Diesen beyden Fehlern kann Potier schon aus dem Grunde nicht ausge-setzt seyn, weil, selbst wenn ihm Anlage zu denselben geworden wäre, das Publicum sie ihm längst abgewöhnt haben würde. Potier betrachtet die Stücke, in welchen er zu spielen hat, in so fern als classisch, als er die Rolle bis auf den Buchstaben auswendig lernt. Da ist nirgends das leiseste Stocken in der Rede zu bemerken; auch die extemporirten Phrasen werden mit Blitzesschnelle hergesagt. An Potier und an Talma würde das Pariser Publicum, nicht minder, als an dem allerletzten der Schauspieler, das geringste Stottern oder Steckenbleiben durch Gelächter oder Auszischen zu rächen wissen.

In Hinsicht ihrer äußeren Lage, haben die vier obengenannten Schauspieler noch die merkwürdige Ähnlichkeit mit einander, daß Brünnet mit Potier rivalisirt hat, wie es wohl ehemals zwischen den H. Schuster und Raimund derselbe Fall gewesen seyn mag. Die Eifersucht zwischen den beyden ersten ist bekanntlich Veranlassung zu dem Entschlusse Potier's geworden, das Théâtre des Variétés zu verlassen und sich auf dem Théâtre de la Porte - St. - Martin zu engagiren. Beyden Theilen sind nach Verlauf von drey bis vier Jahren die Nachtheile des gethanen Schritts fühlbar geworden; Brünnet besonders hat eingesehen, daß er in Vereinigung mit Potier (denn die meisten Stücke dieses Theaters wurden für beyde Schauspieler zugleich geschrieben) mehr Interesse erzeuge, als allein, und somit ist Potier zu dem Théâtre des Variétés, der Wiege seines Ruhms und dem Boden, in welchem diese seltene schauspielkünstlerische Pflanze einzig und allein gedeihen konnte, zurückgekehrt. Daraus hat sich freylich ein Prozeß ergeben, in welchem das Théâtre de la Porte - St. - Martin von Potier mehrere hunderttausend Franken Schadenersatz und die Ausdauer seiner Contractzeit verlangt; doch soll, wie es heißt, die Direction, aus uns unbekanntem Gründen, mit ihrer Klage abgewiesen worden seyn.



Die Rivalität, welche zwischen den H. S. Schuster und Raimund existirt, dürfte keine andern Folgen haben, als eine immer erhöhete Steigerung ihrer respectiven Talente bewirken und Ursach werden, daß sie fortan immer mehr Fleiß auf die Vervollkommnung ihrer Darstellungen verwenden, also nicht minder dem Interesse des Theaters, als dem Vergnügen des Publicums, ersprießlich seyn.

Im Vorbeygehen erwähnen wir noch, daß man zu verschiedenen Zeiten versichert hat, Potier bewerbe sich um ein Engagement auf dem Theater Feydeau, oder gar auf dem ersten Théâtre-François. Was Wahres oder Falsches an dieser Sage ist, können wir nicht bestimmen; nur so viel scheint ausgemacht, daß, hätte Potier wirklich eine solche Absicht gehabt und wären seine Forderungen nicht zu übertrieben gewesen, das eine oder das andere der genannten Theater ihn mit offenen Armen aufgenommen haben würde.

Nach den H. S. Schuster und Raimund muß, unser Meinung nach, Hr. Korntheuer zuerst genannt werden. Hr. Korntheuer scheint zum Schauspieler geboren zu seyn. Ihm ist das seltene und höchst schätzbare Talent zu Theile geworden, die Natur in einer gewissen Anzahl ihrer auffallendsten Züge ohne Ziererey und ohne Gewaltthätigkeit, gleichsam auf der That, zu ertappen. Die Nachahmung in ihm zeigt sich eben so natürlich und ungezwungen, als blitzschnell. Wer vermöchte einem Wiener Spießbürger von altem Schrot und Korne eine wahrere Maske zu ertheilen, als eben dieser Schauspieler? Freylich scheint seine künstlerische Schöpfung auf diesen einzigen Charakter beschränkt zu seyn; aber die Leistung selbst gewinnt dabey an innerem Werthe. Das Muskelspiel seines Gesichts, besonders um den Mund herum, drückt, wechselsweise, die dummköpfige Verschmüthheit oder die gutmüthige Beschränktheit auf eine so frappante Weise aus, daß die Stirn des ernstesten Zuschauers dadurch erheitert werden muß. Dieser Schauspieler versteht übrigens die Kunst, ohne Zwang zu lachen, oder zu lachen zu scheinen, in einem so vollkommenen Grade, ihm ist eine solche Herrschaft über seine Stimme eigen, deren Organe er so sonderbar klingende Beugungen abzugewinnen weiß, daß sich wirklich die Stelle bey'm Horaz auf ihn anwenden läßt:

Ut ridentibus arrident .....

Humani vultus.

Fügt man zu diesen Vorzügen noch die möglichste Sparsamkeit im Gebrauche der inneren und äußeren Bewegungen hinzu, mit welcher er alles durch geistige Intentionen, ohne jegliche zwecklose materielle Bewegung, von innen aus zur Erscheinung zu bringen weiß, so muß man Verehrung für einen Künstler bekommen, dessen Leistungen durch den Umstand, daß sie keine Charaktere aus der eleganten Welt, sondern bloß Volkscarraturen sind, in nichts geschmälert worden. Sein Frendumm in der „See aus Frankreich“ ist, unserer Meinung nach, der vollkommenste Typus der Darstellung dieser Gattung von Rollen, die es geben kann. Wenn übrigens Hr. Korntheuer's Talent sich einzig im Zirkel dieses Charakters, oder vielmehr dieser Maske, bewegt, so möchte nicht Mangel an Genialität, sondern an fleißigem und ernstem Studium Schuld daran seyn: was dieser Schauspieler ist, scheint er der Natur, nichts der Kunst, zu verdanken zu haben.

Auch Hr. Korntheuer's Abdruck findet sich auf dem Théâtre des Variétés in D d r y. Beyde unterscheiden sich freylich dadurch wieder von einander, daß



Odry keinen Stand aus dem menschlichen Leben copirt, daß ihm also die portrairende Wahrheit, in welcher Hr. Korntheuer sich auszeichnet, fremd ist. Odry faßt im Gegentheile die bizarren Gebilde seiner Darstellungen nur nach eigener Laune auf, ist also wirklich nur ein Grimacier, aber im guten Verstande. Im übrigen findet eine vollkommene Ähnlichkeit unter beyden Statt. Wie Hr. Korntheuer in die Maske des Wiener Spießbürgers, so ist Odry in das Gebilde seiner idealen Carricaturen verharrt: allenthalben blickt dieselbe Frage in ihm hervor, er mag den zerlumpten Bauer aus der Beauce, oder in der Travestie der Marie Stuart Talma als Leicester copiren. Diese Carricaturen haben das Eigne, daß ihnen der Stempel der Wahrheit aufgedrückt ist und daß sie keineswegs übertrieben sind. Jeder Zuschauer sagt zu sich: „Wenn dergleichen Fragen in der Wirklichkeit existirten, würden sie gerade so und nicht anders gestaltet seyn.“ Studium besitzt Odry gleichfalls nicht; er gibt sich, wie ihn die Natur geschaffen hat.

Hr. W. Swoboda wird auf dem Théâtre des Variétés durch Bouquier Gavaudan vertreten. Beyde Schauspieler besitzen der Natürlichkeit so viele, daß sie sich gleichsam mit beyden Händen zum Fenster hinaus werfen. Da es ihnen auf einen Gestus oder auf einen Sprung von einem Ende des Theaters bis zum andern mehr oder weniger nicht ankommt; so sind sie Lieblinge desjenigen Publicums geworden, welches die Beweglichkeit als das erste Erforderniß an einem Schauspieler betrachtet. Ganz gegen den Nationalcharakter, übertrifft hierin der deutsche Künstler den französischen. Wenn es Fälle geben kann, wo wenig mehr ist, als viel; so tritt ein solcher bey diesen beyden Schauspielern ein.

Es kann unsere Absicht nicht seyn, alle Mitglieder der beyden Bühnen mit einander zu vergleichen. Mit den vornehmsten desselben ist dieß bisher geschehen. Unter den Schauspielern des Leopoldstädter Theaters befindet sich noch ein sogenannter Libertinspieler, der den Beyfall, welchen er zu genießen scheint, nicht weniger seinem kräftigen Körperbau, als seinen sonstigen natürlichen Anlagen zu verdanken haben mag, und den wir bey Namen nennen würden, nicht um ihn mit irgend einem Künstler des genannten Pariser Theaters zusammen zu stellen, (denn seines Gleichen gibt es auf demselben nicht), sondern um auch ihm eine Stelle in dieser Gallerie zu ertheilen, wenn er eine Kunst, wie die Schauspielkunst, nicht treiben, sondern ausüben wolle.

Wie der so eben bezeichnete Schauspieler auf dem Théâtre des Variétés seines Gleichen nicht hat; so verhält sich, doch im umgekehrten Falle, mit Bernet, vom letztgenannten Theater. Bernet ist eins der umfassendsten Carricaturtalente, welche wir kennen. Erst sieben und zwanzig Jahre alt, von sehr edler, vortheilhafter Körper- und Gesichtsbildung, spielt dieser Künstler nicht allein junge Liebhaber, sondern auch die allerfragenhaftesten Carricaturen, welche irgend gesehen werden dürften, mit einer Virtuosität, die in Erstaunen setzt. Niemand weiß einen Krüppel, dem Scheine nach kaum drittehalb Fuß hoch, einen Stotternden u. s. w., so täuschend nachzumachen, als Bernet. Auch natürliche Charakter faßt er mit einer frappanten Wahrheit auf. Davon gibt sein Recrut in den „Bonnes d'enfans“ ein Beyspiel. Ein wenig Erzwungenheit und Übertreiben möchte man ihm mit Recht vorwerfen kön-



nen. Potier's Carricaturen sind edler und ungezwungener, aber freylich auch nicht so orginell.

Hr. Sartory besitzt eine gewisse kurzweilige Natürlichkeit, welche von künstlerischem Bewußtseyn eingegeben scheinen würde, wenn sie nicht immer unter denselben Formen wiederkehrte. Aber es ist Haltung und Einheit, ja sogar ein gewisser Enthusiasmus, darin, und somit gefällt sie allgemein. Kummelpuff, der Kaffeesieder in „Ninna, Nanny, Nannerl und Nanette (besonders die Eifersuchtszene)“, der Portier des Pluto im „Pachter Valentin“, u. s. w. sind sehr belustigende Rollen dieses Schauspielers. Auch er hat sein Ebenbild auf dem Théâtre des Variétés in Fleury, dem ungefähr dieselbe Art der Darstellung eigen ist.

Gehen wir jetzt zu den Schauspielerinnen der genannten Bühnen über. Auf dem Leopoldstädter Theater gebührt der Dlle. Huber die Palme. Das ausgezeichnete Talent, welches diese Künstlerin besitzt, die Individualitäten der Wiener Frauen, aus dem untern Bürgerstande, in der höchsten Wahrheit aufzufassen, muß dem Kenner um so bemerkenswerther erscheinen, als die Leistungen dieser Schauspielerinn ohne Zwang und Grimace entstehen und nicht den guten Geschmack verletzen. Die Wirkung, welche Dlle. Huber auf das Publicum macht, kann nicht anders als künstlerisch genannt werden, da sie nur von innen aus auffaßt und überhaupt eine bewunderungswürdige Ökonomie des äußeren Spiels besitzt. Der verkehrte Geschmack des Tages, welcher nur die buntschäckigen und gewaltthätigen Bizarrieren solcher Theaterhelden, die keine Zucht in ihren Darstellungen kennen, als die Nothzucht, für Genie erklärt, möchte in Dlle. Huber nur eine Nachahmerinn, keine Schöpferinn erkennen wollen. Wenn das Talent der Nachahmung darin besteht, den darzustellenden Charakter mit der höchsten Treue aus dem wirklichen Leben aufzufassen und wieder zu geben; so hat man alle Ursache, einen Künstler, der diese Aufgabe in so vollkommenem Grade löst, wie Dlle. Huber, hoch über jene anmaßenden Subjecte zu setzen, welche sich unterfangen, schaffen, das heißt, solche Leistungen produziren zu wollen, welche zu Schematen der ganzen Gattung, nicht der einzelnen Species, dienen sollen, welche aber in der That meistens nichts als grelle Carricaturen oder farbenlose Nebeleyen sind, und sich weder durch die Portrait-, noch durch die allgemeine poetische Ähnlichkeit auszeichnen. Dlle. Huber könnte übrigens der weibliche Potier genannt werden, denn ihr vor vielen andern deutschen Schauspielerinnen ist die Gabe, durch das jeu de réticences, dessen wir oben erwähnt haben, zu wirken. Die Rolle der Wirthinn in „Johann von Wieselburg“ ist der Triumph dieser Schauspielerinn. Von einer andern Darstellung, in welcher sich Dlle. Huber gleichfalls auszeichnen soll, der Schusterinn im „abgebrannten Hause,“ können wir nicht urtheilen, da wir dieß Stück nicht Gelegenheit gehabt haben, zu sehen.

Die Nüancen abgerechnet, durch welche sich die wichtige Darstellung der Franzosen von der gemüthlichen der Deutschen unterscheidet, besitzt Dlle. Huber auf dem Théâtre des Variétés in Dlle. Flore ihr anderes Ich. Letztere Schauspielerinn zeichnet sich ebenfalls durch die frappante Wahrheit aus, mit welcher sie Weiber aus der untern Pariser Volksclasse zu copiren weiß. Ihre Marchande de goujons, im Stücke gleiches Namens, ihre



Fruitière im „Coin de rue,“ ihre Parodie der Königin Elisabeth (in der „Marie Stuart“) sind Leistungen, welche durch portraittähnliche Wahrheit in Erstaunen setzen. Doch zeigt sich in ihrem Spiele weniger Ungezwungenheit, weniger leichte Natürlichkeit, als in Dlle. Huber. Neigt sich letztgenannte Künstlerin, wie man versichert, auch in der gesellschaftlichen Unterhaltung zur Parodie hin, so erhielt sie durch diesen Charakterzug in ihrer individuellen Persönlichkeit eine Ähnlichkeit mehr mit Dlle. Flore.

(Der Schluß folgt)

### Der Seufzer.

Aus dem Italienischen nach Roncalli.

Daphne! Erkennst du des Seufzers verborgenen, zärtlichen Sinn,  
Der meinem Busen, von Liebe befeelt, jezt hoffend entquoll?  
Dich zu umwehen, und dir nur zu leben, entschwebt er dahin;  
Slog hin zu dir, zu dem Mädchen, das nimmer verlassen er soll.

U. G. Hoffmann.

### Correspondenz-Nachrichten.

(Eingefandt \*)

Breslau im July 1822.

Nachdem unsere Oper, seit geraumer Zeit ärmer als je, uns nur wenig Neues geboten, und Manches davon recht kümmerlich vorgeführt hatte, wurde uns in den vergangenen Tagen das Vergnügen, Frau Branitzky-Seidler, erste königl. Sängerin aus Berlin, in einem Cyclus von Gastrollen zu bewundern. Da diese Dame eine geborne Wienerin ist, so gebührt nachstehenden Zeiten wohl ein Plätzchen in Ihren Blättern. Frau Seidler begann mit Rosine in Rossini's Barbier. Sinnige Kleidung, schelmische Haltung, listiger Blick, fein bezeichnendes Spiel, und tändelnde leichte Manier im Gesange, begleiteten diese Darstellung. Das Leben, welches von ihr ausging, theilte sie dem Ganzen mit, und wir dürfen gestehen, daß der tüchtige Mosesvius wie der fleißige Wagner heute doppelt rege und auf dem Zeuge waren. Nicht nur die vollendete Sängerin, auch die ausgezeichnete Schauspielerin, entfaltet ihre Talent vor unsern Augen und wir haben allen Grund zu glauben, daß wohl selten die Scenen mit Figaro, wie mit dem Doctor so trefflich dargestellt worden sind. Uga the im Freyschütz, war uns doppelt überraschend, weil wir sie nur ganz weinerlich gesehen haben und weil Fr. Seidler durch alle Anklänge wehmüthiger Ahnung, die mädchenhafte Lebendigkeit walten ließ. Ihr Erwachen nach dem verhängnißvollen Schluß, die Worte: ich athme noch! — setzten das volle Haus in ein athemloses stilles Entzücken. Die Prinzessin von Navarra ist eine Parthie, in welcher die Künstlerin längst ihren Ruf begründete und ich wüßte nichts zu dem oft gesagten hinzuzufügen, als daß sie im zwayten Acte die pikanten Variationen über: oh cara memoria einlegte und mit Meisterschaft sang. Fanchon, in dem bey uns noch immer gern gehörten Liederspiel, war ihre vierte Rolle. Die Anmuth ihrer ganzen Erscheinung, vereinigt mit dem wahrhaft gemüthlichen Ton ihrer Stimme; der zarte Vortrag der zarten Gesänge; der leidenschaftliche Ausdruck des bekannten: „Gehe Fanchon, geh' und singe!“ die ganz ausgezeichnete Auffassung der Scene mit Frau von Roussel waren Lichtpuncte genug, um wahrnehmen zu können, daß der ganzen Leistung eine gewisse innere und äußere Ruhe zu Grunde liege. Aménade war in Spiel und Gesang, nach unserm Bedünken, tadelloß und riß fortwährend zum Ausbruch des lautesten Beyfalls hin. Daß Fr. Ditt-

\*) Wir ersuchen den Hrn. Einsender, sich uns zu erkennen zu geben.

D. Red.



marſch, die früher den Tancred mit ſo viel Beyfall gab, dieſmal wiederum, (ſchon früher iſt daſſelbe geſchehen) von einer Unpäßlichkeit befallen wurde, und faſt nicht mehr ſingen konnte, läßt wüſchen, ſie möchte dieſe ihr ſo wenig zuſagende Rolle nicht mehr übernehmen.

Nachdem Roſine und Fanſon auf Verlangen wiederholt worden waren, ſchloß der gefeyerte Gaſt mit Conſtanze und empfing da zum letzten Male die Huldigung des zahlreich verſammelten Publicums, an welche ſich Wuſch und Hoffnung eines bald zu wiederholenden Beſuchs knüpfen.

Über Frau Seidler als Sängerin im Allgemeinen etwas in dieſem Berichte ſagen wollen, hieße einen Tropfen in's Meer gießen. Denn theils hat es nicht an einſichts-vollen und vielſeitigen Urtheilen über ſie gefehlt, ſeitdem ſie der Bühne angehört; theils wiſſen die Wiener beſſer, was ſingen heißt, als wir, und ſie können es auch wohl beſſer wiſſen, nach allem, was ihnen dargeboten worden. Nur ſo viel will ich erwähnen, daß Frau Seidler eine Sensation in unſrer Stadt gemacht hat, wie lange nicht erlebt worden iſt; daß keine Spur von der oft getadelten Kälte unſres Publicums, vielmehr eine echt ſüdlische Entzündbarkeit zu bemerken war. Bey jedem erſten Auftritt in jeder der acht Darſtellungen, wurde die Fremde laut und einſtimmig empfangen, was in Breſlau viel ſagen will. An einigen Abenden ſtatterten Gedichte, ihr zu Ehren, im Hauſe umher, und die Zeitungen wimmelten von Lobliedern aller Art, unter denen ſogar ein franzöſiſches, ein italieniſches und einige lateiniſche zu leſen waren. So mögen dieſe Zeiten nichts bedeuten, als eine doppelte Anerkennung: einmal den Werth der liebenswürdigen Künſtlerin, dann aber auch das gaſtfreundliche, recht lobenswerthe Benehmen der hieſigen Theaterfreunde, in's helle Licht zu ſetzen. Andere werden und mögen Anderes berichten, Mängel und Vorzüge zergliedern, wir wollten nur erzählen.

### L u ſ t ſ p i e l.

Auf dem k. k. priv. Theater an der Wien wurde den 2. dieſes zum erſten Mal aufgeführt: Die Schöne und die Häſſliche. Original-Luſtſpiel in vier Aufzügen, von F. W. Ziegler.

Miß Molly, die bey ihrem Oheim erzogen wird, ſteht beyde Hauptperſonen, nämlich die Schöne und die Häſſliche, zugleich vor. Ihres Vaters Teſtament zu Folge, ſoll ſie mit Eintritt des zwanzigſten Jahres verheirathet werden. Da ſie als ein hübsches Kind auf die Welt kam, beſorgte er, es möchte hieraus für ihre Zukunft viel Unglück entſpringen, und gab ſie für häſſlich aus. Die Brautwerber ſind nun zu einem engliſchen Wettreiten eingeladen, und es fehlt nicht an Concurrenten, auch erſcheinen Paar und Paar einige Caricaturen, die in jeder Burleſke eine gute Aufnahme finden würden. Zween Preiſe ſind beſtimmt: das Portrait der Häſſlichen und das ihrer unzertrennlichen Freundin, der Schönen, die ſich mit ihr an demſelben Tag verheirathen will. Dieſen Bildniſſen ſollen die Originale ſelbſt, den Siegern zur Belohnung, folgen. Molly erſcheint auf der Bühne Anfangs nur in der Geſtalt ihrer ſchönen Freundin und bezeichnet die reiche, aber häſſliche Erbin immer durch das Prädicat Lady. Späterhin zeigt ſie ſich verſchleiert auch als dieſe. Major Keith iſt der beglückte Anbeter der Schönen, der ſich ebenfalls zum Wettkampf einſtellt. Ein abenteuerlicher Lord, Fitz-Harris genannt, verlangt einzig und allein die Hand der Häſſlichen, und ſeine größte Sorge iſt, daß ſie nur recht exemplariſch monſtrös ſey, um ihrer Treue deſto ſicherer zu ſeyn.

Je länger die Entſcheidung im Stück ſelbſt verzögert wird, während die Handlung wenig vorwärts rückt und bloß müßige Scenen darbietet, in welchen ſich die komiſchen Originale präſentiren, deſto ſchneller wollen wir unſer Seits dem Ziel entgegen eilen.

Im dritten Aufzug erfolgt das Wettrennen, zwar hinter der Scene, die Zuſchauer außerhalb der Bühne können ſich aber durch die Äußerung der Theilnahme des zuſchauenden Volkes auf den Brettern das Schauſpiel ziemlich deutlich vorſtellen. Die Sieger kommen endlich zum Vorschein, die Geſchwornen entſcheiden — und der Major erhält das Bild der Häſſlichen, der Lord das Portrait der Schönen. Beyde tauschen



glücklicher Weise, als aber zuletzt die vermeinte Häßliche sich bereden läßt, dem entzückten Lord ihr Gesicht zu entschleiern, kehrt dieser ihr verzweiflungsvoll den Rücken zu, und Keith erhält den ihm bestimmten Lohn.

Wir haben uns darauf beschränkt, die Hauptpuncte zu bezeichnen, und eine Person dabei übergangen, weil sie in der That nur eine Nebenperson ist, ob sie gleich durch ihre Erscheinung im letzten Theil einen Schwall von Verwirrungen herbeiführt, die für Verwicklung gelten könnten, wenn die Nothwendigkeit ihnen irgendwo zum Stützpunkt diene. Dieser Originalcharakter nennt sich Georg Maxwell, und tritt auf, um sich bey Molly als einen Lasterhaften anzuklagen, der seinen Vater dem Verderben, und endlich dem Gefängniß überliefert hat. Der junge Mann erhält nach dem Weggang von der vermeintlichen Lady eine ansehnliche Summe nebst einem Schreiben; diese Sendung aber regt die Eifersucht des Lords und des Majors an, daraus erfolgen Mißverständnisse, Zwistigkeiten und beynah zwey Duells für Eines. Hierdurch entsteht nun auch ein Hin- und Herziehen, ein Treiben auf der Bühne, das den größten Theil des letzten Aufzugs einnimmt, und ein gewisses Scheinleben, aber auch mehrere wirksame Momente in die Handlung bringt, oder eigentlich an den Platz derselben stellt. Bey dem Allen kann man es für nichts als eine Episode erklären, die sich so gleichsam unter der Feder, ohne Plan und Zweck entwickelt hat. Übrigens läßt sich diesem Stück Theaterberechnung und Bühneneffect nicht streitig machen, mancherley Erscheinungen zur Unterhaltung der Schaulust gibt es ebenfalls, manches Alte hat einen neuen Anstrich erhalten, an Originalen und Carricaturen fehlt es nicht, doch desto mehr an eigentlichen Charakteren. Den Lord können wir durchaus nicht für einen solchen gelten lassen, obgleich seine Bizarrerie, nur die Allerhäßlichste zu wollen, auf Nationalität Anspruch macht. Dieser Zug ist aber zu stark aufgetragen und zu breit aus einander gezogen, er verliert allen Ernst, indem der Lord sich endlich selbst zu perficiren scheint, und folglich auch die Glaubwürdigkeit. Ein solcher Gusto, an sich selbst schon widrig, wird auf diese Weise, ungeachtet seiner komischen Seite, in der Darstellung zuletzt auch widerstrebend, und nirgends sonst documentirt sich die Lordschaft, am allerwenigsten da, wo Fitz-Harris dem Kammerdiener seinen Oberrock aufdringt, diesen jedoch bald nachher für einen abscheulichen Dieb erklärt, ihm denselben Rock zwey Mal vom Leib herunterzieht, um ihn selbst wieder anzulegen, wobei Seine Herrlichkeit, auch in der Zerstreung, fürwahr in keinem vortheilhaften Licht erscheint.

Hr. und Mad. Mauree gaben als Gäste den besagten Lord und Miß Molly. Ersterer nahm den Charakter, wie er dargeboten ist, und hatte Recht, weil dadurch die Wirkung und das Leben der Action befördert wurden. Miß Molly hat ihre Schwierigkeiten, und Mad. Mauree hatte Fleiß darauf verwendet. Nach dem Schluß äußerten die Zuschauer lauten und fortdauernden Beyfall. Beyde Gäste traten hervor, und Hr. Mauree dankte im Namen seiner Frau mit vieler Bescheidenheit.

Die erste Scene des Georg Maxwell (Hr. Waller) brachte ansehnlichen Applaus ein, und niemand wird sagen, daß diese Darstellungsweise nicht ein sichres Mittel sey, Effect hervorzubringen. Es gibt kein sicherers, wenn auch die Wirkung nicht auf allen Bühnen gleich wäre. Bald darauf wurde eine stumme Scene, worin zwey fürchtbare dicke Herren, Vater und Sohn, während der Vorhang fällt, ruhig sitzen bleiben, um recht tüchtig fortzueßen, gleichfalls tüchtig applaudirt. So fehlt es nie an Aufmunterung für die Kunst.

Es bliebe noch zu untersuchen übrig, ob dieses Stück wirklich unter die Lustspiele, oder eine andere Gattung komischer Darstellungen zu rechnen sey. Darüber mögen die Kunstrichter der Nachwelt mit einander hadern.

---

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



# Wiener Zeitschrift

für

## Kunst, Literatur, Theater

und

## Mode.

Dienstag, den 13. August 1822.

97

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. von A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Über das Leopoldstädter Theater zu Wien,

und

### Vergleichung desselben mit dem Théâtre des Variétés zu Paris.

Von G. L. P. Sievers.

(Schluß)

In Oe. Gnnökl besitzt das Leopoldstädter Theater eine Schauspielerinn, welche ihm durch Anstand, Grazie und guten Ton im eigentlichen Sinne des Worts zur Zierde gereicht. Der Verstand, welchen sie in ihre Leistungen zu legen, die Ruhe, mit welcher sie darzustellen, die Wahrheit und Eindringlichkeit, mit welcher sie besonders sententiöse Phrasen vorzutragen versteht, machen Oe. Gnnökl mit Recht zur Lieblinginn des Publicums. Es stände übrigens zu wünschen, diese Schauspielerinn verbannte eine gewisse kalte Einförmigkeit aus ihrem Spiele und setzte an deren Stelle etwas mehr Kraft und Begeisterung. Überhaupt sollten alle ihre Leistungen von einem lebendigern Odem, von einem feurigern Enthusiasmus beseelt seyn. Oe. Gnnökel excellirt besonders in solchen Rollen, deren Grundlage eine ruhige, naive Grazie ist. Dem Kenner wird übrigens in ihr merkwürdig, daß sie die Doppelcharaktere aufzufassen versteht, das heißt, daß sie bey Verkleidungen stets den ursprünglichen Charakter durchschimmern läßt, wie, z. B., in der Rolle des Bauernmädchens in der „Fee aus Frankreich.“ Oe. Gnnökl sieht sich auf dem Théâtre des Variétés durch Oe. Adelgöndele vorgestellt, eine Schauspielerinn, welche viel Wahrheit und Verstand in ihre Rollen zu legen versteht, aber meistens auch ein zu kaltvernünftiges und zu präziöses Spiel besitzt. Da sich ihre Darstellung ebenfalls durch eine gewisse Methode, durch einen gewissen Styl, auszeichnet; so findet sie, wie Oe. Gnnökl, großen Beyfall.

Mad. Naimund ist als die erste Sängerin des Leopoldstädter Theaters zu betrachten. Ein Volkstheater ist kein eigentliches Operntheater, und somit fällt Mad. Naimund ihren Platz vollkommen aus. Wenn man in dieser Schauspielerinn, welche von der Natur mit einem sehr einnehmenden Außern



ausgestattet worden ist, auch keine eigentlich künstlerischen Intentionen wahrnehmen kann, wenn es sogar augenscheinlich ist, daß ihr von alle dem, was sie auf dem Theater thut, oder nicht thut, nicht das Geringste bewußt ist; so macht sich, um in der Coulissensprache zu reden, diese junge Schauspielerinn doch gut. Wie es im gemeinen Leben Personen gibt, deren äußere Darstellung ansprechende, regelmäßige Formen hat, und welche daher gefallen, ohne daß sie es wollen; so zeichnet sich Mad. Raimund durch eine Manier aus, deren sämtliche Bewegungen wahr, oder vielmehr regelrecht sind. Zur Auffassung von Charakteren aus der Wirklichkeit scheint sie sich für jetzt noch nicht berufen zu fühlen. Dagegen gelingen ihr gewisse vorherberechnete Spielschnörkelen, z. B., eine caricirte Kopf-, Arm-, oder Körperbewegung nach dem Tacte, ein komisches Hervorheben dieses oder jenes einzelnen Tones, wie sie dergleichen mit Hrn. Schuster (von welchem die Idee wahrscheinlich herrührt), wenn ich nicht irre, im Schatten von Faust's Weibe, und auch in manchen andern Rollen macht.

Alle. Pauline ist die Mad. Raimund des Théâtre des Variétés. Die Ähnlichkeit beyder, mit Übergehung ihrer Nationaleigenthümlichkeiten, ist auffallend; sie zeigt sich besonders in einem gewissen vornehmthuenden Wesen\*), welches da, wo es ohne Widersinn angebracht wird, beyden sehr wohl steht. Alle. Pauline ist gleichfalls die Gesangsheldinn ihres Theaters und singt Bravourarien gleich der Mad. Raimund, dürfte aber doch dramatisch etwas thätiger seyn, als letztere. In männlichen Rollen nehmen sich beyde gleich vortheilhaft aus.

Alle. Krones spielt junge Liebhaberinnen aus der untern Classe mit recht lobenswerthen Auffassungen der persönlichen Eigenthümlichkeiten dieser Frauenzimmer. Sie besitzt eine gewisse apathische Steifheit, mit der man sich aber bald versöhnt, weil Methode darin ist und alles Seltsame oder Einkleine daraus verschwindet. Diese präziöse Kälte pflegt ein wirkliches Kennzeichen derjenigen jungen Mädchen zu seyn, welche Dell. Krones darzustellen hat. Auf dem Théâtre des Variétés besitzt sie eine Zwillingsschwester, welche ihr wie aus den Augen geschnitten ist. Es thut uns leid, uns in diesem Augenblicke nicht auf den Namen derselben besinnen zu können. Letztere erhält besonders in der „Étude d'un Notaire“ vielen Beyfall.

Mad. Schadeky nennen wir hier, weil sie die Köchinn in der „Fee aus Frankreich“ auf eine recht originelle Weise spielt. Die Individualität dieser Weibsperson, welche sich ihre Schwanzelpfennige von ihrem eignen Herrn um keinen Kreuzer wohlfeiler, als für zwanzig Gulden monatlich, abkaufen lassen will, wird von der noch ziemlich jungen, und wie es scheint, wenig geübten Schauspielerinn mit treffender Wahrheit aufgefaßt. Es ist viel, bey so viel

\*) Selbst wenn die Schauspielkunst eine hinlängliche Kunstsprache besäße, daß durch sie alle Ideen der Kritik deutlich ausgedrückt werden könnten, würde die Anwendung derselben für denjenigen Theil der Leser, welche dem Gegenstande kein besonders Studium gewidmet haben, ungewöhnlich seyn. Wie, wenn sich Theaterkritiker, zur Bezeichnung ihrer Ideen, hin und wieder solcher Ausdrücke, deren Sinn im bürgerlichen Leben jedermann bekannt ist, bedienen wollten? Wir haben die Bahn zu dieser Neuerung schon vielfältig gebrochen, und wünschen Nachfolger in derselben zu finden.



Unerfahrenheit und gleichsam blindlings, eine Caricatur, wie diese Köchin, nach der Wirklichkeit copiren zu können.

Alle. Böhm spielt einige Mädchen aus der unteren Classe auf eine Weise, welche prophezenen ließe, daß diese Schauspielerinn, wollte sie Fleiß und Studium anwenden, eine Nebenbuhlerin von Alle. Huber werden könnte. Daß sie Stimme und, wie es scheint, auch Musikkenntniß besitzt, würde die Brauchbarkeit der Alle. Böhm noch erhöhen. Doch möchte eine große Anstrengung von Nothen seyn, wenn sie es weiter als bis zur Mittelmäßigkeit bringen wollte.

Hier schließen wir die Gallerie der Mitglieder des Leopoldstädter Theaters. Unter den nicht genannten Schauspielern, besonders unter den Männern, befinden sich noch einige Individuen, welche mehr oder weniger brauchbar sind, die wir aber mit Stillschweigen übergehen, weil dieser Aufsatz keine Nomenclatur der sämmtlichen Mitglieder des genannten Theaters zum Zwecke haben kann.

Im Allgemeinen bieten die Darstellungen des Leopoldstädter Theaters Stoff zu vielen interessanten Bemerkungen dar. Daß eine Art von Styl, eine gewisse Zweckmäßigkeit, welche nur das Resultat einer langjährigen Existenz und der daraus folgenden Routine seyn können, in den Leistungen desselben existiren, daß weniger Willkür und Zufall darin herrschen, als auf manchen größeren, Namen habenden Bühnen, vermag nur der Unkundige oder der Parteyische zu läugnen. Die äußere Ruhe, mit welcher besonders die vornehmsten Mitglieder darstellen, ist sehr bemerkenswerth, obgleich auch an manchen andern, besonders an dem obengenannten Libertinspieler, eine höchst zwecklose Beweglichkeit bemerkt wird. Die scenarischen Verwandlungen gehen mit mehr Schnelle und Ordnung, als wir je auf irgend einem deutschen Theater wahrgenommen haben \*).

Daß die Darstellung des eigentlichen Lustspieles den Mitgliedern dieses Theaters mißlingt, haben wir schon oben bemerkt. Selbst Alle. Ennöckl weiß sich in Rollen, welche keine Parodie oder Caricatur zulassen, nicht zu finden.

Die Ähnlichkeit der Schauspieler und der Schauspiele auf den beyden genannten Theatern zieht auch eine Ähnlichkeit des Publicums in denselben nach sich. Wie das Théâtre des Variétés, ist das Leopoldstädter Theater der Sammelplatz der Fremden und das Rendezvous aller Aimables du jour. Die Wahrheitsliebe gebietet uns aber zu sagen, daß der Ton des Publicums im Théâtre des Variétés weniger laut, als im Leopoldstädter Theater ist, und daß besonders das Pariser Theater wie vom hellsten Tageslichte erleuchtet wird. Auch die Ausdünstungen von der Gasse her, welche im Parterre des Leopoldstädter Theaters so beschwerlich fallen, lassen sich im Théâtre des Variétés nicht verspüren.

Die Administration beyder Theater scheint auf eine gleich solide Basis

\*) Hiervon machte eine, in diesen Tagen Statt gehabte Aufführung einer Pantomime, „der Tiger im Zauberberge“ in welcher alle und jede Verwandlung verfehlt wurde, eine auffallende Ausnahme. Besonders verunglückte die Erniedrigung des Schrankes, durch welche Pierrot zu einem Zwerge zusammengedrückt werden sollte, auf eine recht ärgerliche Weise.



begründet zu seyn und der Zuspruch des Publicums sich Winter und Sommer in demselben Verhältnisse zu erhalten. Die Actionnaires des Théâtre des Variétés sind sämmtlich reiche Leute geworden. Brunet, einer derselben, hat ein jährliches Einkommen von dreyßig tausend Franken (Gulden W. W.), seinen Gehalt als Schauspieler, der jährlich zwölftausend Franken beträgt, nicht mit gerechnet. Die Verhältnisse der Eigenthümer des Leopoldstädter Theaters sind uns unbekannt.

Das Ballet der so eben genannten Bühne zeichnet sich durch ein zahlreiches Personale und durch bedeutendere Kunstfertigkeit vor dem Théâtre des Variétés aus, wo der Tanz meistens nur einen mittelbaren Theil der Darstellung ausmacht. Selbst bis unter die Figurantinnen dieser beyden Theater erstreckt sich die Ähnlichkeit, welche wir oben nachgewiesen haben. Mme. Amélie, welche man, par excellence, die Venus des Théâtre des Variétés nennt, ist Mme. Cécilie Mayer, wie sie leibt und lebt: Grazien von der Natur, müssen beyde die Liebesgöttinnen und dergleichen spielen, so oft welche vorkommen. Mme. Amélie ist auch Solotänzerinn, ihr Ebenbild aber nicht. Wie kommt das? Mit dem Gürtel derjenigen Göttinn versehen, welche Mme. Cécilie Mayer so oft vorzustellen hat, wußte Juno den Donnerer einzuschläfern. Mache Mme. Cécilie Mayer einen ähnlichen Versuch an den Kritikern des Leopoldstädter Parterre, und wir wetten, er wird ihr nicht mißlingen. Unter den Figuranten befindet sich ein junger Mann, den wir den Springer nennen wollen, da uns sein eigentlicher Name nicht bekannt ist. Auch dieser hat seines Gleichen in Paris, aber nicht auf dem Théâtre des Variétés, sondern in der großen Oper: Paul, den man den Aérien genannt hat, fliegt nicht höher, als dieser Figurant springt.

Die Schauspielpreise sind in Paris überall höher als in Wien, aus leicht zu begreifenden Gründen. Das Parterre des Théâtre François (die große Oper steht außer aller Linie) kostet in Paris vier und vierzig Sous (zwey Gulden zwölf Kreuzer W. W., in Wien \*) einen Gulden zwölf Kreuzer, im Théâtre des Variétés, drey und dreyßig Sous (einen Gulden neun und dreyßig Kreuzer) und im Leopoldstädter Theater einen Gulden. Es ergibt sich, daß letztgenannte Bühne, unvergleichlich wohlfeiler ist, als das Théâtre des Variétés. Der Grund liegt darin, daß das Leopoldstädter Theater durch das Theater an der Wien von dem Burgtheater getrennt wird, da hingegen sich das Théâtre des Variétés unmittelbar an das Théâtre François, oder überhaupt an die übrigen königlichen Theater, anschließt. Freylich stehen das Second Théâtre François und das Théâtre du Vaudeville zwischen beyden, doch nur dem Scheine nach, nicht in der Wesentlichkeit. Denn ihre Preise sind, bis auf eine Kleinigkeit, dieselben, und ohnehin hat das vormalige Théâtre de l'Odéon, das jezige Second Théâtre François, als eine Zwitteranstalt, zu keiner Zeit ein classisches Bürgerrecht erhalten können.

Wir würden es uns nicht verzeihen, diesen Artikel geschlossen zu haben, ohne des Hrn. Wenzel Müller zu erwähnen. Das Genie dieses Tonsetzers

\*) Wir verstehen hier das sogenannte zweyte Parterre. Das erste Parterre zu Wien tritt aus der Categorie dessen, was im übrigen Deutschland Parterre genannt wird, heraus und wird zum Parterre noble, Parquet oder Orchester. Letztern Namen fuhr dieser Platz in den Pariser Theatern.



scheint gleich unerschöpflich zu seyn an ungesuchten graziösen Melodien, wie an eigentlichen Charaktergesängen. In seinen letzten Compositionen lassen sich fast eben so viel Frische und Lebendigkeit, als in seinen ersten verspüren. Die Originalität der meisten seiner Motive, die Klarheit und Zweckmäßigkeit seiner Instrumentirung, besonders der künstlerische Zuschnitt seiner Musikstücke, wo keine Spur von der verrufenen Unendlichkeit mancher bis in den Himmel gehobener Componisten vorhanden ist, Vorzüge sind, welche nur der Dilettant, nicht aber der wirkliche Kenner, in Hrn. W. Müller übersehen kann. Dieser Componist hat Gesänge gefeßt, welche einen Charakter haben, das heißt, welche nicht in jedermanns Mund passen. Volksgesänge, wie die des Hrn. Wenzel Müller, sind keine Guroleyen, zu denen das ganze Heer der materiellen Mittel verwandt werden können und welche des Beyfalls um so sicher sind, je mehr der Gebrauch dieser Mittel darin überbothen wird. Wie viele berühmte und berühmte Componisten würden im Stande seyn, Opern, wie das „Sonntagskind, die Schwestern von Prag“ u. s. w. zu sezen? Diese Compositionen befinden sich seit mehr als dreyßig Jahren auf allen deutschen Theatern. Welche vor neuerlich berühmt gewordenen ernsten melodramatischen Opern dürfte ein ähnliches Alter erreichen? Wir, für unsern Theil, glauben gar keine!

Was Hrn. Wenzel Müller, als Orchesteranführer, anbetrifft; so ist die wahrhaft unkünstlerische Apathie unbegreiflich, mit welcher er seine Musiken dirigirt. Da geigt und pfeift alles um ihn herum, wie den Herren der Schnabel gewachsen ist, ohne daß Hr. Wenzel Müller eine Miene darnach verzöge. Von Nuancirung im Vortrage ist so wenig zu verspüren, daß oft die allerliebsten Accompagnements, besonders der Blasinstrumente, mit der unverzeihlichsten Nachlässigkeit, vorgetragen werden. Nicht minder fällt einem gebildeten Ohre die stets unter sich unreine Stimmung der Geigen auf. Da das Orchester aus lauter jungen Leuten besteht, unter welchen sich auch einige wirkliche Künstler befinden (z. B. ein Geiger, ein Flötist, ein Bratschist u. s. w.); so dürfte ein, mit lebendiger Kraft und Enthusiasmus erfüllter, Anführer die Leistungen desselben in kurzer Zeit zu einer Vollkommenheit steigern, von der jetzt keine Spur vorhanden ist.

### Schauspiel.

Auf dem K. K. Hoftheater wurde den 5. d. aufgeführt: Essex, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Mlle. Sophie Müller, ehemals Mitglied des Hoftheaters in Mannheim, trat als Mitglied des ersten hiesigen Kunstvereins im Charakter der Gräfinn Rutland auf.

Schon im vorigen Jahre sahen wir diese achtungswerthe Schauspielerinn als Gast in der genannten Rolle, die sie mehrmals wiederholen mußte; wir hielten sie, nicht ohne billiges Mißtrauen in die Ansicht des Augenblicks, die Illusion des ersten Eindruckes, für eine ihrer vorzüglichsten, ja vielleicht für die gelungenste ihrer Darstellungen, und waren sehr begierig, das Resultat der diesjährigen Anschauung mit dem früheren Urtheil zu vergleichen. Wenn es erfreulich war zu sehen, daß die Künstlerinn durch die Wahl der ersten Debütrolle nach ihrer Zurückkunft unsere Meinung selbst bekräftigte, so mußte es doppelt angenehm seyn, zu bemerken, daß gleiche Ansicht und dasselbe Urtheil sich uns von neuem gleichsam wieder aufzudringen schienen, ja sogar bis auf diejenigen Punkte, über die wir damals mit uns selber nicht recht einig waren.



Aber nein! ganz so verhält sich's nicht. Die trefflichen Parthien dieses Kunstgemäldes, wozu die wärmste Leidenschaft, die sich mit jugendlichem Reiz nur immer paaren kann, die Farben mischte, hatten an Reichthum der Phantasie und mimischer Entfaltung noch gewonnen. Wir rechnen hierher die vierte Scene des dritten, und die siebente des vierten Act's. Die Empfindung erhob sich in jener, während der Schilderung der Vorzüge des geliebten Gatten aus dem unbefangenen Ton, mit welchem noch die kurze Rede: „Ihro Majestät sehen meine Thränen!“ bis zu den letzten Worten, ganz wie es die Natur erfordert hier, gesprochen wurden; nach und nach zur poetischen Ekstase, zum Aufschwung der feurigsten Leidenschaft, die aus ihren eignen Bildern und Ideen neue Naturung schöpft. Hier bleibt die Beurtheilung hinter dem Kunstwerk zurück — wir wollen es so nennen — wiewohl es vielmehr das Werk der unbegreiflichen Natur ist. Eben so wenig, wie diesen inneren Wallungen, die in der von einem Feuerstrom hin und herbewegten Brust sich offenbarten, der Drang von abgerissnen, sich durchkreuzenden Gefühlen, deren jedes gern zu Worte kommen möchte, so daß der immer wachsende Kampf den schnellsten Wechsel der Töne und des Zeitmaßes verursacht, gelehrt werden könne, eben so schwer wird es auch, das Alles bis zur Anschaulichkeit zu bezeichnen. Zuweilen war es nur ein einzelnes Wort, das eine längere, kraftvollere Betonung erhielt, indem der Ausbruch des Gefühls einen neuen Andrang nahm, zuweilen erhob sich die Stimme schnell und sank, ohne einen Ruhepunct gefast zu haben, in demselben Augenblick herab. Jeder Zug bekam eine andere Farbe durch die materische Hand der Liebe, und von den Worten an: „Seine Seele ist reiner, als die Sonne,“ stieg die Begeisterung immer höher, immer schneller; bey der Stelle endlich: „Bedenken Sie, wie er die Rebellen gezüchtigt, wie fürchtbar er ihren Namen dem Spanier gemacht,“ erhob sich die Brust der Lobrednerinn, wie von des Heroismus stolzem Selbstgefühl geschwellt. Man frage nicht, woher solche Eingebungen kommen, indem so manches Unbedeutendere noch die bildende Hand der Kunst zum Theil entbehrt. Die Natur allein kann und wird ihm hier die Antwort geben: Das ist mein Geheimniß. Wer vom Sturm der Leidenschaften nie erschüttert wurde, der begreift es ohnehin nicht; so wie es unmöglich ist, daß jemand, der an dieser oder jener Krankheit nicht gelitten hat, von dem Gefühl des Kranken einen richtigen Begriff sich machen sollte, wär' er selbst ein Arzt. Nothwendig wird es aber darum auch nicht, daß Stimmung und Schilderung in demselben Augenblick zusammentreffen; doch jener Kunstlehrer, der gesagt hat: „Wer ein Gefühl lebendig schildern will, muß dessen wenigstens fähig seyn,“ war seiner Sache sehr gewiß. Eine kleine Unrichtigkeit bemerken wir noch hier, um unsere Aufmerksamkeit und die völlige Freiheit der Urtheilskraft einiger Maßen zu beweisen. In der letzten Rede, wo es heißt: „Das seltne Muster der Kunst, die aus hundert Gegenständen zusammensuchen muß“ u. s. w. wurde das Compositum getrennt, und der Nachdruck auf suchen gelegt; aber der Begriff liegt nicht in diesem, sondern in dem Ganzen: zusammen suchen, was einzeln schon vorhanden ist. Ein solcher Mißgriff, so klein er ist, verrückt die Stimmung augenblicklich.

Von der angeführten Scene des vierten Aufzugs ließe sich in anderer Hinsicht eben so viel Treffliches anführen, wenn der Raum es nicht verböte. Nur noch bemerkt soll es werden, daß nach vielfältigen Schattirungen der bis zum Pathos der Verzweiflung wachsenden Leidenschaft endlich der Ton wieder in jene ursprüngliche Unbefangtheit zurück sank, bey den Worten: „So II Eßer leben?“ die kindlich stehend und mit einer halben Exclamation gesprochen wurden — „Sagen Sie nur, eh ich gehe, daß Sie ihm verzeihen wollen!“ — Es muß uns sehr willkommen seyn, wenn unsere Phantasie auch einmal einen Spielraum gewinnt, da wir oft von Erstaunen hingerissen werden, wie doch die Einbildungskraft in manchen Beurtheilungen mit der Kritik solche Burzelbäume schlagen kann, daß wir im Stillen auszurufen pflegen: Glückselig sind diejenigen, die solche Wunder schauen, wo doch Alles ganz natürlich zugeht!

Wir erinnern uns, daß die Schlusscene des letzten Aufzugs uns im vorigen Jahr nicht ganz befriedigte. Eben so geschah es dieß Mal wieder, wenn gleich das Ganze mit wahren Kunstsinne durchgeführt wurde, und sich außerdem noch einzelne glänzende Punkte zeigten. Wir möchten diese gern nachweisen, aber die Darstellerinn schien hier



einer andern Ausgabe zu folgen. Nur der Wahnsinn ist es, den wir noch in Anspruch nehmen; nicht als wäre er in dieser Situation psychologisch nicht gegründet! Wie viele sind aus einer tiefen Ohnmacht der Verzweiflung völlig sinnlos schon erwacht! Aber der wahre Wahnsinn sollte so wenig als möglich zu einem Gegenstand der Kunst, besonders der mimischen Kunst gemacht werden. Zerrüttung der Sinne, oder was man eigentlich Phantasien nennt, mit halben Bewußtseyn verbunden, das ist für solche mimische Gemälde das allerbeste Colorit und diese Scene deutet selbst, wie es uns scheint, am nächsten darauf hin. Ja was noch mehr ist: unter einer Farbe, wie die angezeigte, kann auch die persönliche Innmuth der Darstellerinn am ungetrübtsten hervorschimern, wenn sie der Ausdruck des Wahnsinns beynabe gänzlich zu vernichten droht. Die vielfältigen Zeichen des freundlichsten Willkommens, des herzlichsten Beyfalls, die der Darstellerinn durch das ganze Stück zu Theil wurden, übergehen wir.

Hr. *Unschütz* (Esser) war sich selber treu geblieben — nein, auch dies bedarf noch einiger Berichtigung. Er mischte in die Ausbrüche des empörten Stolzes etwas mehr Mäßigung und Sanftmuth, was mit jener Stimmung auch recht wohl bestehen kann. Der *Stolz* hat keinen rauhen Ungestüm von nöthen; sein Benehmen, seine Äußerungen beleidigen schon die, auf welche sie gerichtet sind; und einem Helden, wie Esser, der ein so zärtlich liebendes Herz besitzt, müssen die sanfteren Tonarten überhaupt mehr eigen seyn. Hr. *Unschütz* besitzt eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit in der Modulation sanfter Accorde, in dem Ausdruck zärtlicher Gefühle. Das bewies er wieder hier. Der Ton, womit er noch die letzten Worte sprach: „Aber ohne ihr weh zu thun!“ überrascht und ergriff die Herzen, wie so viele andere Klänge dieser Art. Noch gelungener, als das erste Mal, wie uns bedünkt, gerieth auch diese Stelle. Die Worte folgten schneller auf den heftig ausgesprochenen Befehl: „Reißt mich von ihr los!“ Der Übergang war rascher und natürlicher. Nur in der Scene mit *Nottingham* möchten wir etwas weniger Weichheit gewünscht haben, den Ton mehr düster, aber auch zugleich männlich fester. Sie darf kaum ahnen, daß die süße Gewohnheit des Lebens und des Wirkens mit geheimen Zauberbanden noch an seinem Herzen zieht. Dadurch wird ihr eigener Charakter gemildert. Ein Weib, das den Thränen eines Mannes widersteht, welsch ein Ungeheuer!

Hr. *Seurteur* (Southampton) hat ein besonders glückliches Organ für seine Rolle, grade wie das Ideal schwärmerischer Freundschaft es zu fordern scheint. Die Abschiedsscene zwischen beyden Freunden gab eine so rührende und rein gestimmte Harmonie, daß die Tonkunst ihre Laute nur zu wiederholen brauchte.

*Burleigh* war dieß Mal durch Hrn. *Lembert* gleichfalls neu besetzt; und so hatte dieses ausgezeichnete, werthvolle Trauerspiel wieder ein ganz neues, frisches, jugendliches Ansehen gewonnen.

### G a s t s p i e l.

Auf dem k. k. priv. Theater an der Wien wurde den 6. d. aufgeführt: *Johann, Herzog von Finnland*. Hr. *Posinger*, vom königl. Theater in München, trat als Gast in dieser Hauptrolle, Hr. *Mayerhofer*, vom Nationaltheater (?) in Mainz, als Geheimerath *Brasfo* auf.

Die neuen dramatischen und mimischen Erscheinungen folgen so schnell auf einander, daß man nicht genug Augen und Ohren haben kann. Nur das Bedeutendere läßt sich ausführlicher behandeln, das Mittelmäßige muß als bloße Notiz passiren, und das ganz Unbedeutende — freylich, das sollte man mit Stillschweigen übergehen. Der erstgenannte Gastkünstler hat in seinem Sprachorgan ein großes Hinderniß zu überwinden, das auch der glücklichsten Declamation Abbruch thun würde, nämlich das überall stark hervortretende *R* und eine nachdrückliche Betonung darauf obendrein; außerdem aber läßt ein ähnlicher Laut auch in solchen Wörtern und Sylben sich vernehmen, wo dieser Consonant gar nicht vorhanden ist. Wenn der Vortrag sich erhebt, klingt der Ton so sehr gepreßt, daß man den Sinn der Rede kaum errathen kann. Das sind Fehler der



Natur; was nun die Kunst gethan, sie zu verbessern, konnten wir in dieser ersten Darstellung — wir wollen es so nennen, in der Hoffnung, daß Besseres folgen werde, wie wohl es wenig mehr als eine Vorstellung war — nicht klar genug entziffern. In Haltung und Gesten zeigte sich die Kunst so wenig, daß uns hier vielmehr ein großer Mangel an den nöthigsten Vorübungen in die Augen sprang. Diese Umstände zusammen mögen Schuld daran seyn, daß wir in der ganzen Leistung bis zur Gerichtsscene auch nicht Eine Stelle und nicht Einen Zug besonders auszuzeichnen wissen. In der letztern gelang's dem Gast, die Stimme zu erheben, und die Zuschauer ergriffen diese Gelegenheit, die Pflicht des Gastrechts auszuüben. Manche mußten eingestehen, daß Muth und Glück dazu gehören, um auf solche Weise, leicht und flüchtig ausgerüstet, Kunstreisen zu unternehmen.

Der zweite Gast hatte früher schon als General Schlenzheim sich gezeigt. Diese Rolle war sonst sehr anlockend; heutiges Tages pflegt sie wenig Erwartungen anzuregen, man schließt vielmehr daraus auf die schönere Vergangenheit des Künstlers. Da der Charakter indessen eine lebendige Darstellung und viele Beweglichkeit erfordert, so wurden wir ein wenig überrascht, dieß Mal so schwache Spuren des innern wie des äußern Lebens wahrzunehmen; ein matter, trockner Puls verkündete das Greisenalter, auch im künstlerischen Organismus. Die Aussprache ist etwas preziös, und dieses muß vielleicht dem alten Vorurtheile zugeschrieben werden, daß die Bühne überhaupt eine ganz andere Stimmung des Organs erfordere. Jenes ließe sich indessen wohl noch überhören, denn der Vortrag ist sehr deutlich, und oft bestimmt genug, im Allgemeinen wenigstens; die Maske machte sich gefällig, nett und reinlich; hätte nur nicht die Monotonie in Allem so sehr vorgeherrscht, daß wenig mehr, als bloß die Maske zu bemerken war. Auch hier äußerte die Gerichtsscene einen vortheilhaften Einfluß, indem der Gast in der letzten Rede nach aufgehobner Sitzung den Umfang seiner Stimme hören ließ, und plötzlich in die Tiefe ging, was schicklich und von guter Wirkung war. Nur fehlte, trotz der Deutlichkeit im Einzelnen, dennoch Verständlichkeit im Ganzen, weil die Glieder der Perioden nicht genug zusammenhielten und der Puls zuweilen auszuweichen schien. Indessen wirkte diese Scene, und das beglückende Applaus brachte abermals auch etwas Lebenswärme in die Handlung.

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Athanasia crithmifolia. Bacillenblättrige Athanasie. Vom Cap.
- Caladium tripartitum. Drentheiliges Caladium. Von Caracas.
- Croton pennicillatum. Pinfeldrüsiges Croton. Von Cuba.
- Hibiscus Manihot. Schwefelfarber Hibiscus. Von Canada.
- Hypericum canariense. Canarisches Hartheu. Von den canarischen Inseln.
- Haemanthus coccineus. Scharlachrothe Blutblume. Vom Cap.
- Jasminum azoricum. Azorischer Jasmin. Von den azorischen Inseln.
- Jatropha napacifolia. Zerschligtblättrige Brechnuß. Von den Antillen.
- Laurus indica. Indischer Lorbeer. Von Madera.
- Xylophylla elongata. Langblättriges Holzblatt. Aus Westindien.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.



Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 15. August 1822.

98

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Notenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen in vierteln, um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W.; dann ohne Kupfer vierteln, um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Lieb' im Kriege \*).

(Anfang eines Lustspiels von Müller.)

Erste Scene.

(Zimmer. Die Mittelthür von innen verriegelt. Gesteigertes Pochen von außen. Stimme des alten Obersten von Frankenberg.)

He! Holla! aufgemacht! Ein Oberster nebst Pferden  
Et caetera! Quartier! — Zum Teufel, wird's bald werden? —  
Nicht? Höllenelement! 'ne Flinte her!

(indem er die Thür einstößt)

Pum, pum!

Pum, Pum! Pum — krack! — da liegt's! — 's ist eüch schon  
recht, warum —

(Er stürmt herein, und scheint betroffen, als er das Zimmer leer findet.)

Hm! Keine Seele drin. Verdamm't, da hätt' ich sollen — —

Wer kann das riechen! Hab' mir's abgewöhnen wollen;

Doch nichts erbittert mehr, als so ein dickes Bret,

Das nicht auf Gründe hört, und Recht hat, weil es steht.

Ein Feind, mit dem ich mich nicht gütlich kann vergleichen,

Muß, da hilft nichts davor, mich werfen oder weichen.

\*) Nicht als Probe eines auf dem Webstuhle befindlichen Stückes theil' ich dem kleinen Kreise der Freunde, welche meine dramatische Muse etwa noch in Wien haben möchte, diese Scenen mit: es ist ja in diesem Kreise wohl bekannt, daß ich der Schriftstellerey für die Bühne längst abgeneigt geworden bin. Ich gebe dieses Fragment bloß in der Hoffnung; daß es, auch als solches, den Lesern wenigstens die nützliche, flüchtige Unterhaltung gewähren könne, welche die erste und letzte Scene zu gewähren schienen, als ich vor ungefähr fünf Jahren dieselben in einer hamburgischen Zeitschrift unter der Kategorie von Einquartierungs-scenen, und unter den Überschriften: Die Mahagoni-Thür, und: Der Husar, drucken ließ.



(Zu seinem eintretenden Reitknecht.)

Hierher den Mantelsack! Nun geh, klopf überall,  
 Wo eine Thür ist, an, und frag nach einem Stall.  
 Sey höflich, Grobian! wir sind in Freundes Lande. —

(Der Reitknecht geht.)

Wenn man das Volk nicht zieht, so macht's den Truppen Schande.  
 (Zurückrufend.)

Johann!

Johann.

Befehlen —

Oberst.

Geh, und such den Herrn vom Haus:

Ich bitte mir die Ehr', ihm aufzuwarten, aus. —

(Johann ab.)

Man soll nicht sagen hier, ich sey ein alter Degen,  
 Der nichts als fechten kann, und seines Bauches pflegen.  
 Man weiß zu leben. —

(Er bemerkt eine Landkarte an der Wand.)

Schau, 'ne Karte! Großes Maaf.

Gut! — Das hier ist die Stadt — hier steht der Feind. — Gut! —  
 Das?

Das ist der Fluß, und das die Brücke. Gut! — Der Teufel!  
 Da gibt's 'nen Brückenkopf zu nehmen ohne Zweifel.  
 Dabey kann meiner auch beyläufig reisen gehn. —

(Er mist.)

Eins — zwey — drey Meilen. Gut! Kann heute noch geschehn.

## Zweyte Scene.

Hermann (ohne Kopfbedeckung aus einer Seitenthür tretend).

Ihr Diener.

Oberst (ohne sich nach ihm umzusehen).

Auch so viel.

Hermann (mit Pantomime auf die eingeschlagene  
Hauptthür).

Sind — einquartiert hier?

Oberst.

Nichtig!

Der Wirth?

Hermann.

Sein Neffe.

Oberst.

Gut!

Hermann.

Wird's Krieg hier geben?

Oberst.

Tüchtig.

Hermann.

Charmant! Ich freu mich d'rauf.



Oberst.

Was? Sind Sie toll?

Hermann.

Wie so?

Oberst.

Herr, kennen Sie den Krieg?

Hermann.

Von weitem.

Oberst.

Seyn Sie froh!

Hermann.

Ich bin begierig, wie er aussteht in der Nähe,  
Und wär' mein Oheim nicht, wer wüßte, was geschähe.

Oberst.

Was könnte dann geschehn?

Hermann.

Ich zöge mit zu Feld:

Soldat; dann Offizier; dann General, dann Held.

Oberst.

Gut! Sie gefallen mir.

Hermann.

Oh —

Oberst.

Sehen Sie sich nieder!

Der Oheim, sagen Sie — was hat er denn darwider?

Hermann.

Der Henker weiß, ich nicht. Ich soll im Hause seyn,  
Und, wie's bisweilen scheint, so soll ich drinne freyn.

Oberst.

Wen?

Hermann.

Seine Tochter.

Oberst.

Gut!

Hermann.

Nicht gut.

Oberst.

Aha, verstehe:

Nicht hübsch von Angesicht?

Hermann.

O, wer nur darauf sähe,

'ne Venus!

Oberst (vertraulich).

Böses Herz?

Hermann.

Ein Engel von Gemüth.

Oberst.

'ne Gans?

Hermann.

Bewahre!



Oberst.

Nun? Wo fehlt's?

Hermann.

Zu sanft Geblüt.

Oberst.

Gut!

Hermann.

Nicht gut. Sieht der Herr, ich habe Feu'r im Leibe,  
Und ein Husarenherz — das wünsch ich mir zum Weibe!  
Das zieht im Nothfall mit in's Feld, und haut mit ein,  
Da kann ich denn Husar, und kann auch Schmann seyn.

Oberst (aufgestanden).

Patron!

Hermann (beleidigt).

Patron retour.

Oberst.

Patron! ich muß ihn küssen!

Hermann.

Ah so! — Doch wüßt' ich nun auch gern, warum Sie müssen?

Oberst.

Er ist mein Ebenbild! So hab' ich auch gedacht;  
Und wie Er's machen will, so hab' ich's selbst gemacht.  
Zwar kam es theuer — kam sehr theuer mir zu stehen,  
Indeß, wie's Einem ging, wird's just nicht allen gehen.

Hermann.

Wie ging's denn Ihnen?

Oberst.

Nun, meinetwegen, komm Er her,  
Will's ihm erzählen. — Ich war ehemals jung, wie Er —

Hermann.

Ich denke, künftighin so alt, wie Sie, zu werden.

Oberst.

Gut! Schon als Knabe lag ich gern auf wilden Pferden.  
Studieren sollt' ich — Bah! Dragoner wurd' ich.

Hermann (näher).

Ey!

Oberst.

Verliebte mich —

Hermann.

Poß Blitz!

Oberst.

Nahm eine Frau —

Hermann.

Dabey?

Oberst.

Dabey? Ich nahm ja die, die mich gekapert hatte!  
Neun Monath — Er versteht? Den Vater münzt der Gatte.  
's war eine Tochter. Gut! Allein ich wünschte mir  
Ein Knäbchen, und indem ich eben dran studier',  
So bricht der Krieg aus.



Hermann.

Gut!

Oberst.

Den Henker auch, mein Lieber!

Mir war, als gäb' das Ding mir einen Nasenstüber.

Hermann.

Sie waren gern Soldat —

Hermann.

Gut! aber gern auch Mann;

Ein Pferd selbst hängt den Kopf, zerreißt man das Gespann.

Zum Glück war meine Frau zu Haus nicht zart gehalten,

Sie zog mit mir in's Feld, und ließ das Kind den Alten.

Hermann.

Gut.

Oberst.

Gut? Vor's erste, ja. Sie saß wie'n Ast zu Pferd,

Und Kocht' im freyen Feld, als ständ' sie vor dem Herd.

Allein der Teufelskrieg wurd' alle Tage länger,

Stets kürzer wurd' ihr Rock, der Schnürleib immer enger.

Hermann.

Gut!

Oberst.

Was? Ich glaub', Er hat sich's angewöhnt, das Wort!

Es konnt' ein Sohn seyn — gut! Doch hier war nicht der Ort,

Wo man — versteht er mich? Genug, es ging nicht weiter.

Ich ließ sie hinterm Heer, und ich und meine Reiter,

Wir zogen vorwärts. Gut! Ich dachte: siegen wir,

So kommt sie mit dem Kind dann auf der Post zu dir;

Und geht es rückwärts — gut! Hier muß man durchpassiren.

Ich Dumbbart wußte noch den Henker vom Tourniren!

Wir werden ausgeklopft, vom Heeresweg coupirt,

Die Stadt, wo Lotte blieb, belagert — bombardirt,

Und sie — 'ne Wöchnerinn — ich sah sie niemals wieder.

Hermann.

Sie starb?

Oberst.

Nun freylich, Narr! so'n Schreck schlägt in die Glieder.

Hermann.

Viel Unglück.

Oberst.

Gut! Allein werd' ich denn jemals Flug?

Hab' ich nicht wieder —

Hermann.

Wie? Sie haben wieder?

Oberst.

Genug!

Wo steckt der Onkel?

Hermann.

Der vergräbt und packt zusammen;

Er steht im Geiste schon Feind, Plünderung und Flammen.

(Ein Marsch wird geblasen.)



Gut! He, Johann!

Oberst.

Johann.

Herr O —

Oberst.

Wo bleibt — wo steckt mein Sohn?

Johann.

Die Equipage folgt der siebenten Schwadron,  
Und die rückt eben ein. — Der Wirth ist nicht zu treffen.

Oberst.

Gut! ich bin unterdeß zufrieden mit dem Neffen.

Hermann.

Er wird schon kommen, denn er hört das Kriegsgetön.

(Der Schluß folgt)

### Schauspiel.

Den 7. d. trat Mlle. Sophie Müller in Romeo und Julie, nach Schlegels Übersetzung, auf.

In der Darstellung dieses Charakters war uns die Künstlerin eine neue Erscheinung, aber auch eine sehr bedeutende. Die Schwierigkeit der Aufgabe wird durch eine so glückliche Individualität allerdings erleichtert. Jene besteht vornehmlich in der Vereinigung der höchsten Naivetät mit dem Ausbruch der gewaltigsten Leidenschaft. Die Kunst kann nur den einen Theil dieser Bedingungen erfüllen; wenn aber der andre schon voraus gegeben ist, so darf die Darstellerin nur dem reinen Kunstgefühl sich überlassen, und wir hatten Grund genug, zu hoffen, daß es hier nicht schlummern werde. Die Natur der dramatischen Vereinigung beyder Seelenzustände ist nicht zu bezweifeln. Das kindliche Gemüth wächst im Sonnenschein der Liebe zusehens heran, und die Allgewalt der Leidenschaft bringt in wenigen Tagen die Frucht eines Jahres — bringt sie in einer Mondennacht zur Reife. Den Grundton in einzelnen Momenten immer wieder anzuschlagen, ist das Werk der Kunst, oder, wie wir lieber sagen wollen, des Kunstgefühls. Auch durch die stürmischste Nacht der Leidenschaft muß das Wesen der Unschuld, wie ein verklärter Geist, hindurchschimmern. Wir stellen das nicht als eine Aufgabe hierher, die Lösung ist geschehen. Eine andere Anforderung wurde minder genügend erfüllt; wir meinen die freye Handhabung der gebundenen Rede. Nicht die Scansion im bestimmten Sylbenmaße war es, die zuweilen störend wirkte, nein, es war eine gewisse monotone Bewegung in einem ganz eignen Rhythmus, die als notwendige Begleiterin der ersten, oder als ihre Stellvertreterin angenommen schien. Wir bemerken dasselbe auch in einer gleichzeitigen Darstellung, als hätte hier die Sympathie mit eingewirkt. Zugleich trat aber bey der Künstlerin jene Angewöhnung, den letzten Theil einer Rede, eines Satzes, oft in ungewissen Accenten und in den höhern Tönen so zu schließen, daß er einem mißlungnen Frageton zuweilen gleich, zuweilen wirklich einer ist, hier auffallend mehr hervor, als im prosaischen Vortrag. Diese schwankenden Schlussbetonungen müssen um so ernstlicher bedauert werden, als der Fehler so gewöhnlich ist, daß er mit den künstlerischen Vorzügen, die unsere Bewunderung erregen, kaum verträglich scheint. Ihn zu beseitigen, dazu gehört nur ein gutes Ohr, wenn auch ein fremdes, das unablässig seine Aufmerksamkeit, und einzig darauf richtet, das Wahre und das Rechte würde dann von selbst sich finden.

Schon der mimische Ausdruck während des ersten Abgangs von der Scene, als Julie den unbekanntnen Romeo erblickt hat, und nun auf seinem Angesicht ihr trunkenes Blick verweilt, mit langen schwelgerischen Zügen, offenbarte uns die glückliche Empfänglichkeit der Künstlerin, war ganz im Sinn und Styl der hohen Dichtung, die



sich eines kräftigeren, glänzenderen Colorits bedient — das ist vorzüglich zu bemerken. Bey der nächsten Entfernung drückte dieser Blick der Sehnsucht ängstliches Verlangen eben so beredt aus. In der ersten Scene mit Romeo, wo die kindlichen Herzen sich dem Zauberspiel der Liebe sorglos überlassen, kam die eigne Natur und die Schmiegsamkeit der Stimme unserer Darstellerinn ungemein wohl zu Statten. Es bedurfte nirgends eines Zwanges, der ungeweihten Ohren Stellen, wie folgende, gar so leicht verdächtig macht:

Romeo.

Nun hat dein Mund ihn aller Sünd' entbunden.

Julie.

So hat mein Mund zum Lohn sie für die Günst? (Die Betonung ist hier, des Gleichgewichts wegen, etwas schwierig.)

Romeo.

Zum Lohn die Sünd'? O Vorwurf, süß erfunden!

Gebt sie zurück. (Küßt sie wieder.)

Julie.

Ihr küßt recht nach der Kunst.

In welchem Werk ist die Liebe zarter und zugleich auch glühender als hier und in der nächtlichen Zusammenkunft geschildert? In Heloise nimmt sie einen fast rhetorischen Ton an; in Cabale und Liebe (diese beyden stehen hier nicht umsonst beisammen) schmückt sie sich allzu sehr mit metaphorischem Puz; hier, es ist wahr, spielt sie mit Miß, spielt aber die beglückte Liebe etwa nicht damit? Und in diesen Augenblicken ist sie ja von allen Genien des Glücks umschwärmt.

Die Schwierigkeit wächst, und die Scene im Garten, wo alles in der Entfernung, bloß durch Töne und Accente ausgedrückt werden muß, fordert einen größeren Kunstaufwand. Die Darstellerinn wechselte die Stimmung hier sehr glücklich, eine leidenschaftliche Erhebung vermehrte zuweilen den Effect, das „gute Nacht!“ wurde mit verschiedenen, ganz natürlich herbey geführten Modulationen ausgesprochen, nur gilt hier wieder, was vorhin unter der Benennung Angewöhnungen erwähnt wurde, und zuweilen vermiste man, vielleicht als Folge jener, die Verständlichkeit, besonders in der Rede:

Du weisst, die Nacht verschleiert mein Gesicht.

Schilt diese Hingebung nicht Flatterliebe,

Die so die stille Nacht verrathen hat.

In der fünften und sechsten Scene hatte der Ton einen pathetischen Aufschwung und die Action bewegte sich in größeren Verhältnissen, wie es das schnelle Wachsthum der Leidenschaft erfordert. In einer Nacht ist sie um's Doppelte gestiegen.

Etwas kindlich schwärmerischer hätten wir den Ausdruck in der zweiten Scene des dritten Act's gewünscht. Was kann die Kunst der Schauspielerinn übrigens zu der reizenden Natur der Dichtung hier wohl noch hinzuthun?

Komm milde, liebevolle Nacht! Komm, gib

Mir meinen Romeo! Und stirbt er einst,

Nimm ihn, zertheil' in kleine Sterne ihn:

Er wird des Himmels Antlitz so verschönen,

Das alle Welt sich in die Nacht verliebt,

Und niemand mehr der eiteln Sonne huldigt.

Ich kaufte einen Sitz der Liebe mir,

Doch ach! besaß ihn nicht — (Romeo's Herz) ich bin verkauft,

Doch noch nicht übergeben.

Alles das muß rührende Melodie werden und nach den Worten: „Ich bin verkauft“ eine nicht angezeigte Pause fallen, dann der Nachsatz, wie ein aufblühender Gedanke des Trostes folgen. Der letzte Theil dieser Scene wurde von ergreifenden Klängen des tiefsten Gefühls belebt. Wir übergehen die schöne Abschiedscene:



Es war die Nachtigall und nicht die Lerche —

Sie singt des Nachts auf dem Granatbaum dort.

Glaub', Lieber, mir: es war die Nachtigall.

Die Liebe wünscht den Tag, der Trennung droht, noch fern. Kaum sollte man es glauben, daß so zarte Züge unter einem nebelvollen Himmel sich gestalten konnten. Wir übergehen diese Scene, um des letzten Monologs zu erwähnen. Im Allgemeinen merken wir nur an, daß die Begeisterung der Schauspielerinn mit der Dichtung gleichen Schritt hielt, und ihre Kraft sie nicht verließ. Das Ganze war durchdacht und gab recht künstlerischen Momenten das Daseyn. Sonst konnte in der Andeutung der Ahnungen und Visionen die Steigerung merklicher und der Farbenwechsel stärker fern. Bei den letzten Worten darf Julie vom Tisch etwas entfernter stehen, die Katastrophe wird dann besser vorbereitet. Die Darstellerinn veränderte hier das Präsens:

— Romeo! Dieß trink ich dir!

in das Präteritum, des Nachdrucks wegen. Als der Vorhang bereits gefallen war, mußte sie unter lauten Beifallsbezeugungen wieder auf der Bühne erscheinen.

Die andern Hauptpersonen wurden in den gelungensten Theilen ihrer Leistungen nach Verdienst gewürdigt. Hr. Korn war in der dritten Scene des dritten Aufzugs mit Lorenzo ganz er selbst, oder besser gesagt ganz Romeo. In den Anfangsscenen scheint er nicht in seinem behaglichsten Wirkungskreis zu seyn; aber der Künstler besitzt die Gabe, oft an die Stelle der Begeisterung die Besonnenheit mit glücklichem Erfolg zu setzen, oft beyde glücklicher noch zu vereinigen.

Hr. Costenoble gab den Capulet in der fünften Scene des dritten Aufzugs, wo Entrüstung über Julia's Weigerung ihn ergreift, mit Wahrheit und Energie.

Wie glücklich Hr. Keil im Vortrag der Erzählungen und solcher Reden ist, die langen Athem erfordern, davon sahen wir in der Scene, wo Lorenzo der Gattinn Romeo's die Phirole reicht, mit den Worten:

Nimm dieses Fläschchen u. s. w.

einen neuen, beifallwürdigen Beweis, der auch gebührend ausgezeichnet wurde.

Mercutio wird vom Hrn. Koberwein gleichsam neu hervorgebracht, und wir möchten die jetzige Darstellung für noch gelungenere halten, als die früheren, der Humor blickte wenigstens in der letzten Scene gedämpfter durch den Todesschleier. Die Haltung des Sterbenden bey zunehmender Erschöpfung und fortdauernder Reaction männlicher Entschlossenheit ist ein Beweis von großer Bühnensicherheit. Aber man zeige doch in einem kleinen Umriß, so wie hier, eine mehr vollendete Charakterzeichnung, als dieser Mercutio. Ein wahrer Held! der für des Freundes Ehre sein Leben unbedenklich hingibt, und dann mit Gleichgültigkeit dem Tod in's hohle Auge blickt, als ob er sagen wollte: das Leben ist wenig, der Tod ist nichts, das kleinste Übel ist der Tod, ihm folgen keine andern mehr.

### Modenbild XXXIII.

Kleid von Barege mit Garnierung von Bändern. Hut von Crepp mit Maraboutfedern und Kornähren geziert.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



n es  
Wir  
merz  
chen  
gab  
nuns  
Ben  
wird  
  
var,  
  
ngen  
mit  
enen  
esigt  
efolg  
  
ugs,  
  
, die  
ttinn  
  
wir  
imor  
tung  
icher  
ch in  
ieser  
hins  
agen  
fol:  
  
bott:



*D. v. St. Del.*

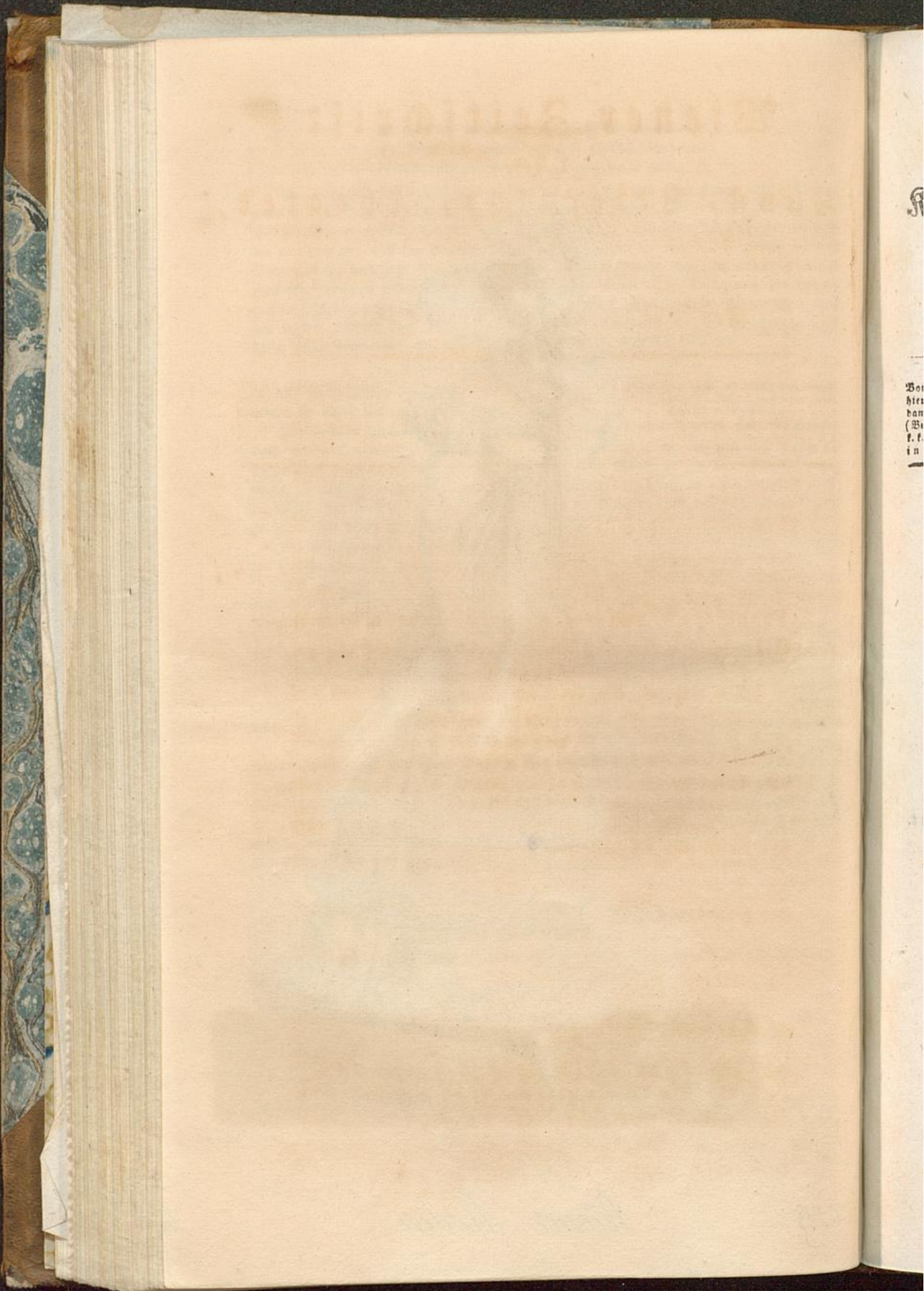
*J. v. Stuber sc.*

XXXIII.

*Wiener Moden.*

*2.  
182*





S

For  
the  
ban  
(B  
f. l  
in



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Sonnabend, den 17. August 1822.

99

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welches hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. von N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die Lieb' im Kriege.

(Anfang eines Lustspiels von Müller.)

(Schluß)

### Dritte Scene.

Francisca (in Husarenuniform eintretend, umarmt den Obersten).

Mein Vater!

Oberst.

Fränzel! Gut!

Hermann (bey Seite).

Poß Bliß! der Jung ist schön.

Oberst.

Lang bleibst du.

Francisca.

Wer ist Schuld? Wer bannt mich in den Wagen,  
Der hinten nach sich schleppt?

Oberst.

Wir sind bereit zu schlagen,

Und ein gebranntes Kind —

Hermann (bey Seite).

Was Teufel! Der Husar  
Ist Frauenzimmer, ist die zweyte Frau wohl gar!

Francisca.

Es ist doch immer eins, ich fahr' nun oder reite.

Oberst.

Gut! Wie du willst; nur jetzt nicht mehr an meiner Seite,  
Der Feind — wir wollen sehn, wie die Rapporte sind.

### Vierte Scene.

Amalie (schüchtern in der andern Seitenthür erscheinend und winkend).  
Hermann!



Hermann.  
Cousinchen?

Oberst (betroffen bey ihrem Anblick).  
Was?

Francisca (attakirend).

Nur näher, schönes Kind!

Amalie.

Mein Herr! (zu Hermann) der Vater ruft durch's Kellerloch  
nach Ihnen.

Hermann.

Gleich.

Oberst (für sich).

Sonderbarer Fall! So viel verwandte Mienen!

Hermann.

Da muß ich Augenblicks — (auf Amalien deutend) Herr Oberster,  
Sie sehn,

Daß ich Sie nicht belog. (ab.)

Francisca (Amalien in den Weg tretend).

Sie wollen wieder gehn?

Amalie.

Ich hab' im Haus zu thun.

Francisca.

Sie hassen die Soldaten?

Amalie.

Ich zieh' den Frieden vor dem Glanz der Heldenthaten.

Francisca.

Wir sind so schlimm nicht, wie der Feind, der Sie verließ.

Amalie.

Schlimm ist nur schlimm, wenn es zugegen ist.

Francisca.

Gewiß.

Amalie.

Wer kommt, der nennt sich Freund; er wird es, wenn er geht.

Francisca.

Man tanzt, wenn Militär im kleinen Orte stehet.

Amalie.

Man tanzt, wie mancher trinkt, die Grillen zu zerstreun.

Francisca.

Wenn Sie uns kennen, wird der Unmuth Sie gereun.

Amalie (auf die zertrümmerte Thür deutend).

Nach seinem Auftritt wird der Held im Stück genommen,  
Bis er sich besser zeigt, als er ist angekommen.

Oberst (beleidigt).

Mamsell!

Amalie.

Befehlen Sie ein Frühstück?

Oberst.

Ich — wie alt sind Sie wohl?

Sy' bewahr!



Amalie.

Auf Oſtern achtzehn Jahr.  
Oberſt.

Um! achtzehn! — (läßt).

Franciſca.

Borniges und ſchönes Kind, ich ſpüre,  
Der Feind, den wir verjagt, war nicht durchaus der Ihre.

Amalie.

Verjagt? Was nennen Sie verjagen, junger Held?  
Dem Schachſpiel gleicht der Krieg: Man zieht von Feld zu Feld,  
Und wenn das Spiel nur ſonſt noch unverloren ſtehet,  
Man ſchlägt den Gegner oft, indem man rückwärts gehet.

Franciſca (mit dem Finger drohend).  
Sie halten's mit dem Feind!

Amalie.

Sie werden uns verzeihn,  
Er kam in unſer Haus nicht mit der Thür herein.

Oberſt (bey Seite).

Verflucht!

Franciſca (iezt erſt die Verwüſtung bemerkend).

Die Thür? Wer hat — Doch keiner unſrer Leute?

Amalie.

Was wär' ein Heldenmuth, der ſich vor Schloſſern ſcheute?

Franciſca.

Papa!

Oberſt.

Ein Mißverſtand — ich krieg Quartier hier — gut!  
Ich poche — niemand hört — der Krieg erhitzt das Blut —

Amalie.

Der Krieg, der Großes baut, ſoll Kleines nicht zertrümmern.

Oberſt (will ſich vertheidigen).

Ich — Gut! Ich laß die Thür von Birnbaumholze zimmern.

(will ab.)

Amalie.

Auf Requiſition?

Oberſt (kehrt haſtig um).

Was? Fränzel, hier iſt Geld!

Von Mahagonny wird die Teufelsthür beſtellt! (ab.)

### F ü n f t e S c e n e.

Franciſca und Amalie.

Franciſca.

Haha! das war charmant! Die Lehre wird ihm frommen,  
Er wird zum nächſten Wirth ſauft, wie ein Täubchen, kommen.  
Ein Kuß dafür mein Kind!

Amalie.

Halt, ich bin nicht Huſar!

Franciſca.

Ich auch nicht, Liebe.



Amalie.

Nicht? Was denn?

Francisca.

Was Eva war,

Oh sie der böse Feind am Eheband geangelt.

Sie sehn ja, daß dem Sinn des Mannes Bierde mangelt.

Amalie.

Sie wären in der That ein — Mädchen?

Francisca.

Freylich, Kind!

Amalie.

Das der Armee —

Francisca.

Wie schlimm doch unsre Zungen sind!

Er ist mein Vater.

Amalie.

So? Ich werde mich bemühen,

Zu glauben, daß in's Feld nun auch die Töchter ziehen.

Francisca.

Warum nicht? Nur in's Feld! Man wird — zwar just nicht bleich —  
Allein im übrigen des Feldes Lillie gleich.

Sie sät und spinnet nicht, und deunoch, ohne Beydes,  
Fehlt ihr die Nahrung nicht, und nicht der Schmuck des Kleides.  
Mitunter etwas Sturm, das ist kein Hinderniß.

Amalie.

Ich hätte nicht den Muth.

Francisca.

Sie hätten ihn, gewiß.

Mein Vater hat nur mich, ich ihn, nur ihn auf Erden;  
Würd' er verwundet, krank; vielleicht —! Wie sollt' es werden,  
Fehlt ihm Francisca dann, Francisca, die er liebt,  
Francisca, die den Traum der Jugend freudig gibt,  
Von seinem bleichen Mund den letzten Kuß zu erben,  
Und an des Todten Brust zu weinen und zu sterben.

Amalie (ergriffen, mit Thränen im Auge).

O Gott!

Francisca.

Was haben Sie?

Amalie.

Nichts.

Francisca.

Öffnen Sie Ihr Herz;

Sind wir im gleichen Fall?

Amalie.

O, leider nein! Der Schmerz,  
Den ich nicht bergen kann — er ist verwandt dem Meide.

Francisca.

Sie sind verwaist?

Amalie.

Ich bin's.



Francisca.

Die Aetern starben beyde?

Amalie.

Die Mutter kannt' ich nie.

Francisca.

Wie ich.

Amalie.

Mein Vater lebt;

Allein das zarte Band, das die Natur gewebt,  
Den Stamm und seine Frucht in Liebe zu vereinen —  
Mein Vater kennt es nicht, ich bin — verwaist —

Francisca.

Sie weinen?

Amalie.

Nicht weil er mich nicht liebt — vielleicht verdien' ich's nicht; —  
Doch daß mein störrisch Herz, uneingedenk der Pflicht,  
Was oft für Fremd' es fühlt, dem eignen Blute weigert,  
Das ist der Vorwurf, den Ihr Muth zum Schmerz gesteigert.

Francisca.

Fürwahr, Ihr trübes Loos ist meines Mitleids werth;  
Was ich verlieren kann, Sie haben's stets entbehrt.  
Indeß, mein Kind — wie ist Ihr Name?

Amalie.

Malschen heiß' ich.

Francisca.

Ihr Nam' ist schön und Sie sind gut.

Amalie.

Woher —

Francisca.

Das weiß ich.

Ein Herz, das sich verklagt, kann schwach seyn, böß ist's nicht;  
So spricht mein Vater, und ich fühle, was er spricht.  
Um Malschens Freundschaft werd' ich wohl ein wenig werben,  
Oh' ich von dannen zieh, mein Schwert in Blut zu färben.

Amalie.

Man sagt, daß Freundschaft sich nur zwischen gleiches stellt,  
Sie stehen über mir, als Tochter — und — als Held.

Francisca.

Warum so scharf betont?

Amalie.

Ich kann mich nicht verschließen,  
Nur jene zog mich an, noch immer scheu ich diesen.

Francisca.

Sie zweifeln noch? Woran? Daß ich ein Mädchen bin?

Amalie.

Nicht, was das Wort betrifft, mein Zweifel gilt dem Sinn.

Francisca.

Wie?



Amalie.

Unter Männern Mann! In rauher Krieger Mitte!  
Wie schützt man Aug' und Ohr? Wie wahr't sich da die Sitte?

Francisca.

Sie nehmen das zu ernst. Das ganze Regiment  
Weiß mein Geschlecht, obschon es mich Herr Fähndrich nennt.  
Mein Vater will es so, und mir gewährt's Vergnügen,  
Mich in das herrschende Geschlecht hinein zu lügen.  
Sehn Sie, ich komm' ins Haus: Herr Wirth! „Ihr Gnaden?“ Wo  
Ist Ihre liebe Frau? Sie ist doch wohl? „So so!“  
Und dabey steht dem Mann auf nasser Stirn geschrieben:  
Wärst du bey'm Teufel doch! Sie wird dich Milchbart lieben.  
Ist eine Nichte da, ein Töchterchen; ich bin  
Für sie nur Aug' und Ohr, mein Schmachten reißt sie hin —  
Man winkt, man hütet sie — doch vor dem Prachthufaren  
Kann nicht die Mutter sie, und sie das Herz nicht wahren;  
Oh sie es selber merkt, sind wir bereits vertraut,  
Und wenn der Liebste kommt, so fährt er aus der Haut.

(Amalia macht eine Bewegung.)

Sie traun mir das nicht zu, es klingt nach Eigenlobe!  
Bey Ihnen freylich fehlt der Glaube noch zur Probe,  
Doch, als Theaterstreich! Sehn Sie, so werf' ich mich  
Zu ihren Füßen hin, und schwöre fürchterlich.

Amalie.

Haha!

Francisca.

Bewahre Gott! Sie lacht nicht, sie erröthet —  
Sie sieht mich zärtlich an, und ihre Stimme stötet:  
„Herr Fähndrich, stehn Sie auf! Herr Gott, der Papa hört's.“  
Ich steh' und fleh in's Ohr: Ein Küßchen! Sie gewährt's —  
Erst leis, wie Fliegentrift; dann derber —

Amalie.

Ha, dann brennt es,  
Nicht wahr? Sie malen gut.

Francisca.

Ich merke, Malchen kennt es,  
Ich mach' mir ohne Noth in leerer Probe warm.  
Genug, sie spricht: Mein Franz! und fällt mir in den Arm.  
(Ein Kutscher tritt ein mit dickem Schnurbart und Backenbart. — Es ist  
ein Officier von den eben abgezogenen feindlichen Truppen.)

Amalie.

Nicht inniger gewiß, als ich! Mein Rettungsel  
Wird Ihr Humor.

Kutscher (hustend).

Hum, hum! hum, hum!

Francisca.

Was will der Bengel?

Amalie (vor sich, ihn erkennend).  
Gerechter Gott!



Francisca (zu ihr).

Was gibt's?

Kutscher (den Seite).

Verflucht!

Francisca.

Was sucht Er in der Stub'?

Fort, Kerl, hinaus!

Kutscher.

Ich — hum! — den Herrn vom Haus.

Francisca.

Perrücke von Gesicht, wie kann er sich erfrechen,

Zu husten, wie ein Pferd?

Kutscher.

Man räuspert sich vor'm Sprechen —

Hem, hem! hum, hum! Mamsell, ich melde mich, ich bin

Der neue Kutscher von dem Gute Wiesengrün;

Den alten hat der Feind als Stückknecht mitgenommen,

Und mit den Pferden bin ich in die Stadt gekommen,

Sonst seht man gar auch die in Requisition.

Amalie.

Ich will's dem Vater gleich —

Francisca (ihn anpackend).

Kerl, du bist ein Spion.

Amalie.

Nein, nein!

Francisca.

Wie wissen Sie —?

Kutscher.

Sie darf den Kopf nur stecken

Durch's Fenster da; sind's nicht des lieben Papa's Schrecken?

Ist's nicht sein Wagen?

Amalie.

Ja.

Kutscher.

Der auf dem Gute stand?

Wüßt' ich nur hier Bescheid, so wär' schon ausgespannt.

Spion? Kreuzfackement, das müßte mich gelüsten!

Um eine Hand voll Geld spiel' ich nicht mit dem Tod,

Und daß der Herr Officier da das Mamsellchen küßten,

Darum schiert sich der Feind die blaue Schwerenoth.

Francisca (den Seite).

Es ist ein Pferddeknecht, ich habe mich getret.

Amalie.

Fahrt in den Hof, wo man den Stall euch zeigen wird.

(Wende zu verschiedenen Seiten ab.)

Ende des Bruchstücks \*).

\*) Wenn diese Expositions-scenen die Neugier der Leser zu reizen vermocht hätten, so möcht' ich wohl zu beklagen haben, daß ich nicht im Stande bin, diese Neugier



## M a n c h e r l e y.

Es ist für einen Fremden eine auffallende, zugleich aber erfreuliche Erscheinung, in den Höfen oder Vorzimmern der hiesigen größeren Speisehäuser täglich ein Heer von Bettlern gelagert zu sehen, welche sämmtlich von den Überbleibseln der Küche daselbst genährt werden. Wien hat in den letzten funfzehn Jahren den Parisern viel nachgemacht; aber die altfränkische Sitte, den Hungrigen zu essen zu geben, welche zu keiner Zeit hat recht neufränkisch werden wollen, scheinen die Gastwirth an der Donau gegen die Gewohnheit ihrer Herren Collegen an der Seine noch nicht vertauscht zu haben.

Es gibt Gründe, von denen man zu sagen pflegt, daß sie sich hören lassen. Wir wollen einmal Gründe in die Mode bringen, welche sich drucken lassen. Ein solcher ist derjenige, der uns in diesen Tagen, auf Veranlassung unserer Anfrage, von der Senkung des Stephansthurms, hinterbracht worden ist, und vermöge dessen die Pyramide desselben absichtlich die Richtung nach Norden, oder vielmehr nach Nord-Osten, erhalten haben soll, um sich den Winden, welche in Wien von dort her am heftigsten blasen, entgegen zu stellen. Übrigens ist, wie es heißt, zur Zeit der letzten Reparatur des Thurms, bey welcher Gelegenheit die Neigung desselben ausgemessen worden, eine eigne Brochüre über diesen Gegenstand im Drucke erschienen, und auch in den Kalendern der damaligen Zeit vielfältig darüber gesprochen worden.

## Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Banisteria chrysophylla. Goldblättrige Banisterie. Aus Brasilien.
- Lachenalia serotina. Vom Cap.
- Lobelia longiflora. Langblüthige Lobelie. Aus Jamaica.
- Macrocnemum speciosum. Schöne Stengelblume. Von Caracas.
- Stapelia Asterias. Sternförmige Stapelie. Vom Cap.
- Scabiosa cretica. Candische Scabiose. Von Candien.
- Tradescantia discolor. Violettblättrige Tradescantie. Vom mexicanischen Meerbusen.
- Talinum Anacampseros. Nabelkrautartiges Talinum. Vom Cap.
- Varronia alnifolia. Erlenblättrige Varronie.
- Passiflora glauca. Graugrüne Passionsblume. Von Cajenne.

zu befriedigen, auch nicht einmal durch eine trockene Mittheilung des Plans. Das Stück wurde bald nach dem sogenannten Befreiungskriege, etwa im J. 1815, begonnen, und mit mehreren seiner Geschwister bey Seite geworfen, als ich im J. 1816 von Berlin zurückkehrte, und aus den engeren Verührungen, in welchen ich — Gottlob nur fünf Wochen lang! — mit dem dortigen Theaterwesen gestanden hatte, die Überzeugung mitbrachte, daß meine dramatischen Versuche zu der jetzigen Theaterpraxis durchaus in keinem rationalen Verhältnisse stünden. Man hatte mir dort (mir zu Ehren, wie es schien) u. a. meine Vertrauten so vorgespielt, daß ich — zu meiner nachherigen großen Beschämung — selbst dabey entchlummerte. In diesem Zeitraume nun ist der, nie aufgezeichnete Plan, meinem Gedächtnisse entschwunden, und ich entsinne mich nur dunkel, daß die Lieb' im Kriege ein Intrigenstück werden sollte, welches in dem lebhaft bewegten Elemente des Lebens auf einem actuellen Kriegsschauplatze spielte. Die Beständigkeit der Helden's Eroberungen mitten im Wechsel des Kriegsglücks, und die wechselseitige Unabhängigkeit der Liebe von kriegerischem Enthusiasmus und politischer Parteynahme würden wahrscheinlich die Grundidee abgegeben haben. M.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dienstag, den 20. August 1822.

100

Bei diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen in einem Viertel, um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährig um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bei K. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 35 fl. halbj. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Das Schloß der Rosen \*).

Märchen

von Louise Brachmann.

Der Abend nahte schon heran; die Sonne warf noch im Sinken ihre Strahlen glimmernd über die beschneiten Flächen, und der Nachtfrost zog still aber mächtig seine heimlichen Schauer auf; als der gute Ritter Conrad traurig durch die einsame Winterlandschaft zog; der scharfe Windhauch hob seine grauenenden Locken, der Schnee erseufzte unter den Tritten seines Pferdes, er selbst war still und schweigend in der weiten Stille, und sein Auge starrte dunkel vor sich auf den Boden. Jetzt erhob er den Blick und sah nicht fern mehr die bekannten Thürme seiner heimischen Burg sich im Schneegebild erheben. Die Sonne warf noch ihre letzten bleichen Schimmer an die Thürme und schneller schlug des armen Ritters Herz dem Wiedersehen der holden Tochter entgegen.

Agnes indessen stand sinnend auf der Zinne des Thurms, der Rückkehr des geliebten Vaters harrend; sie blickte die öden beschneiten Fluren hinüber und hörte das einsame Brausen der Wälder. Da fühlte sie die Sehnsucht nach dem Frühling stärker, die schon lang ihr kindliches Gemüth befangen hatte, da goß sie unschuldsvoll ihr Leid in melodische Klagen aus:

Ach Rose, süße Rose,  
Wann blühest du wieder im Thal?  
Wann singst im grünen Schooße  
Des Hains die Nachtigall?

Wohl blick ich in die Weite  
Herab vom hohen Thurm;  
Nur schneebedeckte Felder,  
Nur öde, sausende Wälder,  
Im Wintersturm!

\*) Nach la Belle et la Bête.



Ach Lenz, wie weilst du so lange?  
Dich sucht mein weinender Blick!  
Ich harre dein, ach! bange,  
Du Schöner komm zurück.

Wenn ich oft im stillen Zimmer  
Traurig eingeschlummert bin,  
Wird's um mich wie Mondenschimmer,  
Seh ich Wald und Hügel grün.

Froh durchsäuseln Melodien,  
Unser Gärtchen um das Schloß,  
Alle meine Rosen blühen,  
Die ich sonst so gern begoß.

Die Lauben, ich finde,  
In Düften sie ganz!  
Ich hüpfte, ich winde  
Mir Blüten zum Krauß.

Aber ach, so plötzlich wieder  
Ist er hin, der gold'ne Traum!  
Meine Blüten sinken nieder,  
Ich erwach' im öden Raum.

Stillt denn nichts mein heißes Sehnen!  
Wohnst du denn so fern von hier?  
Ach nur eines deiner schönen  
Holden Kinder sende mir!

Eine Rose süß und milde,  
Wenn du Holder mich erhörst,  
Daß ich leb' in deinem Bilde,  
Bis du selbst mir wiederkehrst.

Jetzt erblickte sie den kehrenden Vater, und wie auf Flügeln eilte sie die steilen Wendelstiegen hinab, und warf sich in die Arme des lang ersehnten Eheuren. „O mein Vater,“ rief sie, indem sie liebevoll die zarten Arme um seine Nacken schlang und ihm Hände und Wangen mit Küßen bedeckte, „mein lieber Vater! hab' ich dich endlich wieder? Ach seit du entfernt warst, hab' ich die Strenge des Winters noch schmerzlicher empfunden. Wohl mir! nun hab' ich dich wieder! Und, nein, täusch' ich mich nicht? ein Busch von Rosen? von schönen glühenden Rosen? o sage, woher kömmt du, lieber Vater?“ „Laß mich vorher ein wenig Odem schöpfen,“ erwiederte der Ritter mit umwölkttem Blick, „dann will ich dir erzählen, von wannen ich heute komme.“

Die Worte des Vaters und der Ton seiner Stimme milderten schnell die aufloodernde Freude des Mädchens, schweigend und betroffen führte sie den Ritter ins wirthliche Gemach, wo sie ein wärmendes Feuer für ihn entzündet, und Weizenbrot und einen Becher Weins ihm zur Erquickung aufgetragen hatte. Sie rückte ihm den Sessel nahe zum Feuer, und reichte ihm mit bittendem Blick den hellen Becher dar; der Ritter setzte sich, aber Trank und Speise ließ er unberührt. Agnes hatte sich zu seinen Füßen niedergelassen, sie wagte es nicht sein augenblickliches trübes Schweigen zu unterbrechen, aber ihre Blicke hingen sehnsüchtig an dem Rosenbusche, den er noch gedankenlos



in seiner Rechten hielt. „Aber die Rosen, lieber Vater?“ lispelte sie endlich unwillkürlich, „die schönen Rosen?“

„Ja Rosen!“ rief der Ritter, wie aus einem tiefen Traum erwachend, und reichte sie ihr schmerzlich lächelnd dar, „schöne Rosen sind es, meine Tochter, aber Rosen, die ich mit der Ruhe meines Lebens erkaufen muß.“

Erschrocken drang die holde Agnes in ihn, ihr diese räthselhaften Worte zu erklären. „Ich muß es, meine Tochter,“ erwiderte Herr Conrad seufzend, „ob ich gleich fühle, wie schwer mir die Erzählung werden wird.“

„Es war gegen Einbruch der vorigen Nacht, als ich auf meinem Zuge durch einen öden verschneieten Wald kam. Mein Pfad verlor sich und schwärzer und schwärzer wurde die Nacht, ich leitete mein gutes Roß am Zügel; der Schnee erhob sich in beschattenden Wirbeln; nur das Geheul der Wipfel und fern in Klüften ein dumpfes Fluthengebrause, sonst nirgend ein Laut in der schrecklichen Stille.“

Wir entschwanden allmählig die Kräfte, der Frost erstarrte meine Pulse, schon sah ich still ergebend dem Tode entgegen, der mich bisher im Schlachtfeld geflohen hatte, um mich hier elend und unritterlich zu treffen; da flossen auf einmal Töne aus der Ferne zu mir herüber, gar lieblich und süß, mir war es, als ob neues Leben durch meine Adern ränne, und neue Wärme kam in meine Glieder; ein sanfter Schlummer übernahm mich, und als ich am Morgen erwachte, fühlte ich mich wunderbar gestärkt und wohl. Die holden Töne klangen noch schwach aus der Ferne fort; ich wollte ihnen nahen, da sah ich plötzlich einen Busch mit Rosen, und sey es nun, daß ich dabey an dich gedachte, die immer so sehnsuchtsvoll nach Rosen schmachtete, sey es, daß ein unwillkürlicher Zug den Menschen drängt, das zu besitzen, was ihm gefällt, mit einem Wort, ich brach den schönsten Rosenzweig, als plötzlich, ach wie kann ich dir mein Entsetzen schildern! eine schreckvolle Stimme ertönte, die mir also sprach:“

„Undankbarer! so lohnst du den Zauberer, der dich vom Tode rettete, daß du diese Rosen brichst? die einzige Freude eines armen Verlassenen. Aber wisse, du wirst deinem Schicksal nicht entgehen, deine Tochter wird sterben, bringst du sie nicht vor Sonnenuntergang des dritten Tages in dieß Gebieth: du aber bleib zurück, wenn du sie liebst, und erschwere nicht durch deine Gegenwart ihr Loos.“

Ich stand eine Zeitlang wie vom Donner gerührt, bis mir die Worte wieder einfielen: Sie wird sterben, bringst du sie nicht vor Sonnenuntergang des dritten Tages hierher! Ich eilte nun, so sehr ich konnte, nach der Heimath; ach meine Agnes! deinen Tod will ich vermeiden, aber weiß ich, ob er dir nicht auch an jenem Orte droht.“

Der Ritter endigte bey diesen Worten seine Erzählung, die die sanfte Agnes in eine nie empfundene Bewegung setzte. — Indessen hatte sich die Nacht auf's öde Schneegefilde verbreitet; der abnehmende Mond sah bleich und düster durch's Fenster herein und hellte schauerlich die grauen Wände des Gemachs. Sein Licht vermehrte noch die Schauer im Herzen des geängsteten Mädchens. Das Feuer war erloschen. Eine Menge unbekannter Schrecknisse drängten sich vor ihre Einbildungskraft; zitternd legte sie Holz in die Glut, um die erfreulichere Flamme anzufachen, ihr Herz schlug hoch, dennoch



suchte sie ihrem unglücklichen Vater Muth einzusprechen. „Wer weiß, mein lieber Vater!“ fing sie an, „ob es wirklich eine so lange Trennung ist, die uns bevorsteht, vielleicht wollen die unsichtbaren Mächte meinen Muth nur auf die Probe stellen! Vielleicht werde ich dir bald wieder geschenkt!“

Allein des Ritters Seele wollte den Trost nicht fassen; in banger Trauer gingen die Tage bis zum Abschied hin, zu der bestimmten Zeit brachte der alte Ritter, seinem Versprechen treu, das theure Kind an die bestimmte Stätte. Durch schneeige Gefilde ging ihr Weg weit, weit, bis sie zu dem bezaubersten Walde kamen.

Sie waren nun an der Stelle und eine dichte Wand von hohen Tannen trat ihnen in den Weg, es schien unmöglich, hindurch zu kommen; Agnes berührte mit der Hand die Zweige, und augenblicklich thaten sie sich von einander, und sie trat ein, indes eine unsichtbare Macht den Ritter abhielt ihr zu folgen, und seine Sinne mit einem wohlthätigen Nebel umzog.

Gefast und muthig trat sie ein, allein wie ward ihr, als sie statt der grausvollen Scenen, die sie erwartet hatte, ein glänzendes Frühlingsgefeld vor ihren Blicken ausgebreitet sah, so schön als es der Kühnste ihrer Träume nicht hätte schildern können.

Jeder Zauber umfing die Glückliche, Schimmer und Düste wogten um sie, von Liedern der Nachtigallen ertönten alle Zweige, von Rosen erglänzten die Büsche. Verloren stand sie in all das Glück, ein trunknes süßes Vergessen löschte die trübe Vergangenheit weg, nur Schimmer und Düste sah sie und streckte nach ihnen die weichen zärtlichen Arme. —

Hinter den Bergen war nun die Sonne gesunken und hatte Himmel und Erde mit Purpur umwallt, in rosigem Lichte schwamm der Hain; es glühten die Felsen im Purpur des Abends, glühten wie fließendes Gold die Wellen. Allmählich erblaßte nun der Schimmer, und leise begannen die Büsche vom eignen Lichte zu leuchten, die Blumen und Bäume, denn hier ward niemals Nacht, ein magisches Licht ersetzte den Schimmer der Sonne.

Mit leichten Schritten schwebte sie durch die blühenden Gefilde, sie nahte jetzt einem prächtigen Schlosse, das im zauberischen Schimmer die Wiesen herüber glänzte, und das sie im Näherkommen von einem ganzen Hain blühender Rosen umgeben sah. Die goldnen Flügelthüren standen auf, sie trat hinein. Da nahmen sie schöne Vorhallen, schöne reizende Gemächer auf, die sich freundlich an einander reihten, und die ein süßer Wohlgeruch durchduftete. Marmortreppen, freundliche Gallerien und Coridors alles prachtvoll und glänzend ausgeschmückt, und doch so freundlich, so bewohnbar, so einsam, so einsam! nirgend war die Spur eines lebenden Wesens zu finden.

Agnes irrte lang in den lieblichen Gemächern umher, und besah die schönen Schildereyen und andere Kostbarkeiten.

Auf goldenen Tischen dufteten hin und wieder köstliche Speisen und Wein, alles mit Blumen eingefaßt, und in einem vertrauten rosig-dämmernden Schlafgemach erhob sich für sie ein sanftes schwellendes Lager, das grünseidne wallende Gardinen gleich einer Frühlingslaube überwölbten. Sie leate sich zur Ruhe, und bald ergoß sich über sie der süßeste Schlaf, und führte sanfte Träume vor ihre Augen. Sie sah im Schlummer ihren Vater vor sich stehen, der sie mit heiterem Lächeln grüßte, und mit froher Stimme zu



ihre sprach: „Traure nicht mehr, mein liebes Kind, ob unsrer Trennung! Du bist auf dem Wege zu unsrer beyder Glück; harre nur muthig aus, so werden wir bald alle glücklich und vereinigt seyn.“

Eine große Freudigkeit bemächtigte sich nach diesem der Seele des Mädchens. Froh erhob sie sich am andern Morgen, wandelte in den entzückenden Gefilden, die nicht minder schön im Morgengolde als im Abendpurpur glänzten und im Schloß umher; allein bald fühlte sie schmerzlich die traurige Leere rings umher, die todte Einsamkeit. „O, wo ist nur der Gebieter des Schlosses?“ rief sie einmal über das andere; „soll ich denn hier so ganz allein und einsam leben?“

Als nun der Abend kam und sie allein beym Kerzenschein auf ihrem Zimmer saß, da wiederholte sie den Ausruf noch sehnlicher, als vorher; und horch! da tönten dumpfe, mächtige Tritte gar schauerlich durch's öde Schloß. Es hallte durch die Gallerie, kam immer näher, immer näher, und jetzt stand vor den Augen des erschrockenen Mädchens eine ungeheure Gestalt, in der sich Mensch und Pferd und Wolf und Löwe, und noch zehen andere wilde Thiere zu vermischen schienen.

Es stellte sich dem Tischchen gegenüber, auf dem vor ihr die Kerzen brannten und frug mit demuthsvollem Ton: „Was verlangst du, schöne Gebieterinn? Ich bin hier, deine Befehle zu erfüllen.“

(Der Schluß folgt)

## Verlorne Liebe.

U n A m a t h i l d e n .

Bei Zurücksendung eines von ihr gemahlten Bergsmeinnichtes.

Von der Liebe Gaukelwahn umflogen,  
Hatt' ich in des Lebens Morgenlicht,  
Ginst ein liebliches Bergsmeinnicht  
Mühevoll und sorglich mir erzogen.

Unter'm ganzen weiten Himmelsbogen  
War mein Herz in treuer Gärtnerpflicht  
Keinem andern Erdenblümchen nicht  
Je so hold, so traulich, so gewogen . . . .

Eitler Wunsch! der mich so süß bethörte,  
Den mein Schicksal grausam nicht erhörte,  
Deine Blüten wecken nun zu Staub!

Schon vergrünt der Hoffnung letztes Laub!  
Ach, was ich so sorgsam pflegt' und nährte,  
Weh mir! ist . . . nun eines Andern Raub!

Gottlieb v. Leon.

## Correspondenz-Nachrichten.

Gräß, July 1822.

Halbjahr-Bericht. Die Natur stellt sich auf den Hügeln rings um diese Hauptstadt in immer frischer Schönheit dar, da mit den Gluthen dieses Sommers er-



frischende Regengüsse wechseln. Der Sinn für die Natur ist in den Bewohnern rege, und die Kunst nimmt unter ihren Freuden nur den zweyten, den untergeordneten Platz ein.

Das Theater kam durch Sorglosigkeit, Ungeschmack und Unkenntniß herab. Es ist nun eine Art Sequester, eine Art Subdirection, eine Art Controlle im Gange.

Der Freyschütze von Weber wurde gegeben mit mehr Genauigkeit, als bey uns an der Tagesordnung ist, daher auch mit mehr Erfolg als die gewöhnlichen Tagerscheinungen. Ordnung ist die Erhalterinn des Ganzen. Mit vollem Recht haben die Herren Stände öffentlich erklärt, bey der bevorstehenden Wahl des neuen Directors auf sittliche Eigenschaften und rechte Kunstkenntniß zu sehen.

Auf Gastrollen kam der k. k. Hofschauspieler H e u r t e u r hierher. Roderich im Leben ein Traum, Hugo in der Schuld, Jaromir in der Ahnfrau verschafften ihm einen außerordentlichen, leidenschaftlichen Beyfall des Publicums. Die Größe des Lobes erhielt noch mehr Werth durch die Art Tadel, welche sich gegen die Venezig's Vorstellung „Knabenraub von Svinka“ aussprach. Er darf gewiß seyn überall die Menge an sich zu reißen; aber auf seinem erhabenen, gesicherten Standpunct soll er nur für den Einsichtsvollen arbeiten, und mit Shakespeare, seinem eigentlichen Dichter, denken: *that the censure of this one must, in your allowance, o'er-weigh a whole theater of others.*

Die Redouten waren voriges Jahr so selten besucht, daß die Unternehmer es für gerathener hielten, an den Sonntagen keine mehr zu geben. Sollte die Tanzlust und der Hang zu rauschenden Freuden abgenommen haben? Keineswegs! Aber die Mittel, sie zu befriedigen, sind auffallend weniger geworden, und die Menge hat sich auf Seitenwege verlaufen.

Neben den Volksfesten am Ulrichsbrunnen und auf dem Florianberge hat sich ein neues drittes Volksfest der Fischer in den Auen an der Muhr ausgebildet. Da treibt man sich denn lustig lebendig, im bunten Gewühle, fischend und tanzend herum. Dieses Jahr zeigte besonders Sorgfalt bey der Ausföhrung; man bestimmte für die Schaulustigen eine Art Eintrittspreis; auch die Zahlenden wurden Mitspielende, und der reiche Ertrag der Lust erquickte die Armen. Diese Hinwendung des Vergnügens zur Wohlthätigkeit macht dieser Stadt und ihren Vorstehern Ehre.

Die Steyermärker haben für die Abgebrannten in Osterreich viel gethan. Nun ist bey ihnen selbst der Markt Gnath in Flammen aufgegangen. Die Unglücklichen hoffen auf die Hülfe der Brüder. Die Seele der Sammlung ist ein ehrenwerther, gefühlvoller Mann, welchen die Welt nach einem Illienthale benennen mag, aber das Glück mit einem Rosenhaine erfreuen soll.

Director Starck arbeitet an einem großen Bilde, welches die Heldenthat Baumtischer's in Neustadt vorstellt; der Gegenstand ist seiner, er ist des Gegenstandes werth; die Vollendung dieses vaterländischen Kunstwerks werde ich im nächsten Halbjahrberichte melden. Der Maler Wachtl brachte von Wien die Copien mit, welche er von Kraft's Landwehrbildern gemacht; das Publicum verweilt mit Vorliebe bey diesen in der Gallerie aufgestellten Kunstwerken; auch hat Wachtl dem Steindrucke hier eine Erhebung gegeben, welche ohne seinen Kunstsin und seinen Fleiß wohl niemals erreicht worden wäre. Kollmann, welchen das Publicum als Herausgeber des Aufmerksamen und als Übersetzer mehrerer Opern kennt, malte sehr charakteristisch die Scene, wo im Mittelalter die Ungarn eine ihrer Prinzessinnen aus dem Stifte Admont zurückholen wollten, aber von der Heiliggestimmten abgewiesen wurden. Ein talentvoller Zögling der Wiener-Schule, Denzel, ist auf der Durchreise nach Rom in Grätz vielbeschäftigt worden; möge er in dem ewig einzigen Rom dem Ideale nachstreben, indeß er an sich und in sich so viele Anregungen zu demselben trägt.

Zwey Hauptgebrechen von Grätz können nicht genug besprochen werden, weil sie das Bequeme und Angenehme zerstören; für ein Straßenspaster nach Wien's Muster ist wenig, für unterirdische Leitungen ist gar nichts geschehen. Wann werden sich die trefflichen Bewohner für solche Unternehmungen vereinen? Wer nicht anfängt, kommt niemals an's Ende.

Der Künstler Klammer, welcher im Elfenbeinschnitt in Osterreich und Deutsch-



sand unübertroffen, ja unerreicht ist, vollendete wieder einen Blumenstrauß, worin eine außerordentliche Feinheit und Wahrheit herrscht. Die wunderschön zusammengesetzten Blumen, die frischen und die etwas angenagten Blätter, die angebrachten Thierchen von der Raupe bis zum Schmetterling erregen durch die Treue der Zeichnung wirklich Bewunderung. Der Erzherzog Johann (k. k. H.), welcher den Hochofen in Vordernberg, wie die Filigranarbeit in Gräg seines Kemerblüthes würdigt, wird dieses Kunstwerk eines Einheimischen höchst wahrscheinlich für das Joanneum erworben.

Im Joanneum zieht die Kammer für den Gewerbefleiß immer mehr die Aufmerksamkeit an sich. Hödl's Ziegel in mannigfaltiger Form nach verschiedenem Bedarf, Strassingers Rämme zum Schmucke des Frauenkopfes und Dietrich's Arbeiten in Steingut zeigen wesentliche Fortschritte. Bey dem letzteren arbeitete Carl von Scheidt, ein geborner Thüringer, sehr geübt in der Glasmalerey, und geeignet im Großen auf den Fenstern der Kirchen und Schlösser Vorzügliches zu leisten.

(Der Schluß folgt)

### Schauspiel.

Auf dem k. k. Hoftheater bey der Burg wurde den 12. d. aufgeführt: Das Testament des Onkels. Mad. Lembergt betrat in der Rolle der Pauline zum ersten Mal diese Bühne.

Die Wahl des Charakters ist als sehr anspruchslos zu betrachten, denn er wird mehr durch die Situationen, als durch sich selbst gehoben, und der Firniß einer glänzenden Diction dient ihm nicht zum äußern Schmuck; der Ausdruck der Empfindungen, mehr auf das Innere beschränkt, bewegt sich in einem stillen und gehaltenen Gange. Was eine Sängerin gewinnt, die auch der Darstellung sich befließigt, wurde hier von neuem dargethan, denn wiewohl der eigentlichen Routine noch manches überlassen bleibt, so hat die Künstlerin dennoch in ihren Singparthien deutlich an den Tag gelegt, wie sehr ihr auch die Schauspielkunst am Herzen lag, und die Kunst hat sich dankbar gegen die Sängerin dafür bewiesen. Aus der ernsthaften Oper haben die Bewegungen noch eine gewisse großartige Form beybehalten, die sich aber mit geringer Mühe in den Styl der mimischen Conversationsprache fügen wird. Sie schadete der Darstellung keineswegs, die vielmehr dadurch, wie durch den einfachen, ganz ungezwungenen Ton der Richtigkeit und Herzengüte ein edles Gepräge erhielt, das den Schmuck der Rede, und eine tragische Überreizung des Gefühls vergebens aufgedrückt haben würde. Einer nicht nur sehr verzeihlichen, sondern unvermeidlichen Befangenheit muß die häufige Wiederkehr mancher Modulativen des Redevortrags zugeschrieben werden. Dagegen beförderte ein sanfter, welcher Ton den Eindruck ungemein, und Stellen, wie die in der ersten Scene, wo Pauline ihres Mannes Besinnungen bezeichnet, dann die in der Scene mit der stolzen Schwägerin, die sie zum ersten Mal mit einem gut gemeinten Rath verläßt, vor allen aber die in dem Auftritt des letzten Actes, wo sie endlich um einen Verwaltersdienst für ihren Mann zu bitten wagt, diese drey besonders, schon ihrer Natur gemäß eindringlich, wiewohl auf dem Wege der Mittheilung Manches verloren gehen, oder verschoben werden kann, drangen ohne declamatorischen Aufwand, ohne mimische Verkünstelung durch die reine Sprache der Natur in voller Wirksamkeit zum Herzen.

Mad. Lembergt, mit Wohlwollen empfangen, erhielt mehrere Beweise des allgemeinen Beyfalls und wurde am Schlusse des Stückes gerufen. Ihr Dank war ganz im Sinne des Charakters, treuherzig und ungekünstelt.

Hierauf folgte: Der Obrist, nach dem Französischen, vom Hrn. v. Kurländer. Mlle. Müller sahen wir dieß Mal in Abwesenheit der Mad. Löwe die Hauptrolle darstellen.

Diese kleine Rolle bietet der künstlerischen Behandlung reichen Stoff dar; beyde



Eheite, woraus sie besteht, zerfallen jedoch in der That nicht in zwey verschiedene, sondern haben einen gemeinschaftlichen Vereinigungspunct: den weiblichen Humor, aus welchem eben in der Darstellung des falschen Obristen jene drollige Verlegenheit entspringt, die eine Quelle der ergötzlichsten Komik wird. Es folgt hieraus, wenn wir anders Recht haben, daß die Verlegenheit des weiblichen Obristen niemals zu ernsthaft werden darf, wenn er auch noch so sehr in Angst geräth, weil die unerwartete Lage, wie verzweiflungsvoll sie auch zu werden droht, dem unternehmenden Mädchen immer noch behagt, dessen Eitelkeit sich selbst darin gefällt. Es bedurfte sonst nur eines Wortes, nur eines Schrittes, so ist die Maske abgelegt und alle Noth hat dann ein Ende. An solchen Stellen mögen wohl die meisten Darstellerinnen dieser echtfranzösischen Doppelrolle eine Klippe finden; doch zu ihrem Trost sey es gesagt, der Schiffbruch ist nicht sehr gefährlich.

Schon bey ihrem ersten Auftritt legte Mlle. Müller mit recht lebendigem Geiste den ganzen Inbegriff der Eigenschaften dar, die zur Ausführung des Ganzen nöthig sind. Wir wollen es nicht unternehmen, dieses Gemälde zu zergliedern, und begnügen uns zu sagen, daß es unserer Ansicht nach vollständig nuancirt war; wir deuten dabey nur auf jene kurze Schilderung des weiblichen Selbstvertrauens und der Entschlossenheit an, die vorgenommene Rolle zu behaupten, worin die Laune mit reichem Farbenspiel sich bis zum Muthwillen und zur Selbstparodie erhob. Auch dieser Ausdruck soll hier weiter nicht erklärt werden; sapienti sat. Der ganze künftige Obrist war in diesem Bilde zu erkennen, das in vollem Ernste nichts zu wünschen übrig ließ. Dürfen wir aber ohne Vorurtheil ein Wort hinzufügen, so sey es dies: es hatte völlig französischen Anstrich, auf den das Original berechnet ist.

Im zweyten Theil zeigte sich wohl hier und da, nach unserer Meinung, eine Lücke, ein kleiner Zug, den wir um so eher übergehen können, als oben schon ganz leise darauf hingedeutet worden. Wir wollen also nur noch das Gelingenste berühren. Hierher rechnen wir vornehmlich jenes freudige Aufblitzen, das wie ein heller Schein das ganze Wesen des liebenden Mädchens erhellte, sobald nur eine Spur der wahren Zuneigung des geliebten Quälers sich entdeckte. Das komische Zusammenraffen, so oft sie gewahr wurde, daß sie die militärische Haltung verloren hatte, oder aus der Rolle gefallen war. Die echt weibliche Verwirrung in der Uniform, die sich durch rasches Hin- und Herlaufen, durch schnellen Wechsel des Tons, wie auch durch ähnliche Abwechslung des Ganges sich verrieth, und dieses Alles ohne Übertreibung. Dann die leichte Handhabung der kleinen Mißgriffe und Übereilungen, die den Widerspruch der weiblichen Bestimmung mit der militärischen Haltung recht versinnlichen. Endlich erwähnen wir noch den Ausbruch des Schreckens, bey dem Losknallen der verhängnißvollen Pistole, die den Knoten dieser ungemein scherzhaften Kleinigkeit zersprengt, der ganz in der Tonart des Geschlechts erklang, so daß, wie sehr er auch an einer Dame eigentlich unfräthlich wäre, hier dennoch durch den kräftigen Contrast der Gipfel des komischen Effects erreicht wurde. Die Darstellerinn erhielt vielfachen Beyfall. Weniger durfte den unbefangnen Zuschauern auch nicht wohl geboten werden, nachdem was die liebenswürdige und beliebte Künstlerinn, die uns mit dem ergötlichen Charakter zuerst auf dieser Bühne bekannt gemacht, darin geleistet hat. Wenige weibliche Obristen möchten durch einen geschicktern Adjutanten unterstützt werden, als dieser Lieutenant ist, der hier in der Person des Hrn. Korn der Darstellerinn gegenüber steht.

---

Herausgeber und Redakteur: J o h. S c h i c h.

Gedruckt bey Anton Strauß.



# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 22. August 1822.

101

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbjährlich und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Das Schloß der Rosen.

Märchen  
von Louise Brachmann.

(Schluß)

Agnes hatte voll Schrecken ihr Gesicht verhüllt, und antwortete keine Sylbe auf die Rede. Da sprach es traurig: „Ach ich glaube wohl, daß dir, dem Muster aller Schönheit, mein unglückseliger Anblick verhaßt seyn muß; ich bin auch bloß gekommen, weil du es befehlest und will nicht wieder wagen dir zu nahen.“

Es wandte sich bey diesen Worten zu gehen, allein der Ton seiner Stimme hatte etwas Rührendes, und die stille Trauer seiner dunkeln Augen regte eine Art von Mitleid in des Mädchens Herzen auf, als sie den Muth hatte, fester auf die Gestalt zu blicken, die sich eben unterwürfig entfernen wollte.

„Bleib nur,“ sagte sie sanft, „und sage mir, wer du bist?“

„Verlange das nicht, Schönste,“ erwiderte das Ungeheuer, „ein tiefes Schweigen fesselt meine Zunge; ich bin ein Unglücklicher, dieß sey dir genug.“

„Aber wie soll ich dich denn nennen?“ fragte Agnes. „Nenne mich Tristan,“ sagte Jener, „wenn du mich Armen des Nennens würdigen willst.“

Ein Strahl von Freude schien sich über das ganze Wesen des Unbekannten zu verbreiten, bey des Mädchens freundlichen, gütigen Worten; und Agnes wurde nachdenkend. „Ich bin dir Dank schuldig,“ sagte sie nach einer Weile, „für alles das Gute, das ich in deinem Schlosse genieße.“

„Gebiethe nur!“ erwiderte der andere, „dir zu dienen ist das einzige Bestreben meines freudentlosen Daseyns.“

„Doch wenn das wäre,“ seufzte Agnes „würdest du mich denn so grausam von meinem Vater trennen?“

„Ich habe dich nicht von ihm getrennt. Auch bist du es nicht auf immer, du wirst ihn wieder sehn, vielleicht bald.“

„O! wenn das wäre!“ seufzte Agnes und schlug unschuldig, freudig in die kleinen Hände. „Alein womit soll ich mir bis zu dem frohen Wiedersehn



die Zeit vertreiben? da ich doch hier so ganz allein bin." Der Unbekannte seufzte tief, bey diesen Worten, dann sprach er mit ergebnem Tone: „Wohl, schöne Herrinn! wirst du bloß dir selbst den Mangel fremder Unterhaltung ersetzen müssen. Geh morgen früh in das Cabinet an der östlichen Ecke des Schlosses, dort wirst du alles Zubehör zu künstlicher weiblicher Arbeit finden, die schönen Hände damit zu beschäftigen, und einen goldnen Schlüssel, der die den Büchersaal auf dem westlichen Flügel öffnen wird. Also zerstreue dich, und lebe wohl, lebe wohl, du Schönste aller Schönen!"

Nach diesen Worten entfernte er sich, und blickte sich noch einmal traurig um. Agnes brachte die Nacht ziemlich unruhig zu. Am andern Morgen eilte sie nach dem östlichen Cabinet, das aufs freundlichste ausgeschmückt war, und die reizendste Aussicht auf die zauberische Gegend hatte. Sie fand hier alles was ihr versprochen worden, das schönste Zubehör zu kunstreichen Arbeiten, in denen sie gar wohl geschickt war. Flachs und Hans, herrliche Seide, Gold und Silber zu nähen, zu sticken, zu spinnen und stricken, und überdem den goldenen Schlüssel, der ihr den prächtigen Büchersaal auf dem andern Flügel öffnete. Da waren Bücher ohne Zahl, herrlich in goldnem Einband prangend, und wohl geschickt die lange Weile zu vertreiben, bald durch Märchen anmuthigen Inhalts, bald durch ernstere lehrreiche Schriften. Sie wußte sich nun wohl zu beschäftigen und brachte die Stunden, die sie nicht im Freyen wandelte, bald am Stickerahmen, bald am Rocken, bald mit irgend einem werthvollen Buche zu.

Bey allen diesen Beschäftigungen indessen fiel ihr doch ihr Wohlthäter wieder ein, dessen Anblick sie gestern so erschreckt und dem sie doch nun alles dieses Schöne zu verdanken hatte; sie dachte mit Dank an seinen rührenden Eifer ihr zu dienen und mit Mitleid an seine Traurigkeit; ihre erste Furcht war ganz verschwunden, sie sehnte sich ihm zu danken und ihn zu trösten, und rief ihn wieder herbey.

Mit dankbarer doch immer noch halbtrauriger Freudigkeit nahte er sich ihr heute, sie fand etwas so Geistvolles und so Edles in seinen Reden, wie sie auch schon des vorigen Tages bewundert hatte, daß bald Achtung und Dank und Mitleid alle Furcht und Abneigung in ihrem Herzen überwandten, und sie nun keinen Tag verleben konnte, an dem sie sich nicht mit ihm unterhalten hätte.

So lebte sie eine ganz glückliche Zeit hin. Eines Abends war sie spät von einer Wanderung in den Zaubergarten zurückgekommen, sie wollte sich noch ein Buch aus dem Büchersaale holen, denn der Unbekannte hatte ihr gesagt, sie solle sich lieber die Bücher mit auf ihr Zimmer nehmen, als besonders Abends im Saale selbst lesen. Sie ging dahin, nahm ein Buch aus einem der köstlichen Schränke, und schlug es auf, aber der Inhalt zog so sehr ihre Aufmerksamkeit an, daß sie die Kerze auf eine Tafel in der Mitte des Saales stellte und sich davor setzte, um das zu lesen, was hier folget.

In einem mächtigen Reiche herrschte der edle König Galave; er war schön und feurig, obschon über den ersten Jugendlenz hinaus, und wohl werth, die Liebe eines Weibes ungetheilt zu besitzen. Auch hatte er die höchste Leidenschaft der schönen Fee Morida erregt; allein von ungetheilter Treue war ihrem wankelmüthigen Herzen nichts bewußt. Denn als es ihr gelungen war, das



arglose Gemüth des Königs zu fesseln, und die Stelle seiner verstorbenen, vortreflichen Gemahlinn einzunehmen, da wandte sie sich schon wieder zu neuem Reiz. Der edle Florestan, der Sohn ihres Gemahls, entzückte sie in seiner Jugendschöne. Der Prinz aber bemerkte die bezaubernden Blicke nicht, die sie oft nach ihm sandte; so wie er überhaupt auf Frauenreize nicht zu achten pflegte. Denn der innige Freundschaftsbund, in welchem er mit seinem Freunde Lianor Fürsten der Töne lebte, genügte seinem reinen Herzen.

Die Königin beschloß nun, sich auf dem Wege des Ehrgeizes ihm zu nahen; doch war es schwer mit ihm allein zu sprechen, da er sich fast beständig mit seinem Lianor beschäftigte. Endlich, am Tage einer großen, glänzenden Jagd, benutzte sie den Augenblick zu dem entscheidenden Versuche.

Florestan hatte sich, nach den ersten Stunden, an eine einsame Stelle des Waldes, fern von dem Getümmel zurückgezogen; denn er liebte die Jagd nicht, so sehr er auch ein Freund von allen Ritterübungen war. Er stand sinnend an einen Baum gelehnt. Da rauschte es auf einmal im Gebüsch; er blickte auf, und sah die Königin im reichen Jagdgewand, das von Gold und Juwelen bligte. Auf stolzem feuerfarbnen Ross, mit glühenden Wangen und Augen, die noch heller bligten, als die Steine, brach sie, gleich einer Feuerflamme, durch die Zweige. So kam sie in dem Augenblick dem überraschten Prinzen vor.

Sie hatte ihr Ross zu wüthendem Laufe gespornt, und schrie nun durchdringend um Hilfe, als ob es mit ihr durchgegangen sey. Der Prinz griff ihm rasch in den goldnen Zügel, empfing die Dame, die in scheinbarer Ohnmacht herabglitt, ehrverbiethig in den Arm und trug sie zu einer sichern Rasenstelle. Er wollte darauf forteilen ihr Hilfe zu suchen; doch sich erholend, bat sie ihn sich ihr zur Seite zu setzen; und fing darauf, nachdem sie alle Waffen ihrer Schönheit vergebens an ihm versucht hatte, an, ihm einen arglistigen Plan zur Verschwörung gegen seinen Vater vorzulegen. Sie sagte, wie die Dankbarkeit ihr nicht gestatte, ihm, ihrem Lebensretter, das länger zu verhehlen, was sie schon längst gedacht; wie es ihm, im kräftigen Jünglingsalter nicht anstehe, Zeitlebens als unwürdiges Kind zu stehen, bey der frischen Lebenskraft seines Vaters; sie bot ihm ihren Beystand an, ihn auf den Thron zu heben, den sie dann wohl mit ihm zu theilen dachte.

Alein der edle Florestan, bestürzt über den entseflichen Vorschlag, sagte ihr alles, was Treue und Ehre, und sein empörtes Gefühl ihm eingab. Ihre Liebe verwandelte sich nun in den glühendsten Haß, da sie alles nochmal versucht hatte. Sie wandte ihre furchtbare Zaubermacht an, ihn zu verderben. Sie aber setzte sie auf den Thron, von dem sie den König verdrängte. Den edlen Prinzen hatte in so einem schrecklichen Zustande alle Welt verlassen, und nur sein Herzensfreund Lianor Fürst der Töne war treu geblieben.

Lianors, des Himmelsgeistes Zaubermacht, hieß noch der bösen Fee Morida Widerstand, er verließ seinen Freund im Unglück nicht, und suchte beständig die Rettung herbey zu führen, die sie von ihm entfernte, denn als der arme Florestan durch ihren Fluch — —

Agnes hatte bis hierher gelesen, als auf einmal, wie von unsichtbarer Hand berührt, die Kerze verlöschte, und mit Geräusch zu Boden fiel; ein kalter Zugwind strich durch die Zimmer; von heimlichem Schauer ergriffen, eilte das



zitternde Mädchen den Saal zu verlassen und ihr Gemach zu erreichen, so schnell es die Dunkelheit erlaubte. Sie hüllte sich tief in ihre Kissen und es währte lang, bis sie ein ruhiger Schlummer umfing.

Kaum war sie eingeschlafen, als sich ein lebhafter Traum vor ihre Seele stellte; sie sah ihre Schwester, die an einen entfernten Ritter verheirathet war, in täuschender Ähnlichkeit vor sich stehen; sie mochte ihr Vorwürfe, wie sie so lange und in Fülle leben könne, ohne ihre Verwandten ein einziges Mal zu sehen, wie sie so abhängig von den Befehlen eines Ungeheuers sey, das ihr beständig schwöre, nur ihr ergeben zu seyn, und sie so mit gleisnerischen Reden täusche, und nur an seinem Bande führe. Wenn es ihm Ernst sey, alle ihre Wünsche zu erfüllen, so solle sie doch gleich des nächsten Morgens den gerechten Wunsch äußern, zum fernern Wohnort ihrer Angehörigen versetzt zu werden, und die Wahrheit oder Falschheit seiner Worte werde dann gar bald am Tage liegen.

Agnes erwachte, ein heimliches Gefühl in ihrer Seele stritt gegen diesen Traum, allein so oft sie wieder einschlief, sah sie immer das nämliche Gesicht, die Gestalt ihres Vaters schien hin und wieder dämmernd hindurch zu blicken, zuweilen war es ihr, als sähe sie ihre Schwester krank; alles mischte sich verworren durch einander; am Morgen fühlte sie die Liebe und Sehnsucht nach ihren Verwandten heftig aufgeregt, und zugleich Zweifel gegen ihren unglücklichen Freund, denn dieß war ihr der Unbekannte in der That geworden. Ja der Hohn über ihre Abhängigkeit regte sogar eine Art von kleinem Stolz in ihr auf, so gut und unschuldsvoll sie auch war; sie trug dem Angeklagten ihren Wunsch mit bestimmter Entschlossenheit vor, und das Schrecken, das ihn bey ihren Worten überfiel, bestätigte sie in ihrem Argwohn; er schwieg lange, endlich sagte er mit trauriger Ergebung: „Du weißt wohl, daß deine Wünsche Befehle für mich sind, ich kann und möchte dich auch nicht mit Gewalt hier zurückhalten, wisse aber, daß mit dir die Freude und die Ruhe meines Lebens von mir geht. Nimm diesen Ring, drehst du ihn nach Morgen, so wird er dich in einem Augenblicke an alle Orte hinversetzen, nach welchen du verlangst, drehst du ihn wieder nach Abend, so wird er dich mit eben dieser Schnelligkeit hieher zurückbringen. So gehe denn hin, aber versprich mir wenigstens in sieben Tagen wieder hier zu seyn.“

Agnes versprach es, gerührt von seinem Wesen. „So lebe wohl!“ sagte er mit der tiefsten Traurigkeit, „und vergiß dein Versprechen nicht! Agnes! ich werde sterben, kehrest du in sieben Tagen nicht zurück.“

Das Mädchen war auf's Innigste bewegt, und gelobte sich in ihrem Herzen selbst, das Versprechen fest zu halten. Sie drehte nun den Ring, und war in dem Augenblicke auf die Burg ihrer Schwester versetzt, die sie, wie es schien, schon erwartet hatte. Allein Agnes fand ihre Schwester ganz verändert, aus der frommen häußlichen Rittersfrau war eine Welt dame geworden, die jetzt, da ihr Mann gerade abwesend, alle Lustbarkeiten versammelte, um sich und ihre Schwester zu vergnügen. Agnes verwunderte sich zwar anfangs darüber, indeß die Schwester wußte ihr so viel von neuen Sitten, von einer vornehmen Unabhängigkeit der Frauen vorzureden, daß sich die gute Agnes, in der noch etwas kinderhafter Sinn zu Hause war, dabey beruhigte, und sich ebenfalls von dem angenehmen Ströme mit fortführen ließ.



Die Schwester führte ihr auch viel ansehnliche Jünglinge zu, und redete ihr vor, wie wunderbarlich es sey, wenn sie ihres gegebenen Versprechens an ein Ungeheuer so pünctlich eingedenk seyn wolle. Doch damit richtete sie bey Agnes gutem Herzen nichts aus; sie beschloß daher weiter nichts darüber zu sprechen, sondern bloß eine Lustbarkeit auf die andere folgen zu lassen, so daß das Mädchen den Tag der Wiederkehr selbst vergessen möchte, und leider glückte ihr dieser Plan nur allzugut. Der siebende Tag war vorüber, ohne daß Agnes einmal ihres Ringes und des Verlassnen gedacht hatte; am Abend nach den rauschenden und schimmervollen Abwechslungen dieses Tages legte sich Agnes zur Ruh; und sieh, ein Traum zauberte ihr mitleidig das vergeßne Bild ihres armen Freundes vor: sie sah ihn sterbend unter seinen Rosen liegen, den Blick voll unbeschreiblichem Schmerz und einem stillen Vorwurf auf sie gerichtet, der sie als seine Mörderinn anzulagen schien.

Erschrocken sprang das Mädchen auf; der Morgen dämmerte durch's Fenster; ihr sagte dieser Augenblick, wie theuer ihr der geworden war, den sie durch ihre eigne Schuld verlieren sollte; da dachte sie an nichts, als ihn; sie drehte ihren Ring, den sie trotz den Versuchen ihrer Schwester niemals vom Finger abgezogen und den ihr niemand mit Gewalt entreißen konnte; sie drehte ihn nach Abend, und schneller als Gedanken fliegen, befand sie sich zum Schloß der Rosen zurück versetzt, und trat mit dem erwachten Strahl der Sonne zugleich in ihren lieben Rosenhain. Und ach, wie es ihr der Traum geschildert hatte, so sah sie ihren Freund aufs Moos gesunken, sterbend liegen, die treuen Augen schon geschlossen, die er bey ihrer Annäherung noch einmal öffnete und einen dämmernden gebrochenen Blick auf sie richtete, in dem nicht Vorwurf, sondern Verzeihung und unaussprechliche Liebe lag, der ihr aber tiefer durch die Seele schnitt, als der bitterste Vorwurf. Mit einem Ruf des Schmerzes stürzte sie an seiner Seite auf die Knie, benezte ihn mit ihren Thränen, und — heftete die nie berührten jungfräulichen Lippen in heißer Liebe auf seinen Mund.

Und wie ein Himmelsstrahl durchzückte dieser Kuß die Brust des Sterbenden, und rief ein himmlisch Wunderwerk hervor; denn in des Mädchens Armen lag der schönste anmuthsvollste Jüngling, der die sprechend süßen Augen auf sie wandte, und sie mit Dank und Wonne in die Arme schloß. „O habe Dank, du himmlische Befreyerin!“ so rief er, als er Worte finden konnte; „Dank,“ daß du meine Zauberbande brachst! Daß auch in schrecklichster Gestalt der arme Florestan sich deinem Herzen nähern durfte. Ja ihn siehst du vor dir, den seiner Feindinn Macht in diese grausame Verzauberung bannte. Dianor nur, der Himmelsgeist, erleichterte mein trauriges Geschick; er hatte mir dieß heimatliche Schloß erhalten, und diese Rosen, und lockte durch den Zauber seiner Töne die Möglichkeit der Rettung zu mir her, die doch Morida ewig wieder zu entfernen strebte; denn unverföhnlich umschwebte sie stets dieß Gebiet. Sie war's, die dich in jener Nacht bey'm Lesen meiner traurigen Geschichte schreckte, sie, die dich in Gestalt der theuern Schwester mit dem Rath der Bosheit mir entreißen wollte; doch Dank! o Dank der großmuthsvollsten Liebe, die dich zurück zu deinem sterbenden Verlassnen führte! Und nun, du schöne Freundinn meiner Seele, nun willige auch ein, die liebende Gemahlinn deines Florestan zu seyn.“



„Mein Florestan!“ kispelte Agnes leise unter bebendem Entzücken, indem sie hocherröthend, wie die Rosen dieses Schlosses, an die Brust des Geliebten sank.

Ein schönes Leben herrschte nun rings umher in der Gegend. Der wackre Frühling war erwacht, und als die holden Liebenden endlich aus dem gegenseitigen Spiegel ihrer Augen einen Blick auf andere Gegenstände werfen konnten, da sahen sie sich mit Entzücken von einem Kreise aller der Theuern ihres Herzens umringt. Agnes eilte aus den Armen des geliebten Vaters an den Busen ihrer frommen wahren Schwester, und Florestan schloß seinen wiedergeschenkten Vater, den edeln König, an die Brust. Gianor aber, Fürst der Töne, gab seine Theilnahme an dem Glücke des Freundes durch himmlisch frohe Melodien kund.

### S o m m e r s l e t z t e R o s e .

(Nach Thom. Moore)

Des Sommers letzte Rose  
 Seh' ich dort, einsam, blüh'n:  
 Schon sanken die Gefährten  
 Entlaubt und weft dahin.  
 Ach! kein befreundet' Blümchen,  
 Kein Knöspchen rings umher;  
 Der Duft, den sie verhauchet,  
 Düftet mich von Seufzern schwer.

Nicht länger sollst du weinen  
 Hier auf dem öden Strauch:  
 Die Schwestern sind entschlummert,  
 So schlumm're du denn auch.  
 Hinstreu' ich deine Blätter,  
 Hier am verwandten Ort,  
 Wo alle deine Lieben  
 Entfärbt schon, und verdorrt.

So möcht' auch ich entweichen,  
 Wann Freundschaft mir entweicht,  
 Und von der Liebe Sonne  
 Der letzte Strahl verbleicht!  
 Wenn treue Herzen scheiden,  
 Wenn all' die Theuern flieh'n:  
 Wer möchte dann auf Erden  
 Wohl noch allein verzieh'n?

L u i s e .

### Der Hermannskobel bey Wien.

Die beyden Städte Wien und Prag haben das mit einander gemein, daß einige ihrer schönsten Fernsichten nur Wenigen bekannt sind, und in den Ortsbeschreibungen bisher gar nicht besprochen wurden. So erhalten wir z. B. von dem eine Meile nördlich von Prag gelegenen Diableritz erst durch Hrn. Professors Blasß vortreffliche Übersicht der Naturbeschaffenheit Böhmens nähere Kunde. In meinem Handbuche für Reisende in dem österreichischen Kaiserstaate, erste Abtheilung, findet man zwar über den in allen Wörterbüchern genannten Leonhardsberg bey Bertholdsdorf (Petersdorf) und



über die hohe Wand bey Hainbach, einige näherer Angaben, die man in Peggls Umgebungen vermist, aber den interessantesten Schaupunct in den näheren Umgebungen Wiens lernte ich erst vor wenigen Tagen durch einen meiner Freunde kennen; es ist dieses der Hermannskobel bey Weidling, von Wiedemann, Gabeis und Peggel mit Stillschweigen übergangen, aber von Hrn. Hofrath von Hammer in einem trefflichen und launigen Gedichte (siehe Sartori's malerisches Taschenbuch, zweytes Bändchen) gefeyert. Die ersten zwey Strophen mögen mich einer trockenen Namens-Erklärung überheben.

Dem Kalenberge überzweg,  
Nicht fern von Weidling, liegt ein Berg  
Umringt von Buchenholze.  
Auf Wiesen, Thäler, Feld und Heid,  
Auf Höhn und Hügel weit und breit  
Sieht er herab der Stolze.

Er wird, dieß ist Euch wohl bekannt,  
Der Hermannskobel icht genannt,  
Weil in der Vorzeit Tagen  
Ein Nonnenkloster oben stand,  
Erbaut von Ritter Hermanns Hand,  
Wie uns die Kunden sagen.

Dieser mächtig hohe Berg ist südlich von Weidling, westlich vom Kobenzel und nordwestlich von Ober-Siefering, unfern den wendischen Hütten gelegen, und kann von allen diesen Orten in einer Stunde leicht bestiegen werden. Den Gipfel krönt eine Triangulirungs-Pyramide, zum Behufe der Landesvermessung errichtet, und die Aussicht ist nach allen Seiten herrlich. Gegen Süden entfaltet sich die mächtige Gebirgsreihe an den Grenzen der Steyermark vom Schneeberge bis zum Ötcher, und vor sich kann man eine große Strecke des Laufes der Donau von Göttweih bis weit hinter Wien überblicken. Die Thürme von Klosterneuburg, die Kreisstadt Kornenburg, die alte Befestigung Kreuzenstein, der Wallfahrtsort Karnabrunn, dann der Tempel in Mödling und viele andere Orte sind hier deutlich zu schauen.

Des erheblichen Übelstandes ungeachtet, daß einige Bäume und Sträucher dem Blicke hie und da nahe Grenzen setzen, und neidisch sowohl das Presburger Schloß als das Marchfeld verhüllen, dürfte die Aussicht vom Hermannskobel in den nähern Umgebungen der Kaiserstadt doch schwerlich ihres Gleichen haben, wenn gleich die Fernsicht vom Tempel in der Briel durch mehrere ihr eigenthümliche Schönheiten entzückt.

Wien, den 9. August 1822.

K. v. J.

## Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß)

Gräß.

Der Leserverein hat die steyermärkische Zeitschrift bis auf das dritte Heft gebracht. Das Prachtstück derselben ist die Abhandlung des Hrn. Professor Muchar von Admont über das celtogallische Noricum. Dieser kenntnißreiche Mann würde für viel Mehrere verständlich seyn, wenn er die angeführten griechischen und lateinischen Stellen bloß in Noten unten anbrächte, und in dem Texte oben nur Übersetzungen gäbe. In dem Ganzen herrscht ein Ernst, welcher besser zu einem Buche, als zu einer Zeitschrift paßt.

Il préfère les Muses aux Syrènes. Diese Grabschrift Stück's soll der tüchtige Musikverein sich zum Denksprüche wählen. Doch will dieß nicht so viel sagen, als ob aus seinen Leistungen alles Neue und Modische verbannt werden sollte. Im Gegentheile können die neumodischen Sätze neben den gediegenen Werken Mozart's, Haydn's, Beethoven's erst recht in ihrer Schwäche erkannt werden. Durch den Gegensatz gelangt der Mensch zur Überzeugung, und nur Überzeugung gibt dem Kunsturtheile den Werth. Glauben läßt sich so wenig gebieten, als Nichtglauben. Die Schulen des Musik-Vereins für Gesang und Instrumente zeigen bereits erfreuliche Früchte. Der kunstsinige Hüttenbrenner lieferte mehrere gründliche Beurtheilungen. Hr. Guggih gewann bey dem Vortrage ernster und scherzhafter Gedichte den gleich verdienten Beyfall. Wien sandte uns mehrere Liebhaber der Tonkunst, welche als Meister derselben gelten können; der Eine fährt die Violine mit besonderer Zartheit und Stärke in den schwierigsten Aufgaben; der andere beweiset, was Jean Paul im Hesperus von dem Zauber der Mundharmonika spricht.



Die Buchdruckerey wollte einen *Almanach* höherer Art von Grätz ausgehen lassen; Weidmann kam zur Anordnung desselben hierher; er wollte ihn mit der Lebensbeschreibung des Gräzers Brodmann eröffnen, konnte aber mit dem Verleger sich nicht einigen. Er hatte den guten Gedanken, jedes Jahr einen andern berühmten Steyermärker in seinem Dichten und Trachten zu schildern. Dieß geht nun zu Grunde.

Unter den Steyermärkern, welche von ihrem Vaterlande entfernt leben, doch ihm nicht entfremdet sind, gebührt die Palme dem Hofrathe von Hammer. Nachdem dieser Treffliche seine wichtigen Werke über die türkische Staatsform, über Constantinopel und den Bosphorus beendigt hatte, hat er dem hier verstorbenen letzten Grafen der Purgstalle ein Denkmal gesetzt. Auf dieses Trauergeschäft ließ er seine wunderlieblichen Juwelen: Schnüre Abul Maani's (des Vaters der Bedeutungen) folgen.

Die zwey ersten Bände des historisch-topographischen *Lexicon's* von Steyermark von Carl Schmutz sind erschienen. Die Tadler wollen sie zu ausgedehnt und dennoch unvollständig finden. Man rügt einige grobe Irrthümer, und leichte Übereilungen nach Hunderten. Doch die Gerechten werden nicht vergessen, daß Schmutz als Krieger einfiel und jetzt als Landmann sich die Stunden zu dieser vielfältigen Arbeit abmüßigen mußte. Und der Strengste muß eingestehen, daß der Verfasser viel Zerstreutes zusammen stellte, und manches Neue hinzufügte.

Die evangelisch-protestantische Gemeinde zu Grätz hat ihren öffentlichen Gottesdienst begonnen. Pastor Liberauer machte am Feste des Landespatrons den Anfang mit einer herzerhebenden Rede, worin der Gedanke als Gefühl vorherrschte, daß nach zweyhundertjährigem Versinken durch die Güte Unsers Kaisers die alten Lobgesänge für den Allerhöchsten wieder ertönen. Hr. Superintendent Wächter machte einen außerordentlichen Eindruck durch die Weihe seines Worts.

Der Dichterjüngling, Carl Schröckinger, Mitarbeiter dieser Zeitschrift, hat sein Eisengrabmal durch die hiesigen Akademiker erhalten. Daneben ist Platz gelassen für Kumar und Chorinski, wovon der erste bey Dresden, der zwente bey Leipzig den Todesstoß erhielt. (Juvenes, Ingenio, Moribus, Bonis Artibus Insignes, Morte Pro Patria et Libertate Clariores.) Alle drey Frühverblüthenen hatten ihre Bildung für Vaterland und Ehre, für Kunstsinne und Wissenschaft in den Schulen zu Grätz erhalten. Jetzt zeigt sich mit schönen Anklängen eines wahlverwandten Dichtergeistes Carl von Leitner. Er legte auf Schröckinger's Grabmal eine Friedhofblume.

Einer der edelsten Menschen ist hinüber gegangen in seine eigentliche Heimat. Der große Baumpflanzer, Freyherr von Mascou, bewohnt die unvergänglichen Paradiese der Ewigkeit. Mögen seine hiesigen Gärten nicht untergehen! Sein Name ist von Diele und Baumann an einem Apfelbaume und an einem Weinstocke verewigt. Seine Eigenschämlichkeit bestand darin, daß er nicht herablassend war, sondern Jeden, auch den Gemeinsten der Arbeiter, zu sich heraufhob in den Adel eines Menschen. Prof. Schneller gibt in Andre's vortrefflichen ökonomischen Neuigkeiten die Biographie desselben. Auf seinen Grabstein kommen die Worte, welche der Edle in einer Vorahnung seines frühen Todes einst selbst niederschrieb:

Bald end' ich schwache Arbeitbiene,  
Die Andern sammelnd nur gelebt;  
Gefucht, daß sie den Menschen diene,  
Die Bäume still mit Lust umschwebt.

#### M o d e n b i l d XXXIV.

Kleid von Perkal mit Vapour eingeseht. Hut von Schweizer-Stroh mit weißen Bändern und Kornähren geziert.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



en las  
lebens  
h nicht  
Steyer  
ch ihm  
m dies  
einopel  
fen der  
blichen  
ermark  
dennoch  
en nach  
er einst  
musste.  
stellte,  
ntlichen  
en Ans  
te, daß  
en Lob  
te einen  
ift, hat  
gelassen  
zig den  
erte Pro  
ng für  
h erhalt  
es Carl  
rat. Der  
aradiese  
on Die  
e Eigens  
uch den  
Schnel  
effelben.  
g seines  
weisen



P. v. St. Del.

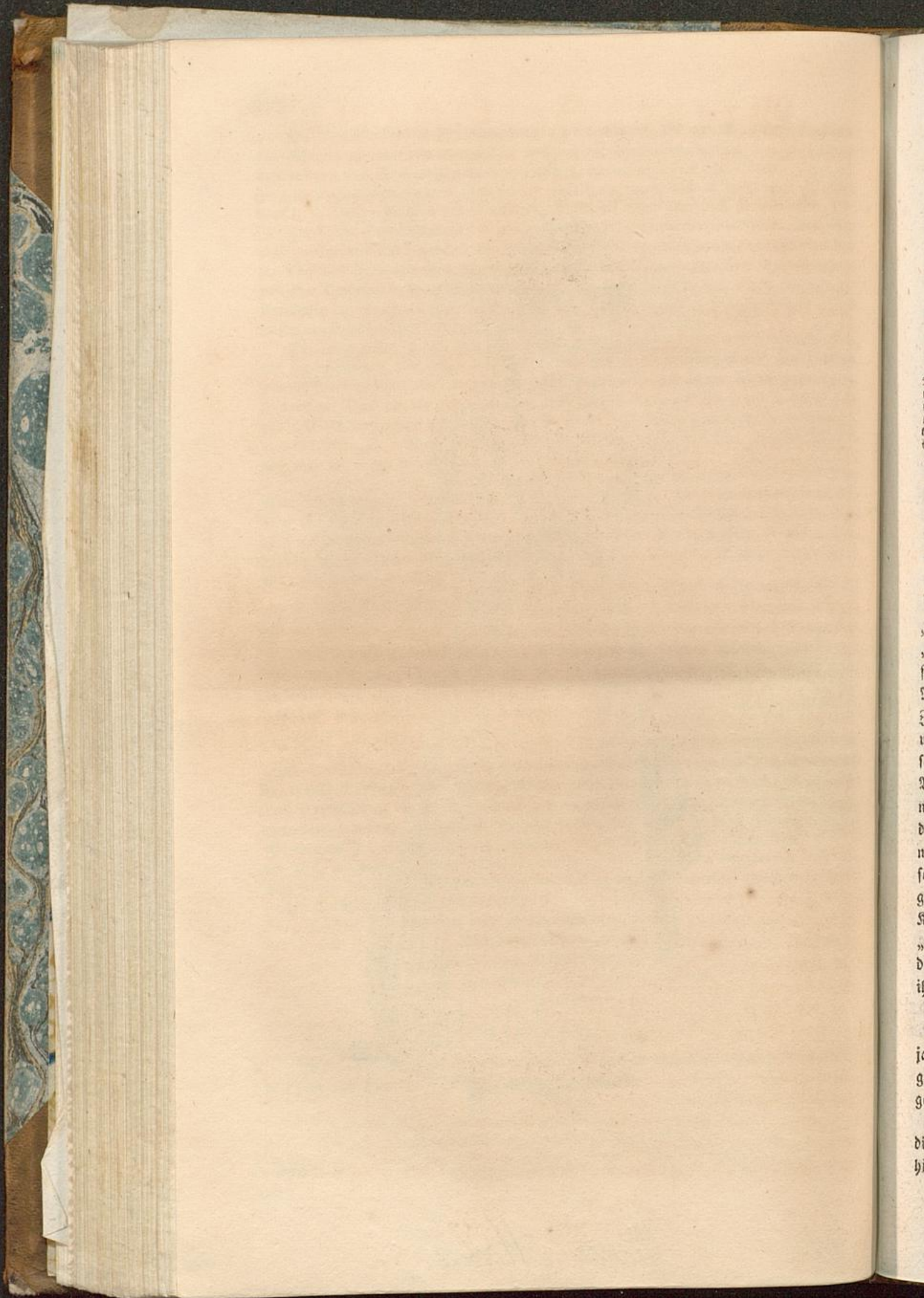
Fr. Loöber. p.c.

XXXIV.

Wiener Mode.

101  
1822.







# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Sonnabend, den 24. August 1822.

102

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen ein Viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer ein Viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die Nacht in der Waldhütte.

Eine Erzählung von E. M. Fouqué.

I.

Von Elf bis Zwölf.

„Lisbeth!“ rief die alte Försterwitib aus ihrem Schlafkämmerlein hervor. „Lisbeth! Hast du auch die Lampe gelöscht vor Schlafengehn? Mir ist, als stümmerte was wie Lichtschimmer durch die Thürspalte!“ — „Gleich, gute Ruhme! gleich!“ antwortete das engelschöne Mädchen, welches noch im Zimmer bey ihrer Nähterey auffaß. „Gleich bin ich fertig. Schlaft Ihr nur unbesorgt. Ihr wißt ja, ich nicke niemals über der Arbeit ein, und will dann schon vor Schlafengehen die Lampe sorgfältig ausmachen.“ — „Noch nicht zu Bette?“ rief die Alte mit dem Tone gerührten Unwillens. „Was soll denn nun wieder das? Willst du dich denn ganz absolut krank machen?“ — „Nein, das will ich gewiß nicht;“ — entgegnete Lisbeth, indem sie beschwichtigend näher trat, und die Kammerthür halb öffnete. „Das will ich gewiß nicht! sonst hätte ja meine liebe, gute Ruhme keine Pflegerinn mehr.“ — „Du gutes Kind!“ sagte leise die Alte, und es war, als weine sie still gerührt in ihre Kissen hinein. „Seyd doch nur ruhig, liebe Ruhme!“ sprach jene weiter. „Ich bin ja frisch und gesund.“ — „Er war auch frisch und gesund.“ rief die Alte. „Und dennoch,“ — und ein laut ausbrechendes Weinen ersticke ihre Stimme. Lisbeth, an ihre Arbeit zurückschleichend, weinte leise mit.

Da hub die Ruhme nach einer Weile wieder an:

„Er sagte auch immer, er wolle sich schonen für mich, und ach, für dich ja auch, du seine so herzlich geliebte Braut, denn er müsse den Ruhm eines guten Sohnes und eines treuen Liebhabers behaupten vor allen andern Dingen in der Welt —“

„Verzeiht mir, gute Mutter,“ sagte Lisbeth, indem sie rasch wieder an die Kammerthüre trat; — „aber es gab noch ein Drittes, das er eben so hoch hielt in seinem getreuen Herzen: der Ruhm eines treuen Unterthanen und



pflichtvollen Revierjägers!" — „Ja, ja!" seufzte die Alte. „Und dem Ruhm hat er sein Leben geopfert und dein und mein irdisches Glück." — „Scheltet mir Euer und meinen lieben Adolph nicht darum, gute Mutter. Sollten wir nicht lieber um ihn weinen wollen, als erröthen müssen für ihn? Und so wär' es ja doch gekommen, wenn er in jener entfesselten Sturmesnacht vor drey Jahren auf unser zaghafte Bitten gehört hätte, statt frisch und kühn zu erwidern: „es ruft um Hülfe draußen im Forste! Wer wäre nun Förster Adolph vor Gott und vor Menschen, wenn er sein Ohr verschlöße vor dem Ruf des Bedrängten?" — O Mutter, und wie er da so muthig hinaus eilte, sein treuer Hund kampfesfreudig ihm nach! Mutter, ich habe meinen Adolph nie schöner gesehen!" — „Ich auch nicht!" sagte die Alte. „Aber dafür haben wir ihn damals auch Beyde zum letzten Male gesehn." — „Für hienieden, gute Muhme!" entgegnete Lisbeth. „Denkt aber auch oft an das Wiedersehn im Himmel, und wie schön er erst dort droben aussehen wird." — „Ja freylich!" sprach die Alte, ihre Hände fromm zusammenlegend, wie zum Gebeth. „Und da wird auch keine Spur mehr seyn von der gräßlichen Schußwunde, die ihm den Kopf ganz aus einander gesprengt hatte, daß der Leichnam schier ausfah, wie ein Enthaupteter; — hu!" „Denkt lieber daran, gute Mutter, wenn Ihr nun doch durchaus rückwärtsblicken wollt, wie gerührt der arme Krämer unter Thränen lächelte, den Adolph aus den Händen des Raubgesindels errettet hatte, und wie er dem Kühngefallnen so begeistert Dank und Segen nachbetete in die schöne Himmelsburg, und verhiess, auch sein Weib und seine Kinder daheim sollten alle Morgen und alle Abend beten, für das immer schönere Heil seines tapfern Erretters, und, Mutter, für Euer und mein Heil auf Erden und im Himmel auch!" — Die Alte sagte mit angenehm beruhigter Stimme: „Gewiß, sie haben Wort gehalten, die guten Leute, und recht fleißig gebetet. Das spürt sich am Erfolge. Wer lenkte des gnädigen Herrn Herz, daß er — als nun der neue Förster an meines Adolphs Stelle einzog — uns nicht nur freye Wohnung hier in der Waldhütte gab, sondern uns auch noch das Häuslein so hübsch einrichtete, wie ich mir's nur hätte bestellen mögen für meine letzte Wohnung auf Erden! Und dann gab er uns noch Garten und Kuh und Waldwiese obenein! Und was noch etwa fehlt, wie sichtbar segnete da Gott die Arbeit deiner treuen Hände! Aber eben darum, Lisbethchen, auch mit dem Arbeiten muß man Maß zu halten wissen, dafern es ein gottgefälliges Schaffen bleiben soll. Siehe, das ist nun schon die dritte Nacht, daß du bey deiner Nähterey aufsitzeest, ich weiß nicht, wie lange!" — „Aber gute Mutter, es geschieht ja nur dießmal, wo ich die ganze Ausstattung der Förstertochter zu nähren bekommen habe: und da muß ich mich doch des großen Vertrauens würdig erzeigen, welches man in mich gesetzt hat, ich würde Alles zum Hochzeittage fertig liefern, und sauber und ordentlich, wie man das Gottlob von mir gewohnt ist. Und ihr wißt ja selbst, der Hochzeittag ist nahe!" — „Der Förstertochter Ausstattung!" seufzte die Wittib. „Der Förstertochter Hochzeittag! Und dazu näht nun meine Lisbeth um Geld, und näht sich fast die lieben, freundlichen Augen blind! Ach Lisbeth, wie das anders gekommen wäre, hatte Adolph damals nicht so streng auf seine Pflicht gehalten, und lieber Mitleid gehabt mit unsrer Angst, als mit dem angefallnen Fremdling draußen im Walde! Lisbeth, dann hielte jetzt



der Förster Adolph Hochzeit, und du wärest die Braut! Nun aber willst du um der lieben Pflicht willen dich krank und blind nähern für die fremde Förstertochter! Aber antworte mir nur lieber gar nichts. Ich weiß schon, was herauskommt. Bist du doch eben ganz, wie der Adolph war! Die Pflicht, o ja, die theure Pflicht muß gethan werden, mag es denn nachher der armen hilflosen Mutter darüber ergehn, wie es will und kann!" Lisbeth kniete vor ihrem Bette, und küßte ihr lieblosend und besänftigend die Hände. Da sagte die Alte, mit bereuender Zärtlichkeit ihre Liebkosungen erwidern: „Ach du liebes, liebes Kind, und doch nimmst du ja nur so angestrengte Arbeiten an, um mich so ganz gut verpflegen zu können, wie deine treue liebevolle Seele es begehrt! Und ich alte Thörrinn schelte dann noch obenein mit dir, und mache dir deinen schweren Beruf noch schwerer!" — „Mutter, Ihr habt mich ja lieb!" sagte Lisbeth, und da empfanden Beyde, wie darin volle Beruhigung liege und voller Ersatz. Sie umarmten einander mit schweigender Innigkeit, und dann ging Lisbeth zu ihrer Arbeit zurück, und die Witwe, nachdem sie noch gesagt hatte: „Laß aber die Kammerthür auf, Kindchen; man fühlt sich einander dann doch näher!" sank in einen sanften, erquicklichen Schlummer.

## II.

## Von Zwölf bis Zwen.

Lisbeth nähte in heittrer Ergebung an dem ihr beschiednen Werke. Sie war in sich so klar und hell; sie hätte ausnehmend gern ein schönes geistliches Lied angestimmt, oder auch ein schuldlos weltliches, denn mannigfache Weisen und Worte zogen ihr nach einander durch den Sinn, ordentlich wie fragend: „gute Freundin, willst du denn heute gar keines von uns Allen singen?" Aber Lisbeth wies sie für diesmal Alle zurück; auch nicht einmal leise zwischen den Lippen traute sie sich zu summen, denn die Nachtruhe von Adolphs alter Mutter war ihr lieber, als der schönste Liedesklang auf aller Welt. So hätte es denn fast ein unwilliges Seufzen aus ihr hervorgehockt, als ein rascher Frühlingssturm, mit fernem Donnern und Wetterleuchten verbunden, über die nächtliche Waldung hinzuziehn begann. Aber sie strafte sich alsbald selbst über ihre unzufriedne Aufwallung, flüsternd: „das schickt uns ja der liebe Gott, und also muß es ja auch wohl gut seyn. Was hast du nur da zu habrechten, Jungfer Lisbeth? Vielleicht wacht auch die Ruhme gar nicht einmal auf davon, denn wenn sie erst einmal schläft, schläft sie recht fest, und wenn dann morgen früh die Gegend so recht erfrischt ist vom nächtigen Wetter und ihr entgegenlächelt im helltauigen Glanze, da freut sie sich so schön, und faltet wohl die lieben Hände zusammen, und sagt: „ach das ist ja wieder einmal ganz und gar, wie im Paradiese!" Und unwillkürlich hatte Lisbeth die Bewegung der geliebten Alten nachgeahmt, und sahe dazu mit einem rechten Engelslächeln himmelan.

Aber diese verdüsterte Welt wollte das Engelslächeln nach ihrer öfters eintretenden mürrischen Laune wieder einmal nicht leiden. Plötzlich erhob sich vor den Fenstern des Häusleins folgender wildheifrer Gesang, hervorgekrächzt von einer dumpfen Mannesstimme:

„Der todte Förster, der ist nicht todt!  
Der zieht noch durch manchen Wald!



Su hei, wie war er von Blut so roth!  
 Su hei, wie war er so kalt!  
 Doch ist der todte Förster nicht todt,  
 Und zieht noch heut' Nacht durch den Wald!"

Nach dem ersten erstarrenden Schreck, wie er vor diesem Gesänge durch Lisbeths Seele fuhr, hatte sie mit schneller Besonnenheit das Fenster geöffniet, und schalt leise hinaus: „Du armer toller Kaspar, wenn du denn durchaus nicht anders kannst, als die Nacht und den Wald immer mit deinen schauerlichen Liedern erschrecken, so singe doch wenigstens nicht vor unserer Waldhütte. Meine arme alte Ruhme schläft, und die sollst du mir durchaus nicht stören!“ Der wahnwitzige Jüngling riß seine wunderlich geformte Mütze vom Haupt, während er die andere Hand auf seine bleichen Lippen drückte, und sich voll verbieterlicher Scheue vor Lisbeth neigte. Doch schlüpfte er leise, leise näher, und flüsterte:

„Es ist aber doch ganz zuverlässig wahr, Schön = Lisbeth, der todte Förster Adolphy ist eigentlich gar nicht todt. Und eben jetzt geht er ganz gewißlich durch diesen Wald.“

„Du solltest dich in deine Seele hinein schämen, Kaspar,“ sagte Lisbeth unwillig, „daß du dergleichen immer vom frommen Adolphy zu fabeln hast. Seelen, wie die seinige, haben mit deinen tollen Nachtspekereien nichts zu schaffen.“

(Die Fortsetzung folgt)

### M a n c h e r l e y.

„Was?“ Das ist die Gegenfrage, welche in der Regel der hiesige gemeine Mann, dann und wann auch Leute, welche über ihm stehen, auf eine an sie gerichtete Frage ertheilen, oft auch mehrmals wiederholen, ehe sie die geforderte Antwort geben. Geschieht das aus Mangel an geschwindem Auffassungsvermögen, oder haben sie die Frage das erste Mal nicht verstanden? Keins von beyden: es ist Gewohnheit bey ihnen geworden. Dürfte man bey der hiesigen untern Volksklasse diejenige schlaue Zurückhaltung voraussehen, welche die Folge der gemeinen, auf ihren Vortheil bedachten, Pflichtigkeit zu seyn pflegt; so ließe sich annehmen, der Gefragte weiche nur darum mit dem „Was“ der Antwort aus, um erst gehörig über die Frage selbst nachzudenken. Aus welcher Quelle diese Gewohnheit immer entspringen mag, dieß „Was“ setz den Fremden, den die Zeit dagegen noch nicht abgestumpft hat, in Verzeiflung.

Bekanntlich haben die Pariser Kaffehwirthe, welche die Tasse Kaffeh, während der Sperre des festen Landes, bis auf acht Sous (vier und zwanzig Kreuzer W. W.) erhöht hatten, diesen Preis seitdem nicht vermindert, sondern sind vielmehr auf den Einfall gerathen, das Publicum durch eine größere Quantität Zucker zu entschädigen. Man trifft Kaffehhäuser an, besonders unter denen, die sich erst besetzen, welche drey Loth geben. Zwen Loth wiegt die gewöhnliche Portion; einige längst bestehende und Namen habende Häuser geben nur ein Loth und weniger. So hat das Publicum angefangen, die Kaffehwirthe wie Zuckerhändler zu betrachten und den Überrest des Zuckers, dessen zu viel ist, um zu Einer Tasse verbraucht zu werden, in die Tasche zu stecken. Dieser Gebrauch, in welchem der Fremde Anfangs eine Art von schmutziger Hungerleideren oder kleinstem Eigennuße wahrzunehmen glaubt, verliert nach und nach das Gehässige, besonders wenn man erwägt, daß der Kaffehwirth mit Fleiß mehr Zucker verkauft, als man braucht, und daß jedermann das Recht hat, eine gekaufte Waare in die Tasche zu



stecken und mit sich zu nehmen. In Paris kann also diese Sitte niemanden mehr bekremden. Aber diese Art der Zuckerkauferey hat sich bereits bis nach Wien verbreitet. Betrachtet man übrigens das Glück, welches die Kaffehhäuser in allen größeren Städten Europa's gemacht haben, so muß man gestehen, daß die Frau von Sevigné eine recht schlechte Beurtheilerinn der physischen und poetischen Consumptibilien ihrer und der folgenden Zeit gewesen ist. Bekanntlich schrieb diese Dame im Anfange des letzten Drittels des siebzehnten Jahrhunderts an ihre Tochter, die Marquise von Grignan, Racine's Verse würden aus der Mode kommen, wie der Kaffeh. Die Dame hatte, wie man sieht, einen guten Geschmack. Was würde sie sagen, wenn sie sähe, daß heut zu Tage Racine und der Kaffeh in aller Munde sind? In Paris, wo der gemeine Mann noch bis vor einigen Jahren im Sommer mit Obst und im Winter mit einer Maisuppe frühstückte, steht jetzt der Kaffehopf allenthalben, im Edgeschoße, wie im ersten Stockwerke, auf dem Tische. Es wird Ton unter den Handwerkern, ja selbst unter den Lastträgern, auf dem Kaffehause eine Tasse Kaffeh zu trinken, statt sich in Wein oder in Branntwein zu berauschen. Daß sich dabey die Kaffehwirthe in Paris am besten stehen, fällt in die Augen. Troß dem, daß sie für vier und zwanzig Kreuzer W. W. noch einmal so viel Kaffeh (die Ober- und Unterschale voll) vom besten Mokka und wenigstens vier Mal so viel Zucker geben, als die Wiener für achtzehn Kreuzer, setzen sie sich nach Verlauf von zehn Jahren als Millionäre zur Ruhe.

### L i t e r a t u r.

Bey Tendler und Manstein ist erschienen: Historische Unterhaltungen. Kleine Denkwürdigkeiten, Aufschlüsse u. s. w. aus der ältern und neuern Zeit- und Literaturgeschichte, von Franz Gräffer Wien, 1823.

Diese Sammlung ist als der zwente Theil der historischen Raritäten, oder Magazin der Denkwürdigkeiten 2c. 2c. zu betrachten. Denjenigen, die nicht bloß Unterhaltung durch Erdichtungen suchen, sondern auch gern leichte Nahrung für die Wissbegierde während jener schöpfen mögen, finden hier eine reichhaltige Karte und einen gut besetzten Tisch. Mehr als hundert Gegenstände bieten sich den Gästen dar, wovon jeder nach Belieben wählen kann; das Unbekannte, oder weniger Bekannte, macht begierig, auch das längst Bekannte wieder ein Mal zu versuchen, am Ende kostet einer Alles durch, und indem er des Vergessnen wieder sich erinnert, das noch nicht Gewusste dem Gedächtniß einzuprägen sucht, hat er einen Schatz von interessanten Mittheilungen gesammelt, die er als Notizen einer edlern Art in geselligen Kreisen der trivialen Anekdotenspende leicht entgegen stellen darf. Allein nicht Alles ist aus fremdem Vorrath aufgetragen; auch aus des Mittheilers Eigenthum sind Beiträge von einladender Beschaffenheit geliefert. Hierher rechnen wir die „Blicke auf den Buchhandel,“ die zuerst in einer hiesigen Zeitschrift mitgetheilt wurden. Ferner: „Zur Geschichte und Literatur der Kochkunst“ u. s. w. Der Ton des Vortrags ist fast eben so abwechselnd, als die Materialien. Nur in Ansehung des humoristisch-satyrischen möchten wir bey Gelegenheit jener apocryphischen Virtuosität dem Wunsch äußern, daß die Schattirungen des Styls etwas leichter und einfacher seyn möchten, indem die Anschaulichkeit den Eindruck noch vermehrt, der wirklich, besonders im genannten Aufsatz, durch die vielen Einschüßel, Anhängsel, Einklammerungen, zusammengedrängten Beziehungen und Allusionen etwas geschwächt wird. Das Lob scheint desto unverdächtiger, ja mehr der Beschauer zu erkennen gibt, daß sein linkes Auge eben so scharfsichtig wie sein rechtes ist, oder umgekehrt; was wenigstens im physischen Verstande ein seltner Fall zu seyn pflegt.



## T h e a t e r = A n z e i g e .

Debüt der Dlle. Sigl auf dem k. k. Theater am Kärntnerthore.

Das hiesige Publicum genießt seit einigen Wochen des interessanten Schauspiels, daß zwey junge, liebenswürdige und höchst talentvolle fremde Sängerinnen in den, von ihnen gegebenen, Gastrollen, wie im Wettstreite mit einander, Anlagen entwickeln, deren Vortrefflichkeit um so mehr das allgemeine Interesse erregt, als der Reiz, welchen Jugend und persönliche Annehmlichkeit an sich selbst gewähren, die öffentliche Meinung zu ihrem Vortheile besticht.

Das aufkeimende Talent bedarf des Lobes zur Anfeuerung, um auf der betretenen Bahn muthig fortzuschreiten; aber dieß Lob muß, soll es anders nicht rückgängig wirken, stets kritisch seyn, das heißt, darthun, wie weit das Talent vom endlichen Ziele (dem der Vollkommenheit) entfernt ist. Diese Entfernung muß positiv nachgewiesen, keineswegs aber die zurückgelegte Bahn, wie durch einen Reisezeiger, bloß materiell angedeutet werden. Was hilft es (um im Gleichnisse zu bleiben) dem Wanderer, bey jeder Meile, welche er auf der angetretenen Reise gegangen ist, Bravo zu rufen, wenn man ihm nicht zugleich die Strecke anzeigt, welche er noch zurückzulegen hat und ihm auf diese Weise Gelegenheit gibt, aus eigenem Ermessen die noch übrige Weite der Bahn beurtheilen zu können?

Überhaupt sollte in der wahren Kunstkritik, das heißt, in einer solchen, welche das Ideal ahnt, wenn sie es auch gleich nicht nachweisen kann, nie von einem unbedingten, positiven Lobe die Rede seyn, aus dem Grunde, weil keine menschliche Leistung vollkommen ist, und nur eine solche wahrhaftes Lob verdienen würde. Zweckmäßiger und ehrenvoller dürfte der Tadel wirken, wenn es dem Kritiker gelänge, die Fehler der jedesmaligen Leistung streng factisch und, wie sich von selbst versteht, ohne alle künstlerische und persönliche Parteilichkeit, nachzuweisen. Bey jungen Künstlern und Künstlerinnen, welche, wenn sie persönliche Annehmlichkeiten besitzen, ohnehin so leicht von dem einen oder dem andern Geschlecht verzogen werden, möchte insbesondere das ihnen zu ertheilende Lob mit großer Mäßigung und Übertegung abzuwägen seyn.

Über Dlle. Sonntag zu reden, sehen wir uns überhoben, da dieser Künstlerinn in unserer Zeitschrift zur Gnüge Erwähnung geschehen ist.

Dlle. Sigl, k. bairische Hof- und Theaterfängerinn, ist bisher in der „Zaubersföte“ als Königin der Nacht, und im „Tancred“ als Amenaide aufgetreten. Dieser jungen Künstlerinn war ein großer Ruf vorausgegangen: die Kunstfreunde wußten, daß sie nicht allein den Unterricht des Hofängers Ronconi zu München, Lehrer Ihrer Majestät der Königin, genossen, sondern daß sie außerdem auch Gelegenheit erhalten hatte, mehrere Monate hindurch unter der unmittelbaren Leitung der Mad. Casatani zu studieren und zu verschiedenen Malen öffentlich mit derselben zu singen; endlich war bekannt, daß es Dlle. Sigl gelungen ist, auf eine ehrenvolle Weise mit Mad. Megger-Wespermann einen Wettstreit zu beginnen und darin nicht allein nicht zu unterliegen, sondern sich vielmehr mit Auszeichnung neben derselben aufrecht zu erhalten.

Dlle. Sigl ist zuerst in der Königin der Nacht aufgetreten. Wenn es von der einen Seite ein ungünstiger Zufall für die junge Künstlerinn war, daß Umstände, welche aus dem Wege zu räumen, nicht in ihrer Macht stand, Veranlassung zu der Wahl dieser Rolle geworden sind, so hat sie von der andern Seite einen Beweis des Vertrauens gegeben, welches sie in ihre eigne Kräfte setzt. Das Glück hat ihr Wagstück gekrönt. Die Königin der Nacht ist, im eigentlichen Verstande, eine Concert-Parthie: sie tritt auf und muß, ohne sich vorläufig durch irgend einen dramatischen Eingriff in das Stück mit ihrer Situation vertraut gemacht, oder auf dieselbe vorbereitet zu haben, und ohne weder mittel-, noch unmittelbar von einer andern Person des Stücks unterstützt zu werden, zwey der schwersten Bravourarien singen, welche es irgend in der Gesangswelt geben dürfte, von welchen die erste noch obenein im Recitative und besonders im Andante („Zum Leiden bin ich auserkoren“) einen höchst dramatisch leidenschaftlichen Ausdruck erfordert.



Mlle. Sigl ist, wie schon gesagt, aus diesem schweren, aber muthig begonnenen Kampfe als Siegerinn hervor gegangen. Selbst die Blößen, welche sie gegeben, haben gezeigt, daß nicht die Furcht, zu unterliegen, sondern die Befürchtung, nicht zu gefallen, ihre Kraft hemmte. Mlle. Sigl besitzt, als Sängerin, jetzt schon einen Vorzug, der dadurch in nichts an seinem inneren Werthe verliert, daß nur die eigentlichen Kenner ihn zu erkennen und sich von ihm Rechenschaft zu geben wissen. Dieser Vorzug besteht darin, daß sich bestimmt in ihren Tönen der Moment zeigt, wo der eine zu dem andern übergeht, daß die Sängerin Anfang und Ende eines jeden derselben genau bezeichnet, ohne ihn auf eine widrige Weise zu staffiren, oder wohl gar bloß materiell abzureißen. Die Franzosen, welche überhaupt eine reichere Kunstterminologie besitzen, als die Deutschen, sagen von einem Sänger, in dessen Gesange sich erwähneter Massen ein Ton von dem andern bestimmt absondert: *Il phrase bien*. oder auch: *Il dit bien*. Diese Kunst, die Töne hörbar zu beginnen und zu enden, ist aber ganz verschieden von dem sogenannten *Tragen der Stimme*. Letzters besteht in dem unveränderlichen Festhalten des Tones selbst, ohne ihn sich absicht- und kunstlos an Stärke vermindern zu lassen. Daß die Kunst *de bien phraser* nicht einerley ist, mit dem *Portamento di voce*, daß sich jene ohne dieses, und umgekehrt, befinden kann, zeigt das Beispiel der Mlle. Sigl: das Tragen der Stimme dürfte bey ihr noch einer *Perfömmung* fähig seyn. Ein anderer Vorwurf möchte ihr aus der Ungleichheit zu machen seyn, mit der sie die einzelnen Passagen vorträgt: einige kommen in der größten Klarheit und Bestimmtheit heraus, andere können dagegen nur mit Mühe verstanden und aufgefaßt werden. Auch der extensive Vortrag ist ungleich in dieser Sängerin: bald ist der Ton, oder vielmehr der materielle Klang desselben (*le timbre de la voix*), höchst melodisch, bald etwas stumpf, bald gar schreyend. Wir zeigen der jungen Sängerin deshalb so ausführlich ihre schwächeren Seiten an, damit sie sich eben da verbessern könne.

Außer der Kunst *de bien phraser*, besitzt Mlle. Sigl eine seltene (mathematische) Reinheit und Höhe der Stimme, welche, obgleich erzwungen (denn jede Höhe über B oder C hinaus, ist erzwungen), dennoch bewunderungswürdig leicht und natürlich heraus kömmt: sie hat die berühmte Passage: B, D, F, in der ersten Arie der Königin der Nacht deutlicher gesungen, als wir es je von irgend einer deutschen Sängerin gehört haben. Daß übrigens Mlle. Sigl alle Schwierigkeiten mit der größten Sicherheit besiegt, braucht nicht erst angemerkt zu werden: in den Passagen ist es gerade (wenn sich in ihnen nicht hier und da die oben erwähnte Ungleichheit zeigt), wo sie die Kunst des Beginns und der Beendigung der Töne, mit so glücklichem Erfolge ausübt. Den chromatischen Lauf von oben herab, der, selbst wenn er in der Vollendung gerieth, immer nur ein Kunststück, und kein Kunstwerk wäre, dürfte Mlle. Sigl besser thun, ganz bey Seite zu lassen: dieses Taschenspielerstückchens sind nur zwey Sänginnen, die *Catalani* und die *Féron*, vollkommen Meisterinn.

Sowohl als Königin der Nacht, wie als *Amenaide*, hat Mlle. Sigl im Gesange ein recht vernünftiges, hin und wieder sogar ausdrucksvolles, Spiel gezeigt. Aber ihr Dialog läßt viel zu wünschen übrig; in der *Amenaide* hat sie fast jedes Wort verfehlt. Auch wird sie wohl thun, sich das Kopfnicken nach rechts und links abzugewöhnen, mit welchem sie fast jeden Ton ihres Gesanges begleitet.

G. E. P. Sievee.

Eine angenehm überraschende Erscheinung war in der ersten Vorstellung des *Tancred* Mlle. Ungel als *Tancred*, eine Parthie, die sie in möglichst kurzer Zeit, aus Gefälligkeit für die Basssängerinn einstudiert hatte. Diese Beschleunigung merkte man ihr jedoch nicht an. Unverkennbare Lust und Liebe zur wahren Kunst, verbunden mit einer anspruchlosen Freude am Gelingen, ist in den löblichen Versuchen dieser jungen Sängerin nicht zu verkennen. Dieß Mal übertraf sie ihre vorigen Leistungen — wir möchten sagen, um das Dreysfache, wenn es sich gerade so berechnen ließe. Man konnte indessen einiger Massen den Gradmesser des Enthusiasmus erkennen, mit welchem sie diese willkommenene Parthie sich angeeignet hatte; und in der That, der von ritterlicher Galanterie



beseelte Held Tancred theilte gefällig seine Lorbern mit der Sängerin. Die schmerzliche süße Kossinische, Sehnsucht athmende Cavatine mußte sie wiederholen, und wenn der erste Vortrag durch Zartheit sich auszeichnete, so gewann der zweyte durch einfache, glücklich angebrachte Verzierungen das Seinige. Das Duett mit Amenaide wurde von beyden mit einer solchen Übereinstimmung und Präcision ausgeführt, daß man wohl sagen kann, es herrschte ein Herz und eine Seele im Zusammenklang. Mlle. Unger ließ im Final den Wohlklang ihrer tiefen Töne einige Mal angenehm hervor. Ein sehr lebendiger Ausdruck, der sich jedoch in den Grenzen der Mäßigung erhielt, charakterisirte ihren Gesang im Duett des zweyten Actes. Auch Tancred erweiterte immer mehr und mehr siegreich seinen Wirkungskreis, und wohl keinem Zweifel ist es unterworfen, daß Amenaides Gegenwart und Beispiel seinen Heroismus sehr entflammten. Mit besonderer Anmuth bey einer bedeutenden Erhebung des Tons, die mit ansprechender Gemüthlichkeit wechselte, wurde die vom Chor begleitete Arie im letzten Theil der Handlung gesungen. Die Zuhörer, von einer Stufe der Überraschung zur andern, bis zum Gefühl der heitersten Zufriedenheit mit fortgehoben, steigerten die Beweise ihrer Theilnahme in gleichem Maße, und wir dürfen nicht vergessen, daß durchgehends die ziemlich deutliche Aussprache des Textes durch angemessene mimische Bezeichnungen, die das Gepräge des Fleisches trugen, noch gewinnen mußten.

Hr. Heisinger hatte in dieser Vorstellung die vom Hrn. Forti bisher gesungene Parthie übernommen, und sein verdienstliches Bemühen wurde anerkannt. Vielleicht war nur bescheidenes Mißtrauen in sein eigenes Vermögen Schuld an einer Überreizung des Stimmorgans, die sich hin und wieder, am meisten im Duett mit Tancred, bemerklich machte, und bey einem gewissen Mangel an Consistenz des Tones nicht gar vortheilhaft zu wirken pflegt.

Der Genius der Tonkunst erschien diese Mal in seiner besten Laune, und schwebte mit freundlichem Lächeln über dieser Production.

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Aralia arborea*. Baumartige Aralie. Aus Jamaica.
- Canella laurifolia*. Aus Ostindien.
- Datura fastuosa*. Schöner Stechapfel. Aus Ägypten.
- Eriosperrum latifolium*. Breitblättriger Wollsame. Vom Cap.
- Epidendrum ciliare*. Gefranzter Baumwurzler. In Wäldern von Martinique.
- Hibiscus Manihot*. Schwefelfarbiger Hibiscus. Von Indien.
- Malpighia coccifera*. Stachelblättrige Malpighie. Vom wärmeren Amerika.
- Pothos digitata*. Fingerblättriger Pothos. Von Caracas.
- Stapelia maculosa*. Fleckige Stapelie. Vom Cap.
- Varonia alnifolia*. Von Jamaica.

### B e r i c h t i g u n g.

In Nr. 100 S. 807 Z. 19 und 20 v. u. lese man der statt den Schmuck der Rede, ferner: würden statt würde. Z. 17 l. m. Modulationen statt Modulative.

Herausgeber und Redakteur: J o h. S c h i c h.

Gedruckt bey Anton Strauß.



Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dienstag, den 27. August 1822.

103

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen viertels. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Weidmann in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Nacht in der Waldhütte.

Eine Erzählung von E. M. Fouqué.

(Fortsetzung)

„Wenn ich's doch nun aber ganz gewiß weiß!“ sagte Kaspar eifernd. „Schon wie Ihr so sehr weinet, ach Schön-Lisbeth, da bey dem Begräbniß — da schon — ja da!“ — er hielt inne, und konnte seine Gedanken nicht recht zusammen finden. Da sagte Lisbeth voll sanfter Freundlichkeit: „Ich weiß ja noch, Kaspar, wie gut du immer warst, und wie achtsam, als des seligen Försters Adolph Jägerbursche, und wie es dir an seinem Grabe ganz die Sinne benahm, und wie du seitdem so kränklich geblieben bist.“ — „Ja, kränklich,“ — entgegnete Kaspar, — „o kränklich, das geb' ich zu! Wenn mir so mein abgezehrt's Bild einmal aus dem Wasser entgegengrinst, oder gar aus einem Spiegel, hey hu! man könnt' toll davon werden! Aber der Kosath Märten und der lange Tagelöhner Blott, die behaupten immer, ich könnte gar nicht mehr toll werden, denn ich wär' es schon. Jungfer Lisbethchen,“ und dazu grinste er voll höhnischer Wildheit, „Jungfer Lisbethchen, wir beyde wollen uns von den beyden nichts weiß machen lassen. Die hätten's recht gern, wenn ich toll wäre. Oder eigentlich: es ist ihnen lieb, daß ich toll bin. Denn wäre ich nicht toll, da könnte ich ja meine Gedanken herfagen, von den Wilddieben und dann von Amerika und von dem lebendigen Förster, der als ein Todter durch die wilden Wälder zieht, und von den großen Särgen auf den Wässern, und wie die Leichentücher hoch draußen dran herumflattern im scheltenden Sturm —“

„O still, o still!“ bat ihn Lisbeth mit gefaltnen Händen. „Du fängst ja an zu schreyen, und schreckst mir die Ruhme auf. Still! Flüstre mir auch nichts Heimliches vor von deinen schauerlichen Gedanken. Geh still zurück in den tiefen Wald.“

„Recht gern!“ sagte der Wahnsinnige. „Ob zwar mich's dorten etwas von dem todten Lebendigen graut. Aber es kann nun schon nichts helfen. Wenn



Schön-Lisbethchen befehlt,“ er neigte sich voll schmerzlicher Demuth; „Schön-Lisbethchen hält mich auch für toll, und das ist das Schlimmste. Denn sonst hätt' ich doch wohl meine Bilder noch endlich zusammengebracht von Amerika und von der Bilddieberey in den Särgen; nun, nun! winke nur nicht so erschreckt, du arme Todtenbraut! Ich geh ja schon. Und wenn ich dir etwa den lebendigen Leichnam schicken kann, will ich's wohl thun. Dann schaukl' ich freylich — bim-bam — wie die Glocke hin und her, hoch oben im Mondlicht. Denn er wird es dir und aller Welt schon expliciren; aber war thut mir das? Ich schick' ihn doch. Horch, horch —“

Und mit singender Stimme setzte er hinzu:

„Der Förster, der ziehet im Walde!“ —

Aber plötzlich abbrechend rief er aus: „Horch! Ein Schuß!“ —

Unwillkürlich zusammenschreckend sagte Lisbeth: „Nun ja, ein Schuß. Was ist denn da weiter zu verwundern, daß im Walde einmal ein Schuß fällt? Geh von hinnen, wie du es versprochen hast.“ „Nein, Schön-Lisbeth, o nein! das kann ich jetzt nicht. Ich glaube, wir lauern dem Förster wieder auf, in der Wetternacht, und da möcht' ich eben nicht gern dabey seyn. Oder vielleicht ist mein Spuk mit dabey für diesmal, und dann brauch' ich ja selber nicht zu kommen. Horch, wieder ein Schuß!“

„Oy gütiger Himmel, ja!“ flüsterte das erbebende Mädchen. „Und noch einer! Kaspar, was bedeutet denn das?“

„Ich sag dir's ja, Lisbethchen; sie haben den Lebendigtodten wieder vor. Der Puppenspieler aus dem Abgrunde führt das Stück zum zweyten Mal auf. Horch!“

Und eine männlich starke Stimme dröhnte aus dem Walde herüber: „Mord! Zu Hülfe!“ „Lauf doch, Kaspar,“ sprach Lisbeth dringend. „O lauf doch, und rette!“ — „Nicht ohne dich, Schön-Lisbeth!“ sagte der Wahnsinnige, und alle Glieder flogen ihm in toller Angst. „Ohne dich könnt' ich ja rasend werden vor dem gräulichen Spiel, und unversehens den erwürgen, den ich retten soll. — Aber bist du bey mir,“ und seine Stimme ward fest, und seine Augen strahlten im Schimmer der Lampe auf eine fast ungewohnte, fast herrliche Weise, — „ja bist du bey mir, du Engel des Himmels, da haben die finstern Geister kein Recht an mir, und ich rette den Lebendigtodten und wasche mich wieder Schneerein von Jammer und Blut. O Lisbeth, Schön-Lisbeth, erbarme dich seiner und meiner! O komm!“

Sie stand, und sah einen Augenblick ernst in sich hinein, dann mit begeistertem Antlitz himmelan; da tönte abermal jene Stimme aus dem Walde: „Mord!“ und Lisbeth rief: O der Du mich sendest auf diese schauerliche Bahn, nun stelle deine Engel um Adolpfs schlummernde Mutter her!“ Noch einmal horchte sie nach der Kammer hinüber; die Alte schlief sanft und still; dann löschte die Jungfrau die Lampe, schloß die Hüttenthür hinter sich, und eilte nun, leicht wie ein Reh, der Gegend zu, von wo der Hülfesruf und das Geknall der Flintenschüsse herüber gedrungen war. Wie ganz umgewandelt und neubeseelt flog der kaum noch wahnsinnige zitternde Jüngling ihr nun kühn voran. Ein Klingengeklirr, bisweilen ein einzelner Ausruf von Kämpfenden leitete Beyder Schritte. „Hülfe!“ klang es noch einmal. „Mord!“ Da



standen sie auf einer ausgehauenen Stelle des Forstes, in deren Mitte eine hochschlanke Mannesgestalt, matt an der linken Seite gegen einen Baum gelehnt, mit der Rechten noch kräftig Säbelhiebe versendete wider einige andringende finstre Figuren; auf dem Rasen hingestreckt wälzten sich zwey Verwundete. „Kaspar, nun hilf!“ seufzte die Jungfrau, und wie von unsichtbaren Schwingen getragen, flog der Jüngling in's Gefecht, laut rufend: „Hier Hülfe! hier Rettung! hey hu, Ihr Mordgesellen, aus einander! Hier kommt der tolle Kaspar! hey hu! Aber ein Engel umgießt ihn mit Licht! Victoria!“ und mit einer Gewalt, die halb dem Wahnsinn, halb aber auch einem weit reineren Geiste anzugehören schien, riß er die Angreifenden zu Boden und rannte sie nieder, und schrie dazu: „Nun Mordgeselle Märten! Nun Mordgeselle Blott! Hier ist nun der wahnwitzige Kaspar! hey hu! Nun ist der Lebendigtodte wach! Nun tanzen wir! Nun walzen wir!“ Und vom gräßlichsten Entsetzen übermannt, prellten die Angreifer aus einander, rafften ihre Verwundeten auf, und rannten mit ihnen von hinnen in die dichteste Waldung hinein. Auf dem Waldrunde einsam stand der gerettete Fremde, noch immer an den Baum gelehnt, etwas entfernt, wie scheu vor ihr, aber mit achtsamen Blicken den flüchtigen Segnern nachspähend, wandelte Kaspar hin und wieder. Lisbeth trat zögernd so eben aus dem sie bis dahin verhüllenden Laube hervor; da winkte Kaspar: „St! Stille!“ und lauschend nach der fernher schlagenden Dorf-Uhr hingewendet flüsterte er: „Es schlägt Voll! — Eins! — Zwey! — Zwey Uhr!“ — Und niederstürzend auf seine Knie rief er voll lauten Jubels: „O die Stunde ist ja nun wieder geweiht, und der Todte lebt! O du entsefliche Stunde bisher! O du beseligende, reinigende Stunde nun! Gottlob, Gottlob, zwey Uhr!“

## III.

## Von Zwey bis an den Morgen.

Der Fremde sah staunend nach der sich langsam nähernden Lisbeth hinüber; endlich schien er ihr entgegen eilen zu wollen; aber da sank er matt in die hohen Gräser nieder, vom Blut, das heftig aus seiner Armwunde quoll, überströmt. Lisbeth eilte hinzu, und kniete neben ihm, das vorsichtig mitgenommene Bindzeug entfaltend und die Wunde erspähend, so gut es Dunkelheit und Verwirrung ihr erlauben wollten. Ein wunderbares Beben, im Gefühl zwischen Graus und Entzücken auf; und niederschwanke, zog dabei durch ihre Seele, während Kaspar leise herangeschlichen kam, und ihr zuflüsterte: „Er ist nicht todt! Er lebt ja noch! Ich hab' es Euch ja immer gesagt!“

Das Blut war gestillt und um die an sich gefahrlose, nur früher durch Erschöpfung bedrohliche Wunde lag der Verband. Da regte sich der Ohnmächtige. Lisbeth tröpfelte einige stärkende Tropfen auf seine Lippen; er richtete sich empor, als eben der Mond aus den weichenden Sturmeswolken herausleuchtete; ohnmächtig nun fast wäre Lisbeth zurückgesunken, aber er sprach in lieblich wohlbekannten, o mit welcher Bonne sie durchschauenden Tönen: „Lisbeth, du süßes, du unaussprechlich geliebtes Kind, ich bin ja dein Adolph! dein lebender Adolph, errettet durch dich, und durch jenen wundersamen Helfer, der dorten so scheu am Rande der Gebüsche umherwanke. O sage mir, wer ist er denn, der dunkle, räthselhafte Retter?“ Aber Lisbeth hatte noch kein einzi-



ges Wort zu ihrem Geboth. Sie weinte, ihr Haupt an die Brust des Erstandnen lehnend, selig still.

Kaspar indeß fing an, die Kunde, welche er auf schützende Wächtermannier um den Verwundeten und um die Jungfrau her zog, im engern und immer engern Kreise zu beschreiben, und sprach dazu mit langer, bisweilen halbfingender Stimme folgendes:

„Der arme Kaspar, der thörichte Jägerbursch! den hatten Schön = Lisbeths Augen getroffen zu wunderlichem Liebeswahnsinn. Schön = Lisbeth aber war seines edlen Meisters Braut. Der arme Kaspar! Er ging wohl lange still und treu durch's Leben im schweigenden Gram! Da kamen die Mordknechte zu ihm, der arge Blott, und der tückische Märten; hast du sie wohl liegen sehn, dort blutend vorhin auf dem Ager? Hast sie wohl gut getroffen, Meister Adolph, mit deinem Doppelgewehr!“

„Waren sie's?“ sprach Adolph staunend dazwischen. „Sie kamen mir freylich so vor, als sie gegen mich anrannten, und des Einen Schuß mir den linken Arm traf. Aber ich dachte bey mir, das sey nur so ein träumerisches Erinnern, weil vor drey Jahren in eben dieser Waldung sie den Räubern zu Hülfe kamen, denen ich den überfallnen Krämer aus den Klauen riß!“

(Der Schluß folgt)

### Freiheit des Gefühls.

Gefühle sind frey; nichts wehrt ihr Entste'n.

Gefühle sind frey; nichts wehrt ihr Vergeh'n.

Ihr Seyn ist Gesetz; man kann sie nicht zügel'n, nicht halten,

Wie sehr man sich kräut, sie werden doch zügellos walten.

u. G. Rossetti.

### Correspondenz = Nachrichten.

Paris Anfangs August 1822.

Seit drey schönen Monden habe ich die Fortsetzung unsrer Correspondenz von einer Woche zur andern verschoben, nicht als wenn ich des Stoffs dazu ermangelt hätte, sondern weil mir solcher desto geringhaltiger vorkam, je interessantere Begebnisse aus der Residenz verlauteten. Es ging mir, wie einem schüchternen Gentleman aus der Provinz, welcher — in einen geistreichen Zirkel der Capitale versezt — mit Recht anseht, seine schlichten Notizen auszupacken, während neuere und wichtigere Gegenstände von den Sprechern der Gesellschaft verhandelt werden, und eine geruhige Pause oder liebreiche Fragen abwartet, um sein Scherflein zur Unterhaltung zu geben. Während des letzten Vierteljahrs war auf unserer Bühne die interessanteste Erscheinung — offenbar der Freyschüh, und wenn uns auch nicht das Glück geworden, das Werk durch den Meister selbst und unter allseitiger Meisterhilfe regiert zu sehen, so müssen wir doch unsern, auf der mittlern Stufe stehenden Künstlern zum Ruhme nachsagen, daß sie alle ihre Kräfte aufgebotten, dieses angenehme Geschenk der verschwieberten Dresdner Musen uns würdig zu überliefern. Auch Orchester und Decorationen (überhaupt die besten Theile unsres scenischen Ensembles) ließen wenig zu wünschen übrig, und die Geräumigkeit unsrer Bühne verschaffte den imponirenden Stücken des in voller Integrität dargestellten Ganzen auch vollen Effect. Alles dieß aber konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ein solcher, obwohl meisterlich in die Harmonie eingezwängter Teufelspuf, dem norddeutschen Publicum mehr als dem süd- und ostdeutschen zusagen müsse, weil er bey jenem mehr in die gangbaren Volksmärchen eingreift, und weil bey letzteren ein besserer musikalischer Geschmack vorwaltet; ein Geschmack, welcher weder solche



grosse Contrast und schier gräßliche Spectakel, noch die frömmelnden Spieleren hefftigt, womit der Dichter ganz unnöthiger Weise den Componisten behelligt hat. Darum fällt jedoch dem wackern Maria Weber so wenig ein Blättchen aus seinem Lorberkränze, als dem schon früher überreich gekrönten Poeten durch dieses Weidmannsstückchen eines zugewachsen ist, und wir unseres Orts müssen bezeugen, daß der Freyschütz, so oft er über unsere Breter gegangen, nie sein Ziel verfehlt, sondern dem Meisterschusse, so weit es bey uns möglich, immer näher, ja mit seinen Liedern und Melodien unter unsere jungen Lebeseute gekommen. Bald nach dem wilden Jäger fand sich Hr. Lewin mit seinen mimischen Künsten bey uns ein. Er machte anfangs viel Glück und die wiederholte Fülle des Hauses schien die von der Direction gebrachten pecuniären Opfer reichlich zu vergüten, aber bey der Einförmigkeit der Leistungen, in welchen überdem der Künstler die kluge Steigerung unterließ, konnte es nicht fehlen, daß das Publicum das Interesse nach und nach verlor und zur Ehre seines Geschmacks die Meinung mancher ruhiger Beobachter rechtfertigte, welche zwar Hrn. Lewins und seiner Genossen Behendigkeit, Fertigkeit und Muskelkräfte belobten, jedoch das Ganze nicht für eine Kunstleistung, sondern mehr für eine Künsteley, wenn nicht gar für eine Harlekinade gelten lassen wollten, welcher man auf einem anständigen Theater nie so vollen Raum geben dürfe. Was als Intermezzo dann und wann ganz an seinem Orte ist, darf nie als wiederholtes Hauptstück in die Reihe der Kunstgenüsse gestellt werden, und wenn vollends Charlatanerien mit unterlaufen, so besinnt sich ein kunstsinziges Publicum sehr bald und schämt sich hinterher, so viel gelacht zu haben. Mit Recht versprachen wir uns einen solideren Genuß von den Leistungen Ihres anmuthigen Meistersängers, des Hrn. Forti, welcher — von der Direction auf zwölf Vorstellungen engagirt — am 23. Juny hier ankam und uns — wenn gleich in anderer Weise — eine Wiederholung des im vorigen Fasching von Hrn. Siebert gewährten Kunstvergnügens hoffen ließ. Hr. Forti trat am 25. Juny als Don Juan und am 3. July als Othello in Pesth auf und wiederholte am 4. July den Don Juan in Ofen. Wer ihn hörte und sah, erkannte die Meisterschaft des Gesangs und der Action, fand aber leider! Grund zu bemerken, sowohl, daß die Mitteleistung unsrer sonst guten Künstler durch das eminente Talent des Gastes nicht empor gezogen wurde, als auch, daß sich in der Besetzung der Nebenrollen von Seite der Regie nichts weniger als das Bestreben aussprach, den fremden Meister durch Zugesellung der besten Gehülften zu ehren und zu befördern. Es mag auf seinem Unwerth beruhen, ob Nachlässigkeit oder übelwollender Neid hieran Schuld gewesen, aber auch das Publicum beyder Städte verzieh sich auffallende Vernachlässigung des braven Künstlers. In Ofen nämlich, wo er, wie oben gesagt, am 4. July als Don Juan auftrat, fand er das Haus so leer, als wenn man einen notorischen Stümper erwartet hätte; und wenn auch desfalls als Entschuldigungsgrund angeführt werden möchte, daß die übrigen Parthien der so herrlichen Oper mit den geringsten Subjecten der Gesellschaft besetzt gewesen und sonach die Regie und Direction hierdurch offenbar eine Vernachlässigung des Ofner Publicums sich zu Schulden kommen lassen, so hätte doch wohl Kunstsinn und feine Sitte — die sonst so bewährten Tugenden — es nicht zugeben sollen, daß die Sünden der Regie und Direction dem schuldlosen ehrenwerthen Gast eine solche Kränkung bereiten konnten. Wohl mochten auch zufällige Umstände — namentlich die Abwesenheit vieler angesehenener und kunstliebender Familien — eingewirkt haben, aber in Pesth fielen Verstöße anderer Art vor. Nämlich bey der Vorstellung des Othello am 3. July, wo unsere besseren Künstler in der Mitteleistung das Ihrige thaten, begingen einige Schreyer die Unart, den dem fremden Künstler wahrlich in vollem und ungetheiltem Maße gebührenden Dank dadurch zu schmälern, daß sie die hiesigen — doch nun und nimmermehr über das Mittelmäßige sich erhebenden — Sänger mit dem Gaste herausriefen. Freylich hätten letztere diese ganz zur un rechten Zeit angebrachte Ehre nicht annehmen und in bescheidner Selbsterkenntniß den indiscreten Civismus ihrer Freunde ablehnen sollen; allein — war es Eitelkeit oder Freude über die gelungene Cabale — die Gervenen erschienen und veräumten auch bey ihrer Dankagung, die Unart der leider vorgestundenen Schreyer wieder gut zu machen. Darum befremdete es die Unterrichteten nicht,



daß, ob schon es bestimmt war, daß Hr. Forti am 6. July im Barbier von Sevilla uns erfreuen sollte, auf einmal die Nachricht sich verbreitete, er habe wegen Unpäßlichkeit fernere Leistungen verboten und sey abgereist; eine Nachricht, welche die Verehrer seines Talents betrübte und zugleich große Sorge erregte, daß alle diese Gänge über Kunstfinn und Lebensart des hiesigen Theaterpublicums in der Kaiserstadt nicht den besten Leumund zur Folge haben möchten.

So gewiß ich hoffe, daß Sie mit allen Billigdenkenden, wie auch Hr. Forti selbst, die Fehler und Unarten der Einzelnen, nicht der Gesamtheit zur Last legen werden, so gewiß sehe ich auf Ihren Lippen die Frage schweben: Wie kann die Direction solche Umtriebe und Übelstände zulassen? Wie mag sie nicht alles aufbieten, solche Unbilden auszugleichen, bevor sie zum öffentlichen Uergerniß gedeihen? — Ich zucke die Achseln und antworte folgendes:

Vor allem scheint mir in der Individualität der jetzigen Direction der Grund zu liegen, weshalb Unwesen nicht verhindert worden ist. Ich bezweifle keineswegs den guten Willen der durch die an Ostern d. J. vorgewesenen Restauration neuingetretenen sieben Directoren, allein um so ein wunderliches Völkchen, wie Schauspieler mehr oder weniger sind, in ihren Schranken zu halten, dazu gehört nächst allseitiger und gründlicher wissenschaftlicher und ästhetischer Bildung, auch Erfahrung im Verkehre mit den Priestern der Thalia und Gabe und Lust, den Intriguanten zu imponiren. Nun ist aber keiner der H. Directoren, deren anderweite Verhältnisse ich gern in allen Ehren lasse, in den Künsten der Musen tactfest genug, um ein kluges, klares und entscheidendes Wort in die Angelegenheiten der Regie zu reden — und Erfahrung in Haltung der Disciplin unter einer Schauspielergesellschaft geht allen ab.

(Der Schluß folgt)

### Schauspiel.

Den 18. d. sahen wir auf dem K. K. Hoftheater an der Burg das Portrait der Mutter, von Schröder, neu in die Scene gesetzt.

Ein Stück aus der guten alten Zeit! Solche wieder in den Curs zu setzen, ist verdienstlich und gereicht der deutschen Bühne zum Gewinn. Die Idee ist aus dem Englischen, aber Schröder hat so viel Eigenes dazu gegeben, daß ihm gleiches Recht darauf gebührt. Der Stempel des Fleißes ist dieser Bearbeitung so sehr aufgedrückt, daß man es unter die gediegenen dramatischen Werke unbedenklich rechnen kann. Eine glückliche Charakteristik und eine interessante Entwicklung, dabei Ungezwungenheit, Klarheit, Feinheit und ein sehr leichter, sehr pikanter Dialog. Die rührenden Situationen wechseln ganz natürlich mit den heitern ab, und die Charaktere spielen mit ihren gut gemischten Farben immer durch, so daß der Übergang auf diese oder jene Seite, der Contrast nie schneidend in die Augen fällt. Den größten Theil des ersten Actes nimmt eine Episode ein, die aber zu den glücklichsten in ihrer Art gehört und worin der Hauptcharakter schon im Kleinen, mehr oder weniger, in allen seinen Zügen bis zur höchsten Anschaulichkeit sich darstellt. Im zweyten ist alles Leben und Bewegung, ein Moment greift in den andern, ein Faden schlingt sich um die andern, und die Schlußkomödie auf dem Privattheater bringt eine originelle, überraschende Entwicklung hervor. Alle Figuren sind gerundet, jede tritt im rechten Licht und mit Bequemlichkeit auf ihrem Platz hervor. Alles scheint wie aus dem Leben gegriffen, und dennoch hat das Ganze einen theatralischen Anstrich, der das Interessante noch vermehrt.

Eben die Bewandniß hat es mit dem Hauptcharakter, der sich einer Reihe anschließt, die das eigne Fach der Bonvivants bildet. Sie sind ursprünglich vom englischen Boden auf den deutschen hin verpflanzt, doch nationalisirt. Mit den Becken und sogenannten Chevaliers, wie wir an einem andern Ort bereits geäußert haben, sind sie oft verwechselt worden. Zwischen den jungen Liebhabern und Chemannern stehen sie gleichsam mitten inne. Sie fordern ein gewisses Alter, nämlich unter oder über Vierzig, weil in diesem Zeitpunkt die Reflexion dem Lebensgenuß sich beygesetzt, und die allmähliche Ver-



trachtung der Nichtigkeit des Lebens eine gewisse Ironie erzeugt, die zur Würze gesellschaftlicher Unterhaltung wird. Es ist dasjenige Alter, wo die Frauen uns eine Ehre zu erzeigen glauben. — und wirklich ist es eine — wenn sie den Verstand für die abgebleichte Larve nehmen, vielleicht auch der Summe von Erfahrungen wegen, und weil man ihren Reizen dann wohl eine, oft vielleicht verstellte, Gleichgültigkeit entgegen setzt. Diese Art von humoristischen Personagen mögen ebenfalls ganz aus dem gebildeteren Kreis des Lebens hervor gezogen scheinen, sie haben dennoch eine eigne Mischung der moralischen Bestandtheile, die sie über das Alltägliche erheben, ein gewisses romaneskes Colorit, das auch dem bürgerlichen Lustspiel einige Erhebung gibt. Opitz, Brockmann, Beschorf, der sie jedoch schon mehr den vorhin genannten Chevaliers näherte, und Rose, haben sich in diesem Fach besonders ausgezeichnet; den wackern Porsch, vormalig unter unsers Kochs Direction in Frankfurt am Main, nicht zu vergessen; wir haben auch viel von dem Münchner Suk gehört, ihn aber nie gesehen.

Wie rührend ist der Charakter des Hofraths! wie natürlich, und zugleich wie originell! In den wenigen Worten spricht sich alles aus: „Die wirkliche Welt hat mich so oft betrogen, daß ich nun Ersatz in der nachgemachten suche.“ Diese Stelle enthält zugleich einen schönen Lobspruch auf die Bühnenkunst, und selbst auf den verführerischen Dilettantismus in der Kunst. Als ein Beweis des feinen Witzes, der den Dialog besetzt, mögen hier noch jene Worte Refau's stehen, die ein anziehendes Licht auf den Charakter werfen, wenn er dem Engländer zur Antwort gibt: „Der Teufel hole mich, wenn nicht in jedem meiner Züge Ehrlichkeit geschrieben steht, aber — Sie — (etwas spöttisch) lesen wohl kein Deutsch.“ Was die Darstellung dieser Rolle durch Hrn. Anschütz betrifft, so geschah, was man erwarten konnte: der Darsteller war in die Natur und in das Wesen des Charakters völlig eingedrungen und offenbarte sein inniges Verständniß mit ihm in den kleinsten Zügen, wie in den bedeutendsten Momenten; keinen ließ er fallen, keine unberührt, und doch herrschten überall Leichtigkeit und Unbefangenheit hervor, weil sich der Stoff mit dem Organismus des Künstlers vollkommen assimilirt hatte. Dennoch konnte demjenigen, der mit dieser Rolle wohl vertraut ist, die Bemerkung nicht entgehen, daß der Darsteller auf die Ausführung der sentimentalen Parthien des Charakters mehr Gewicht zu legen schien, oder daß er kraft der innern Disposition sich mehr zu diesem Theil hinüber neigte. Auch ist es eben diese Seite, die nebst dem Gefühl der Rechtlichkeit, das sich in der Darstellung gleichfalls sehr kräftig offenbarte, den liebenswürdigsten Theil des Charakters bildet. Wir können nicht läugnen, daß der humoristische Ton zuweilen etwas schwankte, das heißt, in einen andern Ton hinüber, der mit dem Hauptton leicht verwechselt werden kann und oft verwechselt wird, und worin eine gewisse scherzhafte Naivität hervorklingt, die sich weiter nicht bezeichnen läßt, wenn man nicht mißverstanden werden will. Ein so richtiges Gefühl, wie Hr. Anschütz es besitzt, findet bald die rechte Stimmung, der Künstler hört sich selbst, und das Mißverständniß geht vorüber. Das zeigte sich hier schon in den ersten Scenen. Um nicht zu sehr in das Detail zu gehen, erwähnen wir nur im Allgemeinen und mit Auszeichnung den feinen, zarten Ton, den der Künstler, in den Scenen mit der eiteln Alten, zu behaupten wußte. Ironie und Neckerey waren mit der den Damen stets gebührenden Schonung verbunden, und den Verwandtschaftsbanden angemessen. Häufig lassen sich die Schauspieler hier zu einer nicht geziemenden Übertreibung verleiten, und können z. B. das a parte: „Ich dachte schon Mannesstulle!“ — für frivole Ohren gar nicht stark genug markiren. Die Scene mit dem Schnupftuch wurde ebenfalls recht nett und zierlich und mit einer wahrhaft innern Heiterkeit gegeben; das Zusammenspiel konnte nicht besser seyn. Wir berühren nun noch mit Wenigem die ernsthafte Seite des Charakters und der Darstellung, welche selbst diejenigen, die den Ton des jovialen Refau ziemlich gut zu treffen wissen, leicht verfehlen, indem sie mit dem armen verfolgten und verstoßenen Waffer weniger zu harmoniren scheinen. Tiefes Gefühl sprach sich schon in den ersten Worten aus, mit welchem unser Darsteller den Schauspieler seiner Kindheit begrüßte: „O Haus, wo ich noch keine glückliche Stunde erlebt habe, werd' ich künftig Ruhe in dir finden!“ — oder so ungefähr. Diese Stimmung wuchs in der nächsten Unterredung mit der Schwester, we



das schmerzliche Entzücken bey dem Anblick der geliebten, langentbehrten Freundin noch in's Herz zurückgepreßt, in jeder Vibration der Stimme sich verrieth, so wie das Stadium des Fiebers im alterirten Puls. Die nämliche Sicherheit zeigte sich in dem glücklichen Absprung von einer Tonart in die andere, als *Rekau* plötzlich seinen alten Vater kindlich geschäftig in seiner Phantasienvelt erblickt und sich zu *Mad. Wafere* mit dem Ausruf wendet: „Mein Gott! der alte Mann scheint hier nicht richtig.“ Den höchsten Aufschwung aber nahm das schmerzliche Gefühl des Sohnes in der Scene mit dem Vater, nicht im lauten Ausbruch, sondern stets im leisen Wiederhall des tief erschütterten Gemüths, z. B. bey den Worten, die er auf des Alten Äußerung: er könne auch ein Donnerwetter machen, vor sich hin erwiedert: „Beym Himmel! das hab ich eben jetzt erfahren,“ die mit ergreifendstem, wiewohl gedämpftem Nachdruck ausgesprochen wurden. (Wir schreiben übrigens die angeführten Stellen aus dem Gedächtniß nieder, und es könnte uns leicht damit, wie dem alten *Wafere* mit seiner Rolle, gehen.) Die französische Tirade, womit der dritte Aufzug schließt:

*Non, il est trop honteux, de craindre une Maitresse etc.*

(aus *Voltaire's Zaire*, von *Drosman* gesprochen) wurde mit etwas starker Parodirung recitirt. Dieß steht ganz in der Willkür des Recitirenden; obgleich die Nachahmung der Manier altfranzösischer Tragiker, verglichen mit dem Styl der Deutschen, an sich schon einer Parodie sehr ähnlich sieht. Wie *Hr. Anschütz* die Stelle nahm, so kommt sie noch besonders denjenigen zu Statten, die Schwierigkeiten in der Pronunciation finden. Und eben dieser Manier gemäß, darf man die einzige kleine Incorrectheit, die dem in Rede stehenden Declamator gewiß nur im tragikomischen Eifer so entschlüpfte, wie das oft verfehlte, hier ganz richtig ausgesprochene *Moeurs* bewies, höchstens Anderer wegen noch berühren; nämlich die Bindung der beyden Wörter *trop honteux*, die nicht gestattet ist, weil das *h* im letztern, so wie in *La honte*, einen Hauch bekommt. Die Wörter *héros* und *héroïne* weichen darin von einander ab. Diese Bemerkung sieht vielleicht ein wenig schicanös aus; sie beweist aber nur noch zum Überflus, daß die französische Aussprache ihre allerliebsten Capricen hat, so gut wie die französischen Damen.

Der Charakter des alten *Wafere* ist eines der trefflichsten Familienstücke. *Schröder* gab ihn mit Vollendung, nachdem er den *Rekau* abgegeben hatte. Wenn die Darstellung des *Hr. Costenoble* auch nur eine fleißige Copie wäre, aber sie ist mehr, denn die künstlerische Freyheit läßt sich darin nicht verkennen, so verdiente sie nichts desto weniger das Beywort meisterlich. Wir sehen aber die, ihrer dramatischen Bedeutung nach schon am höchsten stehende, erste Zusammenkunft mit dem unerkannten Sohn, auch hinsichtlich der Kunst am höchsten. Die Steigerung des schmerzlichen Beyfalls während der Schilderung des Neffen in der Lästerschule, und der plötzliche, durch eine wahrhaft harmonische Fortschreitung vorbereitete Übergang in den Ausdruck des schmerzlichsten Unwillens über das Betragen seines eignen Sohnes, machten es recht anschaulich, wie der bethörte Alte so davon ergriffen werden, wie der vermeintliche Undank gleich einem verfezten Krankheitsstoff vom Herzen auf's Gehirn sich werfen konnte. Und diese Bezeichnung, glauben wir, macht eine weitere Auszeichnung dieser Stelle überflüssig.

*Mad. Costenoble* gab die Hofrätthin mit einer recht gelungenen Natürlichkeit, wodurch die Zeichnung nur gewinnen kann. Die *Schwester* und die *Cousine* (*Mad. Korn* und *Mad. Anschütz*) hatten so glückliche Physiognomien, daß der angenehme Charakterunterschied sich auf den ersten Blick bestimmt erkennen ließ.

---

Herausgeber und Redakteur: *Joh. Schickh.*

---

Gedruckt bey *Anton Strauß.*



Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 29. August 1822.

104

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Notenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey H. Ertauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Nacht in der Waldhütte.

Eine Erzählung von E. M. Souqué.

(Schluß)

„Sie waren's wiederum, Förster Adolph! O, sie hatten Witterung, daß du wiederkämeſt aus Amerika! Das hab' ich ihrem ſcheuwilden Weſen ſchon abgemerkt ſeit Wochen, und auch wie ſie das ſtreifende Raubgeſindel wieder in die Gegend lockten. Der Puppenspieler im Abgrund hatte es ihnen gerathen. Der wollte das Stück vom ermordeten Förſter ſehr gern noch einmal aufführen, aber gründlicher, als das erſte Mal. Der arme Kaſpar, der thörichte Jägerburſch! Den hatten ja die zwey Mordknechte beredet zu dem erſten Tanz, aber bey'm zweyten Tanz, hey hu, da tanzten ſie allein, bis Schön-Lisbeth kam, der leuchtende Engel, und in ihrem Schutze der arme Kaſpar mit. Victoria! Und da ward Alles gut!“ Er faltete ſeine Hände zum Gebet, und ſiſterte unvernehmbar Worte, mit fröhlichem Antlitze hinaufblickend gegen den nun wolkenfrey ſtrahlenden Mond. Dann, mit wachsender Beſonnenheit um ſich her ſchauend ſagte er: „Die armen unſeligen Mordknechte Blott und Märten! ach, wo werden denn nun die wohl hinſlüchten, wenn ſie geneſen von ihren Wunden? Ja, nun können ſie ſelbſt nach Amerika ſchiffen, wo ſie damals den Förſter Adolph hinfchafften! Weißt du, Förſter Adolph, warum ſie das thaten? Beſinne dich nur! Du hatteſt ſie auf Wilddieberey ertappt, und wollteſt ſie anklagen am nächſten Gerichtstage. Sie boten dir Geld, wenn du ſchwiegeſt. Deine pflichtgetreue Seele ſprach Nein dazu. Da ſchürte Furcht vor der Strafe ihren Ingrimme wider dich zum Blutdurst an. Aber die Feiglinge wagten ſich nicht zwey an Einen. Sie mußten noch einen Dritten dazu haben; und da raunte ihnen der Puppenspieler aus dem Abgrund es zu, wie man den armen Kaſpar fangen könne, den tollverliebten Jägerburſchen.

„Iſt Förſter Adolph fort von hier,  
Schenk' wohl die Hand Schön-Lisbeth dir!  
Biſt ja ein recht ſtattlicher Burſche!“



So ungefähr klang das abscheuliche Lied, welches ihnen der garstige Puppenspieler beygebracht hatte. Und sie sangen's dem Kaspar vor, bey Tag und Nacht, bey Tanz und bey Wein, und der arme Kaspar ward toll davon. Aber die Leute merkten's ihm damals noch gar nicht an. Auch behielt er wohl grade so viel von Besinnungskraft, daß er in keinen Mord willigen wollte. Und die Gauner standen auch davon ab, und meinten, Förster Adolphy solle nur zu den Werbern geschleppt werden, die Sold ausböten für den Kriegsdienst in Amerika. Dort könne noch recht viel Gutes auf den kühnen Menschen warten, hoch im Wuchs und hoch im Sinne, und man hälfe ihm so am Ende noch gar zu einer Generalsstelle. Und seitdem half Kaspar mit aufzlauern. Da kam uns die Räubergeschichte zu Paß. Wir hörten den Lärm, und rannten herzu, als eben der Förster einem Räuber das Haupt zerschmettert hatte mit wohlgezieltem Schusse, und dem bedrängten Krämer zurief: „Lauf nach dem Dorf, und hole mir Hülfe herbey! Denn ich muß dem Gesindel nach!“ Und das Gesindel lief auch schon vor ihm, und der schüchterne Krämer rannte nach dem Dorfe. Wie aber wir Drey dazu kamen, da sammelte sich alles wieder um den bedrängten Mann, bald sank er mit ein Paar ernsthaften Wunden bewußtlos zu Boden. Ihn vollends tödten? das gab der arme Kaspar mit seinem letzten Resten von Gottgedanken nicht zu. Sey, da wußten die Mordknechte noch was anders! Man zog den Räuber mit dem zersprengten Kopfe — er mochte just von der rechten Größe seyn — Adolphy's Kleider an, und legte Adolphy's Waffen neben ihn und auch die Leiche seines guten Hundes, den wir in der Vertheidigung seines Herrn erschlagen hatten. Dann den noch immer ohnmachtstarren Adolphy in einen Räubermantel gewickelt, und fort mit ihm nach dem Werbehause zu! Der todte Räuber ward als Adolphy begraben, und wie der tolle Kaspar dabey Schön-Lisbeth weinen sah, da kam es ihm in die ganz zerbrochne Seele wie ein Licht vom Himmel, und er wollte Alles erzählen nach der Wahrheit; aber nun er vernünftig geworden war, hielten ihn die Menschen erst für tollgeworden, und die beyden Mordknechte thaten dazu das Ihrige. Freylich konnte er auch gar nicht mehr so recht mit der Sprache fertig werden; es hatte ihn etwas getroffen, wie ein Schlagfluß an der Seele.”

Er legte den Kopf in beyde Hände und weinte still.

Adolphy trat freundlich zu ihm heran, und drückte ihm die Hand wie segnend auf das Haupt, sprechend: „Sey getrost! du fühlst ja wohl, der ewige Arzt hat schon begonnen, dir deine Seelenlähmung zu heilen, und der führt alle seine Curen sieghaft hinaus. Was aber uns hier auf der Erde betrifft, sofern wir gewürdigt werden, Ihm dabey zur Hand zu gehen, wollen wir das gar freudiglich thun und nach Kräften stark. Du sollst bey uns wohnen, mein Erretter, auf meinem kleinen Landsitz, den ich mir bald hier anzukaufen gedenke. Denn auch das sollst du wissen, daß es mir ergangen ist wie dem frommen Joseph, mit dem seine Brüder es übel zu machen gedachten, aber Gott gedachte es gut mit ihm zu machen. Ich bin zwar kein Landpfleger geworden in den überseeischen Provinzen; und das ist mir von Herzen lieb, denn dieß Herz kann doch nur recht innig froh im lieben deutschen Vaterlande schlagen, und meine Seele nur bey Worten deutschen Klanaes sich so ganz hell und lebendig aufthun. Empfand doch auch der Joseph Ähnliches,



und wollte mindestens, sey es nach Jahrhunderten erst, seine Gebeine begraben wissen in dem gelobten Lande, das ihn geboren hatte. Ich aber," — und voll der reinsten Freude eilte er wieder zu Lisbeth zurück, — „ich aber stehe lebendig auf vaterländischem Boden, mitten unter meinen Lieben. Denn daß auch meine Herzensmutter noch lebt, hab' ich schon vor acht Tagen erfundet. Weil sie aber jetzt kränkeln soll, traute ich mir nicht, sie zu überraschen, und sann und sann, wie ich's Euch beybringen wollte, daß Guer Adolph lebt, und so harrete ich drey Meilen von hier im Städtchen, und so müssen wohl jene Buben mich ausgekundschaftet haben und meine Schritte belauert sammt ihren Helfershelfern. Hatte ich's ja doch gegen Niemand Hehl, als nun mein drängendes Herz mich auf den besten Ausweg brachte. Ich wollte nämlich zu Pfarrer Sebalduß auf dem nahen Dorfe, und der sollte es der Mutter vorbringen. Und so, Lisbeth, denke ich, machen wir es auch noch jetzt. Ich geleite dich bis an die Waldhütte zurück; dann geht es zu dem greisen Seelenhirten."

Lisbeth sann einige Augenblicke ernsthaft nach. Dann sagte sie: „Pfarrer Sebalduß hat uns Beyde eingesegnet, dich und mich, mein Adolph, und nach dir und der Mutter ist er mir der liebste Mensch auf Erden. Aber auch der Beste ist zu viel, wo er unnöthig ist. Und sollte denn die liebe Mutter ihre überschwängliche Wonne auch nur um eine Stunde später genießen? O wir haben wohl schon allzulange gesäumt! Komm, Adolph! Komm! Und auch du, armer treubüßender, treu helfender Kaspar, komm. Du mußt dich bey Zeiten gewöhnen, wieder zu unsrem Haushalt zu gehören!" Stillbetend wandelte der Begnadigte den Liebenden nach, und auch sie erhoben ihre Herzen immer höher zu Gott. Nicht als Störung ihrer frommen Gedanken, nein, zu erhöhtem Lob und Preis des Vaters im Himmel, sprach Adolph in einzelnen Sätzen, je nachdem sie ihm aus dem übervollen Herzen strömten, die Kunde seiner Schickungen in Amerika aus, wie er gerungen habe und gekämpft als ehrbarer Kriegsmann, und einen englischen Obristen einst aus großer Gefahr errettet; als der nun aber nach zwey Jahren verschieden sey, habe er seinen frühern Helfer mit einem so ansehnlichen Vermächtniß aus seinem großen Reichthume bedacht, daß Adolph, ehrenvoll aus dem Kriegsdienst entlassen, fortan sich eignen Herd im Vaterlande begründen könne, ein treuer Sohn in heittrer Pflege seiner Mutter, ein glückseliger Mann im Ehebunde mit der Geliebten.

Sie standen an der Waldhütte. Adolphs Besorgnisse, ob auch wohl die überraschende Freude nicht etwa schädlich auf die Mutter einwirken könne, wollten abermals laut werden; da sagte Lisbeth, die freudefunkelnden Augen nach dem schon morgensfunkelnden Himmel empor gerichtet: „Die Mutter weiß, an wem sie sich im Grame gehalten hat! Ich weiß, an wem sie sich halten wird auch in der Freude! Laß du nur jetzt einmal mich sorgen, mein Adolph!" Und somit wies sie ihm seinen Posten vor dem niedern Kammerfenster der Mutter an, dessen festgeschlossene Laden noch von dem ungestörten Schlummer der Matrone zeugten. Hochklopfenden Herzens, feuchtglühenden Auges nahm Adolph hinter einem Gebüsche seinen Stand, bereitet, auf Lisbeths ersten Wink hervorzutreten. Hinter ihm, aber dicht in das Gezweige versteckt, kniete Kaspar, und sah scharf gegen Osten, der nahenden Sonne entgegen.



Die Jungfrau war derweil in die Kammer der Mutter geschlüpft, öffnete langsam die Fensterladen, daß der Morgen nach und nach hereinzudämmern begann. Umblickend sah sie die ehrwürdige Gestalt im Traume selig lächeln, und hörte, wie sie die Worte flüsterte: „Guten Morgen, Adolp! Aber das ist ja, als wären wir noch allezwey auf Erden?“

Ein Thränenstrom des Entzückens quoll über Lisbeths Angesicht. Sie eilte zu dem Bette hin, und küßte der prophetisch Träumenden die gefalteten Hände. Da sagte die Matrone im Erwachen: „Oder ist es doch der Himmel? Denn da neigt sich ja ein Engel über mich, ganz hell in Morgenroth und Morgenthau!“ Dann besann sie sich vollends, und sagte: „O Lisbeth, süßes Mädchen, wie schön wirst du doch erst im Himmel leuchten, wenn du schon hienieden so wunderlieblich strahlst!“ — „Aber du weinst!“ — setzte sie stannend hinzu; „und doch funkeln deine Augen gleich Sternen vor Entzücken —“

„Steht auf, liebe Mutter!“ bat Lisbeth mit sanfter Stimme. Und die Alte erhob sich voll monniger Ahnung, als habe ihr jene Worte bereits ein seliger Geist nach dem vollbrachten Grabeschlummer zugetönt. Und Lisbeth legte das lange, weiße Morgengewand um die Schultern der Staunenden, und dieser ward beynah, als kleide sie ein Engel in das lichte Kleid des ewig seligen Lebens. Die Jungfrau, die träumerisch entzückten Blicke der Matrone verstehend, sagte: „Noch weilet, noch weilet bey uns auf Erden, geliebteste Mutter, glückselige Mutter! Denkt fest und klar und dankbar an Gott! Er hat Euch und mir unaussprechliche Gnade erwiesen!“ Die Matrone betete einige Augenblicke still. Dann sagte sie voll freudiger Zuversicht und heller Fassung: „Adolp lebt! So gewiß dort eben die ersten Lichter der Frühsonne durch's Gezweige dringen, dein Adolp lebt! mein Adolp lebt!“ Und die Jungfrau winkte nach dem Gebüsch herüber, und Adolp trat vor das Kammerfenster hin, und senkte sich zwischen dessen duftiger Geisblattumrankung auf die Knie, und zwischen den ihn umgränzenden Blüthen legte die Mutter ihre segnenden Hände auf sein Haupt.

Kaspar aber sang mit unaussprechlich holder Stimme aus seiner Laubumhüllung diese Worte:

„Die Sonne steigt zum Himmelstau,  
Die Wonne steigt in Herzen auf!  
Ey, vor der ew'gen Sonne Schein  
Wie wonnig rein  
Wird da das Menschenherz erst seyn!“

### Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß)

W e s t h.

Wenn daher auch das Ökonomische in den einzelnen Theilen der Verwaltung in guten Händen ist und selbst beym schlimmsten Gange der Unternehmung rechtliche Besanständigungen der Rechenschaftsablegung nicht zu befürchten sind, so fehlt doch der ganzen dirigirenden Behörde der einmüthige, alle Verhältnisse durchs und überschauende Geist, welcher allein nur die zahllos aufsteigenden Schwierigkeiten zu besiegen vermag; es fehlt ihr ferner die geniale Intelligenz, welche den Zeitgeist und die von ihm gebotenen Mittel erkennt, durch welche allein das Theaterwesen beyder Städte aufrecht erhalten werden kann. Ohne die dießfalligen Eigenschaften der abgegangenen sieben



Directoren zu überschätzen, glaube ich doch, daß sie in einer oder der andern Hinsicht ihrem Geschäft mehr gewachsen waren, als ihre Nachfolger und ihre zurückgebliebenen Collegen, und finde es daher sehr erklärlich, daß die letzte Restauration der Direction bis jetzt keine erwünschten Hoffnungen, geschweige denn Früchte, ja — was das Wichtigste ist — es nicht dahin gebracht hat, die Actionärs zur Fortsetzung ihres Unternehmens zu ermutigen. Denn diese haben am 1. July d. J. trotz der Arrosirung von dreysig Procent ihre Aufkündigungserklärung bey der Behörde eingereicht und sind der an sie zu Fortsetzung des Geschäfts ergangenen Aufforderung ungeachtet, dabey einmüthig und unumwunden stehen geblieben; also, daß mit Ostern 1823 die ganze Actien-Unternehmung zu Ende geht. „Was dann werden solle? Ob ohne neue Arrosirung das Ganze bis dahin werden gehalten werden können? Ob die Actionärs alles oder nur einen Theil des Fonds einbüßen werden?“ — Das sind Fragen, welche nicht sowohl das Theaterpublicum, noch die mit weit leichterem Sinne sich an der mit Verlöschung bedrohten Opferkammer wärmende Priesterchaft Italiens, als vielmehr die pecuniären Interessenten, am mehrsten aber diejenigen Männer bekümmern, welche in der gänzlichen Schließung des Theaters ein der Ehre und bürgerlichen Nahrung beyder Städte gleich nachtheiliges Ereigniß erblicken und vor allem es schmerzlich empfinden, daß die von ihren Mitbürgern für das gemeine Beste gebrachten Opfer an Zeit und Geld bis jetzt so wenig belohnenden Erfolg gehabt haben. Der leidige Trost, daß es andern Orts mit dergleichen Unternehmungen nicht besser gegangen, noch gehe, kann hier wenig helfen; wohl aber wachsen die Besorgnisse, wenn man erwägt, wie sehr die ebenfalls zu Ostern d. J. vorgewesene Restauration des Theaterpersonals fehlgeschlagen habe. Ohne den abgegangenen Mitgliedern einen zu großen Werth beizulegen, muß man doch eingestehen, daß die wirklich Neuangekommenen das, was wir an ihnen verloren, keineswegs ersetzt haben und es bedauern, daß der Übergang der Schauspielregie von Hrn. Grimm auf Hrn. Böllner nichts weniger als erwünschten Erfolg gehabt hat. Letzterer hat — beyläufig bemerkt — vor einigen Wochen durch eine in niedrigem bettelhaften Tone abgefaßte Einladung das Publicum unverzeihlich beleidigt und die Direction so compromittirt, daß dieser nichts übrig blieb, als durch eingreifende Suspension des Benefices den lauten Unwillen der öffentlichen Meinung vor der Hand zu beschwichtigen. Auswärtige Blätter haben — wahrhaftig nicht zur Ehre unserer Bühne und der Direction — diese Sottise gerügt und selbst die *Pannonia*, welche jetzt in ihren Theaterkritiken bisweilen *lucida intervalla* hat, ist darüber gebühlich entrüstet worden und hat deshalb mehr Billigung gefunden, als wegen der Personalität und Animosität, womit sie gegen einzelne, bey ihr in Ungnade stehende Mitglieder der hiesigen Bühne zu Felde zieht. Übrigens beharrt diese Aftermuse, welche trotz ihres mühseligen Ringens noch kein Blättchen in den Kranz vaterländischer Ehre gekochten, auf ihrer Incorrectheit, Flachheit und Impertinenz, und hat von letzterer, zumal durch die mit dem Redacteur der Wiener Theaterzeitung begonnene Fehde, ein schneidendes Beyspiel gegeben, welches dem Vernehmen nach zu einer Denuntiation von Seiten des Dr. Saffirats Anlaß gegeben haben soll. Auch Hrn. Kösters *Nachrichtsblatt* besteht hartnäckig auf seinen alten Mängeln, als da sind Incorrectheit, anmaßliche Kritik, pausbäckige Lobredneren und Liebedieneren, sinnloser Räthsel-Charaden- und Logogriphen<sup>\*)</sup>, Spielereren und vermag sich nur durch Compilation aus fremden unzugänglichen Zeitschriften interessant zu machen, so wie auch seine politische Zeitung nur einen reinen Wiederhall anderer Ephemeriden und nichts wahrhaft neues, als die inländischen Ergebnisse, diese aber oft in einer so complimentarischen Schreibart gibt, daß man ungewiß wird, ob sie panegyrisch oder ironisch sey.

Sie sehen hieraus, wie übel daran wir mit unsern deutschen Zeitblättern und folglich angewiesen sind, über deren Horizonte uns Geistesnahrung zu holen. Bloß was

\*) Hr. Köster beliebt, aller Ermahnung ungeachtet

Logogryph

zu schreiben und meint vielleicht seine Fehler verfechten zu können, wie einst Kaiser Sigismund, welcher kraft kaiserlicher Gewalt Schisma zu einem Femininum machen wollte.



uns fremde Gäste bringen, muß unsere Herzen ergehen, so heißt's mit der Literatur in aller Art und — damit ich wieder auf unser theatralisches Herzleid zurückkomme — vor der Hand auch mit allen dramatischen Kunstgenüssen, die weil bey jetziger geschäftlicher Lage der Sache nicht zu hoffen steht, daß unser vorhandenes heimisches Talent zweckmäßig verwendet werde, noch weniger aber sich denken läßt, daß eine fremde Meisterschaft sich zu bleibender Mitwirkung hergebe. Aber wird nicht auch Hrn. Forti's unglücklicher Auszug andre Genien von ähnlichen Versuchen abschrecken? Ist es nicht, wie gesagt, undenkbar, daß irgend ein vorzüglicher Künstler sich auf den Zwischenraum bis Ostern 1823 mit der Direction einlasse? — Dieser bleibt nun das, allerdings schwere Geschäft, den in zunehmend schwankender Bewegung gerathenen Theatralarren vorm gänzlichen Umsturz zu wahren und bey Apoll und allen Musen! es bedarf einer engen Schutzverwandtschaft mit diesen gütigen Göttern und darnächst einer Herkulkraft und einer geschäftlichen Gewandtheit, wie sie Hermes nur seinen Geweihten ertheilt, um vor den Schwank zu halten. Zwar verlauten hie und da leise Stimmen, daß es dennoch thunlich sey, das Wesen mit Ehren und Nutzen zu erhalten und dabey den Dank der Musen, nebst einer Bürgerkrone zu verdienen; doch ich will Ihnen bald wieder schreiben und bis dahin hoffe ich solche angenehme Klänge deutlicher vernommen zu haben.

### Schauspiel.

Auf dem K. K. Hoftheater an der Burg den 23. d. Der Bruder; w i s t. Ml. Robertwein trat als Lottchen auf, und machte ihren ersten theatralischen Versuch darin. Das zu viel und das zu wenig mag in allen Fällen sonst für einen Fehler gelten, nur nicht, wenn die Rede von dem kostbaren Besiß der Jugend ist; und mithin darf man es hier gar nicht in Erwähnung bringen, daß Lottchen etwas mehr Reife noch erfordert, und wie viel beträgt am Ende auch der Unterschied! Nur darum sey es uns erlaubt, weil wir einen überhaupt seltenen Vorzug, den diese junge Schauspielerinn, ihrer großen Jugend ungeachtet, offenbarte, dadurch in ein helleres Licht zu sehen glauben. Dieser Vorzug bestand in dem kunstlos rührenden Gefühl, das jeden Zug und jedes Wort belebte, worin kindliche Zärtlichkeit, Demuth und Herzensgüte sich aussprechen, und dieser Ton des Herzens muß um so reiner, wohlklingender ertönen, wenn er, ohne selbst von einem völlig ausgebildeten Organ noch unterstützt zu seyn, wie man das auch nicht erwarten darf, solche Wirkung hervorbringen kann. Die Rede zeichnete sich durch Deutlichkeit und in den meisten Fällen sogar durch ungewöhnliche Bestimmtheit aus. Dieß mag ohne Zweifel ein Werk des Unterrichts und Fleißes seyn; Jenes, was wir so gern Talent des Herzens nennen möchten, kann weder Lehre noch Beyspiel geben. Am schönsten und freysten zeigte sich dieses Talent in der Scene mit dem Schiffscapitän; drey Worte jedoch wogen diesen ganzen Theil durch ihre innere Betonung kräftig auf, in jener frühern Scene mit dem Doctor, als Lottchen auf die Bitte: ihn doch anzusehen, mit unübertrefflicher Wahrheit zur Antwort gab: „Ich kann nicht!“ Das volle Bild, wie es der Arzt mit einem leichten Zug entwirft: das Bild der „Unschuld und Natur,“ trat in diesen wenigen, einsylbigen Worten, wie in einem Spiegel hell und klar hervor. Wenn dieses Blümchen Wunderhold im Leben schon bezaubert und entzückt, wie lieblich muß sein Anblick seyn, wenn es in der nachgemachten Welt, wo wir so oft nur frostige Copien sehen, als reizendes Original erscheint. Da man von einem Anfang und Versuch eben so, wie bey den Gaben der Freundschaft und des Wohlwollens, nur das in Anspruch nehmen darf, was dargereicht, nicht was noch allenfalls versagt wird; so übergehen wir die andern Theile dieser Darstellung, und fügen bloß hinzu, daß die junge Schauspielerinn während der Vorstellung und nach Endigung derselben gerufen wurde. Zum zweyten Mal erschien sie an der Seite ihrer Mutter, die Worte des Dankes für die Tochter sprach.

In einem ihr bisher ganz fremden Fach trat Mad. Robertwein auf, nämlich im Charakter der Frau Griesgram. Die Wahl war glücklich, und die Darstellerin betrat hier einen Wirkungskreis, wo ihr komisches Talent sie sehr begünstigt. Diese



weibliche Figur, wiewohl die Zeichnung schon von Grund aus ziemlich kräftig ist, kann eine verstärkte mimische Überzeichnung immer noch vertragen. Als dieselbe Scene, worin auch die stärksten Züge recht gefügig in einander flossen, und mitten in dem bunten Farbenwechsel wirklich jeder noch eine treffende Eigenthümlichkeit behielt, zeigen wir besonders hier die letzte, die Expeditions-Scene an.

Den 22. d. auf dem Theater an der Wien zum ersten Mal: Carlos Romaldi, oder der Stumme in der Sierra Morena. Melodram in drey Aufzügen, nach dem Französischen; Musik vom Hrn. Ferdinand Franzel, k. bairischen Hofmusikdirector.

Dieser Romaldi, wie unsere hiesigen Leser zum Theil schon wissen werden, ist kein anderer, als der aus einer Oper schon bekannte Carlo Fioras. Das Original hat ganz richtig die Form eines Melodrams. Der Text des Singspiels ist von dem Verfasser der neuen Bearbeitung jenes Melodrams, und die Musik von dem oben genannten Tonsetzer; arrangirt jedoch von einem hier lebenden, einsichtsvollen Kenner der Tonkunst und geschätzten Componisten. Diese Melodramen aus der französischen Schule tragen nun, wie ohne Zweifel die Leser Alle wissen, einen gemeinschaftlichen Familienszug; das ist fürwahr nicht ihre schwächste Seite, nur das Vorurtheil hat sie dafür erklärt. Alle Stücke einer gewissen Zeitperiode zeichnen sich mehr oder weniger, wenn man die verschiedenen Gattungen besonders in Erwägung zieht, durch einen allgemeinen Charakter aus, in so fern die Verfasser, selbst die genialen mitgerechnet, dem Zeitgeschmack sich unterworfen haben. So lange nicht eine neue Form gewaltig herrschend an die Stelle jener alten tritt, deren man allmählig überdrüssig wurde, so sollte nur die Frage seyn: ist dieser neue oder neu verjüngte Sprößling der bekannten Familie besser, oder schlechter als die andern Glieder? In der That, dieser Stumme in der Sierra Morena nimmt schon als Stummer überhaupt unsere Theilnahme in Anspruch, und als Stummer in der Sierra Morena ist er doppelt interessant. Wenn die Zuschauer anfangs begierig sind, zu wissen, wie er stumm geworden ist, so werden sie noch mehr verlangen, zu erfahren, warum er es geworden; worauf der Verfasser des Melodrams die Antwort weislich bis zuletzt verspart. Don Juan de Barbaastro (der Name ist so bedeutsam, wie Baron Dunderdonstrunk) hatte nämlich die geheime Verbindung des Unglücklichen mit seiner Schwester, Gemahlinn des reichen Bruders von Don Manuel d'Oliva, entdeckt. Isabella, vermeintliche Nichte des Letzteren, war die Frucht jener Verbindung; Don Juan de Barbaastro überfiel den Urheber ihres Lebens verrätherischer Weise, und verstümmelte ihn. Der Sohn des Verbrechers soll mit Isabella, der reichen Erbin, vermählt werden; sie aber liebt den Sohn des Commandeurs, Alonso. Den Stummen zieht die Vaterliebe in die Nähe Isabellens und im Hause ihres Vormunds eröffnet ihm das Mitleid eine Freystatt. Zum Unglück — eigentlich zum Glück für den Verfasser — stößt er mit seinem Verfolger hier zusammen. Diesem wird hange, und mit Hilfe seines Kammerdieners beschließt er, ihn zur Nachtzeit aus dem Weg zu räumen. Isabella hat gelauscht; warum sollte sie nicht? — sie erfüllt nur eins der ersten Bedingnisse des Melodrams — Carlos ist vorbereitet und vertheidigt sich mit einer Pistole. Es kommt zu einem Kampf, das Gewehr geht los, und Alles wird entdeckt — Nein, Alles nicht! denn mit Einem Act würden die Zuschauer zu kurz abgespeist seyn. Aber es fehlt nur eine Kleinigkeit, die den Raum der zwey folgenden Acte füllt. Der Moment des Kampfes und der Entdeckung führt ein recht wirksames Tableau herbei, aber dabey bleibt es nicht: D. Barbaastro entflieht, und D. Manuel legt Isabellens Hand und seines Sohnes in einander. Unter einem Jubeltusch senkt sich der Vorhang nieder. Das ist ungewöhnlich, und macht sich auch nicht übel; der zewente Theil wird dadurch vorbereitet.

Hier beginnt nun aber eine langweilige Festlichkeit, der Verfasser scheint zu ruhen, und die Zuschauer werden etwas unruhig; aber eine Kriegerlist steckt dahinter, denn nach langem Harren wirkt der Contrast desto kräftiger. Ein Brief — der Briefe sind in diesem Melodram nicht wenige — von D. Barbaastro wird gebracht, der meldet kurz und gut, daß Isabella eine Frucht des Lasters, und Carlos Tochter sey. Schnell wirft



sich diese ihrem Vater hier zu Füßen, beschließt das Haus Don Manuels zu verlassen, und mit dem stummen Bettler in die weite Welt zu gehen. Das ist die rührende Stimme der Natur, wird man sagen; allein es liegt in dieser rührenden Stimme etwas Herbes, Widriges. Die Stimme der Natur ist nicht immer angenehm, zuweilen etwas grell; zum Beispiel die Raben, die den Herrn anbeten, lassen auch die Stimme der Natur vernehmen, dennoch wird man sie der Lerche und der Nachtigall nicht vorziehen. Dieser Aufzug schließt mit einem herannahenden Gewitter, Alles im Charakter eines Melodrams. Im dritten befinden wir uns mitten in den schwarzen Bergen. Der verfolgte und geängstigte Barbaastro stürzt kraftlos vor uns nieder; ein lustiger Müller gewährt ihm unerkannt einen Zufluchtsort. Isabella und der Stumme kommen auch hierher. Seinen Feind erkennt der arme Carlos schnell, der Müller glaubt Jenen tief im Schlaf versunken, und verschließt die Thüre gleich von außen, um mit Hilfe eines bewaffneten Beystands ihn desto sicherer zu fangen. Der Flüchtling hat gelauscht, und sobald er sich allein sieht, steigt er durch das niedere Fenster und entflieht. Gedrängt von allen Seiten, gepeinigt vom Gewissen, verwundet endlich auch, wird er sterbend auf die Bühne gebracht, und nachdem die näheren Umstände in Betreff des Stummen offenbar geworden, nachdem er noch die Augen aufgeschlagen, um die Vereinigung Isabellens mit dem Sohn D. Manuels zu sehen, haucht er seinen letzten Athem aus.

Der erste Act ist unstreitig am besten ausgefallen. Überraschungen gibt es in der Folge genug, und was dem etwas matten tragischen Effect zu Hilfe kommt, ist eine gewisse derbe Komik, die sich überall in's Spiel mischt, und zwischen Beyfall und Mißlingen das Gleichgewicht erhält, doch eben nicht ursprünglich dem Melodram angehört zu haben scheint. Bey der immer zwendentigeren Bedeutung des Applauses, ist es wirklich schwer zu sagen, ob das Stück gefallen habe, oder nicht.

Die Introduction ist beyfallswerth, und sie gefiel. Außer der bereits verschiedenen Scenen in der Oper angepaßten, musikalischen Begleitung, hörten wir aus jener noch das artige Gesangsstück, mit Chor und Castagnettentanz verbunden, das einfach gefällige Lied des Müllers, und einige Chöre.

Über die Darstellung etwas Weniges. Hr. Demmer (Carlos) erschien nach einer langwierigen Krankheit, und vielleicht auch dieß Mal noch in einer krankhaften Disposition, als Carlos wieder auf der Bühne, und wurde mit großer Theilnahme empfangen. Hr. Kott spielte den Commandeur mit unverkennbarem Fleiß und erwarb sich laute Anerkennung. Mad. Vogel gab die Erzieherinn recht anständig rührig. Ihr Sologesang, wie ihre Persönlichkeit, wirkt in einem Chor-Ensemble immer glücklich. Mlle. Neumann (Isabella) hat die theatralische Führungskunst sehr in ihrer Gewalt; wir können um so eher das Ausführlichere bis zu einer Rolle von größerem Besang versparen, da diese Künstlerinn sich selbst in jeder Leistung gleich bleibt. Herr Mauerhofer (ein Arzt) widerlegte zum Theil unsere frühere Meinung durch ein reges Spiel, wie sich's von einem Schauspieler, den noch ein kräftiges Alter unterstützt, erwarten läßt.

Don Juan Barbaastro wurde dargestellt vom Hrn. Schüh. Der Charakter gleicht einer Menge anderer Bösewichter auf ein Haar; was der Schauspieler zu thun hat, besteht hauptsächlich darin, daß er sich hüten muß, solche Verbrecher von Stand durch das äußere Gepräge allzu tief herabzuziehen, damit der vornehme Freyler sich in dieser Hinsicht wenigstens noch immer vom gemeinen Heighwaymen unterscheidet.

### M o d e n b i l d XXXV.

Kleid von Barege mit rosenfarbenem und braunem Atlas. Der Hut von Crepp aber mit färbigem Dünntuch verziert.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



und  
mme  
rbes,  
rell;  
natur  
dieser  
Nelo-  
und  
ihm  
einen  
verz  
neten  
er sich  
Seis  
ühne  
erwor  
s mit  
n der  
eine  
Miß  
ehört  
wirks  
denen  
noch  
gefäls  
einer  
Dispo-  
e em-  
nd ers  
ihrig.  
glück-  
ihrer  
Jerem  
Herr  
i reg-  
stügt,  
rakter  
thun  
Stand  
er sich  
heidet.  
aber



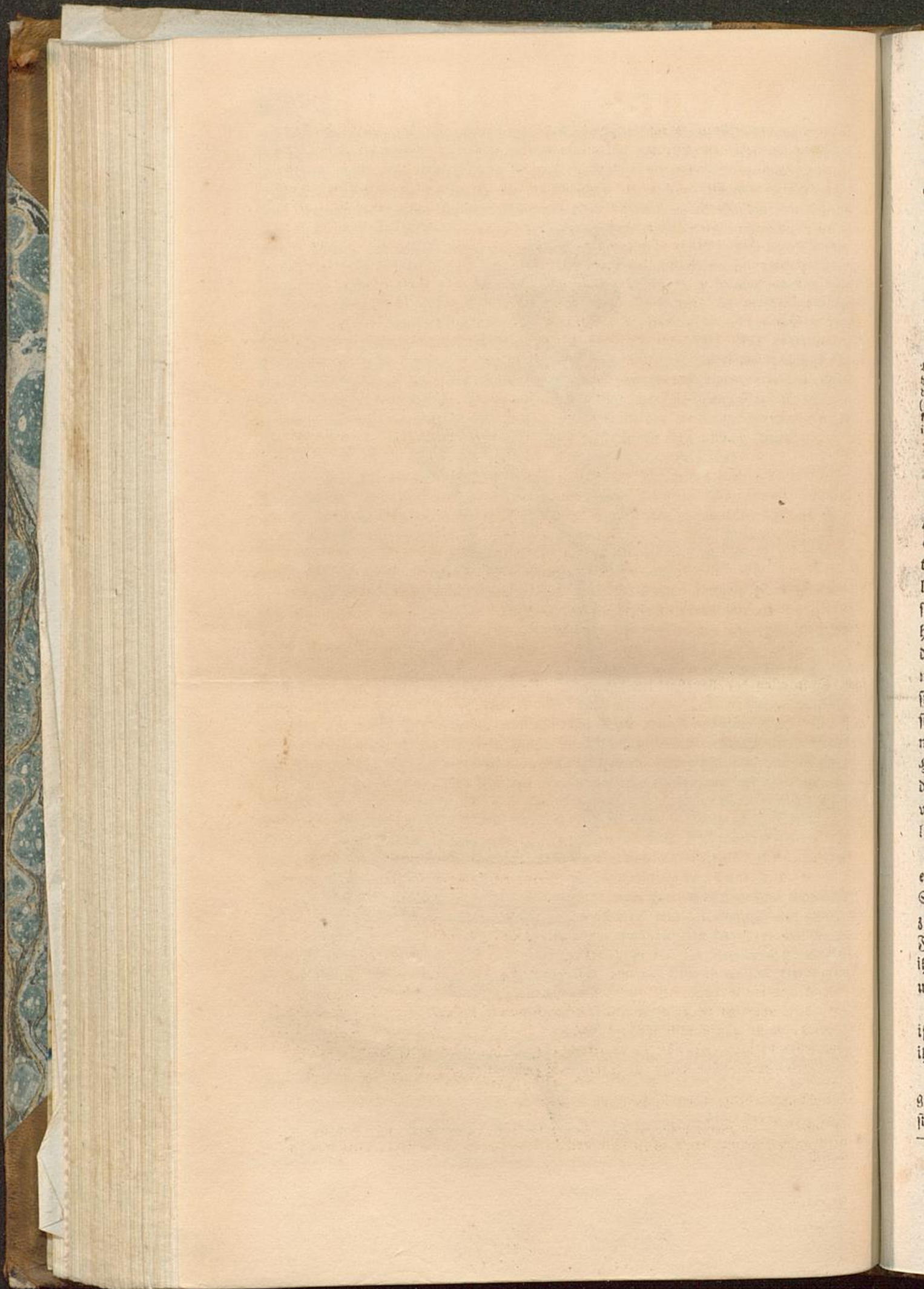
*F. Stöber. sc.*

XXXV

Wiener Moden.

104  
1822.







# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Sonnabend, den 31. August 1822.

105

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Scenen aus deutscher Vorzeit \*).

Von Caroline Stills.

Unruh'gen Schritts ging rasch der Sachsenherzog Heinrich in dem gewölbten Saale auf und nieder, das wenig achtend, daß die milde Sonne, hellleuchtend durch der hohen Fenster buntgemalte Scheiben, ihn einzuladen schien zu froher Weidlust. Der deutsche Kaiser Conrad war gestorben, und heiß' Verlangen nach der Krone, von ihm mit bleichem Todtenkranz vertauscht, das war's, was jetzt den kühnen Heinrich unruhvoll umhertrieb; wohl um so mehr, da Eberhard von Franken, des Verstorbenen Bruder, fast sichere Aussicht hatte, ihm zu folgen. Ein dreister Plan, wie er auch einen Anhang sich gewinnen, zum Kaiser auch sich wählen lassen, und dann mit Waffenmacht sein Streben unterstützen könne, entflammte nach dem andern sich in Heinrichs Brust. Mit Wohlgefallen nährte er diese Flamme, zog die Gebilde, die sich kühn erhoben, stets ernster in die Wirklichkeit hinein, und nur zu bald verfolgt' er scharf und kühl berechnend die Entwürfe, mit denen er zuerst nur leidenschaftlich träumend spielte.

In Werbung, Rüstung, Schreiben auch an nachbarliche Fürsten, verlebte er nun zwar manchen unruhvollen Tag; doch wuchs der Muth ihm mit dem Streben, gab's gleich der Schwierigkeiten viel noch zu bestreuen, und stand gar zweifelhaft noch seine Sache. Als er nun einst im ernstern Sinne saß, das Für und Wider in dem ungewissen Spiel erwägend, da ward ein Fremder ihm gemeldet, der, hohen edeln Ansehns, so eben in den Schloßhof reite, und dreisten Worts bey ihm, dem Herzog, ganz allein Gehör begehre.

„Nun denn, er komme nur!“ rief Heinrich lebhaft. „Vielleicht ein Bote ist's, der mir willkommen Kunde bringt von meinen tapfern Nachbarn. Führe ihn herein! nur gleich, gleich ungesäumt!“

Der Diener ging; doch nicht der Antwort harrend, war der Fremde ihm gefolgt, und kaum daß jener jetzt den Saal verließ, da trat er schon tief ernst, edlen Angesichts herein.

\*) Den Hauptzügen nach historisch.



„Um Gott!“ rief jetzt Herr Heinrich, da er ihn in's Auge faßte, ob der bekannten Züge fast erschreckend. „Ist's möglich denn? seyd Ihr's, seyd Ihr es selbst, Ihr, Herzog Eberhard von Franken?“

„Ich bin's!“ sprach Eberhard gelassen; „und was mich zu Euch führt, kann ich mit wenigen Worten sagen.“ Rasch wandt' er sich zur Thür, sie fest verschließend, daß ihn kein fremdes Aug' in demuthsvoller Stellung schaue. Dann kniet' er nieder, die Reichsinsignien dem Herzog Heinrich reichend, und sprach mit ernstem Ton:

„Ich bring' Euch meine Krone. Durch blut'gen Zwist mag ich sie nicht erkaufen. Ich huld'ge Euch zuerst. Die Fürsten sind mir hold. Geh' ich voran, mögt Ihr die andern leicht gewinnen.“

„O Eberhard!“ rief Heinrich tief bewegt; „steht auf! steht auf! ich kann Euch so nicht sehn!“

„Nun denn,“ sprach Eberhard, sich rasch erhebend, „so reicht mir treu die Hand, und schwört mir, daß mein Opfer nicht umsonst soll seyn! daß Ihr mein deutsches Vaterland, durch manche blut'ge Fehde schon von Euch verletzt, jetzt stützen und erheben wollt nach eurer vollen Kraft! Auf! schaut mir fest in's Aug' und schwört!“

Doch Heinrichs Auge senkte sich zu Boden. „O Eberhard!“ rief er beschämt: was Ihr auch thut, Ihr seyd ja doch der Höhre von uns beyden. Was Ihr vermögt, ich hätt' es nie gekonnt!“

„Laßt das! laßt das doch jetzt!“ rief Eberhard, solch Lobeswort vermeidend. „Und achtet Ihr mich wahr, so schwört mir, wie ich's fordre.“

„Nun denn, ich schwör's!“ sprach Heinrich feyerlich, und faßte Eberhards Rechte. „Und daß ich halten kann, was ich versprach, so seyd mein Freund, wie Ihr schon oft mein Vorbild wart. Stützt mich mit eurem Rath! 's gibt keinen, den ich achte gleich dem euern.“

Und Freunde wurden diese Beyden. Die Kraft, die mächtig rasch und siegend lebt' in Heinrichs Geiste, verband sich mit der klaren, ruhig waltenden in Eberhard. Es war ein schöner Bund! nur schöner noch, wenn ihn ein groß Gemüth erhebend uns läßt schauen.

Ein Jahr war fast verstrichen; Herzog Heinrich war nun Kaiser \*) und vielgeliebt von allem Volk, besonders von den Sachsen. Sie waren stolz auf ihn, auf ihren edeln Herzog, der damals schon so kühn und adelich war vor allen, ein Rittersmann noch vor der Ritterzeit. In reichem Maß hatt' ihm Natur die Gaben all' verliehen, durch die sich leicht der Menschen Herz gewinnt. Schön war er von Gestalt und Miene, wie wen'ge Männer seiner Zeit. Das blonde Haar umwallt' in reicher Fülle seine stolze Stirn; das Auge, reinen Blaus wie der Himmel, sah frey und groß umher, und wenn es lächelte, dann war's so milde, dann trat so hell die Seele d'rin hervor, daß jeder, der ihn so gesehn, ihn lieb gewann. Auch war er hellen Geists und klugen Sinns, so daß er wohl verstand, den günst'gen Eindruck zu behaupten, der ihm zuerst sein kaiserliches Ansehn leicht gewann.

Jetzt schaut' er um nach einer edeln, schönen Eh'frau; dann wohl mocht' er

\*) Als Heinrich der Erste, auch der Vogelsteller genannt.



der Frauen eine Perle auch verlangen, der hochgepriesen war vor allen Männern. Doch war ihm noch zur Zeit das Glück nicht hold; er sucht' und sucht', und fand nicht was er suchte. So blieb sein Schloß noch öd', und als der Frankenherzog einst ihn zu besuchen kam, da rief er scherzend aus: „Mein Fürst, ich will Euch auch für's Haus mit treuem Rathe dienen. Euch fehlt das Beste d'rin, die holde, blüh'nde Hausfrau.“

„Nun, lieber Freund und Better!“ lachte Heinrich, „da kommt Ihr fast mit eurem Rath zu spät. Das hab' ich selbst mir schon gesagt, in mancher guten Stunde. Doch fand sich's noch nicht, wie ich wünschte. Wie ist's? wollt Ihr mit mir auf Abenteuer zieh'n? Ihr habt die Kaiserkrone mir geweiht; wer weiß? Ihr mögt wohl auch ein holdes Weib, des Lebens Krone, für mich finden.“

„Das Glück kommt ungesucht,“ sprach Eberhard mit Lächeln; und „nimmer fiel' ich hier dem Kaiserblick in's Amt. Auch dünkt es mich, mir sagt eu'r lachend Auge, ihr wißt schon wo Ihr finden sollt. Gehabt Euch wohl, mein Better Heinrich, und sprech ich über's Jahr Euch wieder zu, so mein' ich fast, ich find' Euch wohl vermählt.“

So schieden sie; und ob der Herzog gleich in Heinrichs Auge falsch gelesen, doch ward, was er verkündet, wahr vor Jahresfrist.

Gar gern von Zeit zu Zeit sein Land zu Roß durchstreifend, war einst der Kaiser auch auf solchem Wege, als ihn ein wildes Ungewitter traf. Nun schreckt' ihn sonst zwar Sturm und Regen nicht, doch sucht' er dießmal Schutz bey einem Edeln in der Nähe, weil vor des Blizes Macht sein Roß zu scheu'n begann. Ob unbekannt, doch gern gesehn und freundlich aufgenommen, fügt' er sich ohne Mißmuth bald dem Zufall, der anfangs fast verdrießlich ihm erschien. Manch' fröhlich Wort des Hausherrn kürzt' ihm schnell die Stunden; und als die Zeit des Mahls nun kam, und auch die Hausfrau eintrat, schön und stüftig, und neben ihr die blüh'nde Tochter Hattburg, da schien's dem Kaiser, als ob des Segens reichster Tag ihn hergeführt. Je mehr bey'm Mahl sein Blick die holde Jungfrau traf, die zart und schüchtern, wie ein fromm Marienbild, ihm gegenüber saß, je lauter rief's in seiner tiefften Brust: „Die war's! die sollt' es seyn! das ist die Rechte!“

Allein das Schicksal meint' es anders. Die er so rasch, fast ohne Wahl, erkoren, sie war verlobt, sie war dem Kloster schon geweiht durch ihres Vaters Willen, und wenig Wochen nur, so tauschte sie die Welt mit einsam stiller Zelle.

Es ahnt' ihm nicht am Abend, den er froh verträumt, des süßen Wahns, bald werd' er sein die schöne Hattburg nennen. Er blieb zur Nacht, und wollt' am nächsten Tag mit offnem Wort bey'm Vater um sie werben. Doch eh' er des Herzens schnellerwachten Wunsch genannt, da mußte er unmuthevoll schon im Gespräch erfahren, was ihn so feindlich hemmt' auf seinem Wege.

Erst zürnt' er fast, und blickte düster nieder; dann war's ihm kühn, als sey er stärker, denn das Schicksal. Rasch hob er sich empor, und sprach zu Hattburgs Vater: „Mein edler Graf, ich bin euer Herr und Kaiser. Sprecht, mögt ihr mir, dem Frey'r, die Tochter wohl versagen? In's Kloster paßt sie nicht; laßt sie der Welt voll Jugendlust und Liebe.“



Und als der Graf die Worte wohl erwogen, da schien's ihm fährlich bald, des Kaisers Zorn zu reizen. Band ihn doch kein Gelübd', nur stiller Herzenswille, den er genährt zu Liebe seiner Gattinn. Und war's nicht Schickung auch, daß jetzt der Kaiser kam, nicht wenig Monden später? Wie leicht siegt ird'scher Glanz, wie leicht ein Kaiserwort! So siegt' auch Heinrich jetzt durch freundlich ernste Rede. Bald fügte sich der Graf, und nannte stolz ihn Sidam.

Wohl zuckt' ein Schreck, als sie's vernahm, durch Hattburg's zarte Glieder, doch war's ein süßer Schreck. Denn ob ihr sonst des Klosters Stille hold erschienen, jetzt hatt' ihr Heinrichs Heldenblick die Seele sanft gewendet, und schön schien ihr die Welt, die er verschönte. Mild wie ein Engel, harmlos wie ein Kindlein, so folgte sie dem neuen Lose gern. Auch zog sie bald hinweg, umringt von frohen Scharen, und schön geschmückt als edle Kaisersbraut. Und wer da kam, das holde Paar zu schaun, dem schien's, ihm biet' die Welt wohl einzig Glück und Liebe.

Nur Hattburgs Amme, der man nichts verhehlte, sie schüttelte das greise Haupt und sprach: „'s ist unbedachtsam! Ob's gut endet? Und wär's denn sträflich nicht? mir will's doch scheinen. Doch wär's auch nicht, wollt etwas nur mit wildem Ungestüm! weiß nicht, wie's kommt, 's folgt allzuleicht d'rauf Neue.“

Hell schmetterten die lustigen Trompeten, die Hörner tönten frohen Klang's, die Pauken lärmten d'rein, und überall war laute Lust und Freude, als Hattburg einzog in die Kaiserstadt. Wohl seltsam war's der holden zarten Jungfrau, die fast daheim schon lebte wie im Kloster, und still und stiller sich gemalt des Lebens Bilder. Ihr war so weich, so innig mild zu Muth; ihr konnte nichts der laute Jubel geben. Sie trug ihn nur, weil's eben mußte seyn.

Und auch am Hochzeittag die prächtigen Spangen, die reichen Ketten all', von mancher Jungfrau neidisch angeschaut, mit denen sie der Kaiser selber schmückte; sie hätte kaum den goldnen Prunk bemerkt, wenn ihn Herr Heinrich nicht mit heiterm Wort gependet. Das nahm zwar den muntern Bräut'gam Wunder, der fast zu sehr an Glanz und Pracht sich freute, doch wähnt' er, es betäube sie das Neue, bald sey sie das gewohnt, und Glanz umstrahlt und ird'scher Freude hold, ihm froh Gefährtinn dann auf lust'gem Lebenspfad.

Doch hierin hatt' er sich geirrt. Still heiter blieb Frau Hattburg, und fröhlich nur in stiller Freud' und Liebe. Es that ihr weh, daß es ihr Eh'herr anders wünschte, sie strebte gern an laute Lust sich zu gewöhnen, doch sah man, daß sie strebt' und mühsam sich gewöhnte. Oft scherzt' Herr Heinrich nur darüber, sie seine klösterliche Hausfrau nennend, doch manchmal sprach er auch ein ernstes Wort des Tadel's. „Mein lieber Herr,“ entgegnet' einst Frau Hattburg sanften Sinnes; „wohl möglich ist's, ich geh' zu weit auf diesem Weg, nur fürcht' ich fast, daß Ihr's thut auf dem andern. Ihr hascht zu sehr nach Lust und lautem Jubel. Glaubt, lieber Herr, Ihr werdet's müd! Dann wird die Freud' Euch an der Freude fehlen.“

Das Wort war treu gemeint, doch es mißfiel dem Kaiser. „Was quält Ihr mich mit Grillen?“ rief er finster. „Hell soll das Leben um mich seyn



und fröhlich! So bin ich selbst, so sey auch was ich liebe. Und liebt Ihr mich, kommt mit auf meinen Weg; ich find' auf euerm mich wohl nie zurecht."

Seitdem sprach Hattburg nie ein Wort der Mahnung; ganz still bemüht, die scharfe Kluft zu decken, die zwischen Heinrichs Bahn sich jetzt gezeigt und ihrer. Und auf die finstre Red' entgegnete sie freundlich: „Ich bin ja froh! froh muß ja wohl des Heinrichs Gattinn seyn. So habt Geduld! die Frohe lernt in froh Geräusch sich fügen."

Und manches lernte sie gutmeinend bald auch meiden, was sie bey Lust und Tanz zu theilnahmlos gezeigt, so daß ihr Herr wohl manchmal ernstlich glaubte, sie lieb' jetzt mehr den farb'gen Glanz des Lebens.

(Der Schluß folgt)

### Die Biene

aus Rückert's östlichen Rosen S. 147.

Jüngst am blühenden Rosenhag  
Sprach mit wichtiger Miene  
Gegen Säng'erin Nachtigall  
Honigsammlerinn Biene:

Immer saugest du Rosenduft,  
Immer Duft nur der Rosen,  
Koselst immer vom glühenden  
Rosentlippenrubine.

Zur Werkstätte von meinem Fleiß  
Dient dagegen mir jede  
Von den Knospen des Frühlinges  
Zur Entfaltung gedieh'ne.

Denn zum köstlichen Honigseim  
Umzuwandeln versteh' ich  
Alles Süße, ohn' Unterschied  
Allen Kelchen Entlieh'ne.

Ob der Blüthe die Farbe fehlt,  
Leicht verzeih' ich den Fehler,  
Nur der fehlende Nektar bleibt  
Das von mir Unverzieh'ne.

Leider, daß mir der Flug versagt,  
Um zu sehn, ob zu holen  
Duft nicht sey aus des blühenden  
Morgenrothes Carmine.

Darum bin ich durch Emsigkeit  
Die im Lande Berühmte,  
Du, Verliebte, durch Müßiggang  
Bleibst mit Recht die Verschrie'ne.



Sieh! derweil du dich bleich gehärmt  
 Haft am Dorne der Rosen,  
 Stieg ich duftend aus Veilchenschooß  
 Mit vergoldeter Schiene.

Und nun sage mit Einem Wort,  
 Ob du selber nicht meinst,  
 Daß ich Kleine den Preis vor dir,  
 Stolze Große! verdiene;

Oder, willst du noch streiten, laß  
 Zum Schiedsrichter uns wählen  
 Den Dolmetschen der Pforte dort  
 Im hochtürmenden Wiene,

Der, so hat mir Haß, gesagt,  
 Löst mit glücklicher Schnelle  
 Jedes Räthsel aus Osten, das  
 Schwierig Anderen schiene.

---

### Die Nachtigall.

Als Antwort auf das Vorhergehende, von Hammer.

Jüngst am blühenden Rosenhag  
 Sprach zur Sammlerin Biene,  
 Aufgerufen die Nachtigall  
 So im Tone der Flöte:

Rüstig müßt du dich immer ab  
 Nahrungsstudien treibend;  
 Selbst im Frühlinge sang' ich nicht,  
 Wenn's nicht Liebe geböte.

Glaubst, die Rose sie liebe dich,  
 Die du marterst mit Stacheln?  
 Wenn du naheßt, erbebet sie,  
 Daß dein Kuß sie nicht tödte.

Einer einzigen Königin!  
 Dient ihr Tausend von Männern,  
 Während ich, was die Liebe dient,  
 Einer einzigen Flöte.

Stets berauschet von Rosenduft  
 Und im Saumel der Liebe  
 Wirbl' ich schmetternden Wirbelsang,  
 Laß sie quacken, — die Kröte.

Schöner schmückt das Gold die Brust  
 Der bezaubernden Rose;  
 Um zu strahlen bedarf ich nicht  
 Deiner goldenen Lötze.



Summend scheuchst du die Welt zurück,  
Während Schönen ich singe,  
Und die Herzen auf Wangen lod'  
Durch das Roth, das erhöh'te.

Also sing' ich die ganze Nacht  
Bis zum leuchtenden Morgen,  
Dass trotz ihres Verfinsterrinn's  
Sie darüber erröthe.

Tausendkönig erschallt mein Lied  
Hundertblättriger Rose,  
Schmelzt zusammen das Abendroth  
Mit eoischer Röthe.

Und nun sage mit Einem Wort,  
Ob du selber nicht meinst,  
Dass der Liebende mir den Preis  
Vor dir Emsigen böte;

Oder willst du noch streiten, laß  
Zum Schiedsrichter uns wählen  
Den Bewahrer des Lebensquells,  
Den westöstlichen Goethe,

Der, so lehret mich sein Diwan,  
Weiß die Meere zu mischen,  
West- und östlichen Ocean  
In des Liedes Geföte.

### K u n s t n a c h r i c h t e n .

Der Stammbaum des allerdurchlauchtigsten Hauses Habsburg, Oesterreich in einer Reihe von Bildnissen Habsburger Fürsten und Fürstinnen von Rudolph I. bis Philipp dem Schönen, nach dem in der k. k. Ambrascher Sammlung befindlichen, auf Befehl Kaiser Maximilian I. gefertigten Originalgemälde, herausgegeben durch das lithographische Institut, und mit kurzen historischen und Kunstnachrichten begleitet von U. Primisser, Custos am k. k. Münz- und Antiken-Cabinet und der Ambrascher Sammlung zu Wien. Dieses schätzbare Unternehmen ist nun mit dem vierzehnten und letzten Heft beendigt. Jede Lieferung ist bekanntlich mit vier Tafeln versehen, nebst den begleitenden Anmerkungen, und die Tafeln enthalten gewöhnlich mehrere Bildnisse fürstlicher Personen. Den Anfang macht Rudolph I. mit seiner ersten und zweyten Gemahlinn: Anna von Hohenberg, und Agnes, Herzoginn von Burgund. Des letzten Heftes erste Tafel stellt drey Bildnisse dar: Margaretha — deren ersten Gemahl: Johann von Asturien, und deren zweyten: Philibert, den Schönen, Herzog von Savoyen und Titularkönig von Cypren. Zur Versinnlichung des Ganzen, im Einzelnen mitgetheilten Ahnenwerkes, werden hier ferner die beyden großen Blätter, woraus es besteht, nach dem Originale, etwa um das Zehnfache verkleinert, in Umrissen bezeichnet mitgetheilt. Statt der Schrifttafeln unter jedem Bilde, verweisen die Zahlen auf die entsprechenden, besondern Blätter des Werkes, deren Inhalt, der leichtern Übersicht wegen, auf dem Erläuterungsblatt enthalten ist, so dass auch die Kinder und andere Personen von minder historischem Interesse, denen keine besondere Abbildung eingeräumt werden konnte, aufgenommen, jedoch vor der Zahl mit einem oder mehrern Sternchen bezeichnet sind. Zu dieser Classe sind auch die Bild-



nisse, welche der Anordner des Stammbaums von Rudolph hingestellt hat, ob sie gleich nicht zum Habsburgischen Stamme gehören, mitzurechnen. Daß nichts fehle, was für Zeit- und Literargeschichte erheblich scheinen könnte, wird auch jedem früherhin übergangnen Bilde seine Schrifttafel beygefügt, die besonders bey Rudolph von ungewöhnlicher Weiträumigkeit und mit allen den lächerlichen Fehlern angefüllt ist, welche die Chronisten und Genealogen jener Zeit auszeichnen.

Das letzte Blatt enthält Rudolph's Grabstein zu Speyer, mit seinem Bildnis in Lebensgröße. Merkwürdig ist folgender, dieses Denkmal betreffende Umstand, den der steyerländische Ritter und Dichter, Ottokar von Horneck, ein Zeitgenosse des Königs, in seiner Reichchronik, wenn auch vielleicht nicht ohne Übertreibung, erzählt; merkwürdig sowohl für das Leben jenes Herrschers, als für die Rittergeschichte der Zeit. Der Steinmetz nämlich, der Rudolph's Grabstein bey dessen Lebenszeit verfertigte, habe jede Falte, die das Alter in sein Gesicht legte, mit Sorgfalt in dem angefangnen Bilde nachgetragen, einmal sogar dasselbe zerstört und von neuem wieder angefangen.

Sämmtliche Hefte dieser schönen Sammlung sind in einen Band vereinigt, schwarz, und auch illuminirt zu haben; ein wahres Prachtwerk, von dem höchsten Interesse, in Ansehung der Geschichte des erhabenen Kaiserhauses, wie auch der Kunst. Mit schwarzen Bildern kostet der Band 80 fl., mit colorirten, 130 fl. C. M.

Die Sammlung alt-, nieder- und ober-deutscher Gemälde der Brüder Sulpiz und Melchior Boisserée und Johann Bertram, lithographirt von Johann Nepomuck Stripner. Mit Nachrichten über die alt-deutschen Maler von den Besitzern. Stuttgart bey den Herausgebern. 1821.

Zu unserer größten Freude liegt die erste Lieferung dieses Werkes, welches Sr. Maj. dem König Wilhelm von Württemberg zugeeignet ist, vor uns, durch die vortrefflichste Behandlung der Darstellung nicht minder ausgezeichnet, als durch die merkwürdigen Gemälde, deren treue und umsichtige Nachbildung wir hier erhalten. Möglich wird es auch mir, dem Entferntesten, durch diese Abbildungen einen genauen Begriff von dieser trefflichen Sammlung, welche die Gebrüder Boisserée sich erworben, zu erhalten, sehen kann nun ein jeder, in welcher Herrlichkeit die alt-nieder-rheinische Malerschule strahlt, und wenn auch der so viel bedeutende Glanz der Farben, der jene Bilder verklärt und vergeistigt, hier abgeht, so wird doch diese Sammlung in Hinsicht der Darstellungen in den Gemälden und der Zeichnung derselben, stets höchst belehrend seyn.

Man kann wohl schon sagen, daß Künstler und Kunstfreunde wahre Wallfahrten zu dieser trefflichen Sammlung angestellt haben, und vielen verstockten Kunstbeurtheilern ist durch die Boisserée'sche Sammlung eine ganz andere Erkenntniß deutschen Geistes aufgegangen, als sie sich sonst wohl erworben hatten. Reisende aller Völker Europa's und unter ihnen die kunstgencigsten Männer, haben die Boisserée'sche Sammlung gesehen und — bewundert.

Die erste Lieferung gibt uns drey Bilder. Leider vermiffen wir die versprochene Beschreibung dabey, hoffen aber, die H. Boisserée werden nicht nach Art so vieler Herausgeber von Kunstwerkbüchern handeln, die stets Beschreibungen versprechen und — selten ihr Wort halten. Hier ist es gerade so überaus wichtig, daß die H. Eigenthümer dieser Sammlung ihre vielfältig erworbenen und gediegenen Kenntnisse, die für die ganze Kunstgeschichte so überaus wichtig sind, der Welt nicht vorenthalten.

Wir sehen zuerst: die heilige Veronica mit dem Schweifstuche, von einem alt-köllnischen Maler aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts. Mit diesem herrlichen Bilde machte uns zuerst Goethe in seinem Werke: Kunst und Alterthum in den Rhein- und Main-Gegenden, Hft. I. S. 156 bekannt und gab uns daselbst einen kleinen Stich des Bildes. Von dem trefflichen Meister so bedeutsam eingeführt, erregte das kleine, unbedeutende Nachbild schon mit Recht den vielfachsten Antheil, wie viel mehr muß die schöne große Abbildung, welche hier vor uns liegt, Stripner's Zeichnung ist vortrefflich, das Weiche, Zarthe, Sanfte des Veronica-Kopfes, die lieblichen Engels-



köpfchen, der tief ernste, betrübte und doch wieder mit göttlicher Freudigkeit erfüllte Christuskopf, alles ist überaus fest und herrlich gehalten, der Druck ist meisterhaft. Die dunkelsten, schwarzen Stellen sind mit Klarheit und Sicherheit gehalten, nichts fließt in einander, jedes sondert sich streng und deutlich von einander ab und doch herrscht im Ganzen wieder eine Lieblichkeit und Sanftheit, welche eine Kupferafel nie erreichen könnte, sondern nur der Handzeichnung möglich ist. Der schwarze Christuskopf deutet unwiderlegbar auf altchristliche, feststehende Abbildungen hin, die ein Künstler von dem andern übernahm, welche in der griechischen Kirche bis zur größten Magerkeit und dürftigsten Trockenheit stehend wurden, und der sich die geistreichsten Künstler Deutschlands und Italiens in den frühesten Jahrhunderten nur schwer entwandten, einmal, weil es dem treuen Christen nicht geziemen wollte, das, was ihm als echt, wahrhaft, geschichtlich begründet in der Kunstwelt erschien (freilich oft verzerrt und verdreht durch die Schlechtigkeit der damaligen Kunstausübung), zu verlassen und zu verändern. Nothwendig war es damals, streng im Ganzen sich an diese Vorbilder zu halten, aber die echten Künstler bemühten sich auch, den alten Geist von der trüben Nachbildung zu scheiden, und gaben ihn, geistreich aufgefaßt, wieder. So unser alter Kölner Meister und wir wissen wahrlich nicht, was man, auch mit bestem Willen zu tadeln, an diesem tief sinnigen Bilde aussetzen wollte: der Blick vertieft sich oben so in die schmalen, schmerzreichen und anmuthigen Augen Christi, wie er sich gerne in dem jungfräulichen, lieblichen Angesicht der Veronica ergeht, in der wir nichts mehr von dem düstern, ja oft unheimlichen Wesen der byzantinischen Malerey finden, sondern nur des Künstlers frey waltenden Geist bemerken. Wir glauben, dem Künstler ward aufgegeben, nach altchristlichen Bildern die vera Icon des Heilands auf dem Schweistuche der Veronica zu malen. Er that es, noch stehen die Züge des Alterthums da, aber der Künstler hob das Göttliche in jenen alten Darstellungen hervor und die äußeren Zeichen bewahrend (denn das mußte er, es war ja ein streng vorgezeichnetes, heiliges Bild, welches er geben sollte), drückte er die Heiligkeit des Gottessohnes aus, wie sie seinem frommen, musterreichen Gemüth vorschwebte. So ward das Bild byzantinisch und ist es doch auch wieder nicht; aber in seiner Veronica, in seinen Engeln entfaltet er allen seinen Kunstfleiß.

Der Zeichner hat ihm trefflich nachgearbeitet; den Goldtheil des Bildes drückt ein gelblicher Thondruck aus, alles andere ist in der saubersten und schönsten Kreidengezeichnung, höchst geistreich aufgefaßt und treu wieder gegeben.

Sehen wir in jenem ersten Bilde das den Künstler Drückende einer alten Überlieferung, welcher er nacharbeiten mußte, noch durchschimmern, so erscheint uns auf dem zweyten Blatte der Künstler in der höchsten und glänzendsten Freyheit: Johann von Eyck in der Verkündigung. Eycks unendlich treffliche, bis in die kleinsten Züge sich erstreckende Kunstfertigkeit, zeigt sich auch in diesem wunderherrlichen Bilde. In einem Zimmerabschnitt steht im Hintergrunde, unter einem runden mit bunten Glasscheiben versehenen Fenster, seitwärts erhellt durch ein großes, vom Boden ziemlich weit entferntes, viereckiges Fenster und durch eines über der Thüre, das Bett der heiligen Jungfrau, überdeckt mit einem weit niederhangenden Laken, im Hintergrunde steigt eine blumige sammtene Wand auf, der Träger des Betthimmels, dessen Vorhänge einer Seite niederhangen, gegen das Fenster aber in einen Knoten aufgezogen sind. Daneben steht der Sessel, mit einem reichen Pfühle bedeckt. Vorne an kniet auf einem blumigen Teppich, den ein bunt eingelegter Boden bedeckt, die heilige Jungfrau, den linken Arm mit dem Buche auf das Bettpult gelehnt, das in seiner Seitenwand zierliches Schnitzwerk und vor allem den Fall Adams und Eva's zeigt, die rechte Hand verwundernd und betreten erhoben. Die ganze Gestalt, welche ein enges Unterkleid trägt, umwallt ein faltiger, weiter Mantel mit gesticktem Saume. Das freundliche, schöne Gesicht, umflossen von Locken, die auf den Schultern sich lagern, wendet sie halb rückwärts auf den eintretenden Engel, den ein faltiges Unterkleid, dessen Kragen und Aufschlage vergoldet sind, ganz umhüllt und dann ein faltiger, grün aufwallender Mantel mit goldenen großen Spangen die Schultern bedeckt, sein Saum ist oben herum gestickt, unten sind Franzen. Er hat große Flügel, mit Pfauenfevern geziert. Die Haare

Zu Nr. 105.



sind kurzlockig, ein kleines, sehr schmales, bandartiges Diadem geht über die Haare und darauf steht ein kleines Kreuz. Die rechte Hand hat er bis zur Brust, wie einer, der aufruft und etwas mittheilt, erhoben, in der linken hält er leicht ein Zepter. Zwischen beyden, ganz vorne, steht eine goldene Kanne, aus der eine weiße Lilie erwachsen. Durch das Fenster fallen Strahlen auf das mit Glanz umgebene Haupt der Jungfrau und in den einfallenden Strahlen schwebt eine Taube.

Die Darstellung ist gar herrlich, freundlich ruhig und mild, der Kopf der Jungfrau so jungfräulich schön, ihr Blick so engelrein und Gott ergeben, daß man nicht leicht ein lieblicheres Bild sehen möchte. Auffallend erscheint es, daß der Engel kein jugendlich frisches Gesicht hat, sondern einen Mann zeigt, der in einem vorgerückten Alter steht. Es mag dies vielleicht die meisten Beschauer im ersten Augenblicke weniger ansprechen, da es so ungewöhnlich ist, blickt man aber das herrliche Bild recht lange an, vertieft man sich ganz in die Schönheit der Anordnung und die Lieblichkeit des Ganzen, so schwindet diese erste auffallende Verschiedenheit von andern alten Bildern gänzlich. Uns will es bedünken, als wenn das Gesicht dieses Engels Bildniß seyn müsse und trügt uns die Rückerinnerung nicht, so sahen wir denselben Kopf unter den seltsamen Geißlern, welche in das Himmelreich auf dem wunderherrlichen Danziger jüngsten Gericht eingehen. Dort lebende Kunstfreunde werden dies leicht näher vergleichen können. In Wien befindet sich ein Gebetbuch, mit Bildern in Wasserfarben geziert, die dem Johann von Eyck bengemessen werden. Fräulein Julie Mihes, jetzt zu Wien, hat die Verkündigung daraus in Steindruck, bey einem Versuche mit doppelten Platten drucken zu lassen, nachgezeichnet. Das Bild hat viel Liebliches und wir würden sagen Ähnliches mit diesem, wenn nicht die ganze Darstellung so altchristlich feststehend wäre, daß nothwendig eine der andern gleichen muß. Nur das Zimmer, in welchem Maria sich auf jenem Wiener Steindruck befindet, ist weit prachtvoller, als hier, und zeigt mehr eine tempelartige Halle, denn ein stilles Jungfrauengemach, welches hier der Künstler so lieblich darzustellen wußte.

Auch hier bey diesem Bilde ist alles trefflich. Der Faltenwurf ist überaus edel und schön, rein nach der Natur gehalten, ganz entfernt von dem Pauschigen und Weiten, von dem Überschwelenden und Geknitterten, was spätere Maler so sehr anwendeten. Zeichnung und Druck sind wieder ganz vortrefflich; die schwächsten, wie die stärksten Theile sind mit einer solchen Kraft und Bestimmtheit, mit solcher Reinheit und Festigkeit gemacht, daß auch nichts im Geringsten sich verwirrt und undeutlich, haltungslos, schwach wird, Fehler, die nur zu oft auf Steindrücken anderer Gegenden erscheinen, so daß nicht geringes Lob auch dem Drucke gebührt. Wie aber konnte der wackere Künstler so wenig Sinn zeigen, ja man möchte wohl sagen, so rucklos verfahren und in das geöffnete Buch der Maria ein grobes, höchst verwerfliches Kauderwelsch schreiben!

Das dritte Blatt stellt die heilige Barbara vor, gemalt von Michael Coxis (Coerin, Corin). Dieser treffliche Niederländer, zu Mecheln 1497 geboren, war, wie bekannt, lange in Rom und Italien und widmete seine Forschungen den Werken Raphaels. Seine Werke gehören bekanntlich zu den Seltenheiten in Deutschland, und um so wichtiger erscheint daher seine überaus liebliche Barbara. Nur die zarte Palmenfeder in der Hand bezeichnet den lieblichen sinnigen Mädchenkopf als Märtyrerin, der Thurm hinter ihr, deutet die heilige Barbara an. Ihre Haare bedeckt ein auf der linken Seite in einen Knoten gebundener Schleier; das eng anliegende Unterkleid, um dessen Laß oben Perlen und Stickereyen gehen, und dessen Ermel reich verziert sind, deckt ein weiter Mantel, von dem indessen bey dem Brustbilde, da er von der rechten Schulter gefallen ist und unter dem Arme nur hindurch pufft, wenig sichtbar wird. Die ganze Brust bis zum Halbe deckt ein dünnes Vorhemdchen, ihn doch züchtig verhüllend, eine Handkrause schmückt die Handwurzel der lieblichen Hand, welche die Palmenfeder kaum zu berühren scheint, die vielmehr schwebend in ihr gebildet ist. Über die rechte Schulter hinaus verliert sich der Blick in eine Landschaft, meist unbewachsene Berge, welche auch den Hintergrund schließen, nur in der Mitte von Bäumen und einigem Gemäuer durchzogen.

Unendlich fromm, unschuldig und lieblich blickt die Jungfrau unter den wenig gesenkten Augensiedern hervor, nicht den Beschauer an, sondern auf etwas, das außer



dem Bilde, oder in einer unbestimmten Ferne liegt. Die zierliche Nase, der liebliche Mund, die zarten Rundungen und Formen des Gesichts, des Halses, der Hand, sind von einer rührenden Schönheit.

Das ganze Bild ist überaus klar und licht und freundlich gehalten, selbst der im Rücken der Jungfrau befindliche Thurm hat nichts Düsteres, sondern steht beynabe in vollem Lichte, und doch bewirkt diese helle und klare Zusammenstellung nicht etwa eine flache Haltung des Gemäldes, sondern alles rundet sich auf das Lieblichste.

Der Druck ist auch hier schön. Alle Fleischtheile sind in reiner Kreidezeichnung gehalten, dagegen ist das Ober- und Untergewand, der Schleyer, Thurm und Hintergrund mit einer gelblichen Thonplatte nachgedruckt.

Scheidet man nun mit Dankbarkeit über das Gegebene, hoch erfüllt von dem Werthe jener alten, so lange verkannten Maler, von dieser ersten Lieferung, so sieht man auch mit größter Sehnsucht den folgenden entgegen, die noch so unendlich viel Herrliches ankündigen, und welche ein Werk wird Deutschland aufzuweisen haben, wenn erst alle ein hundert vier und vierzig Blätter vollendet da stehen! Wir würden alle Kunstfreunde eifrigst zum Ankauf ermahnen, wenn dies nicht durchaus unnöthig wäre, indem das Werk selbst, wo es nur hinkommt, sich die größten Freunde und Bewunderer erwerben muß und wird. Der Preis ist bey der Schönheit des Werkes und dem Fleiße, mit welchem alle Zeichnungen gemacht, alle Abdrücke besorgt werden, sehr billig zu nennen.

Bg.

### M a n c h e r l e y.

Wir kennen etwas, was noch schöner ist, als das letzte Feuerwerk im Prater, das ist die Ankündigung desselben. Dieser feuer- und flammensrahrende Prospect, wie ihn Papageno analog nennen würde, wenn er ihn gelesen, ist ein wahres Meistersstück einer feurigen Schreibart. Wer sich von dieser brühheißen Diction nicht ergriffen und bis — in den Prater versetzt gefühlt hat, der muß ein Salamander gewesen seyn, auf den das Feuer, wie bekannt, keinen Eindruck macht. Es heißt darin: „Auch heuer wird der merkwürdige und allgemeine ersetzte Annentag nicht vergehen, ohne daß ich ihn durch ein glänzendes Kunstwerk gefeyert hätte.“ Daß der Annentag ersetzt worden, ist eine ausgemachte Wahrheit, und wäre es auch nur vom Unternehmen des Feuerwerks selbst: er mag hier füglich, wenn auch nicht als das totum, doch als die pars pro toto, zu betrachten seyn. Mit dem „glänzenden Kunstwerke“ hat es ebenfalls seine Richtigkeit: ein Feuerwerk besteht aus Feuer, folglich muß es leuchtend oder glänzend seyn. Ein Feuerwerk ist aber auch ein „Kunstwerk“, oder doch, was auf eins hinausläuft, ein Kunstfeuer, wie sich aus dem französischen Ausdruck: Feu d'artifice, ergibt. In Verfolge des Prospectus heißt es: „Nur unter üppigem Zuwachse wird diese Fronte verlöschen.“ Der scheinbare logische Widerspruch, der in diesen Worten liegt, ist eine pikante Redefigur und jenem geistreichen Volksrathsel ähnlich, welches heißt: „Was verkleinert sich, wenn man etwas hinzu thut? Antwort: Die Grube.“ Der Unternehmer des Feuerwerks scheint sich sogar einen moralischen Zweck mit demselben vorgesezt zu haben, nämlich Abschreckung vor der, dem schönen Geschlechte so oft Schuld gegebenen, Eitelkeit. Wie benimmt er sich dabey? Als ein gewandter, oder vielmehr erleuchteter Mann. Statt, wie wohl ein anderer an seiner Stelle gethan haben würde, die gewöhnlichen Folgen derselben, welche jedermann kennt, in entsprechenden Symbolen darzustellen, oder wohl gar, wie neulich in einem öffentlichen Blatte geschehen, die Pest selbst als Resultat derselben erscheinen zu lassen, will Hr. Müller die Sache weniger abschreckend, zugleich aber bey weitem anschaulicher machen: er hält den schönen Annen einen Spiegel vor und nennt diesen (den Griechen ähnlich, welche dem stürmischen Meere ihrer Zeit (dem schwarzen) den Namen des gaffreundschaftlichen (Pontus Eurinus) bengelegt hatten) ironisch „einen Reichthum, welcher alle Güter der Erde übertrifft und den ich jeder Nina wünsche, soll ein Gatte durch sie glücklich werden.“ Hätten wir uns geirrt und die ironische Zi-



gür gesucht, wo ein purer klarer Ernst ausgedrückt worden, so — ei ja, so gestehen wir offen, daß wir nicht erleuchtet genug sind, um die leuchtenden Phrasen des Hrn. Franz Xaver Müller, Professor, ohne Augenerblindung beschauen zu können.

### T h e a t e r = N a c h r i c h t.

Ungeachtet bisher das k. k. Hoftheater am Kärntnerthore, und das k. k. privilegirte Theater an der Wien von einer und derselben Oberdirection verwaltet worden waren, hatte noch immer eine Trennung der respectiven Oper beyder Bühnen Statt gefunden. Die Folgen, welche sich aus dieser Einrichtung ergaben, hatten nicht allein nachtheilig auf die Geschäftsführung eingewirkt und den raschen Gang derselben gehemmt, sondern waren insbesondere Veranlassung geworden, daß diese oder jene Oper, welche der Kunst an sich und dem Vergnügen des Publicums im Allgemeinen hätte Gnüge leisten können, entweder verzögert worden war, oder wohl gar nicht, oder doch unzuweckmäßig besetzt, hatte zur Aufführung gebracht werden können.

Die Mängel dieser Einrichtung machten sich zu fühlbar, als daß die Oberdirection nicht hätte auf deren Abhülfe bedacht seyn sollen. Dieß ist jetzt geschehen; die Mitglieder beyder Opernbühnen sind dergestalt zu einer einzigen Gesellschaft umgeschmolzen worden, daß die respectiven Individuen verpflichtet sind, auf beyden Theatern, ohne Unterschied und wie es das Vergnügen des Publicums und der Vortheil der Oberdirection erheischen mag, die von ihm verlangten Dienste zu leisten. Die nämliche Vereinigung ist mit den Orchestern der beyden Theater vorgenommen worden. So steht nun zu hoffen, daß das Resultat dieser Maßregel den Erwartungen, welche das Publicum schon längst von der neuen Verwaltung der beyden Opernbühnen gehegt und welche, zur Steuer der Wahrheit sey es gesagt, einem großen Theil nach bereits in Erfüllung gegangen sind, in ihrem ganzen Umfange entsprechen möge.

Wie bereitwillig die Direction gewesen ist, durch immer mannigfaltigere Abwechslung für das Vergnügen des Publicums zu sorgen, hat sie insbesondere durch die zahlreichen Debüts zu erkennen gegeben, welche seit einigen Monaten auf beyden Theatern Statt gefunden, von denen keines die Neugierde unbefriedigt gelassen, einige sogar die öffentliche Theilnahme in einem hohen Grade in Anspruch genommen haben.

Unter diesen Umständen kann der unparteyische Theaterfreund, weder umhin, den thätigen Willen der Oberdirection mit Bereitwilligkeit anzuerkennen, noch sich, hinsichtlich der immer steigenden Vervollkommnung der Oper, den Wunsch zu erlauben, daß noch ein Paar gute Tenoristen, besonders aber einige wahrhaft brauchbare Bassisten engagirt werden möchten. Die in diesen Fächern vorhandenen Talente, so ausgezeichnet auch die Verdienste derselben seyn mögen, gnügen weder zur hinlänglichen Abwechslung des Repertoirs, noch zur immer kunstgemäßen Darstellung der ihnen anvertrauten Rollen. Will dann noch die Oberdirection für einen höhern Grad künstlerischer Einheit in der äußern Darstellung, für kunstgemäßere Haltung in der praktischen Ausfühung Sorge tragen, so wird sich unstreitig das Publicum seiner Seits verbunden fühlen, der Oberdirection mit Wohlwollen zu begegnen und ihre Anstrengungen nach Kräften zu unterstützen.

---

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.



Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dienstag, den 3. September 1822.

106

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Motenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels um 15 fl., halb um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels um 7 fl., halb um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. den K. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Scenen aus deutscher Vorzeit.

Von Caroline Still.

(Schluß)

Doch wie zur Strafe, daß sie der nicht freue, raubt ihr das Schicksal früh des eignen Daseyns Glanz. Ihr welkte früh der Schönheit reiche Fülle; des ersten Söhnleins Seyn entwendet ihr die Blüthe. Zwar blieb ihr Anmuth noch und zarte Huld der Mienen; doch war's nicht mehr die schöne Kaiserinn.

Da kam zu Hof ein wunderlieblich Fräulein, der Kaiserinn verwandt und hohen Hauses. Wer sie gesehn, rühmt' ihre seltne Schönheit, und eh' sie nahte, hatt' Herr Heinrich schon von ihr vernommen. Neugierig harrt' er auf die Wunderblume; doch als sie endlich kam, als er sie nun gesehn, da wollt' ihm lange nicht der eine Blick genügen, und stets auf's Neu' verlangte er sie zu sehn, die ihm so hold, wie keine je, erschienen.

Nicht lange weilte am Hof Mathildis (also war' des Fräuleins Name) obgleich, umringt von Freud' und Jugendlust, sie gern noch wär' geblieben. Als sie nun schied, da dünkt's Herrn Heinrich öd', als sey sein Liebstes ihm hinweggezogen. Er ging zu seiner Hattburg — die gab ihm freundlich Wort und sanfte Rede; doch nicht die Augenlust, nicht muntre Scherze, wie sie Mathildis lächelnd konnte geben.

Bald ward er unmuthsvoll. „Wie?“ fragte er dann sich selber, „sie pass' in's Kloster nicht, so sprach ich einst von Hattburg? Sie paßt in's Kloster ganz, und nirgends, als in's Kloster. Und Unrecht war's von mir, ihr den Beruf zu stören.“

Und immer öfter kam ihm der Gedanke; und gern malt' er sich's aus, wie manches fromme Werk in klösterlicher Still' er wohl gehindert, und ob's nicht Zeit noch sey, das Unrecht zu vergüten? — Und, heimlich hoffend, daß Herr Eberhard ihm beystimm', wandte er an ihn sich einstmals mit der Frage: „ob's Pflicht wohl sey, von Hattburg sich zu scheiden?“ Doch der sandt' ihm zurück ein Brieflein kurzen Inhalts:



„Wo Hattburg lebt, sie lebt zu Gottes Ehre. Und wo sie Gutes thut, ob dort im Kloster, ob auf dem Thron, das mein' ich, ändert nichts bey'm Rechnen mit dem Himmel. Und überhaupt, mein Fürst, ein Blümlein nicht zu brechen, weil's andern schon bestimmt, das fänd' ich billig; doch, wenn u's gebrochen, wegzumerfen dann das Blümlein, das werd' ich nimmer recht und löblich nennen.“

„Wie weltlich der's auch nimmt!“ so rief Herr Heinrich, als er das kurze Wörtlein hatt' gelesen. Nun fragt' er viele kluge Leute. Da klang die Antwort anders. Der ahnte bald den Grund der schnellen Neue; der gab sein Wort im frommen Eifer. Bey weit die Mehrzahl stimmte für die Scheidung; und als zum dritten Mal der Neumond kam, da ward Frau Hattburg heimgesandt in's Kloster.

Wohl wünschte sie ein Wort, ein frommes Wort, vorher mit ihrem Herrn zu sprechen; doch der verweigerte, sie noch zu sehn. Nur von dem Söhnlein ward der Abschied ihr gestattet, und der war hart und bitter, ach! so bitter, daß fast der Starcken Kraft wär' drob erlegen.

In's Kloster ging sie gern. Gleich doch die Welt für sie jetzt weitem Meere. Das Schiff, das sie geführt, war ihr zerschlagen: wohl mochte sie ein stilles Eiland suchen, das Schutz ihr sey vor sturmbewegten Wellen.

Das stille Eiland ward ihr Glaub' und Liebe. Ein fromm Gebet, ein Werk der Mild' und Güte, — so fand sie Stärkung in den schwersten Tagen. Sie murrte nicht, sie war im Schmerz so still, wie eh'mals in der Freude. Und heil'ge Engel schauten lind herab, und hauchten Kühl' in ihres Herzens Wunde.

---

Nicht lang' indeß, so war Herr Heinrich Bräutigam der schönen Mathild, und eh' der Sommer schied, zum zweyten Mal vermählt. Hoch lobert auf Herrn Ehrhardt's Zorn ob dieser Kunde, war er gleich sonst von ruhig gleichem Sinn. Er mied auf lang' des Kaisers Angesicht; und als er endlich kam auf vieles Fordern, da fragt' er ernst und kurz in erster Stunde: „Als Ihr mich damals fragtet ob der Scheidung von Frau Hattburg, habt Ihr da mich, habt Ihr Euch selbst betrogen?“

Da senkte sich zum zweyten Male Heinrichs Auge vor dem Herzog, als muß' er unwillkürlich sagen: „O stärk'rer Freund! was ich vermocht, du hättest es nie gekonnt!“ Doch in des Kaisers Brust war jetzt schon Hochmuth; er zürnte fast dem eignen treuen Auge, das noch, wie sonst, der Seele Spiegel war. Gewaltsam zwang er sich, den Blick zum Herzog zu erheben, und sprach mit schwankend ungewissem Wort: „Nun denn! wenn Ihr so ernstlich fragt, vielleicht das letzte. Daß mir Bedenken kam ob meiner Ehe mit Frau Hattburg, das fühlst' ich wohl; wo her es mir gekommen, hab' ich nicht ergrübelt. Sie ist im Kloster jetzt zufrieden, wie ich höre. Laßt die Vergangenheit denn ruh'n; die Gegenwart ist hold.“

So sprechend eilt' er, ihm Mathilden vorzustellen, die eben eintrat in's Gemach. Und, o wie stark ist holder Frauen Anmuth! auch Eberhard, der strenge, ward jetzt milder, begreiflicher schien ihm des Freundes Unrecht; um ihretwillen strebt' er's zu verzeihn; allein vergessen konnt' er's nie, und wo ein Unfall je den Kaiser traf, er dünkte ihm gerechte Tüging.

---



Doch manches Jahr noch flog dahin in lichtigem Glanze; gern schien das Glück auf Heinrichs Bahn zu weilen. Im Kriege Ehr' und Ruhm, daheim die schönste Gattinn, von seinen Söhnen bald umblüht, noch beyder Ältern Freude. Allein in späterer Zeit traf Vatersorge hart den Kaiser, weil Frau Mathildens Liebe Unheil ward den Knaben, die sie verzog in blinder Bärtlichkeit. Absonderlich den zweyten — er hieß Heinrich — \*) ihr Ebenbild an Schönheit und an Anmuth. Vergebens warnte sie ihr Herr; sie konnte nicht dem thör'gen Herzen wehren, und weibisch und verzärtelt ward ihr Liebling. Frau Hattburgs Sohn hingegen, Namens Tankmar, der war kühn und trohig. Er fühlte früh des Vaters sträflich Unrecht, und dem schien's oft in unruhvollen Stunden, ein Rächer wach' ihm auf in diesem Knaben.

Doch, was ihm Finstres ahnte, er erlebt' es nicht, vom Tod' ereilt in blüh'nder Manneskraft. Ein fährlich Übel warf ihn hart darnieder, und er, dem man ein eisern Leben zugetraut, er fühlte bald die Nähe seines Endes.

Jetzt trat Frau Hattburg's Bild vor Heinrichs Seele, und Neue nagt' an der beklemmten Brust. Und als ihm's nah und näher kam zu sterben, sandt' er ein Brieflein ihr durch einen seiner Diener, d'rin er sich schuldig nannt' in Schmerz und Demuth, Verzeihung flehend und ein fromm Gebet.

Gern einmal noch die theure Herrinn schauend, die höher noch und edler jetzt ihm schien, reicht' ihr den Brief der Bote ehrerbietig schweigend. Doch sie erkennt' ihn schnell, und reicht' ihm holden Worts die Hand zum Gruß; dann tief bewegt den Brief entfaltend, und starken Sinn's, jedoch umsonst, mit der Bewegung kämpfend. Doch als sie weit und weiter nun gelesen, da erstarb ihr Kampf; wohl durfte ja des Freundes letztes Wort sie rühren. Noch einmal reichte sie mit tiefem Ernst die Hand dem Boten, und in ihr heilig stilles Aug' trat eine Thräne: „Bringt eurem Herren meinen letzten Gruß,“ so sprach die fromme Frau, und sagt, „ich fleh' für ihn um Kraft und Muth im Sterben. Er hat mir manchen frohen Tag geschenkt, mir dann auch Heil gebracht durch tiefen Schmerz. Jetzt ist es still in meiner Brust; ich hab' ihm nichts mehr zu verzeihen.“

Ein Friedensengel, kehrte heim der Bote. Noch oft mußte er die sanften Worte wiederholen, die nie genug Herr Heinrich hören konnte. Und horchend noch auf ihre milden Klänge, entschlief der Held zu fleckenloser Hoheit.

Mathilde rang mit tiefen, heißen Schmerzen, und als sich spät und matt ihr Geist erhoben, da hoffte sie im Herzen ihrer Söhne auf einen Stab, der treu sie stützen möge. Doch ach! sie hofft' umsonst; sie fand für ihre Liebe, die Schwäche oft gewesen, nur ein kalt Erwiedern. Bald tadelten die Söhne laut der Mutter Weise, die mild und mitleidsvoll, doch übertreibend, in übermäß'gen Spenden weggab reiche Habe. Mathilden kränkt' empfindlich solcher Tadel, sonst frommt' er nichts, sie wollt' auch nichts d'rum ändern. Da riethen ihr die Söhne zürnend, kalt und bitter, in Klosterstill' ihr Leben zu beschließen; und ach! auch Heinrich rieth's, der Vielgeliebte. Das war ihr hart vor allen andern Schmerzen; sie schied jetzt gern, begehrend nur das Kloster frey zu wählen, wo sie, vom Undank fern, mög' ihre Tage enden.

\*) Zubenannt der Schöne.



Und als sie nun die Zuflucht still erkoren, und schmerzvoll kam, sie suchend bey der Abatissinn, o heil'ger Gott! da trat hervor Frau Hattburg.

Bleich wie der Tod sank Frau Mathilde nieder. „Ich that Euch schmerzlich weh!“ rief sie mit Thränen. „Ich störte Euch der Ehe stillen Frieden. Ach! ich war stolz auf Kaiser Heinrichs Minne. Verzeiht! verzeiht! mein Schicksal straft mich hart.“

Da sprach Frau Hattburg, sie erhebend, sanft und milde: „Ich kenn' eu'r Voos; o hofft bey uns auf Frieden, und baut nur fest auf meine Schwester treue. Hat doch ein hoher Held geliebt uns beyde; ein großes Herz uns beyde sein genannt! So laßt uns dann den ernstestn Weg zum Grabe vereint jetzt gehn in Demuth und in Liebe.“

Und treue Stütze ward sie der Verlassnen, so wie sie Stütze war ringsum für Nah' und Ferne. Mathilde starb die frühere von Beyden; und als sich spät auch Hattburg's Auge schloß zum Schlummer, da war ein Schmerz nur in der weiten Gegend, und leis', im Nachhall ihres Lebens, tönt's im Kloster: der Frauen Kraft ist Glaube nur und Liebe.

### Correspondenz-Nachrichten.

Aus Berlin, im July 1822.

\*\* Unsere Theaterfreunde hatten in diesen Tagen Gelegenheit zu einem recht erfreulichen Vergleich zwischen zwey jungen Künstlerinnen, die kurz nach einander unsere Bühne durch ihre Gastspiele belebten. Ich meine, die in diesen Notizen schon vielfach besprochene Mad. Neumann, und ein bisher uns noch unbekanntes Talent, Dlle. Lindner, vom Theater zu Frankfurt am Main. Beyde traten fast in denselben Rollen auf, und beyde genossen eines ausgezeichneten Beyfalls. Ohne unserer Seits hier eine Parallele ziehen zu wollen, begnügen wir uns, in die Darstellungen der Letzteren etwas genauer einzugehen, da diese bey Ihnen vielleicht noch nicht so bekannt seyn möchte, als das allgemein geschätzte Talent der Mad. Neumann. Leider hatten wir nur sehr kurze Zeit das Glück, Dlle. Lindner zu besitzen, und zwar wurde sie uns, wie es scheint, eben wegen ihrer Vorzüglichkeit, so schnell wieder entrisen; die Frankfurter Direction muß sie wohl für unentbehrlich halten, da selbst die mächtigste Fürbitte von Seiten unserer Intendantur sie nicht bewegen konnte, den Urlaub der vortrefflichen Künstlerinn noch um einige Wochen zu verlängern. So waren es denn nur fünf Vorstellungen, in welchen sie Gelegenheit hatte, den Reichthum ihrer wirklich seltenen theatralischen Gaben zu entwickeln, allein schon Eine wäre hinlänglich gewesen, sie als etwas ganz Vorzügliches zu bewähren. Wer in die kleine Rolle der Susette in den „Rosen des Hrn. v. Malesherbes“ so viel Natur, so viel wahre Kunst, und so viel rührende Unschuld legen konnte, wer dieß ziemlich gewöhnliche Stück, durch eine ganz neue Auffassung und vortreffliche Darstellung, in den Augen des Zuschauers fast zu einem Goetheschen Idyll erheben konnte, der kann auch noch mehr, und das Dlle. Lindner mehr kann, bewies sie in jeder ihrer folgenden Rollen. Ein kleines, hier mit ihr zuerst erschienenenes Stück, „die Proberollen“, zeigte sie uns in den verschiedensten Charakteren, die sie alle so tief auffasste und so glücklich wieder gab, daß wohl Jeder hier gleich die Künstlerinn vom ersten Range erkannte. Welche unverkennbare, treffende Wahrheit in den Darstellungen des sentimentaln Landfräuleins, der Bäuerinn und der Jüdin! wie ergezlich die durch nichts zu irritirende Süffisance des poetischen Fährrichs, und die antike Förmlichkeit der alten französischen Gouvernante! Wahrlich, Dlle. Lindner schöpft in ihren Darstellungen nicht bloß die oberflächliche Außenseite der Charaktere ab; sie dringt in die Tiefe des Inneren ein, sie fühlt, was sie darstellt, und gibt uns den Menschen, wie er aus der Hand der Natur kommt, nicht



angestrichene Puppen von keinem Lebenshauch befeelt. Herzlich muß ich es jetzt bedauern, daß ich ihre Darstellung der Louise in „Cabale und Liebe“ versäumte! Wer konnte aber auch ahnen, daß ein so glänzendes Meteor nur so kurze Zeit an unserem Horizont verweilen, so schnell vorüberziehen würde? Auch in dieser Rolle ward ihr, wie an jedem der wenigen Abende, an denen sie sich zeigte, der ausgezeichneteste Beyfall zu Theil. Die „Talentprobe,“ ein den Proberollen ähnliches kleines, aber weit weniger geistreiches Stück (es ist längst gedruckt), worin *Mlle. Lindner* ihre Vielseitigkeit von neuem bewährte, ging mir aus denselben Gründen leider! dies Mal auch verloren, und so hatte ich nur noch einmal Gelegenheit, mich des seltenen Genusses, eine wahre Künstlerin bewundern zu können, zu erfreuen. Diese ihre letzte Gastrolle, *Suschen*, in dem „Bräutigam aus Mexico“ von *Clauven*, war aber auch der Triumph ihrer Kunst. Zu lautem und immer lautere Beyfall wurde das überraschte Publicum, durch das rührend einfache, und doch so kunstvolle Spiel der *Mlle. Lindner* hingerissen. Auserungen eines wahrhaften Enthusiasmus unterbrachen sie fast bey jeder schönern Stelle ihrer Rolle, und der oft wiederholte Ruf, „hier bleiben, wieder kommen!“ der ihr, als sie nach dem Stück hervor gerufen ward, entgegenschallte, drang gewiß einem Heden, der sie diesen Abend gesehen und bewundert hatte, aus dem Herzen. Nach Beendigung des Stückes ward ihr noch eine gewiß seltene, ja vielleicht unerhörte Auszeichnung zu Theil; sie wurde nämlich, wie eines unserer Blätter erzählt, beim Ausgang des Theaters auf freyer Straß mit lauten Verfallsbezeugungen empfangen, und eine jauchzende Menge, die ihren Wagen umringte, rief ihr Glückwünsche und Abschiedsgrüße zu. Höchst gerührt, mit thranenden Augen, empfing die junge Künstlerin diese seltenen Huldigungen. Möge sie sie immer mehr und mehr verdienen und auf der Bahn der Kunst fortschreitend, das Ziel der Vollendung, dem sie so nahe steht, erreichen! Die liebenswürdige Bescheidenheit, die jede ihrer Worte und Bewegungen begleitet, wird nicht wenig dazu beitragen, und herzlich werden wir uns freuen, mit eigenen Augen recht bald die Fortschritte, die sie unfehlbar noch immer in der Kunst machen wird, verfolgen zu können.

Ein anderer Gast, der kürzlich bey uns erschien, ist *Hr. Anschütz* vom Burgtheater zu Wien. Der Ruf verkündete uns in ihm einen ausgezeichneten Künstler; in wie fern er sich hier als solcher bewährt hat, will ich nach den zwey Rollen, in welchen ich ihn sah, nicht zu beurtheilen wagen; so viel aber ist gewiß, daß er sich hier eines getheilten Beyfalls zu erfreuen hatte, obgleich er nach dem Schluß des Stückes jedes Mal hervorgerufen wurde. Er trat als *Don Gutierre* im „Arzt seiner Ehre“ auf, und wir bewunderten an ihm eine schöne Heldengestalt und eine kraftvolle, wohlklingende Stimme; sein Spiel aber — genügte dem Kenner nicht; das häufige starke Betonen der Worte, die unangenehmen Verzerrungen des Gesichts, die er fast jeden Augenblick practicirt, machten einen störenden Eindruck. Abgesehen davon daß Gestalt und Alter des *Hrn. Anschütz* sich nicht für die Rolle des *Sigismund* im „Leben ein Traum,“ worin wir ihn zuletzt sahen, eignen, so traten auch jene eben gerügten Verstöffe hier so sehr hervor, daß sie jeden angenehmen Eindruck, den sein kräftiges Organ und sein stellenweis sehr gelungenes Spiel hätten machen können, merkbar verwischten. *Mad. Anschütz* soll als *Thecla* im „Wallenstein“ durch ihr schönes Äußere und sentimentales Spiel sehr gefallen haben, doch höre ich, daß sie mit ihrer letzten Gastrolle, *Suschen* im „Bräutigam von Mexico,“ weniger glücklich war.

Im Gebiet der Oper drängen sich die neuen Erscheinungen nicht so, als im redenden Schauspiel; eine junge Sängerin, *Mad. Werner* vom Leipziger Theater, war fast die Einzige, die es versuchte, unsere jetzt fast sämmtlich abwesenden Operistinnen zu ersetzen. *Mad. Seidler* ist schon seit einigen Wochen in Wien, *Mad. Milder* (war!) in dito, und *Mlle. Eunike* gebraucht die Heilquellen zu Ems. Der „*Frenschütz*,“ der auf diese Art für einige Zeit ruhen zu müssen schien, wurde nun durch *Mad. Werner*, die in der „*Agathe*“ auftreten wollte, wieder aus seinem kurzen Schlummer erweckt. Ob *Mad. Werner* Recht hatte, in dieser Lieblingsrolle unserer *Seidler* aufzutreten? ich glaube nicht! unfehlbar würde sie besser gethan haben, gleich das erste Mal die Vergleichung mit dieser ausgezeichnet reizenden Sängerin zu



vermeiden. Es ist jedoch nicht zu läugnen, daß Mad. Werner eine angenehme Theatererscheinung ist, und daß sie es nicht verschmäht, auch neben dem Gesang, dem Spiel einige Aufmerksamkeit zu schenken; hingegen hat ihre in manchen Tönen recht angenehme Stimme, oft etwas sehr scharfes, schneidendes Grelles, das unangenehm in's Ohr fällt. Daß sie die Parthie fast ganz unverzerrt sang, wie sie vom Componisten vorgeschrieben ist, kann man nur loben, da sich die Parthie der Agathe offenbar zu dergleichen nicht eignet, obgleich die gelinden Läufe und niedlichen Triller sich in dem hübschen Munde der Mad. Seidler recht artig machen.

Ich steige jetzt von den Bretern der Bühne direct in's Orchester hinab, um Ihnen dort zwey neue Mitglieder desselben zu präsentiren, die Gebrüder Bohrer sind mittelst eines königlichen Befehls engagirt. Viele wollen diese Vermehrung unseres Musikchors, dem es nicht an verdienten und ausgezeichneten Mitgliedern fehlt, für unnöthig erklären; wenn aber, wie es heißt, dadurch ältere Rechte nicht beeinträchtigt und so manche brave Künstler, die wir besitzen, nicht zurückgesetzt werden, so dürfte dieß Engagement in jeder Hinsicht nur ein Gewinn für unser Theater seyn.

Die Gnade Sr. Maj. bewährt sich uns täglich neu; wohin man blickt, in und um unsere Stadt, sieht man nützliche Einrichtungen und Bauten, und wenn ich hier, nach meinem letzten Briefe, schon wieder auf dieß Thema zurückkomme, so geschieht dieß, weil man wirklich täglich neu die Wohlthaten dieser gnädigen Vorliebe unsers Monarchen erfährt. So ist so eben durch den ganzen Thiergarten ein grand tour von Chaussees angelegt worden, und diese schöne Zierde des schönen Berlins, die bisher in vielen Theilen durch den tiefsten Sand fast unzugänglich war, ist nun endlich zu einem Park und zu Spazierparthien umgeschaffen worden, wie sie wenig europäische Städte aufzuweisen haben. Über die förmliche Eröffnung des scherzweise wohl sogenannten, auch in diesen Berichten schon erwähnten Palais royal hoffe ich Ihnen nun auch bald einmal erzählen zu können, denn der Ausbau rückt rüstig vorwärts, und ich habe in der That auch schon eine Weisung darin bemerkt, Etablissements, die jetzt täglich in Berlin sich vermehren, so daß ein Unbewandter auf vergrößerten Reichthum schieben würde, was der Bewanderte nur dem leider! täglich wachsenden Luxus zur Last legt. So hat auch ein bereits früher hier etablirter Kaffeeirth unter den Linden jetzt ein sg. Café royal eröffnet, das an Eleganz, an äußerer und innerer Pracht wirklich sich mit ähnlichen Etablissements in Paris messen kann. Überhaupt zeigen sich dem Beobachter täglich neue Symptome von einem erwachsenden Leben in Berlin, Leben in Hinsicht auf Volkstreiben, Industrie, Concurrnz, Großstädterey gesagt. Gehen Sie nur jetzt unter den Linden spazieren! Da finden Sie ein „Café national,“ ein „Café royal,“ ein „Café du Commerce,“ ein Wachfigurencabinet, das durch ausgestellte furchtbare Frazen und ekelerregende Gruppen den schaugierigen Pöbel lockt, an allen Bäumen Anschläge von Theater, den wilden Thieren, die eine holländische Familie so eben zeigt, von einer großen Riesenschlange, die gewiß auch nächstens nach Wien kriechen wird, u. s. w., und wer nun gar Abends alle jene, und viele andere ältere Etablissements, in denen nach guter, heimischer Sitte Weißbier getrunken und unendlich geschmaucht wird, hell erleuchtet sieht, der mag sich wohl einen Augenblick unter südlichem Himmel und in einer größern Hauptstadt dünken! Bey solcher sich eben gestaltender Physiognomif Berlins ist es ein glücklicher Gedanke vom lithographischen Institut, daß es unter dem Titel „Leben und Weben in Berlin,“ Steinzeichnungen herausgeben will, die die Aufgabe lösen sollen, welche der Titel bezeichnet. Das erste Heft in sechs Blättern ist erschienen, und wenn auch noch größere Vollendung zu wünschen bleibt, so ist uns doch der Versuch, eben als erster, sehr erfreulich, und auch unsere Wiener Leser werden gewiß mit Ergehen mehrere dieser Platten betrachten. Es fehlt nur noch ein geistreicher Commentar, aber freylich — die geistreichen Commentatoren des Volkslebens sind nicht auf allen Ecken zu finden. Auffallend ist es, daß, bey dem vielgepriesenen und wirklich bewährten Wohlreichthum unserer niedern Volksclasse, doch die Berliner Schriftsteller so ganz arm an Wiz und Geist sind! Unsere Zeitschriften — ohne ihrem inneren Werth hier zu nahe treten zu wollen — liefern mit wenigen Ausnahmen für diese Behauptung allwöchentlich neue Beweise, und eine neue Zeitschrift, die ganz ausdrücklich sich dem



Witz und der Laune widmet, und wenn wir nicht irren „Neues Magazin der Laune“ heißt (wir fanden sie in irgend einem jener obigen Etablissements, scheint auf's Neue zu bewähren, was wir eben aussprachen, obgleich frenlich sie nicht mit höhern Ansprüchen auftritt, als der „Beobachter an der Spree“ und andere zur Belustigung der Niedern zusammengeschriebne Wochenchriften. Wir wollen nun abwarten, was das neue Theater bringen wird, das ja auch absichtlich zur Erholung und Erheiterung erbaut werden soll, und sich also nur mit einem ansehnlichen Magazin von Witz und Geist versehen mag. Von den Männern, die, wie es heißt, bis jetzt an der Spitze des Unternehmens stehen, ist nichts zu erwarten. Der früher in diesen Correspondenzen bereits Genannte, der eigentliche Besitzer des Privilegii, ist kein in artistisch-literarischer Hinsicht bewanderter Mann, sondern ein Israelite, der sehr wohl gethan hat, aus der ganzen Sache eine Handelspeculation zu machen, und sie einem Erbschauspieler unserer Bühne, Hrn. Bethmann, gegen annehmliche Bedingungen zu cediren. Dieser sucht nun, wie es verlautet, Actionärs und es soll sogleich, wenn die gehörigen Fonds beisammen sind, mit dem Bau begonnen werden. Wie viel Schwierigkeiten sind aber bis dahin, wie viel mehr sind von dann an zu besiegen! Glück auf!

### M a n c h e r l e y.

Das, auf dem Leopoldstädter Theater gegebene, einactige Lustspiel: Nummer Siebenhundert sieben und siebenzig, ist die kleine französische Oper: La Maison en loterie, Musik von Alexander Piccini, deren in verwichenem Jahre zu verschiedenen Malen in d. Z. in den Skizzen aus Paris gedacht worden ist. Der französische Text ist ursprünglich ein Lustspiel gewesen und von Scribe zu einer Oper umgearbeitet worden. Dieser Umstand spricht sowohl für den Werth des Originals, als des daraus verkettigten Singstücks. Alles trug in Paris dazu bey, die Aufführung desselben interessant zu machen, der allerliebste Text, die sehr zweckmäßige und gefällige Musik und das Spiel Perlet's in der Rolle des Schreibers Rigaudon. Wahrscheinlich hat der deutsche Übertrager nicht nach dem Operntexte, der, unsers Wissens, nie gedruckt worden ist, sondern nach dem ursprünglichen Lustspiele gearbeitet und ohenein von dem Seinigen hinzugethan, denn wir stoßen auf Längen, welche sich weder in der Oper, wie ohnehin von einem Scribe nicht zu erwarten steht, noch auch im Originale befinden. Die Idee, daß ein Loterietos, welches aus einer Hand in die andere gegangen ist, am Ende gewinnt und daß dann die früheren Besitzer über ihre Entäußerung desselben in Verzweiflung gerathen, ist eben nicht originell, aber die Personen sind in recht wirksame dramatische Handlung zu einander gesetzt. So hat die hiesige Aufführung gefallen, obgleich das genre, welchem die Schauspieler des Leopoldstädter Theaters zugethan sind, und zugethan seyn müssen, sich durchaus nicht für das eigentliche Lustspiel eignet. Ue. Benda predigt das Dienstmädchen ab, als wäre es eine der Feen, deren Darstellung ihr bey diesem Theater obliegt; Hr. Schuster selbst macht aus dem spitzbüßischen Schreiber einen süßlichen Gecken, dessen Worte mit seinem Benehmen in stetem Widerspruche stehen. Sein Spiel hat gar keine Farbe. Hr. Korntheuer, als Notar, wäre vortrefflich, wenn ein Notar, selbst der kleinsten Landstadt, außer mit Bauer und Bürger, nicht auch mit der höhern Classe Verkehr hätte und folglich sich anders geberden lernen müßte, als, zum Beyspiele, der Hr. von Freundum in der See aus Frankreich. Das Stück gehört nicht auf das Leopoldstädter, sondern auf das Burgtheater.

Der Hauptallee im Prater, welche prächtig genannt werden muß, ob sie gleich aus Kastanienbäumen besteht, droht der Tod: viele Bäume sind schon völlig abgestorben, eine Menge anderer kränkeln sichtbar. An mehreren Stellen des Glacis, besonders zwischen dem Rothenthurm und dem Stubenthore, welche mit Kastanienbäumen besetzt sind, bemerkt man dieselbe Erscheinung. Es ist uns unbekannt, in welcher Ursach die hiesigen Sachkundigen dieses Ereigniß suchen; wir, die wir nur aus der bloßen Erfahrung einige allgemeine forstwissenschaftliche Ideen abstrahirt und diese hernach im Wege der Blumen- und Gartencultur erprobt oder verworfen haben, glauben, den Grund in



der Erhöhung des Erdreichs zu finden, welche erst seit kurzem in den Aënen des Praters und auf dem Glacis vorgenommen worden zu seyn scheint. Je dicker und stärker ein Baum wird und je mehr Nahrung er folglich bedarf, je näher müssen die Wurzeln, welches die Lungen der Pflanzen sind, an der Oberfläche des Bodens liegen, um die atmosphärische Luft, besonders den Sauerstoff derselben, einzuathmen. Geschieht die Erhöhung des Erdreichs, nachdem der Baum schon eine Reihe von Jahren gestanden und folglich zu einer bedeutenden Stärke gediehen ist, so wirken die Folgen viel nachtheiliger, als bey einem jungen, erst eben gesetzten Baume, der sich, durch den in ihm wohnenden bedeutend größeren Wachsthum, nach und nach wieder zu heben und in die gehörige Richtung, welche seine Wurzeln in Verhältniß mit der Oberfläche des Bodens einzunehmen haben, sehen kann. Die Erfahrung zeigt übrigens, daß der obere Theil der Wurzeln aller bedeutend dicken Bäume, welche durchaus gesund sind, entblößt an der Oberfläche des Bodens liegen. Das einzige Mittel, jene Bäume zu retten, bestände in der Abtragung des Erdreichs; eine bloße Erniedrigung desselben, um den Baum herum, wird ohne alle Wirkung seyn.

Nina, Nanny, Nannerl, Nanette hat bey jeder Vorstellung mehr Beyfall auf dem Leopoldstädter Theater erhalten. Von Handlung und Plan ist zwar in dieser Posse nichts zu finden, eben so wenig, von der Darstellung irgend einer positiven Wahrheit aus dem menschlichen Leben, diesem einzig denkbaren und zu billigenden Zwecke eines Volkstheaters, denn die Befehung eines Eifersüchtigen (hier eines Kaffeesieder's), welche ohnehin nur als Episode behandelt ist, fängt an, auf diesem Theater trivial zu werden. Die einzige originale Idee, welche aber nicht original, sondern aus dem Unsichtbaren (einem Producte, welches wir nicht kennen) entlehnt ist, besteht darin, daß dieser eifersüchtige Kaffeesieder, Puff mit Namen, welcher sich hat unsichtbar machen lassen, um seine Frau zu belauschen, im Augenblicke, wo man dieser auf eine verstellte, aber sehr eindringliche Weise zu gefallen strebt, sich auf das Zauberwort, welches ihn wieder sichtbar machen soll, nicht besinnen kann und in Verzweiflung bey dem Gedanken geräth, daß seine Frau, die ihn, nach seiner Meinung nicht sieht, zu weit gehen möge. Aber, es sind aus der Wirklichkeit aufgegriffene Einzelheiten darin, welche um so mehr amüsiren, als sie in ihrer Art vortrefflich dargestellt werden. Ull. Huber, dieser weibliche Potier, bringt mit jedem ihrer temporirten Späßchen, so passiv und absichtslos hingeworfen, daß man glauben sollte, niemand bemerkte sie, eine allgemeine Sensation hervor. Sie ist zwar weniger unruhig auf der Bühne, als ihre übrigen Mitspieler (die H. Schuster und Korntheuer, besonders letzterer, ausgenommen); ihrer Bewegungen sind aber immer noch zu viel. Wollte sie doch einmal versuchen, in jeder Scene auf einem und eben demselben Platze stehen zu bleiben, es würde ihr gewiß gut stehen! Hr. Korntheuer, als alter Junggeselle Jeremias Schlecker, ist, so wie er ist, unsrer Meinung nach, unverbessertlich. Er nuancirt an mehreren Stellen vortrefflich. Hr. Schuster, als Kartennmacher Blümel, ist allerdings zu loben, daß er nicht übertreibt; aber der haut goût, welchen dergleichen Darstellungen haben müssen, und welcher keineswegs einerley mit Caricatur ist, mangelt ihm. Was er als verkleidete Köchin gibt, ist allerdings genießbarer, aber immer noch nicht piquant genug. Ull. Ennöckl scheint das Portraitiren nicht zu lieben, denn sie zeigt uns eine Kaffeesiederinn, wie sie innerhalb der Linien von Wien wahrscheinlich nicht vorhanden seyn dürfte. Wir würden sie ohne Bedenken der belle Limonadière des Café des Milles-Colonnes zu Paris vergleichen, tränke nicht Frau Anna, wie sie selbst sagt, um den Consommateurs den Punsch zu versäuern, mit ihnen aus einem Glase und ließe sie sich nicht ein Glas Eis zahlen, ob es gleich der Gast nicht bekommen. Dergleichen Freheiten nehmen sich die Pariser Wirthinnen wohl in einem öffentlichen Hause, aber nicht in einem öffentlichen Kaffeehause.

Herausgeber und Redakteur: J. o. h. Schickh.

Wodrukt bey Anton Strauß.



# Wiener Zeitschrift

für

## Kunst, Literatur, Theater

und

### Mode.

Donnerstag, den 5. September 1822.

107

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. von H. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Cosmologische Betrachtungen

über den Planeten Venus.

Von J. J. Littrow.

Längst hätte in diesen Blättern eines Planeten Erwähnung geschehen sollen, der vielleicht mehr, als alle anderen, von den Lesern derselben gekannt zu seyn verdienen möchte. Schon Homer, der nicht, wie die meisten unserer neueren Dichter, bloß den Wein und die Mädchen, sondern auch den gestirnten Himmel besang, nennt ihn mit Recht den Schönsten der Planeten:

„Hell wie der Stern vorstrahlt in der dämmernden Stunde des Abends,  
Hesperos, der Schönste unter den Sternen des Himmels.“

In der That übertrifft Venus zur Zeit ihrer größten Beleuchtung alle andern Planeten, selbst den über tausendmal größeren Jupiter, an Licht. Er ist der einzige, der ohne Fernrohr mit bloßem Auge am hellen Tage erkannt werden kann, und bey Nacht einen deutlichen Schatten wirft. Das Licht der Venus wird von dem des Mondes, wann beyde in ihrem größten Glanze sind, nur etwa dreytausendmal übertroffen, und gewährt eine Beleuchtung, welche bey ganz dunkler Nacht derjenigen einer gewöhnlichen Kerze, in einer Entfernung von zweyhundert Fuß gesehen, gleich. Ehe dieser Planet bey Nacht in seinem ganzen strahlenden Scheine in das Fernrohr tritt, geht ihm ein Schimmer, wie der der Morgendämmerung, voraus, welcher das ganze Feld des Rohrs vergoldet, und immer leuchtender wird; aus dieser Ursache läßt sich die Venus am besten in der Stunde der ersten Dämmerung beobachten, weil ihr Glanz in der dunklen Nacht zu lebhaft, zu blendend ist, um genau beobachtet zu werden.

Der Name, den sie führt, scheint ihr schon in den ältesten Zeiten gegeben worden zu seyn. Auch bey den Aegyptiern und Indiern war dieser schönste der Planeten der Göttinn der Schönheit und Liebe gewidmet. Das ebenfalls aus dem grauen Alterthume auf uns gekommene Zeichen dieses Gestirns soll nach einer sehr wahrscheinlichen Deutung, den runden Toilettenspiegel der Göttinn



mit einem kreuzförmigen Handgriffe vorstellen, mit welchem sich in jenen Zeiten, wo es noch keine Trumeaur gab, selbst die Königin der Schönen begnügen mußte, in welchem sie aber ihre Reize nur sehr unvollkommen erblicken konnte, da die ältesten Spiegel bekanntlich von Kupfer waren, einem Metall, das nur eine geringe Politur annimmt, und dessen Zeichen in der Chemie, aus einer leicht zu errathenden Ursache, ebenfalls das obige ♀ ist.

Es hieße, die schönen Leserinnen dieser Blätter beleidigen, wenn man sie dieses ihr Lieblingsgestirn erst kennen, und von andern unterscheiden lehren wollte. Welche unter ihnen würde nicht eine große Anzahl herrlicher Abende aufzählen können, an welchen dieses freundliche Gestirn ihre nicht einsamen Spaziergänge beleuchtet hätte. Längst schon ist ihnen allen dasselbe unter dem Namen der Abendstern bekannt gewesen, obschon vielleicht nur ein kleiner Theil von ihnen wissen mag, daß der Morgenstern, den sie schwerlich je gesehen haben mögen, besonders wenn sie, wie Doriks Reisegefährtinn, die Gardinen ihres Ruhebettes mit Stecknadeln fest verschließen, dieselbe Venus ist, eine Bemerkung, die zuerst der alte Pythagoras gemacht haben soll, der wahrscheinlich früher aufzustehen pflegte, als es unsere Schönen zu thun gewohnt sind.

Dieser Planet ist, nächst dem Mercur, der nächste an der Sonne. Der Kreis, welchen er um diese beschreibt, wird von der Bahn eingeschlossen, in welcher die Erde in ihrer jährlichen Bewegung um die Sonne geht. Aus dieser Ursache sehen die Bewohner der Erde jenen Planeten immer in der Nachbarschaft der Sonne, aus welcher er sich höchstens acht und vierzig Grade entfernen kann. Wenn nun Venus links vor der Sonne erscheint, so geht sie offenbar nach der Sonne unter, das heißt, sie ist Abendstern. Diesen Namen führt sie nahe an zweyhundert sechs und neunzig Tage. Fast eben so lange erscheint sie uns in der andern Hälfte ihrer Bahn, oder rechts von der Sonne, wo sie vor derselben unter-, und daher auch vor ihr aufgeht, und als Morgenstern den östlichen Himmel ziert.

Da Venus unter allen Planeten der Erde am nächsten steht, so muß uns ihre Bewegung sehr schnell erscheinen. Ihr Lauf war daher sehr geschickt, die ersten Beobachter des Himmels auf die Idee zu bringen, daß es unter den unzähligen leuchtenden und unbeweglichen Gestirnen des Himmels auch einige andere geben müsse, welche ihren Ort bedeutend verändern, und nach und nach bey den fixen Sternen vorübergehen. Hierdurch war der Grund zu der künftigen Planetentheorie gelegt.

Allein diese ersten Beobachtungen, die nur einige aufmerksame Blicke erfordern, hatten bald andere zur Folge, welche verwickelter wurden, und mehr Anstrengung erforderten. Man bemerkte nämlich, daß Venus nicht immer nach einer und derselben Seite unter den Gestirnen weiter rückte, sondern daß sie bald nach dieser bald nach einer entgegengesetzten Seite, bald langsamer bald geschwinder, fortschreite und daß sie zuweilen sogar mehrere Tage am Himmel, so wie die Fixsterne, still zu stehen schien. So zusammengesetzt diese Bewegungen waren, so zeigten fortgesetzte Beobachtungen doch manches Regelmäßige, das periodisch wiederkehrte, und den Menschen, dieses Ursachenthier, wie es Lichtenberg nennt, aufforderte, den Grund aller dieser Phänomene aufzusuchen.



Ich habe schon öfter Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß die Astronomie der Stolz des menschlichen Geistes ist, da dieser es in keiner andern Wissenschaft so weit gebracht, da er in ihr Probleme aufgelöst hat, die man früher vernünftiger Weise nicht einmal aufzugeben wagen durfte. Aber, indem uns die Astronomie die schönste und sicherste Bürgschaft einer höheren Abkunft gibt; indem es, wenn es je zu einer Concurrenz über die geistigen Vorzüge der verschiedenen Planetenbewohner kommen sollte, vielleicht hinreichen würde, Newtons Principia und Laplace's Mechanik des Himmels auf den Tisch zu legen, um unsere Fortschritte zu beweisen; indem wir mit Recht auf die wahrhaft erstaunenswürdigen Entdeckungen, die in dieser Wissenschaft gemacht worden sind, stolz seyn können, so ist doch, wir wollen es nur gestehen, unter allen Wissenschaften eben diese Astronomie wieder diejenige, welche uns am tiefsten demüthiget, und die Ohnmacht unserer Bestrebungen von allen Seiten verkündiget. Wer die Geschichte der Astronomie auch nur oberflächlich kennt, wird wissen, daß sich der menschliche Geist in ihr bloß durch eine Reihe von Irrthümern mühsam, und nach und nach zu den wenigen Wahrheiten erhoben hat, auf die wir nun so stolz sind; daß beynahe jede dieser Wahrheiten nur durch ein immerwährendes Zurückschreiten von falschen Folgerungen auf andere, oft eben so falsche Hypothesen gefunden werden konnte, und daß die wahre Erklärung der einfachsten Erscheinungen erst der Vereinigung der besten Köpfe aller Zeiten und Nationen zu verdanken ist, die, nicht Jahre, nicht Jahrhunderte, sondern Jahrtausende angestrengt suchen mußten, um endlich wieder einen Schritt näher zur Wahrheit machen zu können.

Hieher gehört unter andern die Auflösung des Räthsels, von welchem wir oben gesprochen haben, die Erklärung der verschiedenen Geschwindigkeiten und Richtungen in der Bewegung der Venus, und überhaupt aller Planeten. Ohne von den Bemühungen der Ägyptier, der Chaldäer u. a. zu sprechen, die ohne Erfolg blieben, so verwandten die Griechen allen ihren Scharfsinn auf die Entwicklung jener Aufgabe, ohne der Auflösung selbst sich auch nur von weiten zu nähern. Dann vergingen beynahe zwey volle Jahrtausende, während welcher die große Frage unaufgelöst blieb, obgleich die vortrefflichsten Männer jeder Zeit ihre Kräfte daran versucht hatten. Endlich gelang es einem Deutschen, dem berühmten Copernicus, die so lang und sehnlich gewünschte Erklärung zu geben. Da Copernicus vorzüglich dadurch der Vater der neuen Astronomie geworden ist, und da seine äußerst einfache Auflösung sich ohne viel Rechnung andern leicht verständlich machen läßt, so mag hier der Ort seyn, sie etwas näher zu betrachten.

Die Alten behaupteten nämlich, die Venus und alle übrigen Planeten, so wie die Sonne selbst, drehten sich in Kreisen herum, deren gemeinschaftlicher Mittelpunct die Erde sey. Bey dieser Voraussetzung, von der sie aus einer Art von Eigensinn, oder aus Überschätzung ihres eigenen Verdienstes, oder endlich aus Anhänglichkeit an das einmal Hergebrachte, nicht abgehen wollten, war es völlig unmöglich, die Erscheinungen, von denen hier die Rede ist, genügend zu erklären. Es gehörte schon ein nicht geringer Muth dazu, eine seit Jahrtausenden verjährte Idee zu bekämpfen, um so mehr, da sie mit Waffen vertheidiget wurde, die zwar nicht wissenschaftlich, aber dafür desto gefährlicher waren. Copernicus widmete sein ganzes, thätiges Leben der



Untersuchung dieses Gegenstandes, und gab endlich, kurz vor seinem Tode, das Werk heraus, in welchem die Resultate seiner mühsamen Forschungen, mit bedächtiger Umsicht und zugleich mit männlicher Festigkeit vorgetragen, der Nachwelt überliefert worden sind. Die Leser werden sich verwundern, wenn sie die sehr einfache Auflösung des großen Räthsels sehen werden, und mancher von ihnen wird in Gedanken ausrufen: Das hätte ich auch machen können! Allein eben darin liegt das Demüthigende, von welchem wir gesprochen haben, daß der Mensch, daß das ganze Menschengeschlecht Jahrtausende braucht, um etwas zu finden, was, wenn es gefunden ist, selbst unsern Kindern leicht erscheint.

Ich bitte meine Leser, sich auf dem Papiere zwey Kreise aus einem gemeinschaftlichen Mittelpuncte zu verzeichnen, und durch diesen Mittelpunct eine horizontale, und eine verticale gerade Linie zu ziehen. Die Durchschnittspuncte der horizontalen Linie mit dem größern Kreise wollen wir, rechts und links mit A und B, die Durchschnittspuncte der verticalen Linie mit dem größeren Kreise oben und unten mit D und C, und die ähnlichen Durchschnittspuncte der beyden geraden Linien mit dem kleineren Kreise endlich mit a, b, d, c bezeichnen.

Stellen wir uns vor, daß der größere Kreis die Bahn der Erde, der kleinere jene der Venus, und daß endlich die Sonne in dem Mittelpuncte beyder Kreise sey. Denken wir uns die Erde in dem untersten Puncte C ihrer Bahn in Ruhe, und Venus in dem obersten Puncte d ihrer Bahn von West nach Ost, das heißt, von der rechten zur linken Hand in Bewegung, so daß sie nach und nach durch die Puncte d b c a gehe.

Wenn Venus in dem obersten Puncte d ihrer Bahn ist, so sieht man von der Erde den Planeten links oder nach Ost zu gehen, also in derselben Richtung, nach welcher er auch, von der Sonne aus gesehen, immer zu gehen scheint. In dieser Lage, die man die obere Conjunction der Venus nennt, erscheint uns der Planet an demselben Orte, wie die Sonne, der Planet steht bey der Sonne, oder vielmehr hinter ihr, und geht mit ihr auf und mit ihr unter, ist also eigentlich unsichtbar. Allein wenige Tage nachher ist Venus von d weiter links gen b gerückt, oder sie zeigt sich etwas links von der Sonne, kann also gleich nach dem Untergange der Sonne am westlichen Himmel erkannt werden. Mit jedem Tage wird Venus weiter nach b zu gehen, sich also weiter gegen Ost von der Sonne entfernen, und daher später nach der Sonne untergehen, oder immer länger als Abendstern am westlichen Himmel glänzen. Sobald Venus in die Nähe des Punctes b tritt, während die Erde immer in C bleibt, so wird die Richtung ihrer Bewegung endlich die Erde selbst treffen, sie wird gerade auf die Erde hinzugehen, oder sich in der geraden Linie zu bewegen scheinen, welche die Venus mit der Erde verbindet. Wenn diese gerade Linie zugleich durch einen Fixstern geht, so wird Venus auch einige Tage hindurch immer bey diesem Fixstern gesehen werden, oder sie wird still zu stehen scheinen. Sobald sie aber diesen Punct verlassen hat, und weiter nach c zu geht, wird sie sich nicht mehr, wie zuvor, nach der linken, sondern, wie man schon aus der Zeichnung sieht, nach der rechten Seite hin wenden. Wenn sie sich vorhin, während sie in d b war, von der Sonne entfernte, so wird sie jetzt, wo sie in b c ist, und der Sonne im-



mer näher kömmt, immer früher nach der Sonne untergehen, bis sie endlich in c vor der Sonne selbst stehen, und mit ihr zugleich auf- und untergehen wird, wo sie sich dann in ihrer unteren Conjunction befindet. Auf der anderen Seite des Punctes c wird sie rechts von der Sonne erscheinen oder vor der Sonne aufgehen, also Morgenstern seyn; sie wird bis in die Nähe von a gegen West oder rückwärts fortschreiten, bey dem Puncte a wieder still stehen, weil die Richtung ihrer Bewegung wieder auf die Erde zu geht, sich endlich von a aus wieder nach Ost oder vorwärts bewegen, der Sonne auf der westlichen Seite immer mehr näher kommen und immer früher vor derselben untergehen, bis sie in dem ersten Puncte d ihre obere Conjunction wieder erreicht, und ihre Bahn um die Sonne in beynähe 583 Tagen vollendet hat.

Man sieht auf diese Weise deutlich, daß Venus, so lange sie sich in d b c befindet, Abendstern, in c a d aber Morgenstern ist, und daß dieser Planet in a d b vorwärts oder gegen Osten, und in b c a rückwärts, oder gegen Westen schreitet. Vergleicht man endlich diese Erklärungen mit den Erscheinungen, welche uns Venus selbst am Himmel darbietet, so zeigt sich die schönste Übereinstimmung, und hieraus ergibt sich der Beweis, daß die Erklärung selbst die richtige ist. Zwar haben wir dabey die Erde in C als ruhend angenommen, während sie sich von C nach A, D, B bewegt; allein diese Ruhe wird nur der größeren Einfachheit wegen vorausgesetzt, und die Erscheinungen, welche uns die Bewegung der Venus darbietet, bleiben im Allgemeinen bey beyden Voraussetzungen dieselben. Soll die Zeichnung der beyden Kreise streng genau gemacht werden, so muß der Halbmesser des größern z. B. zehn Linien, und der des Kleinen sieben Linien enthalten, und überdieß vorausgesetzt werden, daß die Erde ihren Kreis in  $365 \frac{1}{4}$  und die Venus ihren kleineren Kreis in  $224 \frac{7}{10}$  Tagen zurücklegt.

(Der Schluß folgt)

### M a n c h e r l e y.

Der Director eines Provinzialtheaters, welcher im Sommer vor leeren Bänken spielte, gab einem Freunde, der ihm rieth, er möge während dieser Zeit die Bühne schließen, zur Antwort: „Das werde ich bleiben lassen. Das Publicum darf nicht aus der Gewohnheit kommen.“ Der Mann hatte das menschliche Herz studiert, wie man sieht. Der Director der hiesigen Hundekomödie ist, wahrscheinlich wider seinen Willen, nicht so klug gewesen. Ehe er vor einigen Wochen seinen vierfüßigen Schauspielern Ferien gab, war seine Bude jeden Abend zum Erdrücken voll und das Publicum erhielt, außer den Vorstellungen der „Symbole der Treue“, wie irgendwo die Hunde genannt werden, noch ein Schwibbad gratis. Die Zeiten haben sich geändert: seit Wiedereröffnung dieses Theaters befanden sich weniger zweybeinige Zuschauer im Spectatorium, als vierbeinige Künstler auf der Bühne, und die „Symbole der Treue“ besten hinter den breiteren Coulissen, wahrscheinlich vor Hunger, daß es einem das Herz rührte.

### S c h a u s p i e l.

Auf dem k. k. Hoftheater nächst der Burg wurde den 27. August aufgeführt: *Octavia*. Mad. Lemberg erschien zum zweyten Mal auf dieser Bühne im Charakter der Hauptperson.

Nicht wenig hatten wir erwartet, wohl wissend, daß Mad. Lemberg durch eine angenehme, imposante Persönlichkeit begünstigt, und durch ihre in den Darstellungen



pathetischer Operncharaktere viel genährten Vorliebe angeregt, einen erwünschten Wirkungskreis in dem Gebiet der hochtragischen Rollen finden würde; dennoch war die Überraschung groß und stieg mit jeder Scene, darf man sagen, höher. In Octavia sind Zärtlichkeit und Mutterliebe die vorherrschenden Accorde; ein sanftes, helltönendes Organ, und diejenige Zartheit der Formen, die der Weiblichkeit unentbehrlich ist, so lange sie sich innerhalb der Grenzen des Geschlechts bewegt, kamen der Darstellerin ungemein zu Statten. Mit diesen Vorzügen vereinigten sich aber auch noch Feuer und Schwungkraft in hohem Grade und in naturgemäßigem Wechsel, ohne daß die Steigerung, wie zum Beispiel am Schluß der einen und der andern Scene, noch vielmehr am Ende eines Actes, und dann bis auf das höchste im letzten Auftritt des vierten, aus der Acht gelassen wurde. Der Redevortrag zeichnete sich durch besondere Klarheit und durch Deutlichkeit der Umrisse aus, in stets angemessener Bewegung. Wir glauben nicht geirrt zu haben, wenn es uns bemerklich schien, daß auf die sichere Haltung und das Gleichgewicht aufsteigender Betonungen ungewöhnliche Aufmerksamkeit verwendet wurde. Die körperlichen Bewegungen waren zweckmäßig, wenn auch nicht mannigfaltig und mit mimischer Beredsamkeit ausgestattet, doch leicht und ungezwungen; ja einige, dem Erforderniß gemäß oft wiederholte Actionen zeigten eine plastische Natur. Alle diese Eigenschaften, die durch ihren eigenen unbefangenen Ausdruck gleichsam auf hohe Genialität Verzicht zu leisten schienen, um desto mehr an liebenswürdiger Natürlichkeit zu gewinnen, wurden durch eine bewundernswürdige Geläufigkeit des Gedächtnisses bedeutend unterstützt, ohne daß oberflächliche Beweglichkeit der Zunge die Sprache des Gefühls, die Energie der Rede, in ihrer freyen Wirksamkeit gehindert hätte. Die Redseligkeit des Mutterherzens, ja die mit Effectstoff, kann es heißen, überladene, prunkende Römerin gewann vielmehr durch den Vortrag an Einfachheit und Mitteln, wie an Interesse, das im Verlauf des Schauspiels durch Tiradenüppigkeit und Flitterglanz der Declamation leicht nach und nach ermattet, so daß umsichtige, tactfeste Darstellerinnen, die nicht an unersättlichem Bedürfniß des Applauses leiden, einen Theil des Schmuckes und der Wortfülle gern entbehren möchten, um den innern und äußern Vorrath ihrer Kraft desto mehr zu concentriren. So sehr hat der Verfasser für die Erhebung dieser mütterlichen Stanzfigur gesorgt, daß er die Nebenbuhlerin nicht fließväterlich genug entstellen und erniedrigen zu können glaubte. Es ist seltsam, daß man bey der ersten Erscheinung dieses Trauerspiels über den ungenannten Urheber einen Augenblick in Zweifel bleiben konnte; des Vaters Bild spricht sich ja, trotz der Vielseitigkeit seines Talents, in allen Zügen der Octavia doch so lebendig aus, wie des heitern Rossini auch in der ernsteren Zelmira. Eine auffallendere Ähnlichkeit, als zwischen diesen beyden, in so verschiedenen Sphären glänzenden Genies, wird kaum gefunden werden; selbst jener mächtige Zauber, den die Tonkunst vor allen andern Künsten ausübt, bleibt in der Zusammenstellung kein unbestrittenes Eigenthum des wältschen Meisters mehr.

Der Beyfall, den die Darstellerin Octavia's gewann, ließ sich in der ersten Scene mehrmals schon vernehmen, und wuchs mit jedem Theil der Leistung; nur in der Schlussscene des vierten Actes, wo jene sich bis zur Begeisterung erhob, schien er fast ermüdet, ungerne den Vorsprung ihr zu lassen, um sie nach Endigung des Schauspiels desto sicherer einzuholen und seine Gaben zu verdoppeln. Das Hervorrufen ist fast so gewöhnlich, daß der Berichterstatter wenigstens in Fällen, wo es eine höhere Bedeutung hat, wie hier, trachten muß, durch eine tragische Bezeichnung ihm ein ungewöhnlicheres Ansehen zu geben. Vergleichen wir im Allgemeinen, — denn die Darstellung detailliren zu wollen, würde allzu große Weitläufigkeit verursachen, — das erste Debüt mit diesem zweiten, so scheint die Darstellerin nach einer, seit dem ersten Versuch im Stillen fortgesetzten Ausbildung ihrer Kräfte, unvermuthet wieder sich gezeigt zu haben, um dem theilnehmenden Publicum das glückliche Resultat des Fleißes und der Übung darzulegen.

Cleopatra gehört zu den sogenannten undankbaren Rollen, und der Dichter hat sein Eifrigstes gethan, um den Ersah sogar noch zu erschweren. Mlle. Gruscha bringt schon ein vortheilhaftes Außere zu dieser Rolle mit. Dank verdient ihr theatra-



lischer Heldennuth, kraft dessen sie die alte Scheu zu überwinden weiß, den die meisten Schauspielerinnen klar genug verrathen, sobald sie gehässige Züge auszumalen haben. Vorzüglich gelang ihr der Anschlag der wechselnden Töne in den Scenen mit Octavia.

Hr. Korn gibt den Antonius mit großer Sicherheit und Rundung; die Vereinigung der Weichheit mit der höchsten Würde gelingt ihm ungemein, am allermeisten in den großsinnigen Äußerungen gegen Ceros, wie in folgender:

Dem Armen ist das Leben feil, drum war er  
Tapfer; an der Rüstung sah er nur  
Das Gold, das bracht' er schnell in Sicherheit,  
Den Ruhm ließ er zurück — Ey! laß ihn laufen!

Den Stolz des ehrgeizigen Helden, die Härte des kriegerischen, Rach' entbrannten Römers, stellte Hr. Anschütz als Cäsar mit überwältigender Wahrheit dar. Sein Abgang vor dem Schluß des vierten Aufzugs war so siegreich, als schlänge sich das Diadem schon um die Stirne des gewaltigen Beherrschers der dazumal bekannten Erde. Im Anfang dieser Scene schien uns der Ausdruck des Forschens und des Spottes ein wenig über die Grenze des Tragischen hinauszuschweifen.

Ein recht erhebender Anblick ist es, in einem Schauspiel antiken Costüms lauter hervor ragende weibliche Gestalten zu erblicken, gleich wie in einem Opferzug die Schar der Priesterinnen und der Canephoren. So war es hier.

### G a s t s p i e l e .

Den 27. August wurde auf dem K. K. Hoftheater am Kärntnerthor: Don Juan aufgeführt. Mlle. Sigl gab die Elvira, Hr. Mosevius den Leporello.

Gleich nach der Overture dieses ersten Meisterwerks der deutschen Opern äußerte sich der patriotische Kunstenthusiasmus der Zuhörer, die sich zahlreich eingefunden hatten, durch den unter stürmischem Beyfall erklärten Wunsch nach einer Wiederholung. Die Stimmung selbst verdient ehrenvolle Anerkennung; allein die Äußerung gehört in die Cathégorie derjenigen Wohlthaten und Höflichkeiten, die oft eine drückende Verbindlichkeit erzeugen, sobald sie übertrieben oder am unrechten Ort ausgeübt werden. Kaum ist eine Overture weniger zur Repetition geeignet, als diese, die nach der in ihrer ganzen Dauer so schwierigen Ausführung zuletzt durch die feinste und überraschendste Fortschreitung in die Introduction übergeht; außerdem hat das Orchester einen großen und mühsamen Weg noch vor sich liegen, und der Vorhang ist gewöhnlich aufgezo- gen, eh der Jubel recht zum Ausbruch kommt. Noch mehr aber; an einem schwülen Abend und in einem ziemlichen Gedränge, müssen auch diejenigen Zuhörer, deren Enthusiasmus anspruchloser ist, und die der Reihe nach gern alles andere mit frischem Sinn genießen möchten, durch diese unzeitigen Wiederholungen schon gleich von vorn herein sich in einer unbequemen Lage fühlen; denn der Mißbrauch selbst des Besten kann zum Nachtheil werden, und mit den Repetitionen wird überhaupt ein großer Mißbrauch jetzt getrieben. Übrigens müssen wir gestehen, daß diese Overture schon mit größerer Präcision von dem kunstfertigen Orchester ausgeführt wurde, was jedoch bey der neuen Veränderung eines Theils der Mitglieder für's Erste keinem Vorwurf unterliegen kann.

Mlle. Sigl bewährte wieder ihr Talent in der sehr schwierigen Parthie der Elvira. Ein solider, ausdrucksvoller Vortrag verläugnete sich auch in den Ensembles nicht, wo ihre Stimme kräftig wirkte. Die bedeutendste Aufgabe ist unstreitig die Arie im ersten Act, die oft mit größerem Vortheil ausgelassen, als gesungen wird. Die inhaltsschwere, kunstreiche harmonische Verwebung, die, ohne der Sängerin einen freyen Wirkungskreis zu gestatten, eine eben so kunstvolle Behandlung erfordert, um den Ideengang mit Klarheit darzustellen, und den Umriß der Melodie mit allen Nuancirungen des leidenschaftlich aufgeregten Herzens verständlich zu bezeichnen, setzt außer einem nicht gewöhnlichen Talent, eine mehr oder minder vorgerückte Bildung und künstlerische Empfänglichkeit voraus. Die Geschicklichkeit, den Athem mit Vortheil zu verwenden,



die an sich schon durch große Übung nur erlangt wird, kann hier fast für ein untergeordnetes Bedingniß gelten. Die Sängerin bestand in diesem musikalischen Kampfe mit dem Erzengel ungemein glücklich. Die Schwierigkeiten mochten zwar nicht unbeachtet bleiben, von dem Eindruck ging indessen nichts verloren, der Schluß endlich befriedigte die gespannteste Erwartung, und glänzend war der Erfolg.

Hr. Mosevius ist in diesen Blättern als Gastspieler noch nicht erwähnt worden, weil seine ersten beiden Leistungen: als Micheli im Wasserträger, und Seneschall in Johann von Paris nur sehr geringe Wirkung auf das hiesige Theaterpublicum hervorbrachten. Da man den Sänger, das heißt sowohl Stimme als Kunst des Vortrags, sehr vermisse, so hätte man gewünscht, in dem mimischen Verdienste des Gastes Entschädigung zu finden; statt dessen fand man, besonders in der erstgenannten Darstellung, Gezwungenheit und eine etwas kalte theatralische Manier, die sich mit der humoristischen Gemüthlichkeit und Ruhe des Charakters in keinen Einklang setzen wollten. Im zweyten Gastspiel zeigten sich zwar hier und dort gelungene Charakterzüge, die aber oft, wie das vorzüglich in der Arie bemerkt wurde, über dem sehr wenig nur gelingenden Bestreben, den Erfordernissen des Gesanges zu genügen, ganz verloren gingen. Ueberhaupt leuchtete mehr der Drang hervor, die eigene Persönlichkeit, als den Charakter in ein günstiges Licht zu setzen; und grade diese außerwesentliche Sorgfalt vermag am wenigsten die Künstler zu begünstigen.

Auf einem angemesseneren und vortheilhaftern Plaz schien Hr. Mosevius als Leporello zu stehen. Sein Gesang in der Arie genügte größten Theils, er trug sie mit Bestimmtheit vor und suchte die einzelnen Theile nicht nur in ihrer eigenthümlichen Bedeutung hervor zu heben, sondern sie auch so viel in seinen Kräften stand, zu einem Ganzen zu verbinden. Die Komik ist zwar kein vorzüglicher Bestandtheil seines Spiels, aber die Regsamkeit ersetzte diese einiger Massen. Auf der andern Seite verdient es mit Lob erwähnt zu werden, daß er zu keinen trivialen Erregungsmitteln seine Zuflucht nahm, sondern sich vielmehr so ganz natürlich gehen ließ. Die Wiener sind zu lange schon an ausgezeichnete Repräsentationen dieses Leporello gewöhnt, sowohl in musikalischer, als mimischer Hinsicht — wiewohl auch unbedeutende sich dann und wann dazwischen eingeschlichen haben — sonst würde Hr. Mosevius ohne Zweifel mehr Ersatz für früheres Mißlingen gefunden haben.

Mad. Grünbaum (D. Anna) erscheint immer als eine Sängerin der deutschen Bühne vom ersten Rang. Wir glaubten zu bemerken, daß ihr die Parthie dieß Mal etwas mehr Anstrengung, als sonst, verursachte. Vielleicht aus diesem Grunde fiel das oft erwähnte Retardiren schon an sich gehaltner Tempo's hier vorzüglich auf; wo aber das Orchester bereits zur Nachgiebigkeit gegen eine schätzenswerthe Sängerin gewöhnt ist, läßt sich dieses Hinderniß wohl schwerlich mehr beseitigen.

Mlle. Bio sang die Zerline recht angenehm, und war bey guter Stimme. Das Duett mit Don Juan (Hr. Forti), der sie durch Zartheit des Vortrags so glücklich unterstützte, mußte wiederholt werden. Die Verzierungen waren nicht unzuweckmäßig, doch würde der Gesang, besonders vor der Repetition, wohl auch bey größerer Sparsamkeit seine Wirkung nicht verfehlt haben. In diesem Genre wird sich die Sängerin nicht leicht über einen mißlungenen Versuch beschweren dürfen.

### Modenbild XXXVI.

Das gestickte Perfallkleid ist mit Puffen besetzt, der Hut von durchbrochenem Stroh mit Blumen geziert.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.



ferge-  
of mit  
achtet  
edigte  
  
orden,  
ch a ll  
t her-  
trags,  
Ent-  
Uung,  
fischen  
zwey,  
e oft,  
genden  
Übers  
rakter  
ag am  
  
s als  
ug sie  
ntlichen  
einem  
Spiels,  
es mit  
usucht  
Lange  
nustika-  
nn da-  
hr Er-  
  
utschen  
s Mal  
iel das  
o aber  
ewöhnt  
  
timme.  
o glück-  
eckmä-  
röherer  
e Sän-



*D. de. Del.*

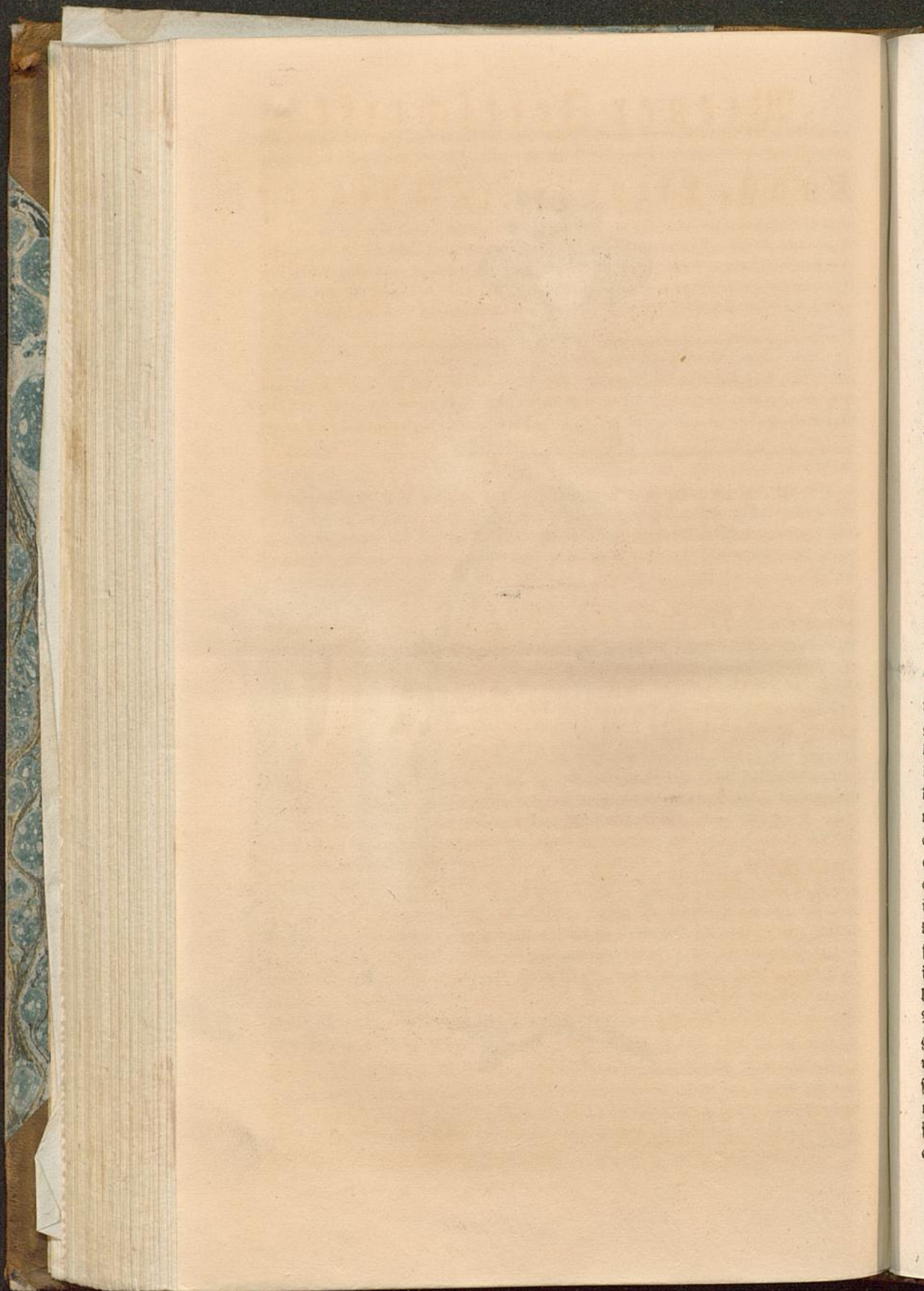
*Fr. Scher. sc.*

XXXVII.

Wiener Moden.

16  
182







# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Sonnabend, den 7. September 1822.

108

Bei diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Notenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertheil. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertheil. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das Inn- und Ausland versendet.

## Cosmologische Betrachtungen über den Planeten Venus.

Von J. J. Littrow.

(Schluß)

Ich hoffe, die Leser werden mit mir übereinstimmen, daß diese Erklärung eben so einfach, als genügend, und daß es sehr demüthigend für uns sey, daß man volle zwey tausend Jahre suchen mußte, um endlich eine so leichte Sache zu finden. Indessen müssen wir auch bedenken, daß die Natur uns nicht jene zwey einfachen Kreise auf die Tafel hingemalt hat, wie wir vorhin gethan, sondern daß sie die Erscheinungen, um deren Erklärung es sich hier handelte, in einem weitläufigen Gemälde darstellte, welches noch viele andere, vielleicht eben so schwer zu entwickelnde Phänomene enthält, die sich eines das andere durchkreuzen, und dadurch die Auffindung jedes einzelnen desto mehr erschweren. Es gehört ein nicht gemeiner Sinn dazu, nur überhaupt auf das Schauspiel aufzumerken, das täglich in ungemessenen Fernen über uns aufgeführt wird, und die meisten Menschen haben es ihr ganzes Leben durch auch nicht ein einziges Mal der Mühe werth gefunden, sich selbst oder andere über die alltäglichsten Auftritte jener Bühne zu befragen. Woher die Sonne kömmt, wenn sie des Morgens sich über die Berge in Osten erhebt; wohin sie geht, wenn sie Abends sich unter den Horizont herabsenkt; warum sie im Sommer viel höher steht als im Winter; warum die Tage im Sommer länger sind als im Winter, ja selbst warum es im Sommer warm, und im Winter kalt ist — alles das geht den großen Haufen nichts an, und wie viele gehören zu diesem! Sie sind zufrieden, daß die Sonne alle Tage auf- und untergeht, und in der Hoffnung, daß sie es ferner so machen wird, legen sie sich, wenn sie untergegangen, ohne Kopfbrechen ruhig auf's Ohr. Wenn nun endlich einmal nach Jahrhunderten einer sich erhebt aus der Menge, und sein Auge dorthin richtet, so muß er, wie ein Kind, von vorne anfangen, ohne auf die Erfahrung seiner Vorgänger, oder auf die Hülfe seiner Zeitgenossen



rechnen zu dürfen, und oft stirbt der Einzelne wieder und mit ihm die Früchte seiner Bemühungen, daß seinem spätern Nachfolger nichts übrig bleibt, als wieder von Anfang zu beginnen.

Die Hülfsmittel der Alten waren zu unbedeutend und zu wenig genügend, als daß sie sich aus dem Labyrinth von Phänomenen hätten mit Klarheit herausfinden sollen, welche ihnen der gestirnte Himmel darbot. Es ist möglich, daß dieser oder jener von ihnen auf die Erklärung verfallen ist, die wir oben gegeben haben. Dem Scharfsinne dieses Mannes konnte es unmöglich entgangen seyn, daß jene Erklärung zwar allerdings das wechselseitige Vor- und Rückwärtsgehen, und das Stillstehen der Venus richtig darstellt, daß aber durch diese Erklärung noch eine andere Erscheinung nothwendig gemacht wird, von der sich am Himmel nicht die geringste Spur fand. Wenn es nämlich wahr ist, wie wir oben vorausgesetzt haben, daß Venus einen Kreis beschreibt, welcher von dem Kreis der Erde eingeschlossen wird, und daß der, beyden Kreisen gemeinschaftliche, Mittelpunct die Sonne ist, so muß uns, wie leicht begreiflich, Venus im Allgemeinen denselben Lichtwechsel zeigen, welchen wir an dem Monde bemerken. Wenn also — so ward jener Mann genöthigt zu schließen — die gefundene Erklärung die wahre ist, so muß Venus als eine Art von Vollmond am Himmel glänzen, bald im ersten oder letzten Viertel erscheinen, zuweilen nur als ein feiner Silberfaden schimmern, endlich als Neumond, ganz dunkel, oder in der Gestalt eines runden, schwarzen Körpers auf dem hellen Grunde der Sonne erscheinen. Allein, von allen diesen Folgerungen konnte er sich keine durch eigene sinnliche Anschauung wahr machen; da es ihm an den nöthigen optischen Instrumenten fehlte. So groß auch die Stärke der besten menschlichen Augen seyn mag, so sieht er doch die Venus, wegen ihres blendenden Lichts immer als eine sehr nahe volle kreisrunde Scheibe. Eben so wenig konnte er sich vom Vorübergange der Venus vor der Sonne überzeugen. Von diesem ist selbst in den spätesten Nachrichten noch keine Spur vorhanden. War also auch diese Erklärung wirklich gefunden, so mußte sie dennoch als falsch von ihrem Erfinder wieder verworfen werden.

Endlich erfand ein holländischer Brillenmacher, oder Galilei in Italien, das Fernrohr, wodurch sich wie durch einen Zauberschlag ein neues, großes, vorhin nicht einmal geahntes Feld der Beobachtung am Himmel öffnete. Kaum hatte Galilei sein, natürlich noch sehr unvollkommenes Werkzeug auf die Venus das erste Mal gerichtet, als sie ihm zu seiner nicht geringen Freude wie der Mond im ersten Viertel erschien. Die nachfolgenden Beobachtungen zeigten ihm auf das deutlichste, daß Venus bey *d* in der obern Conjunction im vollen Lichte glänzte, von *d* nach *b* zu auf der linken oder östlichen Seite immer mehr von demselben verlor, bis sie bey *c* als ein feiner lichter Streif erschien, der in *c* selbst gänzlich verschwand, und auf der andern Seite von *c* nach und nach eben so allmählig wieder an Licht auf der linken Seite zunahm, wie sie auf der andern auf der rechten Seite abgenommen hatte, bis sie endlich wieder in *d* als eine volle, runde, beleuchtete Scheibe erschien. Dieses Phänomen, ganz dem unsers Mondes ähnlich, bestätigt die Richtigkeit der oben gegebenen Erklärung auf das schönste, so daß es jetzt Niemand, der nicht einer völligen Unwissenheit sich hingibt, mehr erlaubt seyn kann, an der Wahrheit jener Erklärung zu zweifeln.



Bald darauf wurde in Frankreich eine andere Entdeckung gemacht, die den Gebrauch der Fernröhre ungemein vervollkommnete. Bisher konnte man bloß mit den Fernröhren sehen, aber noch nichts damit messen. Man bemerkte, daß sich in jedem Fernrohr von dem Gegenstande, auf welchen es gerichtet ist, ein kleines, sehr scharf begrenztes Miniaturbildchen zeigte, und daß überdem feine, selbst ganz weiße Silberfäden, wenn sie in dem Orte dieses Bildchens aufgespannt wurden, völlig schwarz und deutlich erschienen. Diese Entdeckung führte zu dem Mittel, die Größe der Bilder jedes Gegenstandes eben durch jene Fäden zu messen. Das Resultat zeigte sich um so richtiger, je feiner die Fäden waren. Mit einem so eingerichteten Fernrohre wurde nun auch die Venus beobachtet. Man fand, daß ihr scheinbarer Durchmesser in der obern Conjunction d am kleinsten, in der untern c sich am größten zeigte, und daß er zu beyden Seiten von d c in gleichen Entfernungen von den Conjunctionen ebenfalls gleich groß war. Hieraus folgte offenbar, daß Venus in der obern Conjunction uns am entferntesten, in der untern aber am nächsten ist, und daß sie beynahе einen Kreis um die Sonne, als Mittelpunct, beschreibt, dessen Größe sich selbst durch eine einfache Berechnung jener beobachteten Durchmesser bestimmen läßt, und woraus sich also eine neue Bestätigung der Wahrheit jener oben gegebenen Erklärung ergibt.

Es ist erfreulich zu sehen, wie der menschliche Geist verfährt, wenn er den Gründen äußerer Erscheinungen nachspürt, und die Natur auf ihren geheimsten Wegen belauscht; wie er sich anfangs gewagten Hypothesen und Irrthümern hingibt, von denen er später nur mit Mühe wieder abläßt, um sich in neue, oft noch größere Täuschungen zu verstricken; wie er endlich, nachdem er mühsam einen Schritt näher zur Wahrheit gethan hat, jeden neuen Satz mit andern bekannten Erscheinungen vergleicht, und nur dann, wenn alles übereinstimmt, wenn der Satz von allen Seiten bestätigt wurde, ihn als ausgemacht ansehen darf.

Es sey bey dieser Gelegenheit erlaubt, über jene Vorrichtung von Fäden in den Fernröhren, die man Mikrometer (Kleinstmessen) nennt, eine nähere Auskunft zu geben. Wir haben bereits gesagt, daß diese Fäden, wenn sie genaue Resultate darbieten sollen, sehr fein seyn müssen. Bey der ungeweinen Vergrößerung dieser Fernröhre, auf der die bewunderungswürdigen Fortschritte der neuen practischen Astronomie vorzüglich beruhen, erscheinen selbst die feinsten Fäden von Gold oder Silber noch sehr dick, so daß sie die Sterne der kleinern Ordnungen völlig bedecken, und daher eine ganz scharfe Messung derselben unmöglich machen. Gewöhnlich brauchen daher die Astronomen, da ihnen alle von Menschenhänden gezogene Metallfäden zu stark sind, die viel feineren der Seidenwürmer oder der Spinnen. Der feinste Faden eines Spinnwebes beträgt in seinem Durchmesser kaum den zweytausendsten Theil eines Zolles, und kann daher mit freyen Augen nur durch den Reflex des Lichtes von seiner glatten, glänzenden Oberfläche gesehen werden. Dem ungeachtet erscheinen auch diese Fäden bey sehr starken Vergrößerungen oft wie Bindfäden, und sind folglich zu dick, um damit die kleinsten Sterne des Himmels mit Verläßlichkeit zu messen. Überdies dehnen sie sich in der Feuchtigkeit aus und krümmen sich, wodurch sie gänzlich unbrauchbar werden. Es blieb also der lebhafteste Wunsch nach etwas besserem übrig, der endlich durch einen glückli-



chen Zufall vor einigen Jahren in England erfüllt worden ist. Das Verfahren, durch welches die Engländer jetzt Metallfäden, die, weil sie nicht hygrometrisch sind, immer den Vorzug vor andern verdienen, ziehen, welche viel feiner sind, als die feinsten Spinnenfäden, besteht in Folgendem.

Man wäscht den feinsten Golddraht, wie er sich immer durch die bisher bekannten Mittel erhalten läßt, und umgießt ihn in einer eigens dazu eingerichteten Form mit geschmolznen Silber. Dieser Doppeldraht wird auf die gewöhnliche Art so fein als möglich gezogen, und dann in eine Auflösung von warmer Salpetersäure gelegt. Letztere löst die den innern Goldfaden ringsum umgebende feine Rinde von Silber auf, und läßt den Kern von Gold übrig, der dann eine Feinheit erhalten hat, die man ihm unmittelbar nicht hätte geben können. Der Golddraht, den man auf diese Weise verfertigt, hat in seiner Dicke nicht einmal den fünftausendsten Theil eines Zolles. Durch weiter fortgesetzte Versuche, zu denen man das reinste Platina statt dem gewöhnlichen Golde nahm, hat man es dahin gebracht, daß die neuen Fäden nur den achtzehntausendsten Theil eines Zolles betragen, also in ihrer Oberfläche ein und achtzig Mal dünner sind, als die feinsten Spinnenfäden. Ein großer Vortheil dieser neuen Fäden, von denen zu wünschen wäre, daß sie auch bey uns verfertigt würden, besteht darin, daß sie, weil die Platina so dehnbar und zäh ist, ihrer ungemeinen Feinheit ungeachtet doch noch ein Gewicht von mehr als einem Grad tragen, also ohne Gefahr zu zerreißen leicht in dem Fernrohre scharf angespannt werden können. Diese Spannung der Fäden ist nothwendig, weil sie sonst im Fernrohre keine gerade, sondern eine krumme Linie bilden würden, mit welcher letztern sich nichts messen läßt. Fast unglaublich ist es, aber nichts destoweniger wahr, daß diese feinen Spinnen- und selbst jene noch viel feineren Platinafäden, wenn sie nicht gehörig gespannt sind, durch ihr eigenes Gewicht sich in der Mitte abwärts krümmen, etwa wie eine massive Platte, oder wie ein dickes Seil, das in seinen zwey Endpuncten schlaff aufgehängt ist. Man hat darüber bereits directe Beobachtungen angestellt, und die Sache außer allen Zweifel gesetzt. Die Schwere wirkt auf diese Fäden, wie auf alle andern Körper auf gleiche Art. Enthalten diese Fäden unendlich weniger Masse, als jene Ketten oder Seile, so geben sie dafür auch jedem Drucke um desto leichter nach, und unterliegen demselben Geseze.

Wenn aber so feine Fäden, die wir mit freyem Auge nicht sehen können, sich in ihrer Mitte durch die Schwere abwärts krümmen, so sollten doch wenigstens, wird man glauben, große und starke Massen Metalls von mehreren Zollen im Durchmesser Widerstand und Zusammenhang ihrer Theile genug haben, um diesem Drucke der Schwere nicht sogleich nachzugeben. Allein auch dieß ist nicht der Fall, so unwahrscheinlich auch das Gegentheil desselben auf den ersten Blick erscheinen mag. Wenn man eine der stärksten Kanonen an ihren beyden äußersten Enden auf eine Unterlage bringt, so krümmt sich die ganze Kanone in ihrer Mitte abwärts, wie jene Kette, wie jener Draht von Platina, wie bereits häufig angestellte Versuche auf das deutlichste bewiesen haben. Und im Gegentheile, legt man dieselbe Kanone bloß in ihrer Mitte auf eine Unterlage, so krümmen sich ihre beyden äußersten Enden abwärts, wie etwa ein Fischbein, das in der Mitte gehalten wird, nur natürlich nicht in demselben, aber doch in einem durch ein eigens dazu bestimmtes Instrumente sehr deutlich meßbaren Grade.



So wird nach und nach, je nachdem unsere Kenntnisse und Erfahrungen fortschreiten, das Feste beweglich, das Stärkste schwach, das Größte klein, und die Grenzlinien, welche unsere Unkunde zwischen den Werken der Natur gezogen hat, verlieren sich mit dieser Unkunde selbst immer mehr, bis endlich die äußersten Extreme an einander rücken. „Das steht fest, wie eine Mauer,“ ist noch jetzt ein allgemeines Sprichwort. Und wie fest steht denn eine Mauer? Ich will nicht sagen, daß sie nicht immer stark genug ist, neue Stockwerke zu tragen, so daß sie, statt dem gewinnsüchtigen Hausherrn neue Zinsen zu bringen, ihm nicht über dem Kopf zusammenstürzt; oder daß sie dem Stöße einer Kanonenkugel oder den Erschütterungen der Erde nicht nachgibt, die, wie wir wissen, schon ganze Städte verschlungen haben; auch spreche ich nicht von solchen Mauern, die, wie wir auch schon mehr als einmal gesehen haben, noch ehe sie bewohnt werden können, den Arbeitern unter den Händen zusammenstürzen. Ich meine eine Mauer, wie sie unsere wackern Väter und Großväter auführten, stark und für die Dauer erbaut, drey, vier und mehr Schuhe dick und eine solche, sage ich, kann ein Kind mit dem Drucke eines Fingers seiner Hand ohne alle Anstrengung aus ihrer Lage rücken. Wer es nicht glaubt, mag den Versuch selbst machen. Es braucht dazu nur einer sogenannten Wasserwage, aber einer Wasserwage von Reichenbach, deren Krümmungshalbmesser einige deutsche Meilen beträgt, und die sich jeder um etwa zehn Gulden C. M. verschaffen kann. Eine solche Wasserwage auf ein Fenster im zweyten oder dritten Stocke eines, auch des solidesten Hauses befestiget, wird jede Verrückung der Mauer sogleich anzeigen, die man durch einen Druck der Hand auf die Mauer hervorgebracht hat.

Diese Wasserwagen dienen auch noch zu einem anderen, nicht weniger interessanten Versuche. Man weiß, wie sehr Wärme und Kälte auf die Ausdehnung aller Körper wirkt. Wenn schon ein leiser Druck der Hand die Mauer eines Hauses bewegen kann, wie groß wird diese Bewegung erst durch den Einfluß der verschiedenen Temperatur auf die ganze äußere Oberfläche des Hauses werden. In der That hat man durch Jahre lang fortgesetzte Beobachtungen mit jenen vortrefflichen Wasserwagen gefunden, daß jedes nur etwas hohe Haus keinesweges, wie wir bisher geglaubt haben, unveränderlich fest stehe, sondern daß es abwechselnd Vor- und Nachmittag wie ein großes Pendel, obgleich in kleinen Bogen, hin und wieder schwinde, nachdem die Sonne es von der einen, oder von der entgegengesetzten Seite bescheint.

So messen wir mit einigen Tropfen Weingeist die Bewegung unserer Häuser, und mit einem Silberfaden die der Weltkörper aus! Ein Stückchen Glas auf Thon abgerieben, und ein Spinnenfaden, das sind die Werkzeuge, durch die es dem menschlichen Geiste gelungen ist, die ewigen Gesetze der Natur zu entdecken, und die Größe und Entfernung der Körper des Himmels zu bestimmen. In dem finstern Winkel einer Brillenmacherwerkstätte, und auf der Bank eines Drahtziehers, dort hat man das Auge geschliffen, durch welches wir jetzt Millionen und aber Millionen von Meilen in die fernsten Tiefen der Schöpfung dringen, und dort das Seil gedreht, womit wir das Sonnensystem ausmessen, und uns über die Sterne erheben.



Um zu sagen, diesem oder jenem Schauspieler, Sänger oder Spieler sey der ein- stimmigste Beyfall des Publicums zu Theile geworden, pflegt man sich des Ausdrucks zu bedienen: Er hat furore gemacht. Ist es nicht sonderbar, daß der Beyfall, den ein Künstler enthält, und der doch nur das Resultat der vernunftigsten und kalt- sten Beurtheilung seyn sollte, in der Kunstsprache Wuth genannt wird? Ohne uns in weitere Erortierungen dieses sonderbaren Terminus technicus einzulassen, wollen wir nur erwähnen, daß auch Dlle. Sonntag vom Prager Theater, besonders in der Prinzessinn von Navarra, furore gemacht hat. Bis sich diese Wuth zur ruhigen Abschahung der jungen Sängerinn umwandelt haben dürfte, bemerken wir, daß das Spiel der Dlle. Sonntag (wir haben über den Gesang so vieler Sänger, die ebenfalls furore gemacht haben, zu seiner Zeit schweigen müssen, daß wir den der Dlle. Sonntag ebenfalls übergehen wollen) noch eines großen Studiums bedarf, wie uns aus ihrer Darstellung der Rosine im „Barbier von Sevilien“ deutlich geworden ist. Ohne eben auf eine künstlerische Darstellung zu dringen, die in aus- gewachsenen Schauspielerinnen oft vergebens gesucht wird, könnte man von Dlle. Sonntag, welche die Tochter einer denkenden Schauspielerinn seyn soll, ver- langen, daß sie solche Dinge unterlasse oder thäte, deren Grund oder Ungrund schon dem bloßen gesunden Menschenverstande deutlich wird. Wann Figaro zu ihr sagt, Lindoro habe einen großen Fehler, so lächelt Dlle. Sonntag, als ob sie schon in voraus wisse, daß der spahhafte Figaro Lindoro's Liebe zu ihr einen Fehler nennt. Ro- sine ist zwar eine fine mouche, wie es die Franzosen nennen, und hat es für ihre Jahre, und besonders für die Lage, in welcher sie gelebt, weit gebracht. Somit wäre es im- mer möglich, daß sie Figaro's Idee erriethe. Aber grade deswegen muß sie sich ver- stellen und Bestürzung affectiren, obgleich sie keine empfindet. In der Brief- und in der Musikscene zeigt Dlle. Sonntag eine ähnliche Vergessenheit ihrer selbst. In der er- sten zieht sie, ohne die Gegenwart ihres Vormundes zu bedenken, den, vom verkleide- ten Grafen erhaltenen, Brief aus dem Busen und liest ihn, mir nichts, dir nichts, als befände sie sich in ihren eignen verschlossenen vier Mauern. Wie thätig auch die Neu- gierde jedes Mädchens seyn mag, den Inhalt eines erhaltenen Liebesbriefes kennen zu lernen, die verschlagene Rosine darf sie in der Lage, worin sie sich befindet, nicht befriedigen. In der Musikscene blättert Dlle. Sonntag gar in den Musikalien, welche ihr unter die Hände fallen, statt sich mit dem Grafen oder mit ihrem Vormunde zu beschäftigen. Freylich könnte in diesem Spiele eine versteckte künstlerische Intention liegen; aber Schade nur, daß die junge Sängerinn sie nicht gehabt hat.

### S c h a u s p i e l.

R. F. Hoftheater an der Burg, den 30. August zum ersten Mal: Ein Mann hilft dem Andern. Lustspiel in einem Aufzuge, von Johanna Weisenthurm, F. F. Hoffschauspielerinn.

Ein ehelicher Zwist ist die Achse, um welche sich dieses kleine Scherzspiel dreht; Hauptpersonen sind Mayfeld und Julie, ein kürzlich erst verbundnes Paar; den Lenker und Vermittler macht Berg, Doctor der Arzneywissenschaft. Es ist nicht un- gewöhnlich in der theatralischen Welt, daß sich die Doctoren dieser Facultät auch als Sachwalter und Friedensstifter produciren, und das eigentliche Brotfach nur so neben- her treiben. Man sollte glauben, die Komodiendichter verführen hierin nach Moliere's Methode, nur auf schonendere Weise, und bedienen sich der lindern Ironie, statt der ahenden Satyre. Dem sey wie ihm wolle: das junge Paar hat sich entzweyt, die Flit- terwochen sind vorüber, Julie ist eigenstunnig, empfindlich und empfindsam; des Doc- tors Neffe, Mayfeld, leichtstunnig und besitzt ein sehr empfängliches, galantes Herz. Eins tritt nun nach dem andern auf, beklagt sich über das erlittene Unrecht, und grade der zuerst, der sich am meisten vorzuwerfen hat; nach ihm die vor Verdruß und Kränkung sterbenskranke Frau. Auf Scheidung dringen beyde. Mayfeld bleibt im Hause;



Julie bleibt auch; der alte Doctor wirft sich auf des Mannes Seite, beschönigt seine Fehler und sein Unrecht, beredet Julie zur Nachgiebigkeit und Sanftmuth, wird unterdessen schnell zu einem Patienten abgeholt, befehlt das Essen mittler Weile anzurichten, und verläßt die Dulderinn. Manfeld tritt unvermuthet bald nachher in's Zimmer, kaum erblickt er ein weibliches Geschöpf im Lehnstuhl, so hüpfet auch sein galantes Herz ihm schon entgegen; Julie fährt auf, und die Zwietracht schüttelt wieder ihre Schlangenhaare. Der Tisch endlich steht bereit, doch niemand will sich setzen. Die Speisen streuen dem hungrigen Mann lockende Düfte entgegen, die Gattinn erinnert sich an die Vermahnungen des Alten; beyde nehmen endlich Platz. Die Empfindlichkeit indessen behauptet ihre Rechte und stellt sich hinter den Stuhl der Gäste, wie die Sorge sich mit auf's Pferd des Horazischen Reiters wirft. Siehe! da duftet ein Gericht von Trübseln dem Ehemann besonders lieblich in die Nase; mit reizender Hand reicht die Ehemänninn ihm die Schüssel — es schmeckt vortreflich! ihr Antlitz glänzt immer lieblicher durch die kochkünstlerischen Düfte, gleich den Zauberbildern der Fata Morgana — immer versöhnlicher werden die Gemüther, bevor noch der alte schlaue Jünger des respectabelsten aller Ärzte wieder eintritt, ist der Friede hergestellt, und ihm bleibt nichts zu thun mehr übrig, als seinen sprichwörtlichen Segen über das versöhnte Paar zu sprechen: Ein Mann hilft dem Andern. Nun wird der eigentliche Sinn dieser Worte uns erst klar; in dieser Hinsicht ist es aber auch oft genug der Fall, daß eine Frau die Parthie des Mannes nimmt. Es kömmt nur auf Laune und Verhältniß an. Das thut jedoch zur Sache nichts. Dieses kleine Lustspiel hat die Gabe zu gefallen, es hat ein frisches, heitres Aussehen, und der Verfasserinn ist es gelungen, einer sehr gewöhnlichen Hauptsituation einen neuen, freundlichen Anstrich zu geben. Die drey unentbehrlichsten Personen haben interessante Züge, und die beyden Scenen, worin ein Kläger nach dem andern auftritt, sind durch einen besonders muntern Dialog und durch die pikanten Repliken des Doctors angenehm gewürzt. Hier und da kommt auch auferdem ein und der andre Einfall vor, der seiner ganz vorzüglich pikanten Wirkung nach auf einem Recept die Stelle eines stark reizenden Mittels vertreten könnte. Doch — wenn zarte Frauen die stark erregende Substanz vertragen können, so wollen wir Kosbustieren das Gesicht nicht dabei verziehen. Die Scene zwischen dem alten und dem jungen Doctor scheint überflüssig, da gleich nach diesem der Bekränkte selbst erscheint, um Kunde von dem ehelichen Zwist zu geben. An Hrn. Kettel bemerken wir in dieser sehr untergeordneten Rolle, daß er den Schluß oder Abgangs-Effect gut zu berechnen weiß. Ein so reizbares Publicum bedarf der besondern Anregung eben nicht, wie der Schauspieler im vorhergehenden Stück als F ä h n d r i c h schon erfuhr.

Den Ausgang unsers kleinen Lustspiels, aufrichtig zu sagen, hatten wir anders erwartet. Die Krankheit gehört in die Cathegorie derjenigen, die sich niemals radical curiren lassen, und worauf die häufigsten Recidive zu erwarten sind. Mit Palliativen verfähret man daher kürzer, sie wirken schnell, und für den Nothfall besser, als die langsam operirenden. Das hier gebrauchte Mittel schlägt indessen gleichfalls an, und die Tisch- und Versöhnungscene bringt eine recht angenehme Wirkung auf den zuschauenden Theil hervor. Hier ist zugleich noch ein besonderer Zug des jungen Mannes zu bemerken, nämlich die Wirksamkeit appetittlicher Schüsseln auf den abnormen Stand seiner Sensibilität, und dieser Zug ist mehr aus der Natur, der speciellen wenigstens, gegriffen, als es auf den ersten Anblick scheinen will, man muß nur über den Localpunct der Handlung erst im Reinen seyn. Das kleine Lustspiel hat hier gefallen, und schwerlich wird ihm auf irgend einer deutschen Bühne ein ganz ungünstiger Erfolg zu Theil werden.

Hr. Koch belebte den ohnehin sehr regsamen Doctor B e r g durch außerordentliche Laune und eine bewundernswürdige Geläufigkeit der Rede. Durch den, diesem Künstler eigenthümlichen Zusatz von Gutmüthigkeit und Humanität muß der redselige und nach Bonmots haschende Arzt überall Vertrauen einflößen, da die Patienten sich sonst einem so qualificirten Doctor eben nicht gern hin zu geben pflegen. Ein Substitut möchte diesem Meister-Veteran die Praxis so leicht nicht schmälern.

Mad. L ö w e gab der J u l i e ein vorzügliches Interesse durch die glücklichen und



wirksamen Absprünge, mit denen sie gleich in der ersten Scene mit dem Doctor aus der Rolle angenommener Empfindsamkeit in den Ton des vergeßlichsten Frohsinns fiel.

Das Talent des Hrn. Korn (Mayfeld) findet in einem solchen Rollenfach immer eine vortheilhafte Sphäre; mehr zu sagen würde überflüssig seyn, um hier Ursache und Wirkung zu beschreiben.

### G a s t s p i e l.

R. F. Hoftheater am Kärnthnerthor. Den 24. August: Die Zauberflöte. Mad. Seidler, erste Sängerin bey dem königl. Theater in Berlin, sang die Pamina, und Hr. Nestroï machte seinen ersten theatralischen Versuch als Sarastro.

Die Stimme dieser Sängerin der Pamina hat zwar den frischen jugendlichen Glanz nicht mehr, doch der Zauber einer kunstgerechten Bildung bewährt sich desto glücklicher an ihr, und grade durch den Schmuck, den die Künstlerin unter der Herrschaft des Geschmacks und des richtigen Gefühls ihrem Vortrag zu verleihen weiß, gewinnt der Ton im Allgemeinen oft seinen natürlichen Reiz und seinen Wohlklang wieder, der den höheren Corden, wiewohl ihr Umfang etwas beschränkt ist, noch immer eigen blieb. Das Duett wurde mit vieler Zartheit vorgetragen und mußte wiederholt werden. Bey der Reprise ließ die Sängerin es nicht an reichlicher, doch dessen ungeachtet wohl und zierlich angebrachter Ausstattung fehlen, so daß sich in der Fülle selbst kein lästiger Überfluß verrieth.

Noch besonders angenehm war es zu hören, wie Hr. Forti, mit Rücksicht und Geschmack mehr ihr nachzueifern, als mit ihr zu wetteifern schien. In der oft ausgelassenen, oft ohne Beruf behieltenen Arie zeigte Mad. Seidler, wie die Kunst auch mit glücklichem Erfolg die einfach rührende Natur vertreten kann, ohne den Eindruck zu vermindern. Frey und innigst mit der Melodie verbunden schlang die blumenreiche Hülle sich um jene her, wie aus dem augenblicklichen Gefühl mit ihr entsprossen; nur die theatralischen Actionen machten ihrer Seite noch Absicht und Bemühen allzu merklich.

Hr. Nestroï empfahl sich durch eine jugendlich kräftige Gestalt und gefällige Bildung. Seine Stimme ist von bedeutendem Umfang, allein der Tiefe fehlt es noch an Ausbildung und Festigkeit. Die Höhe ist angenehm und biegsam, der Vortrag zeugt von einer guten Schule und von Fleiß. Sein Gesang ist ansprechend, und je mehr es ihm gelang, die mit einem ersten öffentlichen Auftritt verbundene Schüchternheit zu überwinden, desto freyer und angenehmer wirkte jener, so daß die Theilnahme für den Sänger in diesen heiligen Hallen den dritten Grad erreichte, Hoffnung und Erwartung aber in dem nämlichen Verhältniß noch begründet wurden. Die Gesticulation war etwas weiterschweifig und überladen. Ein gewisses pathetisches Ausstrecken des Armes lernt der Anfänger leicht, aber nur nach vieler Übung stellt sich die Geschmeidigkeit des Handgelenkes ein, und die Gezwungenheit verräth sich in dem Mangel der kleinen Wellenlinien und Winkel. In einem solchen Charakter, und bey so feyerlich gehaltenem Gesang ist Ruhe am erforderlichsten, und in den weiten Ärmeln des oberpriesterlichen Kleides, wie hier im zweyten Aufzug, wird diese dem Anfänger auch viel leichter, weil er das Bedürfniß der Bewegung nicht so fühlt, als wenn die Arme und die Hände unbedeckt und frey sind. Überhaupt kann er in solchen Fällen mit sehr wenigen, auf die Hauptmomente bloß vertheilten Gesten ziemlich gut bestehen. Die körperliche Haltung des Sängers war lobenswerth, und schon bey dem zweyten Versuch in derselben Rolle waren auch die Bewegungen etwas gehaltener.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dienstag, den 10. September 1822.

109

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertel. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertel. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 11 fl. halb- und 60 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Geschichte der Donna Maria v. S...

Aus den letzten Zeiten des vorigen Jahrhunderts.

Von Louise Brachmann.

Die beyden liebenden Geschwister, die einander eben erst gefunden, eben erst erkannt hatten, standen auf einem Vorland der blühenden Insel, und blickten wechselnd mit freudeglühenden Augen bald einander an, bald auf das unabsehbliche spiegelnde Meer hinaus; dem jungen Seehelden von Maltha war es ein wohlthuendes Gefühl, daß er nun nicht mehr mit einsam verwaissem Herzen das öde Meer durchschiffen müsse. Er hatte nun ein liebendes Wesen gefunden, die theure, in früher Kindheit verlorne Schwester, die er lang vergebens gesucht hatte. Der sanften Angelica aber schien es, als fänke ihr ganzes vergangnes trübes Leben in den ruhigen Fluten unter. Denn sie, eben jetzt erst in der Lenzzeit des jungfräulichen Alters stehend, hatte doch schon so viel der Leiden erfahren, als andre Menschen oft nicht bis in ihren spätesten Herbst. Früh hatte sie ihre Mutter verloren, welche, von einem eifersüchtigen Gemahl verstoßen, mit ihr, der hülflosen Kleinen, hierher zu einer Freundin geflüchtet war. Großmüthig hatte sich diese Freundin der Verwaisten angenommen und sie erzogen; allein kaum zur Jungfrau herangewachsen, war die arme Angelica auch dieser Stütze durch den Tod beraubt worden.

Um ihr Pflegekind versorgt zu wissen, hatte die sorgsame Wohlthäterinn sie noch mit einem Manne verlobt, der die holde Angelica zu lieben schien, der aber nur zu bald die Beweggründe des begehrliehen Eigennuzes enthüllte, als es sich nach dem Tode ihrer Wohlthäterinn auswies, daß nicht Angelica, wie er geglaubt hatte, die vorzüglichste Erbin war. Er verließ sie und die Insel. Zum Glück hatte die unerfahrene Angelica mehr der Wahl ihrer Wohlthäterinn als eigener Leidenschaft gefolgt; und ihr mehr sanftes ruhiges Gemüth war daher nicht von leidenschaftlich zerstörendem Schmerz zerrissen, bey dem Verlust des Treulosen, der ihr zum Schützer bestimmt gewesen war.



Allein, verlassen, tief verlassen fühlte sie sich jetzt in der weiten, für sie ganz fremden Welt, als ein malthesisches Schiff an der Insel landete, und ein wohlwollendes Geschick den liebenswürdigen und edlen Ritter mit ihr zusammenführte, in dem sie bald unverkennbar eine beglückende Übereinstimmung mit ihren eigenen höhern und edleren Gefühlen erkannte. Ein geheimnißvoller, stiller doch mächtiger Zug, schien sie an ihn zu binden. Er empfand dasselbe; und schon sah er einen schmerzlichen Kampf mit den Pflichten seines Gelübdes voraus. Als Angelica in einer Stunde vertraulicher Mittheilung ihm ihre Herkunft entdeckte, und beyde nun aus den Beweisen, welche Angelica von ihrer verstorbenen Mutter aufbewahrt, und der Ritter mehrere mit sich führte, unwiderlegbar erkannten, daß sie Kinder derselben unglücklichen zu früh verlorenen Mutter, der edeln Donna Maria von S. waren.

Aller Zwiespalt der vorher kämpfenden Gefühle war jetzt in Einklang aufgelöst. Liebend, beglückt schlossen beyde einander in die Arme. Doch Wehmuth mischte sich in ihre Seligkeit bey dem Gedanken an die arme Mutter, an das zerstörte Schicksal ihrer beyden Ältern. Angelica bat ihren Bruder ihr Alles davon mitzutheilen, was er aus früher Zeit davon wisse.

Beide liebenden Geschwister setzten sich mit verschlungenen Händen auf eine Felsenbank am Gestade, und der Ritter erzählte seiner andachtsvoll lauschenden Schwester das Nachfolgende:

„Ich muß dich, theure Schwester, mit mir in die dämmernden Gefilde zurück führen, denn manches Bild von dorthier schwebt mir noch lebhaft vor; und wovon mein kindischer Verstand damals nicht den Zusammenhang zu fassen vermochte, das ist mir in reiferen Jahren durch zuverlässige Nachrichten klar geworden.“

„In dem schönen Sicilien geboren, in einem Hause voll anmuthiger Pracht aufgewachsen, habe ich doch meine Kindheit sehr traurig schwinden sehen durch den unglücklichen Zwiespalt, der unsre Ältern trennte.“

„Eine ausgezeichnete männliche Schönheit und die einnehmendsten Sitten hatten unsern Vater zum Abgott der Frauen gemacht. Seine Huldigungen waren daher unsrer sanften edlen Mutter, deren Vorzüge mehr fesselnd als blendend waren, von Anfang an beneidet worden; ihre liebenswürdigen Talente konnten von der großen Menge ihres Geschlechts nicht von fern erreicht werden, und wurden daher giftig beneidet. Man ergriff jede Gelegenheit begierig, sie zu tadeln. Jetzt als die Verbindung zwischen ihr und dem Grafen Paolo wirklich vollzogen wurde, verwunderte man sich, wie sie sich getraue, einen so glänzenden, sie so weit überstrahlenden Gatten festhalten zu wollen. Allein der glänzende Paolo hing so mit ganzer Seele an der stillen Holdseligkeit Mariens, daß er all die üppigen Schönheiten, die ihn zu reizen suchten, gleichgültig übersah.“

„Allein da man nicht seine Eitelkeit, nicht seine Sinne wider die arme Maria aufregen konnte, so wußte man einen andern Feind in seinem Innern aufzufinden, und ihn ihr furchtbar entgegen zu stellen. Dieß war eine heftige Neigung zur Eifersucht, welche gar nicht mit seinen persönlichen Vorzügen in Verhältniß stand. So können auch selbst liebenswürdige Eigenschaften nachtheilig werden; nur ein wenig mehr Eitelkeit, oder mindestens Gefühl seiner wahren Vorzüge würden ihm gezeigt haben, wie unwahrscheinlich es sey, daß



ein ihm einmal verbundenes Herz sich von ihm losreißen könne, und wäre es auch minder fest und treu, als das unsrer Mutter gewesen."

„Unter den Weiderinnen Mariens war vorzüglich Donna Gismonda, eine weitläufige Verwandte und Jugendgespielinns unsrer Mutter; sie, die sich mit ihren vollblühenden Reizen zu weit größeren Ansprüchen berechtigt glaubte, als die stille Maria, konnte es dieser nicht vergeben, daß sie nun die Gattinn des herrlichsten Mannes seyn sollte, während sie selbst einem Gatten von unvortheilhaftem dürftigen Außern zum Antheil gefallen war. Und ohne daß sie selbst Liebe für den herrlichen Paolo fühlte, trieb sie doch ihr rachsüchtiger Stolz, das Glück derjenigen zu trüben, die sie so kränkend überflügelt hatte. Vorzüglich als sie sich späterhin selbst zu überreden suchte, Marie wisse das Loos nicht ganz zu schätzen, welches sie so weit über sie erhob."

„Bisher hatte die gänzliche Zurückgezogenheit Mariens es fast unmöglich gemacht, irgend einen Verdacht auf sie zu werfen; als jetzt der Bruder unseres Vaters, der edle Don Scipio, aus der Ferne zurückkehrend, ihren Feinden einen willkommenen Gegenstand bot. Ihn zeichnete Marie vor andern Männern mit zarter Achtung aus, schon als den Bruder ihres geliebten Paolo. Auch stimmte sein milder Charakter mit dem ihren überein; seine mit den ihren wetteifernden Talente in den schönen Künsten zogen ihn oft in ihre Nähe, wenn der rasche Paolo sich unruhig in das Treiben der äußern Begebenheiten mischte. Auch ich, damals ungefähr ein zehnjähriger Knabe, der ich gewöhnlich gegenwärtig war bey ihren Unterhaltungen, war oft der Hauptgegenstand derselben; mit liebender Sorgfalt suchte der treffliche Oheim zu meiner Erziehung beyzutragen und nie werd' ich vergessen, was ich ihm zu verdanken habe."

„Die unbefangne Marie ahnete nicht, daß man eine so unschuldige Freundschaft in Verdacht ziehen könne. Indeß hatte der Funke des Argwohns schon lange verborgen in Don Paolo's Brust geglimmt, nur durch den Stolz noch vom Ausbruch zurückgehalten; als er durch einen Zufall in helle Flammen aufloderte."

Don Scipio kündigte einst seinem Bruder an, daß er auf einige Tage verreisen werde, und erschien auch den Tag über nicht. Am Abend — ach es war der letzte, den ich im Schooße häuslicher Ruhe verlebte — wo einige Freunde mit unsern Altern gespeist hatten, und der Vater nach aufgehobner Tafel noch mit seiner Gemahlinn und ihrer verrätherischen Freundin zusammen saß (die übrigen hatten sich schon entfernt). Don Paolo hatte den Arm auf den Stuhl seiner lebenswürdigen Gemahlinn gelegt, die heut fröhlicher, heittrer schien als gewöhnlich. Ich saß ihnen gegenüber, die grenzenlose Liebe, mit der ich an der theuren Mutter hing, machte mich über meine Jahre aufmerksam auf Alles, was in Beziehung auf sie stand, und ein gewisses dunkel-ahnendes Gefühl schien mir zu sagen, daß ihr irgend eine Gefahr drohe."

So entging es mir auch nicht, daß Donna Gismonda mit einer Art unruhigen Mißbehagens die liebende Stimmung Don Paolo's gegen seine holde Gemahlinn ansah, was sie doch, so wie Eines von Beyden auf sie blickten, schnell unter einer triegerischen Freundlichkeit zu verbergen wußte.

Jetzt trat eine Kammerfrau in das Zimmer, die sich — doch nicht geschickt genug, eine erdichtete Beschäftigung darin zu machen suchte. Sie gab



unsrer Mutter einen verstohlnen ängstlich bittenden Wink hinaus zu kommen. Betroffen und überrascht erhob sich Donna Maria ihr zu folgen. Sie hätte vielleicht mit größerer Vorsicht das Zimmer verlassen sollen; allein sie, die nie etwas Geheimen vor ihrem Gemahl gehabt hatte, war auch jetzt unfähig auf irgend einen künstlichen Vorwand zu denken. Eben diese Unbefangenheit hätte zwar die sicherste Bürgschaft ihrer Schuldlosigkeit seyn können. Allein wo wird diese in der Welt richtig verstanden? Donna Maria verließ das Zimmer ohne eine Ahnung von der Gefahr, welche für sie aus diesem unbedeutend scheinenden Umstand entstehen würde. Ach sollte man es glauben? Doch so hängt oft im Leben von dem Tritt über eine Schwelle der Übergang vom Glück zum Unglück eines ganzen Lebens ab.

Es ging Minute auf Minute hin, ehe Maria zurückkehrte. Schon ihr Weggeh: hatte auf ihren Gemahl einen beunruhigenden Eindruck gemacht, der durch ihr verlängertes Ausbleiben stieg, und den Donna Gismonda unter dem Schein, ihn zu besänftigen und zu unterhalten, nur immer heftiger anzufachen wußte. Sie schien selbst besorgt zu werden, griff einige rasche Leidenschaftliche Accorde auf der Laute, die nur geeignet waren, Don Paolo's schon aufgeregtes Blut noch mehr in Bewegung zu bringen, und ging dann unter einem leichten Vorwand ebenfalls hinaus."

„Don Paolo ging mit heftigen Schritten im Zimmer auf und ab; kämpfend mit dem Verlangen, seiner Gattinn nachzugehen um die Ursache ihres langen Ausbleibens zu erforschen, und mit dem Stolze nicht einem hinterlistigen Lauscher gleich ihren Tritten nachspüren zu wollen. Jetzt trat Donna Gismonda wieder herein. Sie nahm den Schein, als wolle sie einen Eindruck des Schreckens verbergen, hinter dem eine entsetzliche Freude strahlte. Mit anscheinender Gelassenheit fing sie an: Was heut für eine wunderschöne Mondnacht ist! Wir hätten noch ein wenig lustwandeln sollen; wenn nur Donna Maria wieder hier wäre! Oder laßt uns wenigstens aus den Fenstern in's Freye blicken, Don Paolo!"

„Sie faßte dabey seinen Arm und führte ihn in ein anstoßendes Zimmer, dessen Fenster nach dem Garten sahen, und überließ ihn dem Ausbruch seiner Gefühle,"

„Ich war auch mit in das andere Zimmer gegangen, und stieg nun ebenfalls, des gepriesenen Anblicks zu genießen, an einem andern Fenster auf einen Stuhl, und — in der hellen Beleuchtung des Mondes, erblickte ich die Mutter am Anfang eines Pappelganges, der nach dem freyen Felde führte, im vertrauten Gespräch mit einem Manne. Augenblicklich meinte ich in diesem den Oheim zu erkennen. Nur ein mir selbst nicht deutliches Gefühl von Furcht hielt mich zurück, für Freude und Verwunderung laut auszurufen, als ich den Hut und Mantel des liebenden Oheims erkannte, den wir doch alle heut verweist geglaubt hatten. Sie sprachen noch eine Weile, wie es schien, sehr eifrig; und sieh, jetzt fiel er Donna Maria zu Füßen, und sie beugte sich zu ihm herab und umarmte ihn. Aber jetzt trat der Mond hinter eine schwarze Wolke; und nur noch wie durch einen düstern Nebel hab' ich nachher Alles gesehen; ich glaube, den Ritter durch den Laubgang nach der in's Freye führenden Pforte eilen und die Mutter nach dem Hause zurück gehen gesehen zu haben. Meine Aufmerksamkeit ward aber durch das seltsam furchtbare Wesen des Waters



auf diesen gerichtet. Sprachlos vor Zorn und Erstaunen hatte er die Scene im Garten mit angesehen."

(Der Schluß folgt)

### Allemannisches Lied.

#### Die Milchmagd.

(S. Ign. Felner's neue allemannische Gedichte. S. 71.)

Bei'm Morgenroth

Spring' ich wohl baarfuß oft hinaus,  
Und suche stracks mir einen Straus;  
Steh' ich bei'm Rosenstock am Bach,  
So sinn' ich meinen Träumen nach  
Bei'm Morgenroth.

Bei'm Morgenroth

Guck' ich im Weiher her und hin,  
Ob ich auch nett und zierlich bin;  
Das Haar streich' ich mit flacher Hand,  
Blecht' in die Zöpf ein rothes Band  
Bei'm Morgenroth.

Bei'm Morgenroth

Zeigt mein Gesicht sich schmuck und rein,  
So sprech' ich bey den Rüben ein.  
Zuerst melk' ich die weiße Kuh;  
Ich melk', und melk', und sing dazu  
Bei'm Morgenroth.

Bei'm Morgenroth

Fährt Nachbars Görg in's Feld hinaus,  
Und pakt auf mich schon hinter'm Haus.  
Dort ist's im Busch geheim und still,  
Wenn Ein's herztraulich munkeln \*) will  
Bei'm Morgenroth.

Gottlieb v. Leon.

\*) Munkeln, heimlich sprechen, zugleich aber auch verliebte Reden und Handlungen im Verborgenen vorhaben; daher das Sprichwort: Im Dunkeln ist gut munkeln.

### Kunstnachricht.

Sammlung alt-, nieder- und ober-deutscher Gemälde der Brüder Sulpiz und Melchior Boisserée und Johann Vertram, lithographirt von Johann Nepomuck Strizner. Stuttgart 1821. II. Lieferung.

Mit größter Freude zeigen wir auch diese zweite Lieferung an, welche der ersten in kurzem gefolgt ist, ja man verkündigt uns schon als vollendet, Probedrucke der dritten Lieferung. Allen Nachrichten zufolge ist die Theilnahme an diesem trefflichen Werke so groß, daß bereits bald die Zahl der vorzüglichen Abdrücke vergriffen seyn wird und der Preis auch bereits für die später zutretenden Unterzeichner erhöht worden ist, welches, der ersten Ankündigung zufolge, erst mit der sechsten Lieferung eintreten sollte.

Zuvörderst tritt uns hier die Krönung der Maria, von einem altkölnischen Maler aus der zweyten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts entgegen. Auf einem altdeutsch verzierten Thronessel, dessen Lehne ein blumiger Teppich bildet, wie auch ihm zu



Füßen eine gleiche geblümte Decke, an die alten Samme und Damaste erinnernd, liegt, sitzt Christus, mit königlicher Krone auf dem Haupt, von der mit Edelsteinen reich geflickte breite Bänder bis auf die Schultern niederhangen. Das Gesicht ist edel und schön, ein kurzer Bart umgibt das Kinn. Mit der erhobenen Linken drückt er sanft die Krone auf das ihm zugebeugte Haupt der neben ihm sitzenden Maria, indessen seine Rechte, zu ihr gewendet, die heilige Mutter mit zwey erhobenen Fingern segnet. Ein ungeschmückter einfarbiger Mantel überwallt, in breiten Falten, ein enge anliegendes, ebenfalls einfarbiges Unterkleid. Auf gleiche Weise ist Maria bekleidet, doch schlägt bey ihr der Mantel weiter aus einander, bey beyden aber verhüllt er die Füße und deckt weit den blumigen Teppich. Mild freundlich und jungfräulich ist das Gesicht der göttlichen Jungfrau, langes, gelocktes Haar wallt dicht und voll bis auf die Hüften von beyden Seiten nieder; die langgeformten, schmalen Hände kreuzen sich auf dem Schooße. Über beyden Gestalten schwebt die Taube auf gelbem Grunde, welcher den Goldgrund des Gemäldes anzeigt, der sich auch an einzelnen Stellen des blumigen Teppichs der Lehne und vor den Füßen wiederholt. Der Eindruck des Ganzen ist beruhigend und freundlich, nichts Gesuchtes, sondern reine Darstellung dessen, was der Künstler geben wollte.

Auf der zweyten Tafel erscheint der Evangelist Johannes unter seinen Schülern, von Israel von Meckenem. Die Kunstgeschichte kennt bekanntlich zwey Künstler dieses Namens, Vater und Sohn, und die Kunstgeschichtschreiber sind über beyde, deren Arbeiten in die Jahre 1450 bis 1503 fallen, noch nicht ganz einig, ob beyde gemalt haben, oder nur einer Maler, der andere Goldschmied und Kupferstecher war. Darüber hoffen wir recht baldige Nachricht von den Herausgebern dieser Sammlung zu erhalten, die darüber zu der zweyten Lieferung auch noch das beschreibende und betehrende Wort schuldig blieben. In einer Capelle, mit runden Bogen überwölbt, sitzt der heilige Johannes auf einem Rohrstuhl, vor dem Altare, lehrend. Auf dem, sonst leeren, Altare ist ein Bild, der heilige Paulus, Christus und Magdalena zeigend, über dem Altare sind zwey rundbogige Doppelfenster mit Wapen und das Ganze zeigt gewiß eine bestimmte Capelle an. Neben dem Altar ist im Boden ein deckender Grabstein weg geschoben, man sieht in eine Gruft hinein, in welcher Goldstücke (?) liegen. Eine uns durchaus dunkle Darstellung. Die geöffnete Thüre dabey erlaubt einen Blick in eine überwölbt Vorhalle und durch diese auf die Häuser einer niederländischen Stadt. Auf einem Kragsteine in der Höhe sitzt Moses mit den Gesetztafeln, eine brennende Lampe hängt von der Decke nieder.

Johannes, im einfachen, ungeschmückten Gewande, mit bloßen Füßen, wie auch alle seine Schüler, hat den rechten Arm auf die Stuhllehne gestützt und erklärt eben, mit dem Zeigefinger an den Daum der linken Hand gelegt, eine schwierige Stelle der göttlichen Offenbarung. Ehrfurcht gebietend und edel ist sein Gesicht, die Nase ganz gerade steht nur durch eine leichte Vertiefung gegen die Stirne ab; das Haupthaar ist leicht gelockt, der Bart geht bis zur Brust; ein Heiligenschein umgibt den Kopf. Ihm gegenüber sitzen fünf seiner Jünger. Wir haben kein Bedenken, die meist sehr ausdrucksvollen Köpfe für Bildnisse zu erklären, welche der Künstler in sein Gemälde übernahm, ja, wäre es nicht zu kühn, so würden wir das offene freye Gesicht dessen, der, noch am jugendlichsten aussehend, mit einem etwas hohen Baret auf dem Kopfe, freudig den Meister anblickt und in ein Buch seine tief sinnigen Lehren einzutragen im Begriff ist, für den Maler selbst erklären. Höchst eigenthümlich ist der zuvorderst Sitzende, mit gebogener Nase, schwarzem Haupt- und Barthaar, den Blick halb erhoben, halb tief forschend gegen den Lehrer gewendet, die Lippen fest zusammengedrückt, wie bey strengem Nachdenken. Über das dunkle Unterkleid ist ein heller Mantel geworfen, der zumeyst hinter ihm und zur Seite niedergefallen ist. Die breitere Gewöhnlichkeit zeigt eine der vorne sitzenden drey Personen, und ein recht eigenthümlich mönchisches Gesicht, zu dem der flache Hut auch besonders paßt, zeichnet den aus, welcher am meisten zurück sitzt. Ein tüchtiges Künstlertalent, das sinnig und bedeutend das, was es bezweckt, darzustellen weiß, spricht aus allem. Hier fehlt indessen das Sanfte und Liebliche, welches von dem Ernste, selbst in dem Gesicht des Lieblingsjüngers Christi, zurücktritt und



nur das Strenge tritt hervor, aber eben in dieser markigen Kraft ist es ein ausgezeichnetes Blatt.

Die letzte Tafel endlich ist von Marten Henssfort oder Marten van Wéen, geb. 1498 gest. 1574. Vor einem goldgewirkten Teppich steht die hohe, edle, ritterliche Gestalt des heiligen Mauritius. Der Kopf, helmblos, zeigt ein freundliches, mildes, ja weiches Gesicht. Der ganze Körper, vom Halse bis zur Fußzehe, ist in den Panzer gehüllt, welchen die alte Zeit Krebs nannte; darüber trägt er einen, bis auf die Knie gehenden, Wapenrock, mit einer Doppelborte unten umgeben. An leichtem und dünnem Gehänge trägt er darüber das Schwert; ein zurückhangender Mantel umhüllt die Schultern und Arme und geht bis auf die Waden. Die Hände sind unbepanzert, in der rechten hält er, am Fuße, den Schild mit einem Adler, in der linken eine Lanze, an der ein spitzes, bis zur Erde niederwallendes Banner befestigt ist, welches wieder das Bild eines Adlers zeigt. Die ganze Gestalt ist sehr edel und steht ungezwungen da.

Wir hoffen, nächstens die dritte Lieferung anzeigen zu können, in welcher uns die Verkündigung von einem Schüler des Meisters Wilhelm von Köln, der heilige Christof von Johann Hemmling, und die Flucht nach Aegypten, von Joachim Patonier, versprochen wird.

Bg.

### D p e r.

Auf dem k. k. Hof-Operntheater wurde den 3. d. zum Vortheil der Sängerin, Mlle. Sigl, aufgeführt: Sargines. Musik von Pär. Gr. Nestro machte in der Rolle des Vaters seinen dritten theatralischen Versuch, und Mlle. Sigl gab als Sargines, Sohn, ihre letzte Gastrolle.

Sargines und Sophie (Mad. Grünbaum) schienen so wie in der Liebe, auch in der bezaubernden Kunst des Gesanges einen Wettkampf angestellt zu haben, worin sie wechselseitig den Sieg davon trugen, und es ließ sich schwer entscheiden, auf welcher Seite der Triumph zu setzen sey. Beyde Sänginnen zeigten sich des Geistes und des Feuers voll, die den Tondichter belebten und erfüllten, als er das reizende, die Wohlthat der seligsten Liebe athmende Duett schuf, worin das beglückte Paar von den schwelenden Tönen der Clarinette getragen, wie auf den sanft schaukelnden Wellen eines romantischen Sees in trunkener Vergessenheit dahin schwebt. Gleiche Kraft und gleiche Anmuth verschmolzen hier die Eigenthümlichkeit der Stimmen dieser Sänginnen in einen einzigen harmonischen Wohlklang. Als das Duett auf Verlangen wiederholt wurde, hörten wir es in der schönen, für die Liebe recht eigentlich geschaffenen Sprache vorzutragen. Unbeschadet der Trefflichkeit, mit welcher die Gast Sängerin im Verlauf der Darstellung ihren Part im Ganzen, und ein Gesangstück immer noch ausgezeichnet, als das vorhergehende, ausführte, wurden wir doch in dem ersten Terzett, das mit dem Herzklopfen Rosinens und Jidors beginnt, woran die Erstere jedoch nicht allzu heftig leiden mochte, da sie die krankhafte Stelle mit der Hand zu suchen schien, auf die Bemerkung abermals geführt, daß die Sängerin Anfangs sich erst zu versuchen, oder die erforderliche Stärke und Schwäche ihrer Stimme abzumessen pflege. Wenigstens war der Ton hier noch zu scharf und durchgreifend, wie es öfter schon der Fall gewesen. Diese Ungleichheit jedoch, wie unvermeidlich sie auch zuweilen seyn mag, wird durch fortgesetzte Bildung sich in kurzem unfehlbar verlieren, und der Ton bald diejenige Rundung und Consistenz erhalten, die auch der größeren Anstrengung des Organs widerstehen. Schon in dem folgenden Duett mit Betalle galt die eben angeführte Bemerkung nicht mehr. Das Adagio wurde mit eben so geschmackvoller Kunstfertigkeit, der die gewagtesten Ausschweifungen bis zu den höchsten Corden, die der Sängerin zu Gebote stehen, auf das glücklichste gelangen, als herzbewegender Gemüthlichkeit vorgetragen. Zu einem schmelzenden Wohlklang vereinigte sich die Stimmen beyder Künstlerinnen wieder im Duett anfangs des zweiten Actes. Mit der Begeisterung des Heldenmuths erhob Sargines sich auch im Gebiet der Kunst noch über sich selbst, und in den Solos kurz vor dem Final zeigte sich das vorzügliche Talent der Gastspielerin im höchsten Glanzpunct. Wenige schwankende Momente im Strome



der Passagen sind nicht zu beachten, da das Ganze die volle Aufmerksamkeit gefesselt hielt und von dem glücklichsten Erfolg begleitet war.

Die Versammlung konnte nichts weniger, als zahlreich, genannt werden; desto reichlicher fiel der Beyfall aus, und hoffentlich wird die geschätzte Sängerin dennoch keine Veranlassung zur Unzufriedenheit gefunden haben.

Mad. Grünbaum sang mit heller, kräftiger Stimme, und ihre Virtuosität besiegte alle Schwierigkeiten. Die erste Arie wurde durch mehrmals wiederholten Beyfall ausgezeichnet; allein die Künstlerinn hatte weder ihr Talent, noch ihre Kunst in dieser Leistung schon erschöpft, und nahm einen neuen, höhern Flug in der zweiten Arie, deren Schluß in dem ungestümen Ausbruch schmeichelhafter Günstbezeugungen beynah verhallt wäre, wenn die Sängerin es nicht vermocht hätte, ihre hohe Kraftäußerung noch um einen Grad zu steigern. Sophie scheint eine Lieblingsparthie der Mad. Grünbaum zu seyn, die frühe Neigung und innige Vertraulichkeit ihr theuer machen, und deren Annäherung, wie die Gegenwart einer werthen Freundin, des Herzens reinste Harmonien wecken. Nach dem bereits gesagten, braucht es nicht noch wiederholt zu werden, daß die kunstreiche Leistung dieser gebildeten Sängerin allgemein anerkannt wurde.

Hr. Nestroy, der seinen ersten Versuch als *Tarastro* in der nämlichen Parthie wiederholt hatte, erschien nun in der Person des Ritter *Sargines* zum dritten Mal auf dieser Bühne. Die Parthie nimmt zu sehr die tiefen Töne des jungen Sängers in Anspruch, und in dieser Region fehlt es seiner Stimme, wie früher schon gesagt worden, noch an Sicherheit und Stärke; auch ist es in bewegteren Tempo's schwerer, den Ton mit gehörigem Nachdruck zu fassen, oder anzuschlagen. Indessen wirkte wohl auch dieß Mal die Verlegenheit des Anfängers noch bedeutend. Doch Vertrauen und Unbefangenheit gewannen nach und nach die Oberhand und in dem ersten Theil des Terzetts, von den beyden *Sargines*'s und *Sophie* gesungen, während das Orchester schweigt, wirkte er mit reiner Intonation und glücklichem Erfolg. Auch sein Benehmen als Schauspieler hatte abermals gewonnen; wenigstens müssen wir es loben, daß er bald mit diesem, bald mit jenem Arm gesticulirte, oft beyde auch zugleich verwendete. Nur ein Mal bey dem Abgehen übernahm er sich, oder war über die Anweisung nicht so recht im Reinen, und versiel ein wenig in's Extemporiren. Hr. Nestroy hat sich nun in zwey verschiedenen Costumes gezeigt; eins steht ihm noch bevor, das, wenn es gleich am gewöhnlichsten ist, dennoch am schwersten auf der Bühne passen will, wir meinen das moderne bürgerliche; das aber noch vom Eigensinn der Uniformen überboten wird, besonders wenn nicht Hut und Degen ihren Beystand leisten.

Hr. Zeltner wußte sich in den Schloßverwalter gut zu schicken, und genügte durch Gesang sowohl als Spiel in diesem Mezzo-Buffo.

Auch Hr. Kaufsch ließ sich als *Montigny* in dem Quartett mit Glück vernehmen, obgleich die Stimme, wie in Solostellen, und vorzüglich im Recitativ, leicht zu bemerken ist, nicht sehr an Biegsamkeit und Ausbildung des Tons gewonnen hat; wozu wohl auch der Mangel an Wirksamkeit mit beygetragen hat. Auf kleineren Theatern wird zuweilen dieser *Montigny*, weil man nicht recht weiß, was man daraus machen soll, da er für den einen Sänger zu klein, für den andern etwa zu groß ist, einem Schauspieler anvertraut, der sich nicht wenig daraus macht, daß er den Sängern zeigen kann, wie man Ritter spielt. Gewöhnlich zieht aber der Gesang den Kürzern bey dieser Bravour und das Quartett wird entweder wirklich, oder so vel quasi von drey Stimmen nur gesungen.

Hr. Fr. Demmer scheint immer etwas mehr leisten zu wollen, als nöthig wäre, und es läßt sich oft so an, als ob er über die Elemente hinweg zu früh der Meisterschaft nachstreben möchte. An Lebhaftigkeit und Gewandtheit ist kein Mangel da, doch in seinem Spiel zeigt sich eine Art von überreilter Reife, die zu einem jugendlichen Alter und Charakter nicht wohl passen will, wie hier sein *Isidor* bewies. Mit einem Wort, es ist zu viel und auch zu wenig.



Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 12. September 1822.

110

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Notenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Geschichte der Donna Maria v. S...

Aus den letzten Zeiten des vorigen Jahrhunderts.

Von Louise Brachmann.

(Schluß)

„Über, lieber Bruder,“ unterbrach Angelica schüchtern die Erzählung, „fern sey es von mir, daß ich das Betragen unserer Mutter und ihrer Freundschaft für den edeln Oheim tadeln wollte; allein sahst du denn wirklich diese Scene?“

„Höre die Fortsetzung, theure Schwester,“ erwiderte der Ritter „und es wird dir kein Schatten auf dem Betragen unsrer Mutter bleiben.“

„Donna Gismonda wartete den Ausbruch seiner Wuth nicht ab; sie hatte ihren Wagen vorfahren lassen und eilte nach Haus, eh' Donna Maria eintrat. Schweigend, mit furchtbar in sich zurückgedrängtem Grimm, war Don Paolo in das erstere Zimmer zurückgekehrt; ich folgte ihm dahin und blickte zitternd an ihm empor. Einen erschütterndern Anblick hatte ich nie gehabt. Seine hohe majestätische schöne Gestalt war durch den zerstörenden Aufruhr seines Innern furchtbar geworden. Ich zitterte noch mehr, als jetzt die Thür aufging und Donna Maria hereintrat, ein wenig bleich, doch sanft lächelnd und wie es schien, noch gedankenvoll über den eben erlebten Vorgang.“

„Mit übermenschlicher Anstrengung hielt ihr erbitterter Gemahl sein überwallendes Gefühl in den Schranken.“

„Wo bist du denn so lang gewesen?“ fragte er mit anscheinender Gleichgültigkeit. „Warst du allein?“

„Überrascht von der Frage, wußte die sanfte Mutter, die in dem gegenwärtigen Falle die Pflicht der Verschwiegenheit selbst gegen ihren Gatten fühlte, nicht sogleich, was sie antworten sollte, da ihre Lippen nicht gewohnt wären, irgend eine Unwahrheit auszusprechen; endlich entschloß sie sich doch fest und sagte: „Ja, lieber Paolo.“

„Du warst allein?“ wiederholte Don Paolo und seine Stimme brach



in dem fürchterlichen Ausdrucke von Schmerz und Wuth. Maria, so sehr sie auch sonst bey jeder kleinen Umwölkung auf der Stirn ihres Geliebten bebte, schien doch in dem Bewußtseyn ihrer Unschuld keinen Gedanken von dem fürchterlichen Ungewitter zu haben, das über ihrem Haupte empor stieg, und dessen Wüthe sie ahnungslos nur schneller hernieder zog. Sie konnte ihre Worte nicht widerrufen, obgleich die zweyte Frage ihres Gemahls ihr drückend aufsiel, sie hielt es für Pflicht, ihre erste Aussage zu bestätigen; und ach! mit diesem Worte sprach sie das Todesurtheil über beyder Glück."

„Es war niemand bey dir? niemand? niemand?“ rief Paolo seiner nicht mehr mächtig, und Flammen brachen aus seinen Augen mit tödtender, vernichtender Gewalt. Er enthüllte nun unsrer unglücklichen Mutter seinen lang genährten Verdacht gegen Scipio, und begleitete seine Rede mit den schrecklichsten Drohungen blutiger grausamer Rache."

„Die Unglückliche sah jetzt wohl, daß es nicht mehr Zeit sey die Schonung gegen einen Andern zu beobachten, die ihr so hoch zu stehen kam. „Höre mich,“ rief sie aus, indem aus ihren sanften Augen Thränen brachen, „höre mich, mein Geliebter, und dann entscheide über mein Geschick.“

„Der Jüngling, dessen Verirrung ich noch vor wenig Augenblicken strengste Verschwiegenheit und Schonung schuldig zu seyn glaubte, war kein Anderer als Flavio Colonna, der kaum funfzehnjährige Sohn meiner verstorbenen unvergeßlichen Schwester. Er war zwar in dem Jahr, seit er von Sicilien entfernt gewesen, so hoch herauf gewachsen, daß mich sein unvermutheter Anblick selbst überraschte; indeß konnte er, der immer noch mehr den Namen eines Knaben als eines Jünglings verdient, in einem schuldlosen Herzen die Furcht verkannt zu werden erwecken? Um so weniger dachte ich an eine solche Rücksicht für mich, als mich der Antheil an seinem Schicksal abschließend beschäftigte.“

„Gewohnt mich längst als seine zweyte Mutter zu betrachten, nahm er auch jetzt in einer drohenden Gefahr seine Zuflucht zu mir.“

„Der Unbesonnene, erst kürzlich wieder auf sicilischem Gebiet angekommen, hatte sich verleiten lassen, an den Streitigkeiten wider die Grafen Castelani Theil zu nehmen, worin heut der Ältere dieser Grafen sein Leben verloren hat. Die Regierung verfolgt die Gegner dieser mächtigen, begünstigten Familie auf das strengste. Flavio ist unter den Geächteten. Der Unglückliche, statt, wie er gehofft hatte, uns durch seine Ankunft freudig zu überraschen, wußte sich nun nicht anders zu retten, als in Geheim zu mir zu fliehen, — denn vor dir hielt ihn Scheu zurück, — und Rath und Unterstützung von mir zu erbitten; er hätte, bey der Eil seiner Entweichung, entblößt von dem Nothwendigsten die Insel verlassen müssen.“

„Ich war bestürzt über das Geheimnißvolle seiner Erscheinung, als ich ihn auf den Wink der Dienerinn im Garten fand; ich wollte ihn sogleich zu dir führen, allein er fiel mir zu Füßen und beschwor mich bey dem Andenken seiner Mutter ihn nicht an deinen Zorn zu verrathen, da du ein lebhafter Anhänger der Gegenpartey in jenen Angelegenheiten seyst, an welchen er mir seinen gefahrvollen Antheil entdeckte. Wohl entsann ich mich, daß dieses in der That der Fall ist; ich kannte deine Freundschaft für den Grafen, kannte deine Hitze und fürchtete sie für den unglücklichen verirrten Jüngling,



ja ich glaubte dir selbst einen peinlichen Kampf ersparen zu müssen; und so ließ ich mich bewegen ihm Verschwiegenheit selbst gegen dich, über seine flüchtige Anwesenheit zu versprechen. Ich begleitete ihn bis an das Wäldchen, das nach der Pforte in das freye Feld führt, und versah ihn unter innigen, vorsorgenden Ermahnungen mit dem nöthigen Gelde zu seiner Reise. Gerührt und dankbar warf er sich nochmals vor mir nieder, und ich entließ ihn mit einer herzlichen Umarmung von den Segenswünschen und auch von den Thränen einer Mutter begleitet."

"Hab' ich gefehlt, mein Paolo, so vergib mir! aber nicht diesen kränkenden Verdacht! Ist der zufällige Umstand, daß Flavio in seiner Tracht dem Grafen deinem Bruder ähnlich war, ist er im Stande einen Verdacht zu begründen, der meiner, und deines edlen Bruders, so wie deines eignen großmüthigen Herzens, so unwürdig ist? O Paolo," rief sie, als ihr Gemahl noch zweifelnd da stand, indem sie ihm mit allem Zauber ihrer hinreißenden Holdseligkeit und Sanftmuth in die Augen sah, „kennst du so die tiefe, unaustilgbare Liebe deines Weibes?"

"Don Paolo schien in diesem Augenblicke die Wichtigkeit seines Verdachtes ganz zu fühlen, und Liebe für den sanften Engel, den er so schwer beleidigt, schien in seinem stolzen Herzen zu erwachen; doch zu fest hatte der lang genährte qualvolle Argwohn Wurzel gefaßt; als man in einem Nebenzimmer seine kindliche Stimme hörte und eine Wärterinn dich, die nach der Mutter verlangte, in das Zimmer trug. Donna Maria glaubte, daß dieser Zufall nur noch früher das Herz ihres beleidigten Gemahls erweichen würde, doch ach! er diente nur seine unglückliche Verblendung zurückzurufen. Dein Anblick entflammete plötzlich die schrecklichen Zweifel, mit denen er sich längst gequält hatte. Längst hatte man sich bemüht, ihn eine auffallende Ähnlichkeit in deinen Zügen mit denen seines Bruders erblicken zu lassen; gestört blieb sein gerührter Blick auf dir haften; seine Arme sanken wieder, die er schon zur Umarmung seiner geliebten Marie aufgehoben hatte, und er sagte mit wehmüthigem Ernst: „Nein, laß uns scheiden, Maria! wo das Vertrauen einmal gestört ist, da kann das Glück nicht mehr gedeihen. Unsere Güter sind theilbar, nimm du deine kleine Tochter mit dir, versichert, daß ich für euren anständigen Unterhalt sorgen werde; mein Antheil wird das Kind aus unserer ersten seligen Liebeszeit, unser Antonio, seyn, daß mich sein Anblick immer an jene Tage ungetrübter Seligkeit erinnere."

"Lauf weinend stürzte ich bey diesen Worten zu seinen Füßen nieder, während meine Mutter sprachlos vor Schmerz und Erstaunen stand. Er selbst fühlte sich erschüttert und seine Stimme brach bey den letzten Worten in überwältigender schmerzlicher Bewegung, und um sich selbst zu entziehen, riß er sich los, indem er das Gesicht abwendend, auf dem der Schmerz der Liebe kämpfte, Maria noch einmal die Hand reichte. So stürzte er hinweg, und war verschwunden, eh' ihn unsre Thränen und Klagen zurückhalten konnten."

"Er hatte sich in sein Zimmer verschlossen; Maria wagte nicht bis dorthin zu ihm zu dringen, sie hoffte noch verloren auf das Wiedersehn des nächsten Morgens. Schlaflos brachte sie eine furchtbare Nacht zu. Ich weinte eine Weile mit ihr und suchte sie durch meine Liebkosungen zu trösten, doch bald nach Kindesart schlief ich vom Weinen ermüdet nur desto fester und ruhiger



ein, und die Bejammernswerthe blieb nun mit ihrem namenlosen Gram ganz allein."

„Ohne allen Zweifel würde es der sanften Mutter gelungen seyn, durch die Gewalt der Unschuld und Wahrheit das Herz ihres Geliebten wieder von seinem Wahn zurückzubringen; ach! wäre ihr nur noch ein Wiedersehen am Morgen beschieden gewesen! allein durch eine eigne unglückliche Fügung ihres Schicksals erhielt noch vor Anbruch des Tages Don Paolo Befehl unverzüglich bey dem Regiment einzutreffen, bey welchem er als Obrister stand, und das eben gegen den Feind rücken sollte."

„Dem immer noch martervoll dauernden Kampf in Paolo's aufgeregtem Gemüthe war dieser Befehl willkommen; ein schnelles Lösungswort; und rasch, wie er in allen seinen Handlungen war, traf er in fliegender Schnelligkeit die Anstalten zu seiner Abreise, und ehe noch die unglückliche Maria aus dem kurzen ängstlichen Morgenschlummer erwachte, in den sie endlich aus Erschöpfung gefallen war, hatte Paolo bereits die Heimath stillen Glücks verlassen, lag schon ein trennender Raum zwischen Marien und dem still ersehnten, banggehofften Geliebten."

„Ach die Trennung des Raums, welcher oft so stolz getrokt wird von treuvereinten Liebenden, sie wird dann fürchterlich, wenn sich ein Zwiespalt in die liebenden Gemüther drängt. Keine Vorbitte des Blicks aus den geliebten Augen, der niederstürzenden Thräne, des Lauts der theuren Stimme ist dann mehr möglich; und unerbittlich übt die Zwietracht ihr grausames zerstörendes Recht. Kein schrecklicheres Wort gibt es auf Erden, als wenn das liebende, gekränkte und doch bereuende Herz dem nahen, rettenden, versöhnenden Widersacher entgegen schlägt, und es nun heißt: Er ist fort! ihn hält schon unerreichbar die weite Ferne."

„Dies schreckliche Gefühl war unsrer armen Mutter aufbehalten; als sie erwachte, lagen schon trennende Räume zwischen ihr und dem sie verkennenden, unversöhnten Geliebten. Sie blieb allein mit dir zurück. Mich hatte man noch halb im Schlafe in den Wagen meines Vaters gebracht. Ich mußte ihn auf seinen Feldzügen begleiten, und er erzog mich mit treuer Sorgfalt; doch ernst und freudlos verfloßen meine Tage. Mein Herz hing an der holden Mutter, ach! von der mir nicht einmal noch ein letztes Lebewohl vergönnt seyn sollte! Ich habe sie nie wieder gesehen."

Der Ritter wandte sich ab, um seine hervordringenden Zähren zu verbergen, welchen die mitfühlende Angelica still weinend antwortete. Sich wieder fassend, fuhr jener fort:

„Die Arme würde mit heldenmüthiger Geduld ihr Schicksal getragen und sanft leidend Don Paolo's Rückkehr erwartet haben, hätten sich nicht durch eine wunderbare Fügung die Wetter des Unglücks so furchtbar über ihrem Haupte zusammen gezogen. Die Verwandtschaft Don Paolo's war von jeher seiner Verbindung mit der edeln Maria entgegen gewesen, man fand jetzt einen erwünschten Vorwand in dem Verdacht, der auf die Unschuldige fiel und den Donna Gismonda nicht gesäumt hatte zu verbreiten. Laß mich kurz darüber hingehen, geliebte Schwester, über das Schreckliche, was unsrer armen Mutter drohte. Die Verwandten unsres Vaters vereinten sich mit ihren feindseligen Neidern; der Giftbecher war schon in geheim für sie gemischt;



durch eine treue Dienerinn erhielt sie Überzeugung von der ihr drohenden Gefahr. Flucht war das einzige, mögliche Rettungsmittel, das ihr blieb, und sie ergriff es endlich, als sie die unausweichbare Nothwendigkeit davon einsah, und die Pflicht, für dein zartes Leben zu sorgen, über alle ihre Bedenklichkeiten siegte. Das zarte Ehrgefühl der Schuldlosen hatte wohl dem Gedanken einer solchen Flucht widerstrebt; mehr aber noch das Herz der Liebenden, die damit jeden Hoffnungsschimmer auf Wiedersehn des immer noch unnenbar geliebten Gemahls aufgab."

„Wohl Sicherheit hatte sie auf dieser entlegenen Insel gefunden, zu der sie mit dir geflohen war; doch ach! das, was sie den Nachforschungen ihrer Feinde entzog, verbarg sie auch vor denen ihres enttäuschten bereuenden Gatten, der, als er nach mehreren Jahren aus dem Kriege zurückkehrte, als er, ruhigeren Blutes, mit seinem edeln, schuldlosen Bruder zusammen kam, und alle Umstände die Wahrheit klar enthüllten, nun, von unendlichen Schmerzen der Reue ergriffen, Alles aufbot die Beleidigte aufzufinden. Allein unmöglich war dieß, kein Gedanke fiel auf dieß kleine abgelegene Eiland, und damals hatte auch schon das Grab unsrer arme Mutter verborgen."

„Auch unserm Vater verschloß es sich nicht allzulang. Er ließ mich allein in der Welt, nachdem ihm meine Erziehung und die innige Liebe, die ich ihm immer zu beweisen strebte, noch die einzige Erheiterung verschafft hatte, wie er mir oft bewegt versicherte.

„Meine ganze Neigung bestimmte mich von jeher zu dem edeln Stande, dem ich jetzt angehöre, und nie hab' ich noch einen Augenblick meine ernstestn Gelübde bereut. Nur ein Wesen, wie du, meine Angelica," setzte er mit einem liebevollen Blick hinzu, „fehlte meinem mittheilenden Herzen; für dich vereint sich die Liebe mit jenen Gelübden, und gleichwohl gewährst du mir all das reine Glück, das ein edles weibliches Herz gewähren kann, durch Mitgefühl, durch zarte Sorge für den gefahrumgebenen Mann, durch Antheil an allen dem, was das Leben Höchstes und Heiligstes hat. Meine Angelica, wirst du in meiner Nähe leben wollen?"

„O mein theurer, geliebter Bruder," rief Angelica, und ergriff seine Hand, indem sich ihre Augen thränenfeucht zum Himmel wandten, „wie wunderbar hat das Schicksal unsre Wünsche zu vereinen gewußt. Auch mir war es von je der höchste Wunsch, einen Bruder zu finden, einem edeln liebenden Bruder ganz angehören zu dürfen, in jenem reinen, seligen Gefühl, wie es die Geister höherer Welten empfinden mögen. So laß mich immer mit dir leben, mein Antonio, und deinen Schmerz wie deine Freuden theilen!"

Beide gingen fortan untrennbar den Pfad ihres Lebens, und die schöne unauflöbliche Liebe der Kinder, versöhnte die trauernden Schatten ihrer Ältern, die Irrthum um das seligste Glück betrogen hatte.

### Correspondenz = Nachrichten.

Hamburg, July.

Am 3. waren wir Zeuge eines herrlichen Volksfestes, des sogenannten Waisengrüns. Die Knaben und Mädchen des hiesigen Waisenhauses werden nämlich jährlich ein Mal durch die Straßen der Stadt und endlich vor das Steinthor auf eine Wiese geführt, wo ein ländliches Mahl unter Zelten ihrer harret. Vor jedem Hause stehen die



Kinder mit ihren Sparspennigen und beschenken die vorüberziehenden Waisen, ein Schauspiel, das Tausende von Zuschauern auf die Straße lockt, und einen herzerhebenden Anblick gewährt. Den Zug leiten die Lehrer und Lehrerinnen der Anstalt, und bärtige hanseatische Krieger steuern dem Andringen des Volkes. Zwischen zwey Soldaten geht der Capitän, das ist der Waisenknabe, welcher im Laufe des Jahres nach übereinstimmendem Zeugniß aller Vorgesetzten in Fleiß und Sittlichkeit den Preis errungen. Er führt den Zug an, und wird so reich beschenkt, daß er an diesem Tage die Grundlage seines künftigen Glückes legen kann. Dieses Waifengrün laßt also den älternlosen Kleinen das ganze Jahr als ein Segenstag entgegen, der nicht umsonst die Farbe der Hoffnung trägt, und den wohlthätigsten Einfluß auf die Erziehung ausübt. Aber dieses Fest ist nicht allein heilbringend für die Anstalt, sondern hat auch auf das Gemüth der begüterten Kinder einen heilsamen Einfluß, denen ein sorgender Vater und eine zärtlich wachende Mutter vom Himmel beschieden. Es erweckt die Gefühle der Menschlichkeit, lehrt sie frühe schon die Freuden des Wohlthuns kennen, und bringt sie den Unglücklichen nahe, die dereinst auf ihre Hülfe Anspruch machen werden. Man sieht kleine Mädchen, welche, mit ihrem Papierchen in der Hand, vor Erwartung zittern, bis die ersehnte Gelegenheit sich darbietet und dann, wenn endlich der Zug heran kömmt, vor lauter Freude und Verwirrung dem Ersten, Besten eine ganze Hand voll Silberlinge in die Mütze werfen, bis die hinter ihnen stehenden Ältern dazwischen treten, dem einen Beglückten zwar das Empfangene nicht wieder nehmen, aber aus ihrer Tasche die Übrigen ihm gleich stellen. Dann springen die kleinen Spenderinnen vor Vergnügen und jubeln. Freude ist auf allen Gesichtern; die müden Soldaten selbst, unter der Bürde ihrer Waffen, sieht man oft sich nach verstreuten kleinen Münzen bücken und mit gutmüthigem Lächeln den Kindern geben. Der mit dem Namen „Waife“ sich verbindende Begriff öffnet aller Herzen dem Mitleid und es regnet im eigentlichen Verstande Geld auf die Kleinen. Um fünf Uhr gelangen sie mit wohl gefüllten Taschen, aber mit leerem Magen auf die Wiese zu ihrem Zelte, wo sie sich erfrischen und ausruhen. Tausend und aber tausend Menschen lagern rings auf dem Rasen oder zerstreuen sich in öffentliche Gärten und Landhäuser, und erst mit einbrechender Dunkelheit wogt die Menge durch Alleen und Wiesen zur Stadt, und kein Trunkener, kein Getöse, keine Händel entweihen den edlen Charakter eines Volksfestes, dem der Menschenfreund in den größeren Städten des Vaterlandes zahlreiche Nachahmung wünscht.

Das Schauspiel wird jetzt spärlich besucht. Selbst an Abenden, wo Gerstäcker gesungen hat, ist es nicht so gefüllt gewesen, als die Kunstfreunde und gewiß am sehnlichsten die Theater-Unternehmer wünschen mochten. Mit lautem Beyfall ist das Publicum gegen diesen lieblichen Sängler zurückhaltend gewesen, hat aber seine Theilnahme in dem Überwinden der unerträglichen Hitze gezeigt, die das enge Haus auch bey mäßigem Besuch erfüllt. Gerstäcker's Sargino erregte Enthusiasm. In Weber's Freyschütz hat man ihn am kältesten behandelt. Viele behaupten, er habe an Stimme verloren; oft zeigt sich ein gehabter Genuß, je ferner er in das Halbdunkel der Vergangenheit zurücktritt, mit so rosigem Lichte umstrahlt, daß, kehrt er wieder, unverändert an Stoff und Form, er doch immer dem Bilde weit nachzusehen scheint, mit dem wir uns in der Erinnerung beschäftigten. Hr. Gerstäcker beschloß den 8. seine Gastrolle in der Kulau'schen Oper: die Räuberburg, Text von Henschläger.\* Dieses Werk verdiente bekannter zu seyn, als es ist; es trägt durchgehends den Stempel der Genialität, und erhält ein lebhaftes Interesse. Von den gewöhnlichen Räuber- und Rettungs-Opern zeichnet sich diese in der Behandlung wesentlich aus. Die Composition ist sehr gediegen, doch finden sich hin und wieder bekannte Anklänge, und aus den Mörder- und Räubergesichtern guckten einmal recht sichtbarlich nicht allein Joseph, sondern auch seine Brüder hervor, die sich wohl schwerlich in solcher Gesellschaft gefallen dürften.

Auch sahen wir auf dem Theater einen Hrn. Donati und eine Donna Peroni in zwey italienischen Farcen. Er nennt sich Mitglied des philharmonischen Institutes zu Bologna; die Dame kündigt sich als italienische Sänglerin an, eine Bezeichnung, die ungefähr so viel sagt, als wenn sich Jemand aus Europa gebürtig schreibt, denn die Zahl der italienischen Sängerrinnen ist groß. Die erste kleine Piece sollte von



Rossini seyn, du lieber Gott! Die Ouverture war allerdings aus der Italienerin in Algier, das Übrige aber ein saft- und kraftloses Durcheinander von welschen Meistern oder welschen Schülern, dennoch blieben die Buffo-Arien nicht ohne Effect. Donna Perroni ließ ahnen, daß sie einst eine gute Stimme besessen, von der ihr noch einige Geläufigkeit in den Coloraturen übrig geblieben ist. Beyde wollen von hier nach England überschiffen, da wünschen wir ihnen denn vor allen Dingen — guten Wind!

Ein hiesiger Verführer, ein wohlhabender Mann, der seiner Rechtschaffenheit wegen allgemeine Achtung genießt, verlor im vergangenen Jahre seine Frau im Wochenbette. Zwey herrliche Knaben waren das Band, das nach diesem schmerzlichen Verluste den Witwer an das Leben band, und in den Freuden des Vaters verloren sich allmählig die Thränen, die der Gatte geweint hatte. In dieser Woche spielten die beyden Kleinen am Ufer der Auster, und suchten Wasserlilien aus dem Grün zu pflücken, das den sumpfigen Boden überdeckt. Der Eine wagt sich zu weit und sinkt in den Fluß; der Bruder, das Unglück gewahrend, ruft um Hülfe. Kein rettender Engel führt einen Menschen an die abgelegene Stelle. Wie der Knabe sich verlassen, und den Bruder immer schwächer mit der Brandung kämpfen sieht, treibt es ihn vorwärts, bis er ihm endlich seine Hand reichen kann. Aber festgehalten von der Todesangst des Verunglückten ist er unfähig, auf dem weichen Erdreich sich zu erhalten und — um zwey Uhr bringt man dem Vater die Leichen seiner zwey Lieblinge vor die Thür.

Unsere Zeitschriften gehen in dem gewöhnlichen Geleise fort. Die Meisten liefern Nachdruck; nur die Originalien erfreuen uns mit mannigfachen interessanten Aufsätzen und werden daher gesucht. Der Redacteur dieser Blätter ist Hr. Georg Loh, dessen Übersetzungen aus dem Englischen und Dänischen sich auf das vortheilhafteste auszeichnen. Man kann in seiner Auswahl der zu übertragenden Werke sowohl, als der Beiträge zu seiner Zeitschrift einen Scharfblick erkennen, der um so verdienstlicher erscheint, weil Hr. Loh blind ist, welcher Zustand aber auf seine literarische Thätigkeit eher begünstigend als hemmend einwirkt.

### G a s t s p i e l e.

R. K. Hoftheater am Körnthnerthor, den 5. d. Der Barbier von Sevilla, mit Musik von Rossini. Mad. Seidler, geborne Wranghly, erste Sängerin des königl. Theaters in Berlin, sang zum zweyten Mal die Parthie der Rosine. Hr. Köchel, vom Dresdner Hoftheater, trat zum ersten Mal als Gast in der Rolle des Figaro auf.

Wenn die Sängerin der Rosine ihren Part mit einem wirklich an Verschwendung grenzenden Aufwand von künstlerischen Reizen schmückt, so darf man wohl nicht sagen, daß ein unrichtiges Gefühl sie leite; denn der brillante Charakter des Gesanges überhaupt verträgt den reichsten Zusatz schimmernder Verzierung, wofern nur diese das Gepräge des Geschmacks und einer kunstgerechten Bildung zeigen. Von dieser Art ist schon der Vortrag der Cavatine, die aber auch zugleich durch die mit ungemeiner Klarheit und Präcision verbundene, der Künstlerin ganz eigne Freyheit und Sicherheit in Verwendung ihrer Mittel und in der Ausführung des Ganzen eine reizende Eigenthümlichkeit und eine wohlthätige Erhöhung des Interesse in vollem Maß gewinnt. Bey der verlangten Repetition des zweyten Theils dieser Cavatine, zeigte Mad. Seidler, daß sie durch die erste freygebige Ausstattung sich nicht erschöpft hatte, und auch hier fürte kein Mißlingen den Genuß. In dem Duett mit Figaro mußte die Künstlerin dieß Mal fast allein die Kosten der Unterhaltung tragen, und zum Glück gewährte die harte, sinnvolle Nuancirung, ohne daß wir auf die mimische Ausführung hierbey im geringsten Rücksicht nehmen, einen recht bedeutenden Ersatz.

Am Clavier im zweyten Aufzug trug die Gastsängerin Variationen auf die stets beliebte Melodie des Liedes: Nel cor più non mi sento mit allem Glanz der Virtuosität vor. Aufrichtig wollen wir gestehen, daß der einfache Vortrag des Thema's uns, und vielleicht auch sonst noch einen Theil des Auditoriums vorzüglich ansprach. Hier



war kein erkünstelter Ausdruck des Gefühls bemerkbar, und dennoch wurde durch den reinen, natürlichen Accent, die Wahrheit und Bestimmtheit der Declamation, das tiefste Mitgefühl erregt. Die Variationen bieten einer Sängerin bedeutende Schwierigkeiten dar, die unser Gast mit Kunstfertigkeit zu überwinden wußte, woben jedoch ein Übermaß der melodischen Verzierung und ein angestrongteres Aufgebot der Kraft nicht zu verkennen waren, die auch den Eindruck einzelner Theile etwas schwächten. Die kühnen Tonsprünge geriethen zu immer gesteigerter Bewunderung der Meisterschaft der Künstlerinn, und eine Kleinigkeit, zum Beispiel der versagende Anklang eines Tons, woran ein augenblickliches physisches Hinderniß Schuld seyn kann, setzt die Gegenwart des Geistes und die technische Gewandtheit einer solchen Sängerin nur in ein desto glänzenderes Licht, wie hier am Schluß der zwayten Variation, wo das glückliche Auffassen des eben mißlungenen Tons mit einem chromatischen Lauf verbunden war, der wie eine Perlschnur hinrollend, den annuthigsten Knoten schlang und die kleine Unebenheit vollauf verdeckte. Die dritte Variation gerieth vielleicht in der Ausführung am besten. Die Darstellung übergehen wir, obwohl darüber Mancherley und Vierterley zu sagen wäre.

Hiernächst machten wir mit dem Gastspieler Bekanntschaft, der jedoch in dem hiesigen Theaterkreis kein Fremdling ist. Die Stimme kann früher einen bessern Klang gehabt haben, jetzt sind eigentlich nur einige Töne noch als brauchbar für den Gesang anzusehen. Tactfestigkeit bemerkt man ohne Mühe, an Bildung und Geläufigkeit ist desto größerer Mangel zu verspüren. Das zeigte sich alsbald in den nachahmenden Figuren und Passagen. In dem Vortrag der Gesangstücke fehlte ein gewisses Feuer nicht, es war jedoch zu theatralischer Natur, und wollte nicht erwärmen, nicht erfreuen. Wir wurden gleich Anfangs etwas stuhig, als wir diesen Figaro, nach der alten Art, dergleichen Rollen etwas gekenhaft zu nehmen, wie ein Springinsfeld erscheinen, und bis zum Schluß der Arie ein Springinsfeld verbleiben sahen. Das Tempo ist allerdings anregend und bewegend, aber das muß sich mehr in der heitern Stimmung des Gemüths und der tactmäßigen Schwingung aller Glieder, als durch Hüpfen und Springen äußern. Figaro ist bey all seinem Humor und all seiner weltklugen Schalkhaftigkeit doch ein gesehter Mann im weitern Sinn des Worts. Von diesem Figaro, der Alle beherrscht, überall imponirt, und immer hervortritt, selbst indem er sich zurückzieht, war aber nicht viel zu bemerken, wenn auch der Barbier von Sevillen nicht vermist wurde. Seltsam ist es, daß, sobald er nur zu singen aufhörte und in die deutsche Prosa überging, er vollends ganz ein Anderer wurde, dem man auch nicht wohl verstehen konnte, was er sprach, der sich überhaupt ganz still und zahm betrug, so daß Jeder, der ihn nur auf diese Weise kennen lernt, zeitlebens ein Fremdling in Sevilla bleiben wird. Wir haben Grund zu hoffen, daß der Gast in einem anderen Wirkungskreis mit mehr Behaglichkeit und besserem Erfolg sich zeigen werde.

### Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Amaryllis Belladonna. Westindische Amaryllis. Von den caraisischen Inseln.
- Acalypha cuspidata. Zugespitztes Brennkraut. Von Caracas.
- Hamelia patens. Absteigende Hamelie. Aus Peru.
- Jatrova napaeifolia. Zerschligtblättrige Brechnuß. Von den Antillen.
- Manulea viscosa. Klebrige Handblume. Vom Cap.
- - - oppositifolia. Gegenüberstehendblättrige Handblume. Vom Cap.
- Ocimum suave. Liebtchduftendes Basilicum.
- Olea fragrans. Wohlriechender Ölbaum. Von China.

### Modenbild XXXVII.

Ein Crepp-Kleid mit Gaze-Treis und Atlas gepußt; die Binde mit einer Schnalle befestigt.

Herausgeber und Redakteur: J o h. S c h r e i b e r.

Wedruckt bey Anton Strauß.



h den  
das  
chwies  
jedoch  
Kraft  
chten.  
rschaft  
eines  
e Ge  
in ein  
ckliche  
war,  
Kleine  
hrung  
elerken

hiesi  
ng ge  
besang  
eit ist  
en Fi  
nicht,  
n. Wir  
, der  
, und  
rdings  
s Ge  
ringen  
ftigkeit  
lle bes  
t, war  
urde.  
übers  
onnte,  
er ihn  
wird.  
mehr

igende

chnalle



*P. v. St. Del.*

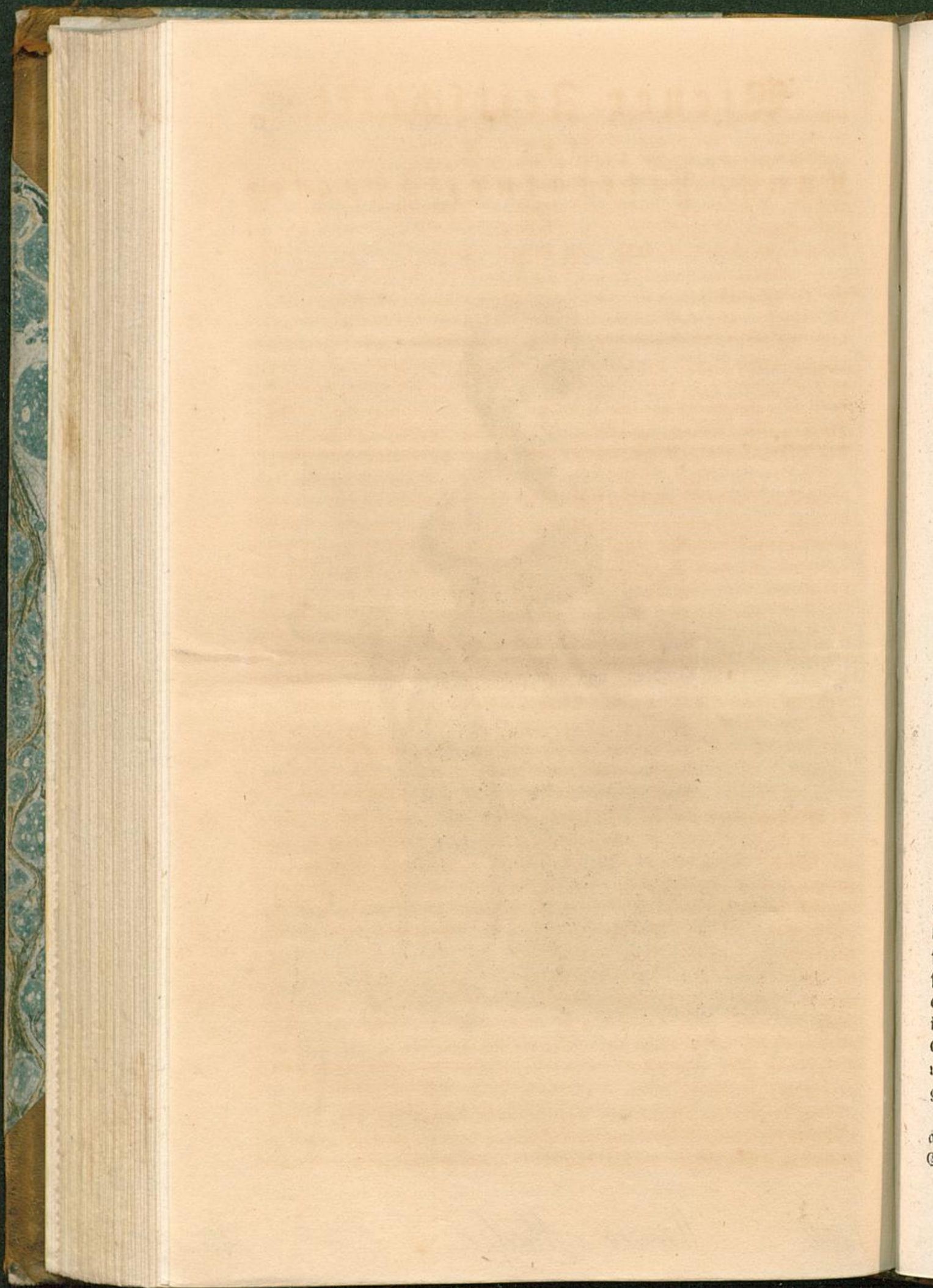
*Fr. Haber. sc.*

XXXVII.

Wiener Moden.

110.  
1822.







# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Sonnabend, den 14. September 1822.

III

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, wofür hier gegen Vorauszahlung zusammen viertheil. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertel. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bei N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das Inn- und Ausland versendet.

## Nachtschatten.

### Märchen.

In den Kranz der Dichtung winde  
Dich auch, anspruchstose Pflanz,  
Sanfte Blüthe! Mancher finde  
Stille Deutung wohl in dir.

Wenn Nachtschatten auf's Gefilde  
Düsterhüllend sich ergießt,  
Daß nur noch der Mond voll Milde  
Mit verlorren Strahlen grüßt:

Dann gibst du den stillen Lüften  
Lieblich schwermüthsvoll dich hin;  
Und aus deinen sanften Düften  
Weht wohl mancher zarte Sinn.

Ein frommer König zog einst in einen edeln und gerechten Krieg, zu welchem ihn sein heiligstes Bewußtseyn rief; er mußte sich von Allem trennen, was ihm auf Erden theuer war, da er nicht wußte, wenn und ob er je aus jenen weit entlegnen Himmelsgegenden kehren werde, wohin die Pflicht ihn rief. Indeß entsagte er mit frommer freudiger Ergebung Allem, um jenes höhern Rufes willen; er übergab sein Reich einem Verwandten, beschwor ihn, seinem Volke, welchem er stets Vater gewesen war, dieselbe Stelle zu ersetzen; für sich selbst aber legte er ihm nur die wehmüthige Bitte an das Herz, sein einziges nachgelassenes Kind mit Sorgfalt zu erziehen. Es war eine Tochter, in welcher er das holde Ebenbild einer innig geliebten und früh verstorbenen Gemahlinn sah, ob sie gleich noch im zarten Kindesalter war. Das neue Königspaar versprach auch Alles treu zu thun, und redlich vertrauend schied der gute König zur Ferne.

Im Anfang hielt man auch das feyerliche Versprechen ganz leidlich; allein als die Königin selbst mit einem Kinde niederkam, da wandten sich ihre Gesinnungen ganz gegen die kleine Verwais'te, und ihr Gemahl war so trägen



Gemüths, daß er sich um gar nichts bekümmerte, sondern Alles seiner Gemahlinn überließ.

Die Königin, die stets in schönen Worten redete, und auch das Heiligste in geläufige Rede zu kleiden wußte, machte auch gar keine Hehl aus ihren lieblosen Gesinnungen; sie sagte mit Emphase: „O, wem erst die Natur das Glück gewährt, ein eignes Kind an den mütterlichen Busen zu drücken, der wird sich nicht verwundern, wenn man auf andere nicht eben mehr achtet.“ Gleich als ob solch ein Glück gegen alle edlen Gesinnungen abstumpfe.

Das neugeborne Kind war auch eine Prinzessin, und da die Königin sehr empfindsam war, und gern etwas Sinnreiches aufbrachte, so sagte sie zu ihren Hofdamen: „Wie nennen wir nun dieses holde Kind? Die Namen aus den alten Zeiten sind ganz unter die geringern Stände gekommen, so daß man seine Kinder nicht mehr mit Anstand Arthur oder Thusnelde nennen kann; wie wär' es, da doch die Dichter jetzt ihre Werke alle nach Blumenamen nennen, wenn wir auch diesen beyden Kindern dergleichen gäben?“ Denn auf den Namen der armen kleinen Fremdlinginn war weiter gar noch nicht geachtet worden.

Die Damen gaben mit großem Geräusch ihren Beyfall und ihre Bewunderung zu erkennen. „Dies wäre doch wieder einmal etwas Neues!“ fuhr die Königin mit selbstgefälligem Lächeln fort; „allein unter den Blumen etwas Neues zu finden, das wird ein wenig schwer halten, da durch die sehr vielen Sammlungen von Erzählungen und Gedichten die Blumen und Blüten fast alle von der Erde weggemäht scheinen. Doch halt! jetzt fällt mir etwas ein! Dort für die kleine Fremde, die doch wohl zu einem bescheidenen Loose bestimmt seyn wird, wäre, dächt' ich, der Name: *N a c h t s c h a t t e n*, nicht unpassend?“

Vortrefflich! ganz vortrefflich, gnädige Königin! wiederholte der Chor der Hofdamen.

„Hier aber für mein schönes Kind,“ lächelte die Königin auf ihre Kleine nieder, „für sie will ich hiermit den Namen: *K a i s e r k r o n e*, wählen! denn eine Krone ist sie wirklich zu heißen, und ein höchster Herrscher wird sie, so wie ich hoffe, die seine nennen. Und diese Namen sind auch, so viel ich weiß, noch nicht auf Büchertitelblättern anzutreffen.“

Der ganze Hof jauchzte Beyfall, und die Kinder wurden fortan genannt, wie es die Königin ausgesprochen hatte. Die bedeutsamen Namen schienen auch fast ihr Schicksal zu bestimmen, denn die arme, kleine Prinzessin *N a c h t s c h a t t e n* ward allenthalben in Schatten gestellt, als die Kinder heranwuchsen, und ihr die kleine *K a i s e r k r o n e* vorgezogen. Sie sollte wohl die Spielgefährtinn der Tochter vom Hause, dieser vergötterten Kaiserkrone seyn, allein dieß war mehr eine Qual zu nennen, denn immer mußte sie, als die ältere, dem eigensinnigen, verzognen Schooskindchen nachgeben; und wenn auch sie zuweilen ein neues Spielzeug bekam, und jene halbweg darnach langte, so hieß es gleich: „Nachtshadowen! gib es doch der Kleinen!“ die es dann bald verdarb; so daß sie sich an gar nichts Signem freuen konnte.

Allein anstatt daß manches andre Kind dadurch böse und versteckt worden wäre, so ward ihr unbeschreiblich sanftes, bescheidnes Herz dadurch nur noch sanfter und ergebner in Alles. Nur zuweilen, wenn sie einmal still unter



Blumen spielen durfte, mußte sie heimlich weinen, und es war, als sprächen ihr die Blumen auch von einer entfernten, lieben Heimath und liebenden Geschwistern vor.

Als Beyde an das Jungfrauenalter grenzten, erhielt Kaiserkrone die schönsten Kleider, und wurde immer in Gesellschaften mitgenommen; Nachtschatten ward dafür sehr streng zur Spindel und andern weiblichen Arbeiten angehalten, und kam fast nicht an's Licht; allein sie kümmerte sich darum nicht, sondern übte sich nur immer fleißiger in ihren Arbeiten, so daß sie mit jedem Tage geschickter darin ward. Die Königin hielt sie auch deßhalb so eng eingeschlossen, weil sie bemerkt hatte, daß alle, die sie sahen, vorzüglich Männer, unwillkürlich günstiger auf sie blicken mußten, als auf die Tochter ihrer Königin. Alle fanden nämlich etwas unendlich Holdes, Sinnnehmes in der sanften Prinzessin Nachtschatten; man fand, daß sie wohl dieser Blume an stillbescheidnem und doch süßen Reize gleiche; Andere nannten sie: Nachtsviole, auch wohl: Viole, ihrer schönen tiefblauen Augen wegen; sie aber ahnete gar nicht, was über sie gesprochen ward, und warum sich der Haß noch mehr gegen sie entzündete.

Kaiserkrone dagegen schien auch ihrem Namen ähnlich zu werden; man nennt nämlich an manchen Orten die Blumen so, die man an andern wieder die Feuerlilie nennt, feuerfarb prangend, doch ohne Geruch; auch wenn ihr Zorn entbrannte, was nicht selten geschah, so glich er ganz jenen hochprahlenden Feuerflammen.

Einst unternahm die Königin eine sehr weite Reise, und nahm die beyden Mädchen mit. Sie waren schon viele Tage gereist und kamen einst durch einen großen, dichten Wald, der gar kein Ende zu haben schien, die hohen dunkeln Fichten wechselten hier und da mit Buchen und anderm frischen Laubholz ab, aber an Dörfer und andere Spuren menschlichen Aufenthalts war gar nicht zu denken; nur die Bäume stiegen wie Riesen zu Seiten des Weges in die Höhe und schienen mit verständigem Neigen in den Wagen hineinzusehen, wobey den jungen Mädchen, die beyde noch halb Kinder waren, ganz unheimlich zu Muthe ward. Selbst die Königin und eine alte Ehrendame, welche bey ihr im Wagen saß, wandelten öfter diese Schauer an, so daß sie ihre Zungen, so wenig als möglich, im Sprechen ruhig ließen.

Jetzt endlich, gegen Untergang der Sonne, gelangten sie an einen etwas freyern Rasenplatz, wo zwischen dem Gebüsch ausnehmend schöne bunte Waldblumen standen. „Mutter!“ sagte Prinzessin Kaiserkrone lebhaft, „hier wollen wir doch etwas halten lassen! Ich habe Lust einen Strauß solcher schöner Blumen zu pflücken.“

Sie sagte dieß mit ihrem gewöhnlichen entschiednen Tone, und die Königin versetzte darauf: „Mein liebes Kind, wir sollten uns eigentlich gar nicht aufhalten, da die Nacht zusehends hereinbricht; indeß, was kann ich meiner Krone abschlagen!“

Der Wagen mußte also halten; Prinzessin Kaiserkrone stieg heraus, und Nachtschatten mußte ihr folgen, als ihre Begleiterinn, was diese auch mit großer Freude that, denn sie liebte die Blumen nicht weniger als ihre Spielgefährtinn. Beyde hüpfen auf die Blumen zu; als Nachtschatten so dahin schwebte, ein schlankes Wesen voll kindlicher, unschuldsvoller Anmuth,



da schaute ihr die Königin mit unruhigem Blicke nach, und sprach zu jener alten Dame, die ihr Vertrauen und ihre Gunst besaß: „Nachtschatten schießt jetzt ganz gewaltig in die Höhe, und erhält ein nur allzu muntres Ansehn. Es wäre doch seltsam, wenn ich den Lohn für meine an ihr ausgeübten Wohlthaten in Kummer ernten sollte, wenn sie, wie es beynah den Anschein hat, gar meiner Kaiserkrone vorgezogen werden sollte, vielleicht ein Glück weghaschte, das meinem Kinde bestimmt wäre! Fürwahr, dieß müßte doch das Mutterherz zerreißen!“

Die alte Vertraute schüttelte bedenklich das Haupt, hustete und sprach dann: „Nun, meine Königin, was hindert Euch denn, Euch dieser Sorge gänzlich zu entledigen? Jetzt wäre gleich die schicklichste Gelegenheit; Ihr ließt die Kleine hier im Walde, wir führen fort und sie würde den Weg an euren Hof viel hundert Meilen weit fürwahr nicht finden!“

Der alten Dame war es nur darum zu thun gewesen, sich bey ihrer Gebieterinn noch mehr in Gunst zu setzen, und sie hatte diese nicht unrichtig beurtheilt, denn ein freudiger Schrecken malte sich bey dem Vorschlag auf dem Gesicht der Königin, und nur zum Scheine machte sie noch einige Schwierigkeiten. „Ey, das ginge doch nicht,“ sagte sie, „ich habe ja versprochen die Waise zu erziehen.“

„Nun, das habt ihr bereits gethan!“ erwiederte die Alte; „sie ist jetzt groß genug, sich durch die Welt zu finden.“

„Und mein Gemahl?“ wandte die Königin noch ein.

„Der König,“ versetzte Jene, „ist zu sehr mit wichtigen Dingen beschäftigt, als daß er sich um solche Kleinigkeiten bekümmern sollte. Eine schickliche Antwort wird da sehr leicht zu finden seyn, im Fall er auch darnach fragen sollte.“

So überzeugende Beredsamkeit mußte ja wohl alle Zweifel im Herzen der gewissenhaften Königin besiegen. Die Kinder hatten unterdeß eine große Menge der schönen, farbigen Blumen gepflückt; sie sann schon, was sie alles daraus für Kränze und Gewinde flechten wollten. Da ward Kaiserkrone in einiger Entfernung noch einen ganzen Busch vorzüglich prächtiger Blumen gewahr, allein ein sumpfiger Bach lag dazwischen; sie lief daran hin und wieder, ohne hinüber zu können; da sagte sie mit einem bittenden Tone, wie sie es selten that: „Nachtschatten, du bist größer als ich, sieh' doch, ob du über den Graben kommen kannst, mir die Blumen zu holen.“

Die arme Nachtschatten hatte zwar oft von der stolzen, lieblosen Kaiserkrone leiden müssen, und oft im Stillen über sie geweint; dessen ungeachtet hatte sich ihr gutes, weiches Herz mit treuer Anhänglichkeit an die geschlossen, mit welcher sie von frühester Kindheit aufgewachsen war; sie war daher auch jetzt sogleich bereit, ihren Wunsch zu erfüllen. Doch der Bach dehnte seine sumpfigen Ufer zu weit aus, um ihn überspringen zu können; auch war Nachtschatten bey aller ihrer Leichtigkeit zu schüchtern und wenig selbstvertrauend zu einem solchen kühnen Wagstück; denn wessen Seele immer im Niederdruck gehalten wird, der wagt auch selbst den Kräften seines Körpers weniger zu vertrauen. Sie schürzte also ihr Gewand auf, setzte die kleinen Füßchen schüchtern versuchend auf die bessern Stellen, und half sich so, nicht ohne Mühe, über die breite, wäfrichte Vertiefung.

(Die Fortsetzung folgt)



## L u s t s p i e l.

Auf dem K. K. Hoftheater an der Burg wurde den 6. d. aufgeführt: Die Eifersüchtigen, oder: Keiner hat Recht. Lustspiel in vier Aufzügen, nach dem Englischen neu bearbeitet von W. Vogel.

Der verdienstvolle Schröder hat dieses Lustspiel ebenfalls bearbeitet, und es war lange Zeit auf den deutschen Bühnen ein Gegenstand der Unterhaltung, bevor es wieder eine Zeitlang anderen den Spielraum überlassen mußte. Das Original führt den Titel: All in the Wrong, und ist von dem bekannten Murphyn, der zu den neueren Schriftstellern der englischen Bühne gehört. Da beyde Bearbeiter, laut ihrer Versicherung, das Werk des Engländers vor Augen gehabt, und die Bearbeitungen selbst, sowohl dem Gang der Handlung, als der Scenenfolge nach, bis auf Kleinigkeiten, die weiter unten angezeigt werden, mit einander übereinstimmen, so kann uns Schröder's Arbeit recht gut statt des Originalstücks dienen, um die Verdienste der jetzigen Bearbeitung gehörig zu bestimmen. Was den Stoff an sich betrifft, so kann ihm die komische Kraft nicht abgesprochen werden; die Verwicklung ist leicht, der Gang, wenigstens des größeren Theils der Handlung, rasch und aufgeweckt, die Scenen wechseln ziemlich schnell und sind, mit geringer Ausnahme, auf ungewundene Art verbunden. Der Dialog ist überdies natürlich und lebendig, ohne gesuchten Witz, oder geschraubte Redensarten, lustig und anregend; aber die Sprache ist veraltet, zuweilen artet sie in allzu große Nachlässigkeit, nicht selten in Platttheit aus. Einige Scenen haben dennoch, trotz der Kürze des Ganzen, eine überflüssige Länge, da die Situationen sich überhaupt zu sehr wiederholen und der Gegenstand der dramatischen Bewegung sich immer um sich selbst dreht. Dem Charakter nach gehört dieses Lustspiel ohnehin nicht unter die feineren; der Ton der höheren Gesellschaft erlaubt eigentlich nicht, daß man Thorheiten und Mißverständnisse dieser Art so öffentlich zur Schau gibt. Nichts desto weniger erfüllt dieses Stück eine der Hauptbedingungen des Lustspiels: die Thoren lächerlich zu machen und durch Spott zu bessern. In diesem Fall hat man ohne Zweifel Unrecht, dem Verfasser, oder den Bearbeitern, Übertreibung vorzuwerfen. Ginge Alles hier den natürlichen Weg des alltäglichen Lebens, wäre jedes Mißverständniß mit der größten Wahrscheinlichkeit motivirt, so würde Einer und der Andre, der in demselben Zustand sich befindet, noch das größte Recht zu haben glauben, er würde seine Verblendung und seine Qual mit sich nach Hause schleppen. So aber lacht und ärgert er sich wohl in einem und demselben Augenblick über die närrischen Leute da droben, über die Heavontimer umenoi auf der Bühne, erkennt seine Übereitung und kehrt mit veröhntem Herzen aus dem Schauspielhaus zurück, bis die Liebe eine neue Mißgeburt in seinem Innern aushebt. Denn ohne Liebe kann die echte Eifersucht zum Daseyn nicht gelangen; es gibt wohl eine, die dem Eigensinn, dem Ehrgeiz ihre Existenz verdankt; allein beyde sind ernsthafterer Natur, und kein eigentlicher Gegenstand für die Komödie. Es geht übrigens damit, wie mit den Temperamenten, wovon kein einziges in ungemischter Reinheit angetroffen wird. Je mehr aber wahre Liebe Theil hat an der Eifersucht, desto öfter sieht diese Gespenster, und desto lächerlichere erscheinen ihr, sie führt sie mit, sie kommen ihr entgegen, wie demjenigen Kranken, der sich selbst sieht, sein eignes Bild erscheint.

Was diesem Lustspiel vielleicht am meisten noch im Wege steht, ist die öftere Behandlung desselben Gegenstandes, bald in der Länge, bald in der Kürze. Der verbannte Amor ist eine ziemlich ähnliche Copie dieses Gemäldes, oder steht ihm wenigstens am nächsten. Hierzu kommt noch, daß vier Acte, wenn gleich die Handlung einen kurzen Zeitraum einnimmt, doch zu viel für eine Reihe von Scenen sind, die, bloß mit Chimären der Eifersucht angefüllt, vorüber ziehen. Das Stück hat gleichsam nur eine einzige Farbe: gelb, und gelb, und alle vier Seiten sind gelb angestrichen, wie man auch an einer andern Sucht bemerkt hat, die jedoch, von dieser sehr verschieden, in ein ganz andres Krankheitsystem gehört. Da nun aber, wie bereits gesagt wurde, das Gemälde absichtlich eine ziemlich grelle Zeichnung und zugleich eine monotone Färbung hat, so muß die Darstellung hier, und grade hier, als Vermittlerin



erscheinen. Die Hauptpersonen müssen sich ihrer Seite vor Übertreibung hüten; sie müssen ihre komischen Beiträge mit der ernsthaftesten Miene von der Welt liefern; die immer wiederkehrenden Anfälle, das Feuerfangen und Aufbrausen um nichts und wieder nichts, das beständige Schicaniren, das Einem von den Andern widerfährt, bietet Reiz genug zum Lachen dar, wenn die mimische Kunst es nur mit Leichtigkeit und mit Gewandtheit zu benutzen weiß. Geht sie aber weiter, will sie die Aufmerksamkeit auf sich allein ziehen, wird man die Mühe und die aufgebotnen Mittel allzu sehr gewahr, so verliert sich leicht die Sache aus den Augen, und das Unnatürliche tritt immer mehr hervor, das Interesse — doch, wir können nicht umhin, am Schlusse dieser Bemerkungen, von dem hier Gesagten eine kurze Anwendung zu machen.

Vorerst muß der neuesten Bearbeitung noch gedacht werden. Sie ist zweckmäßig und den Bedürfnissen entsprechend. Der Verfasser hat aus guten Gründen nicht darauf Rücksicht genommen, daß die Handlung nur die Hälfte der gewöhnlich angenommenen Theaterzeit erfordert, und dennoch einzelne Reden, ganze Scenen zusammen gezogen, oder abgekürzt. Wenig kann auch zu viel seyn. Der zweyte Act, der in der älteren Bearbeitung eine unverhältnismäßige Länge von achtzehn Scenen hatte, da der folgende nur aus sechs ziemlich kurzen besteht, schließt nun mit dem eilften Auftritt, eben so schicklich, wie mit der vorher angenommenen Schlusscene. Die folgende zwölfte eröffnet den dritten Act und schließt sich dem Andern bis zur ursprünglichen Abtheilung an. Dadurch wird verhindert, daß die Bühne nicht bis zum Auftritt der Mad. Kast und ihres Dieners leer bleibt, und den Abschnitt in der Handlung macht die Lücke im Zusammenhang der Scenen ganz unmerklich. Allerdings tritt wieder eine andere Inconvenienz ein, indem nach der achten Scene dieses dritten Aufzugs eine Verwandlung nöthig wird; allein sie ist die einzige in diesem Act, und im letzten muß ohnehin eine Veränderung des Orts den Ausgang fördern, die eben nicht den besten Vortheil bringt. Das Stück würde ohne Zweifel noch gewonnen haben, hätte die Verwandlung so kurz vor dem Schluß vermieden werden können. Außer einigen Reden des versöhnenden alten Bernau, und der Zurückstellung der Liebespfänder, die der Hauptmann durch die vielfach verknüpften Enden eines Tuchs so gut verwahrt, daß die Wiedergabe der beleidigten Geliebten künftighin vergehen soll, ist sonst in diesem Aufzug keine Abänderung vorgenommen, es sey denn in Ansehung des Dialogs. Dieser ist durchgehends geläufiger und mit dem heutigen Sprachgebrauch des täglichen Umgangs übereinstimmender. Was allzu platt war, oder steif und ungelent, ist ausgeschieden, und der Bearbeiter hat überhaupt mehr weggeräumt, als zugethan, das zeigt von einem sichern Tact. Gleich in der ersten Scene fragt Hr. Kast, wo seine Frau denn hingegangen; der Diener gibt der ältern Bearbeitung nach zur Antwort: „Dorthin, gegen die Ställe.“ In der neusten heißt es anständiger: „Nach dem Gewächshaus.“ Am Schluß der fünften Scene geht Mad. Kast mit dem Ausruf ab: „O warum muß ich einen Mann heirathen!“ Dieses platte Späßchen fällt nun weg, und ist hier schicklicher gegeben. Freulich heißt es bald darauf: „Das ist eine abscheuliche Mode, daß die Leute hinterswärts einander alle gleichen.“ Allein im Munde eines Dieners läßt sich das wohl hören. Der neue Einfall des Hauptmanns, der, als er erfährt, daß seine (ohnmächtig gewordene) Freundin Hrn. Kast am hellen lichten Tag in die Arme gesunken sey, zur Antwort gibt: „Wie? nicht einmal bey Nacht?“ ist lustig und kann nur durch ein Mißverständniß Anstoß geben. So viel zur Probe, da von dem übrigen im Allgemeinen schon gesprochen wurde.

Mad. Löwe erhöhte den Charakter der eifersüchtigen Gattinn (Mad. Kast), wie nicht anders zu erwarten war, und hielt ihn mit allem Nachdruck und zugleich mit all der natürlichen Leichtigkeit, die dieser Darstellerinn eigen sind, auf dem höhern Standpunct aufrecht, von welchem die Bethörte nur zu leicht herunter gleiten kann. Doch ist nicht zu läugnen, daß hin und wieder ein gewisser tragischer Ton sich einschlich, der gegen den Ton des Lustspiels etwas fremd klang.

Hr. Koberwein ist in dem Fach, wo dieser eifersüchtige Kast und ähnliche Rollen hin gehören, so zu Hause, daß er sie nicht bloß spielt, sondern mit ihnen spielt, wie mit Geschöpfen seiner frohen Laune. Die kleinste Bewegung des Körpers nimmt



Theil daran, und mit einem Reichthum von Mitteln steigert er die Unterhaltung immerfort. Nicht selten verleitet ihn jedoch sein eignes Wohlgefallen, sie über das natürliche Maß zu weit hinaus zu steigern, dann glaubt man die Mühe vorwalten zu sehen, die Unterhaltung nimmt einen etwas geschraubten Ton an, und die Theilnahme verliert sich nach und nach. So war es hier am merklichsten in der dritten Scene des letzten Aufzugs. *Raf* schien wirklich ein ganz anderer Mann geworden, der nicht nur aus Leidenschaft und Übereilung Thorheiten begeht, sondern ein Vergnügen daran findet und damit stolzirt. Das ist eben nicht der Zweck, und der Zweck wird so auch nicht erreicht. Die Anfangs so wohl gelungne Darstellung hätte auch zuletzt eine laute, allgemeine Anerkennung nicht entbehren müssen.

*Hr. Kettel* stellte den eifersüchtigen Liebhaber im Anbeginn mit recht viel innerem Leben dar; es schien aus dem Gemüth hervor zu gehen. Und so gelang's ihm in den ersten Acten ebenfalls; das Gelingen mochte ihn jedoch zu kräftig anspornen; er übernahm sich in der Folge, die Darstellung wurde äußerlicher und materieller, sie wirkte weniger, und der Darsteller brachte sich um den errungenen Vortheil selbst.

*Bernau* (*Hr. Costenoble*) erscheint nur im ersten und zweyten Aufzug. Die erste Scene ist sehr kurz. Der Bearbeiter hat aber den geschwähigen Eifer des Alten noch ein wenig eingeschränkt. In der gedruckten Bearbeitung scheint es offenbar auf einen geschwinden Vortrag abgesehen; wie die Art, sich mehrmals selbst zu unterbrechen, und in einem Schwall von Worten dasselbe immerweg zu wiederholen zeigt z. B. Den Augenblick will ich zu dem Notarius gehen und die Sache in Ordnung bringen. Was sagst du? — — — Untersteh dich nicht, mir noch einmahl zu widersprechen! — Was sagst du?" u. s. w. *Hr. Costenoble* nahm ihn, der Abänderung gemäß, langsam etwas pedantisch feyerlich, und zwar mit vielem Glück. Im letzten Aufzug aber ward das Tempo noch ein wenig retardirt, dem Bedürfnis der Handlung nicht ganz entsprechend.

*Mlle. Weber* gab die Rolle der von ihrem Liebhaber viel gequälten *Pauline* mit Zartheit und mit ungezwungnem Anstand. Warum ließ sie aber noch zuletzt, bey dem Entschluß, den Quäler abzufertigen, ihre *Pauline* so sehr in Thränen zergehen? Der Ton hervorbrechender Rührung, kämpfend mit unterdrücktem Zorn, hätte hier genügt. Allzu häufige Thränen lassen endlich kalt; wenn aber hier und da die Perlen der Wehmuth schöne Wangen schmücken, so fließen alle Herzen über.

*R. k. Hoftheater* nächst dem *Kärnthnerthor*. Am 10. d. wurde der *Frenschütz* aufgeführt. *Mad. Seidler* gab die *Agathe*, *Hr. Mosevius* den *Kaspar*.

Der Componist hat die Parthie der *Agathe* für die Sängerin gesetzt, also war sie bey der Aufführung dieser Oper auf dem königlichen Theater in Berlin die Erste, die den Part vorgetragen hat. Ein solcher Umstand muß selbst dann, wenn die Talente einer Sängerin noch unbekannt sind, die angenehmsten Erwartungen anregen. Hier vereinigte sich beydes, und die Leistung rechtfertigte jene hinlänglich. Man ist rücksichtlich einer solchen Aufgabe um so viel begieriger, den Erfolg zu wissen, da der bloße Ausdruck des Gesangs, die charakteristische und kunstgerechte Bezeichnung des Gefühls durch Töne und Accente — Declamation und Wohllaute — der einzige Glanz ist, den die Künstlerinn dem reizenden Gebild des Meisters aus ihrem Eigenen verleihen kann, und jede andre That als ein hors d'oeuvre erscheint, das zwar wohl blenden, aber nicht den eigenthümlichen Reiz des Werks erhöhen kann. Wir müssen gestehen, daß die *Gasssängerinn* in dem ersten Theil der großen Scene zwar die Mittel ihrer Kunst nicht sparte, sie aber doch so zu verwenden wußte, daß Geschmack und Besonnenheit nicht vermist wurden. Überhaupt besitzt diese Künstlerinn den Vorzug einer großen Eiferheit in Benützung ihrer Mittel und des meisten Theils sehr glücklichen Gelingens. Man kann es einer Sängerin, die in der feinsten italienischen Kunstschule des Gesangs gebildet ist, wohl verzeihen, wenn sie ihren Gewinn und ihren Reichthum nicht



ohne eignes Wohlgefallen producirt. Das Allegro wurde mit der größten Präcision, mit Leichtigkeit und ungezwungener Kräfteerhebung ausgeführt, wie denn auch die Übergänge aus einer Stimmung in die andre, und aus dem getragenen Zeitmaß in das bewegtere, eine besondere Auszeichnung verdienen. Das Gebet im dritten Act gelang vielleicht am besten. Hier befeiligte sich die Künstlerin einer vorzüglichen Einfachheit, durch welche die Anmuth des Vortrags keineswegs beschränkt wurde. Die sparsam angebrachten Verzierungen waren dem Gefühl selbst entsprechend, und ohne die natürliche Wirkung durch erkünstelte Nahrungsmittel erhöhen zu wollen, brachte diese Einfachheit die meiste Wirkung hervor.

Hr. Jäger sang den *Mar* mit festem, sichern Ton, ohne den Wohlklang dem Nachdruck aufzuopfern. Schon das *Solo* in dem Quartett mit Chor: „Düster Ahnung füllt die Brust —“ erregte Theilnahme. Der Verein jener vorhin bemerkten Vorzüge wird in der *Arie* ungewöhnlich in Anspruch genommen, da der Tenor seinen ganzen Umfang verwenden und sich bald von oben nach unten, bald durch eben diesen Raum zurückbewegen, und oft mehrere bald auf einander folgende halbe Töne berühren muß. So einfach das Thema, so verschieden ist der Charakter des Gesangs, und die wechselnden Gefühle der Schwermuth, der Trostlosigkeit und der Verzweiflung erfordern ihren eigenthümlichen Ausdruck. Wenn diese *Arie* mit romantischer Lieblichkeit beginnt, so schließt sie mit dem Ausbruch eines zerstörenden Dämonenkampfes. In diesem Moment schien es dem Sängern an der nöthigen Energie zu fehlen. Der eigentliche Geist der Darstellung dieser Rolle, der Ausdruck des verstörten Gemüths, kämpfend mit dem finsternen Verhängniß und der Leidenschaft, deren Tiefe nur wenig irdische Naturen zu ergründen vermögen, gleicht einem scheuen Wild, dessen Spur diese Jäger stets umsonst verfolgen, und das ihnen nirgends in den Schuß gerathen will, oder mit einem edlern Ausdruck: einem verschlossenen Mysterium, wozu die poetische Offenbarung ihnen erst den Schlüssel reichen muß.

Hr. *Mosevius* mochte wohl dem *Caspar* ein vorzügliches Vertrauen geschenkt haben, und wir rechneten selbst auf ein besseres Einverständnis zwischen Beiden, um so mehr, da das *Kriegslied* ziemlich gelang; in der *Schluss-Arie* des ersten Aufzugs wurde jedoch der wilde Jäger dem Gastgefährten ungetreu. Hier fehlte es dem Letztern an Kraft, oder an wohlberechneter Verwendung derselben, oder vielleicht hatte in der Tiefe, die er eben nicht vorfehlte, sich ein Theil davon verloren. Auch die *Actionen* wollten hier den mangelnden Nachdruck der Stimme nicht ersetzen, oder scheute sich der Sängern vor dem *Pathos*, der in diesem Falle keine schlechte Wirkung macht? Wir sind überzeugt, daß die Bedeutung des Charakters dem Gastspieler nicht entgangen ist; doch in den zur Versinnlichung erforderlichen Mitteln hat er einen Mißgriff gethan. Er nahm einen schleichenden Ton an, in der richtigen Absicht, den *Bösewicht* zu schildern; aber schon die treffende Farbe des Liedes hätte ihm eine andere Ansicht geben sollen. Die etwas schleppende Scene wird durch ein solches Zeitmaß der Rede nur noch schleppender. Der *Dialog* ist obnehin nicht sehr gerundet. Einige Zuschauer, die, so wie der größte Theil der zahlreichen Versammlung, an diesem Vortrag irre wurden, machten die nicht unrichtige Bemerkung, daß der hingeworfene *Conversationston* der Andeutung so fürchterlicher Geheimnisse nicht angemessen sey. Und fürwahr! ganz unbefangene Zuschauer äußerten sich so; es waren keine Recensenten. Auch diese in Darstellungsgemälde mangelte der düstere Hintergrund, der jedoch hinter einer ganz eigenthümlichen *Strahlenbrechung* hervordämmern soll.

---

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

---

Bedruckt bey Anton Strauß.



Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dienstag, den 17. September 1822.

112

Bei diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Notenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbs- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Nachschatten.

Märchen.

(Fortsetzung)

Indessen war man im Wagen völlig zur Richtigkeit gekommen; man rief Kaiserkronen hinzu, nahm sie schnell ein, und rollte in fliegender Eile davon. Als Nachschatten eben einen recht großen Strauß jener ersuchten Blumen für ihre Spielgefährtinn gepflückt hatte, da hörte sie mit einem Mal die Räder rollen, und als sie sich erschrocken umblickte, da sah sie, wie der Wagen zwischen den dichtlaubigen Eichen verschwand.

Sie rief, sie schrie, denn ihr argloses Herz konnte sich gar nichts anders denken, als daß man sie vergessen habe. Zugleich war sie dem Wagen nachgeeilt, so schnell es ihre Kräfte nur verstaten wollten, allein wie war es einem zarten Kinde möglich, den vier brausenden Rossen nachzukommen, welche den Wagen fortrissen? Keine Spur sah sie mehr davon, und erschöpft sank sie endlich am Fuße eines Baumes nieder.

Die Sonne war indeß ganz hinunter gegangen; ein kalter Nachtwind strich durch das Gezweig. Auch war sie durch das Verfolgen des Wagens von jener blumenreichen Stelle weg, und in einen viel wildern, unfreundlichern Theil des Waldes gekommen; die frischen, vollgrünen Buchen und Eichen hörten fast völlig auf, und riesenhohe, nachtschwarze Tannen wankten in der ungewissen Dämmerung mit geisterräufigem Weben um sie her, manche senkten ihre langen schwarzackigen Äste bis auf den Boden nieder. Kam nun ein Windstoß, so ächzten und krachten die Stämme, die Wipfel heulten und Schauer drängten sich von allen Seiten auf die verlassne kleine Pilgerin. Da fing sie bitterlich zu weinen an, denn in ihr Herz kam jetzt eine Ahnung von der schrecklichen Wahrheit.

Von Todesangst getrieben, riß sie sich wieder auf und irrte weiter, doch immer wilder, immer schauriger ward der Wald, immer lauter hob sich der Sturm, Nachtvögel kreischten widerlich dazwischen, und schwärzer nun und schwärzer senkte sich die Nacht.



Die arme kleine Prinzessin war lange Zeit so hilflos fortgeirrt ohne Ruhe, ohne Trost, ohne Erquickung; allein nach Art des Kinderherzens, auch wohl des Menschenherzens überhaupt, stumpfte sich ihr Schmerz in sich selbst ab, auch ohne Verbesserung von Außen, sie ward gefaßter, und konnte wenigstens durch Klagen jetzt ihrem beängsteten Busen Luft machen. Mühsam wand sie sich in der Dunkelheit durch die Gesträuche, ob sie vielleicht noch irgend Hilfe finden möchte, und sang dazu halbleise vor sich hin:

Morgen, willst du nimmer kommen?  
Auch kein sanfter Mondenstrahl?  
Auch kein Sternlein ist entglommen;  
Nacht, ach Nacht, im öden Thal!

Keine Stimme tönt mir Armen;  
Saurig braust der alte Hain!  
Will sich niemand mein erbarmen?  
Bin ich denn so ganz allein?

Schatten wird mir schon gegeben,  
Ach! mit meines Namens Wahl;  
Und er legt sich auf mein Leben,  
Wie auf dieß verlassne Thal!

Doch schien darauf ein tröstender Gedanke in ihr wach zu werden; sie erhob ihre Seele zu einem andächtigen Gebeth, und wankte still ergeben weiter, ob sie gleich matt war bis zum Sterben.

Und siehe, nicht zehn Schritte war sie gegangen, so blickte ihr der schwache Schimmer eines Lichts durch die Gesträuche: so fällt die Hoffnung in ein Kummerdüstres Herz.

Mit neuen Kräften schien sie dieser Anblick zu erfüllen; sie ging darauf zu, und nicht lang, so kam sie bey der Thür einer einsamen Hütte an, die sich an eine hohe Felswand lehnte, und halb darein gehauen war; so wie auch hier eine ganze Kette schroffer unzugänglicher Felsen den Wald begrenzte.

Das Licht kam aus einem kleinen Fenster, welches über dem Eingang war. Sie klopfte schüchtern an, nur leise und bescheiden; allein kein Laut des Lebens ließ sich im Innern hören. Zitternd vor Kälte stand das arme Kind eine Weile vor der Thür; sie wagte jetzt noch einmal anzuklopfen, doch wie das erste Mal bescheiden; allein stumm wie die Felsen, die neben der Hütte aufstiegen, so blieb auch innen Alles todtenstill.

Indem bemerkte Nachtschatten, wie die Angeln und Schösser der Thür so los und locker waren, daß es nur eine kleine Anstrengung ihrer jungen Kräfte bedurft hätte, sie aufzustößen; schon war sie daran es zu thun, doch in dem Augenblick hielt sie ein und sagte zu sich selbst: „Nein, wer weiß, welchen armen Greis, oder gar welchen Kranken ich aus seinem Schlummer stören könnte. Zudem ist es auch nicht erlaubt, wider Willen in fremdes Eigenthum zu dringen.“

Sie setzte sich also mit einem tiefen Seufzer zunächst der Thür auf einen Stein. Doch jetzt stieg ihre Noth auf's höchste, denn in das schaurige Gekreisch der Nachtvögel, in das Knarren und Stöhnen der Kiefern und das Brausen des Sturms, mischte sich jetzt von fernher das fürchterliche Heulen der Wölfe, das sich zu nähern schien.



Angstvoll hob die arme Nachtschatten die kleinen Hände zum Gebeth empor; da steh! in diesem Augenblick ging die Thür auf, und heraus trat eine bejahrte Frau von edlem Ansehn, eine mild brennende Lampe in ihrer Hand. Ein silbergrauer Schleyer lag über ihren schon erbleichten Locken, und ein Gewand von eben dieser Farbe floß bis zu ihren Füßen nieder. Sie trat vor die Prinzessin, und sprach zu ihr mit freundlichem Tone: „Du armes Kind, du hast wohl sehr lange dulden müssen? Nun komm und erquickte dich in meiner stillen Wohnung.“

Der guten kleinen Verschmachteten ertönten diese Worte wie Himmelsgruß; sie küßte ganz entzückt der Unbekannten die dargebotene Hand, und folgte ihr in ihre Wohnung. Sie traten in einen freundlichen, stillen Raum, den die mildbrennende Lampe erleuchtete, und eine wohlthätige Wärme füllte. Dieß war der ganz erstarrten Nachtschatten sehr erquickend. Die Unbekannte hieß ihr sich niedersetzen, und bereitete ihr ein kleines Tischchen zur Nachtmahlzeit; darauf trug sie ihr Früchte auf, und eine Schale frischer köstlicher Milch. „Sieh,“ sagte sie, „da du so sitstam und bescheiden warst, und meine Ruh zu stören fürchtetest, so ist nun auch alles zu deinen Diensten, was mein kleiner Haushalt vermag. Es ist freylich nur wenig, doch dir mit herzlicher Freundschaft gegeben.“

Allein die kleine erschöpfte Prinzessin wäunte ein Königsmahl vor sich zu haben, nach Kinderart, die stets das Brot an fremdem Tisch den köstlichsten Gerichten daheim vorziehen. Während die Kleine aß, bereitete ihre milde Wirthinn ein weiches Lager aus Moos und durren Blättern, nicht weit von ihrem eignen Lager, dann setzte sie sich freundlich zu ihr an den Tisch, und sagte: „Nun, mein Kind, erzähle mir auch etwas von deinem Schicksal! wie es dir früher ergangen? und was dich hierher in diese Wildniß geführt hat.“

Nachtschatten erwähnte nun mit wenigen Worten ihre vorherige Lage, erzählte darauf weitläufiger, weil es ihr jetzt am nächsten lag, wie auf einmal der Wagen mit ihrer Pflegemutter, der Königin, und ihrer Gespielin davon gefahren sey, und fing dabey aufs neue an zu weinen, ohne jedoch im Mindesten über den grausamen Verrath zu klagen, den man an ihr begangen hatte, noch über irgend etwas von dem, was man ihr oft zu Leid gethan.

„Du gutes Kind!“ sagte die Unbekannte mit Nachdruck, „schlummre sanft diese Nacht auf deinem friedlichen Lager! Morgen will ich dich selbst ein Stückchen Weges begleiten, durch dieses unwegsame Waldgebirg. Wenn du nur erst das Schloß der holden Schwestern erreicht hast, so bist du geborgen!“

Mit diesen Worten küßte sie die Kleine auf die Stirn, und führte sie zu ihrem Lager; der ruhige Schlummer der Unschuld sank bald auf das holdselige Kind herab, und die blühenden Landschaften des Traums ersetzten ihr die rauhe Wirklichkeit.

Am andern Morgen hatte sie ihre Wohlthäterinn sehr lang ausruhen lassen, und war leis aufgetreten um ihren Schlummer nicht zu stören; als sie die Augen neugestärkt aufschlug, schien schon die Sonne ziemlich hoch stehend freundlich auf sie herab, milde Wärme war um sie her, und das Frühstück erwartete sie, zu welchem sie die milde Wirthinn einlud. Als sie es eingenommen hatte, sprach diese, ihr die Hand reichend: „Nun komm, mein Kind! wie



müssen unsern Weg antreten; denn hier unten im Thale zu bleiben, geziemt deinen jugendlichen Kräften nicht, du mußt zur Höh' hinan!"

Sie traten aus der Hütte in den frischen morgendlich feuchten Wald hinaus, dem nun der Sonnenschein die Wipfel vergoldete, aber nicht zur Tiefe dringen konnte. Es ging nun immer aufwärts durch manchen engen, steilen Felsweg, worüber oft wildes Gezweige zusammen schlug, Dornen zur Seite die Kleider und die Händchen der Prinzessin ritzten, und in den Weg gerollte Trümmer und scharfe Steine ihr die zarten Füßchen verwundeten. Oft wäre sie beynah gestrauchelt und gefallen, allein ihre Begleiterinn unterstützte sie stets; und wenn ihre Kräfte fast erliegen wollten, so reichte sie ihr in einer Schale von Eisen einen Trank, der zwar nur reines Wasser schien, der aber so mild war als Milch, und so stärkend wie edler Wein.

Jetzt wand der Bergweg sich über den Wald heraus, und eine heitre Ebene breitete sich vor den Blicken der erfreuten Prinzessin aus. Von fern herüber glänzte ein prächtiges weißes Schloß, mit vielen blinkenden Zinnen- und Thürmen, und schien die ganze Gegend zu beherrschen. Die Fenster stimmerten krystallhell, und alles bot den ergeßlichsten Anblick dar. Das Auge der Prinzessin flog sehnsuchtsvoll über die weite Fläche hin, und hing an diesem schönen Ruhepunkte. Die Ebene stieg noch immer aufwärts bis zu dem Schlosse, und mancher rauhe Weg war noch bis dahin zurückzulegen, allein sie fühlte Muth und Kraft in sich, bald dahin zu gelangen.

„Sieh!“ sagte ihre Führerin, „dort liegt das Schloß der holden Schwestern! Du brauchst nun meine Führung nicht mehr; der Anblick wird dich nun schon zurechtleiten, da wir das Thal der Leiden und des Irrthums überstanden haben. Lebe wohl! Sey fröhlich! aber vergiß auch nie ganz deiner treuen Führerin!“

„O meine Wohlthäterinn!“ rief Nachtschatten, indem sie die milden Hände ihrer Leiterinn küßte, „wie könnte ich Euch je vergessen? oder vielmehr wie könnte ich glücklich seyn dort in dem schönen Schlosse, wenn Ihr nicht mit mir geht? Und wäre es denn euer Ernst? wolltet Ihr wirklich nicht mit dahin gehen?“

„Das kann ich nicht,“ erwiderte die Unbekannte; „mein Beruf ist in jenem Thale zu bleiben, und andere Leidende zu führen und zu stützen. Allein im Nothfalle werde ich auch oft an deiner Seite stehen.“

„Also wirklich?“ seufzte Nachtschatten, unter hervorbrechenden Thränen, „o so nenne mir wenigstens deinen Namen zum Abschied.“

„Mein Name ist Geduld,“ erwiderte die Führerin mit einer überirdischen Würde, und ihr Antlitz schien sich auf eine wunderbare Weise zu verklären, indem der silbergraue weiche Schleyer darum floß. Ein linder geistiger Kuß berührte noch gleich einem leisen Lüftchen segnend die Stirn ihrer Schützlinginn, und verschwunden war die erhabene Gestalt.

Erschrocken blickte sich das Mädchen nach ihr um, und brach in schmerzenvollen Klagen aus, als sie sie nicht mehr sah; indeß der neue heitre Anblick nahm bald ihren kindlich leichten Sinn ganz dahin. Sie mußte durch den Schleyer ihrer Thränen nach dem herrlichen Schlosse blicken, und diese Aussicht war so lachend, daß die Thränen unmerklich versiegten, und ihre Schritte sich dahin bestügeln.



Es ging, wie es immer bey flachen Gegenden zu gehen pflegt, wo der Reisende schon sein Ziel, Stadt oder Schloß, ganz nahe vor sich zu erblicken glaubt, und es sich durch manniachfache mähliche Vertiefungen und wieder steigende Erhöhungen der weiten Felder in eine ermüdende Ferne zieht. Endlich gelangte sie in die Nähe des Schlosses, und hier ward ihre Anstrengung reichlich belohnt; weite Blumengärten umgaben es von allen Seiten und hauchten Duft und Farbenpracht der armen Fremdlinginn entgegen. Es war so schön zu sehen, wie sich an die freyen, schwellenden Felder, sogleich die Blumenanlagen angeschlossen, ganz ohne Zaun und Hecke, gleichsam in einander verschmelzend das noch grünliche Gelb der Felder, mit allen Farbentönen der frischfunkelnden Blumenauen, so wie ein emaillirtes Bild in zarten Übergängen in einander fließt. Hier stiegen alle Farben, vom blassesten Pfirsichfarb zum höchsten Purpur, vom sanftesten Hellblau zum tiefsten Violet. Dem jungen Mädchen war es, als läge ihre Kindheit wieder vor ihr, als würden ihr die dort entbehrten Freuden jetzt ersetzend zurück gegeben. Ein frohes Kind, so hüpfte sie mit leichtem Fuß durch die anmuthigen Blumenstücke, und alle Müdigkeit war aus ihren Gliedern verschwunden.

(Der Schluß folgt)

### Naturgeschichte.

Die Wiener Zeitschrift vom 22. Dec. vorigen Jahrs erwähnte S. 1288 den Aufenthalt des rühmlich bekannten Naturforschers Hrn. George Dahl in Mehadia und einiger der dort von ihm entdeckten entomologischen Gegenstände. Seitdem hat Hr. Dahl die angefangenen Untersuchungen auf einer zweyten Reise fortgesetzt. Gegen Ende März d. J. begab er sich wieder in die reich gesegnete Gegend und das, was er, seit seiner vor einigen Wochen erfolgten Rückkehr, den Freunden der Natur darbietet, übersteigt wirklich alle Beschreibung. Ausser den 1821 aufgefundenen einhundert fünfzig neuen Arten von Käfern enthält seine diesjährige Ernte wiederum, über fünfzig ganz unbekannte, davon er einen Theil auf den Bannater Alpen, die noch kein Entomologe vor ihm berat, sammelte. Die dortige ungeheure Hitze, welche die, unserer Gegend, noch übersteigt, der Mangel aller Bequemlichkeit und oft des Obdaches, konnten seinen Muth nicht lähmen, und so wankte auch seine eiserne Gesundheit nicht, wenn mehrere eingeborene Begleiter, die sich nur auf kürzere Zeit ihm angeschlossen, erkrankten.

Unter den jetzt gefundenen neuen Käfern zeichnen sich folgende besonders aus, die Freunden der Entomologie zu Ehren also benannt wurden.

*Carabus Macairei*. *Nebria Reichii* - Heegeri - Spinolai - Höpffneri. *Perostichus Findelii* - Klugei etc. Dann *Procrustes Bannaticus*, *Calathus metallicus* etc.

Von Schmetterlingen erbeutete Hr. Dahl mehrere schöne Exemplare der herrlichen *P. Roxelana* und *Clymene*, in beyden Geschlechtern. Von *P. Eumenis* (nicht *Euphemus*) hatte er, nach der früheren Anzeige, im Jahre 1821 nur den Mann entdeckt, der damals bey'm ziemlichen Gleichkommen mit hellen Varietäten von *P. Medusa*, noch Zweifel über die Artverschiedenheit gestattete. In diesem Sommer fand er aber, in Vereinigung mit dem Manne, auch das Weib, und mehr als zwanzig gleiche Stücke sichern die früher gewagte Vermuthung eines ganz neuen Geschöpfes. Unter den Dickköpfen (*Hesperia*) erhielt er ebenfalls eine neue dem *H. Fritillum* verwandte und doch standhaft abweichende Art, nun *Hesp. Orbifer* benannt. *Hesp. Sidae* erzog er, wie *P. Leander* aus den Raupen, vorzüglich schön und groß. Auch bewährte er durch mehrere Exemplare in beyden Geschlechtern die lang bezweifelte Verschiedenheit der *Hesp. Altheae* von *H. Malvarum*. Die Bannater Alpen boten ihm *P. Melampus*, *Cassiope*, *Pyrrha*, *Tyndarus* und den *B. Jodutta* oder *Carnus O.* — Wie arm ist jede Sprache, wenn sie versucht, den Dienst des Auges zu übernehmen! Darum sey auch nur kurz



eines der interessantesten entomologischen Stücke dieser Reise erwähnt, das jetzt des Unterzeichneten Sammlung ziert. Es ist ein *Hermaphrodit* von *P. Janira*, dessen linke Seite vollkommen weiblich, die rechte aber vollkommen männlich ist. Bey der so bedeutenden Verschiedenheit der Zeichnung und Größe von Mann und Weib dieses allgemein bekannten Tagfalters ist die Verbindung beyder Geschlechter in einem Körper um so staunenswerther ersichtlich.

Hr. *Dahl* wird künftiges Frühjahr einen andern Theil von Ungarn bereisen. Möchte es ihm nicht an Zeit und Willen fehlen, so viele einzelne interessante Bemerkungen, die sich ihm darbieten, zu sammeln und einst in einer vollständigen Übersicht mitzutheilen.

F. Zeeisgte.

### Ballet.

Auf allerhöchsten Befehl wurde am 10. d. M. auf dem k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthor: *Alfred der Große*, gegeben. Heroisch-pantomimisches Ballet in drey Aufzügen, von der Erfindung des Hrn. *Aumer*, Balletmeister der königl. Akademie der Musik in Paris, mit Musik vom Hrn. Grafen *W. Robert von Gallenberg*. Neu in die Scene gesetzt.

Eine ungewöhnliche Menge von Zuschauern hatte sich frühzeitig auf allen Plätzen eingefunden, um an diesem festlichen Schauspiel Theil zu nehmen, und die Ankunft des allerhöchsten Hofes zu erwarten. Um halb acht Uhr, kurz vor dem bestimmten Anfang des Ballets, erschienen beyde kaiserliche Majestäten, begleitet von Ihrem erhabnen Gast, dem Kaiser *Alexander*. Zuerst trat der Beherrscher aller Reussen in die Loge, und wurde mit lautem Ausdruck aufrichtiger Verehrung empfangen. Bis zum Jubel steigerte sich die Theilnahme der Versammlung bey dem Eintritt des vielgeliebten Herrschers über Osterreichs beglückte Völker, und nahm den unverkennbaren Charakter kindlicher Liebe und Ergebenheit gegen *Franz I.* an, dessen väterliche Nähe immer liebevoll und tröstend ist. Die Minister und hohen Staatsbeamten, die Gesandten und der Adel vom ersten Range füllten rings umher die Logen; festlicher Glanz verbreitete sich umher, und der Schimmer der Diamanten, die Pracht der Damen, wetteiferten mit dem zum strahlenden Sonnenglanz erhöhten Schein unzähliger Kerzen. Aller Augen weilten freudetrunken auf dem hohen Herrscherbund, dessen Gegenwart so bedeutungsvoll und Glück weissagend für den Frieden und das Heil Europa's ist.

Das Ballet begann, und sämtliche Künstler, begeistert von der Nähe so erhabner Zuschauer, zusammenwirkend mit dem glänzendsten Aufgebot ihrer Talente und wie begabt mit neuen Kräften, erzielten eine ihrer Bestimmung würdige Leistung. Herr *Tagliani* (*Alfred*), *Mlle. Milière* (*Alswith*, Tochter des Grafen *Edelberth*) und Hr. *Kozier* (*Odun*, Befehlshaber der Angelfachsen) standen in der Künstlerreihe oben an. *Mad. Kozier* (*Oliver*, Alfreds Begleiter), *Mlle. Heberle* (*Begi*, des Pächter *Jackson* Tochter) und *Mlle. Ramacini* (*Alswithens* Freundin) rangen auf das glücklichste mit jenen um die Palme. Der früher von *Mlle. Julie Aumer* ausgeführte Charakter war *Mlle. Heberle* zu Theil geworden, die, wenn gleich jener ausgezeichneten und viel geübten Künstlerinn nur mit Schüchternheit nachstrebend und in einer der jungen Tänzerinn noch ungewohnten Gattung des Tanzes, dennoch durch anmuthiges Benehmen und unverkennbar anspruchlose Nacheiferung die freundlichste Theilnahme zu gewinnen wußte.

Wenige choreographische Darstellungen sind zur feyerlichen Huldigung so sehr geeignet, wie das Ballet *Alfred*, sowohl des historischen Interesse wegen, als der Vereinigung des heroischen Charakters mit festlichem Glanz.

### Schauspiel.

Auf dem k. k. priv. Theater an der Wien wurde den 9. d. M. zum ersten Mal gegeben: *Bioia und Carlo*. Lustspiel in drey Aufzügen, nach *Shakespeare's: Was ihr wollt*, und *Schlegel's* Übersetzung für die Darstellung eingerichtet.



Die Idee dieses Lustspiels ist vermuthlich aus einer alten italienischen Novelle entlehnt, oder doch wenigstens aus irgend einer englischen Nachahmung derselben. Letzteres ist am wahrscheinlichsten, weil die Novelle von dem Inhalt des Lustspiels, dessen ernsthafter Theil überhaupt nur damit in Beziehung steht, merklich abweicht. Der Stoff der ersteren könnte folglich von einem Andern nachgebildet, und diese Nachbildung die Quelle der dramatischen Handlung seyn. Übrigens stimmt das Lustspiel in den Hauptumständen dennoch mehr mit der Novelle überein, als mit irgend einer der Komödien des Plautus, der bekanntlich die durch außerordentliche Ähnlichkeit zweyer Personen veranlaßten Mißverständnisse, dergleichen in den „*Errungen*“ des englischen Dichters bereits vorkommen, mehrmals zum Gegenstand einer dramatischen Handlung genommen hat.

*Viola* und *Sebastian* (in der Einrichtung *Carlo*) sind mit *Paolo* und *Nicuoia* in der Erzählung des Italieners einerley. Beyde werden durch Unglücksfälle von einander getrennt; jene durch einen Schiffbruch, diese bey einer Belagerung. *Viola* geht als Edelknabe verkleidet, in des Herzogs, *Nicuoia*, auf eben diese Art, in *Lautauzi's* Dienste. Beyde erhalten den Auftrag, sich für ihre Herren um die Gunst ihrer Geliebten zu bewerben, und diese verlieben sich in Beyde. Auch der Ausgang ist in der Eimen, wie im Andern. Die verkleideten Frauentimmer verbinden sich mit ihren vor- maligen Verehrern, und ihre Brüder heirathen die Schönen, die ihnen Liebe schenkten. *Shakespeare* hat verschiedene Umstände und Motive in die Handlung verflochten, die weniger natürlich und zusammenhängend, als die in der Novelle sind, wodurch die Vermuthung, daß er eine nachgebildete Erzählung vor Augen haben mochte, gerechtfertigt wird. Die Charaktere sind indessen von dem englischen Dichter vollständig ausgeführt, da sie bey dem Novellisten nur skizziert erscheinen.

Durch diese mitgetheilte Vergleichung des Inhalts werden die Leser zugleich eine Übersicht der dramatischen Fabel, ihren Hauptzügen nach, gewonnen haben. Den komischen Theil des Lustspiels: „*Was ihr wollt*“, das auch den Titel: „*Der heilige Drensfönigsabend*“ führt, füllen größten Theils Episoden aus, die aber auf jene dem großen Talent des Dichters eigenthümliche Weise unvermerkt in die Handlung sich verschlingenden und die Entwicklung scheinbar absichtslos herbey führen. Die lustigen, oder belustigenden Personen des Stücks sind freylich ihrer Natur nach dem Geschmack der Zeit nicht mehr ganz angemessen, und sie schwächen das Interesse, welches die ernsthaften einzuküssen bestimmt sind, in der That ein wenig. Indessen entwickelt sich aus den Situationen, worin sie ganz nach Bequemlichkeit verkehren und geschäftig sind, ein unwiderstehlicher Lachstoff, sie zeigen mitten durch die Ähnlichkeit verschiedner Züge eine vorherrschende Originalität, und es sprechen uns selbst aus dem Geschwäg des vermeintlichen Unsinns so viele sinnreiche Bemerkungen, große Betrachtungen und tief geschöpfte Wahrheiten, aus dem Leben und aus dem Herzen an, daß wir uns erhoben fühlen, während wir durch die Theilnahme an diesen Narretheyen uns erniedrigt wähen. Eine Fülle von Leben herrscht auf der Scene, eine Erscheinung folgt der andern, und eben da wir fürchten, uns in dem Wirrwar zu verlieren, während die Handlung ganz aus einander zu fallen scheint, gestattet, rundet sie sich unversehens zu einem Ganzen. Eine andre Welt eröffnet sich an diesen Lustspielen, und das ängstlich enge Daseyn wird erweitert; die Thorheit redet Weisheit, und diese kößt uns mit ihrer Gebrechlichkeit Mitleid ein. So taucht der Geist des echten Humors unser Bewußtseyn in das eigentliche Element des Lebens: *Lust* und *Wehmuth*, nieder.

Die Abänderungen, welche die Einrichtung nöthig machte, sind bis zum Schluß nicht sehr erheblich. Fünf Acte wurden in drey gezogen, die zwey letzten sind jedoch im Original nur kurz, der dritte ist aber in der Einrichtung von ziemlich gleicher Dauer mit den vorhergehenden. Durch die verminderten Abtheilungen wird indessen immer Zeit erspart. *Viola's* Verhältniß zum Herzog, der sich mit ihr vermählt, und dem sie früher schon bestimmt war, ist in der Einrichtung so gestellt, daß sein Absprung von der heftig geliebten *Olivia*, und sein Wankelmuth besser motivirt scheinen; doch wirklich nur so scheinen. Das Ende wird hingegen durch die nöthigen Erklärungen verzögert. Eine feyerliche Musik soll die Erscheinung der *Viola* nach Entdeckung



des Irrthums imponant und glänzend machen; allein die Absicht ist zu deutlich, und der Aufenhalt so nahe dem erwünschten Ziele, entkräftet den Effect. Wo der Eindruck im Ganzen zweifelhaft ist, wie in diesem Fall, muß Alles auf ein rasches Ende eingerichtet seyn. Wirklich schließt das Stück im Original in dieser Hinsicht vortheilhafter. Sonst hat der Bearbeiter den Charakter des Lehrern möglichst unverlezt erhalten, und was wir besonders rühmen müssen, an die trefflich geschilderte Individualität des verliebten, eiteln Haushofmeisters der Gräfinn *Olivia*, die modernisirende Seite nicht gewaltsam angelegt, wie das seine Absicht überhaupt nicht war.

Dieser *Malvolio* ist ein vortreffliches Portrait; man kann es besser nicht überzeichnen, als mit einem eignen, oft angebrachten Wortspiel des Dichters: Es ist ganz natural; das will sagen: trotz aller Narrheit, ganz Natur. Anfangs zeigt er sich ernst, dienfertig und ergeben. Wer ihn näher betrachten wollte, möchte wohl von einer gewissen Apprehension ergriffen werden. Nicht eher bricht seine Narrheit aus, bis die andern Narren durch eine erdichtete Liebeserklärung der Gräfinn ihm das Gehirn verdrehen. Und was ist leichter, als einen eiteln, eingebildeten Schwachkopf zum Überschnappen zu verleiten, wenn man ihn nur kann glauben machen, daß eine hohe Dame die Augen auf ihn geworfen habe! Diese Rolle stand *Hrn. Ephe der* sehr wohl an, sie gerieth ihm wie aus einem Guß, und selbst das nothwendig Karrikirte wurde mit einem Anstand ausgeführt, der den Spötter imponiren mußte. Schon in der Ausföhrung des Kopfes zeigte sich vom Anfang her etwas Unheimliches, das durch einen sehr natürlichen Übergang endlich zur Verstörtheit wurde. An kleinen Zusätzchen dürft' es hier zwar auch nicht fehlen, wie z. B. in der Stelle, wo *Malvolio* sich glücklich preißt, daß *Olivia* ihn einen Menschen nur genannt, nichts mehr, und auch nichts weniger, kam noch ein kleines: „Ich bin ihr Mensch!“ hinzu. Indessen, wenn man einmal über das Bett hinaus ist (die Gräfinn fragt ihn nämlich sehr bedenklich: „Wollt ihr nicht zu Bett?“ worauf er mit schelmischer Verliebtheit ihr erwidert: „Ach! ja zu Bett!“), wenn man über das Bett einmal hinaus ist, so läßt sich wohl das andre Neutrum ebenfalls verwinden.

Der Narr, sonst Küppel genannt, wurde vom *Hr. Demmer* sehr gewandt und leicht gegeben. Zwar zeigte sich diejenige Originalität nicht in diesem Bild, die man sich bei jenen alten Personagen so gewöhnlich denkt; da sie aber nur eine allgemeyne historische Wahrheit haben, so kommt es mehr auf die Rundung und Ausföhrung im Ganzen an. Besonders glücklich fiel die Scene aus, wo der Narr zugleich den pedantischen Doctor spielt. Schade! daß die Stelle wegbleibt, wenn wir uns anders nicht verhört haben, wo *Olivia* *Mlle. Neumann* das Wesen dieser Narren so bedeutungsvoll schildert!

*Olivia* und *Carlo* wurden in Einer Person von *Mlle. Kesch* dargestellt. Die Ähnlichkeit gewann nicht viel dabei, denn die Schwester um den Bruder den Zuschauern desto kenntlicher zu machen, war gezwungen, das männliche Betragen gewissermaßen zu parodieren. Es giebt allerdings junge Leute genug von sehr seltsamer Art; unter die Vernünftigen gehört *Carlo* aber sicher, und er würde Mühe haben, sich in einer solchen Form und Geberdung selber zu erkennen. Von dem Übrigen etwas zu sagen, würde überflüssig seyn. Leichter ist es, manche Zeichnung neu zu machen, als zu corrigiren.

*Hrn. Mayerhofer* würden wir dieß Mal übergehen, wenn es ihm nicht gefallen hätte, in der Verhaftungscene plötzlich in eine solche tragische Extase zu gerathen, daß es einer spasmatishen Anwandlung ähnlich schien. Ist denn Undankbarkeit so etwas ganz Unerhörtes? (Man führe nicht den wahnsinnigen König *Le ar an*.) Nein fürwahr! die Wenigsten sind dankbar, und Wenige können es bey'm besten Willen seyn. Aber sich so darüber anzustellen, so auf einmal alle über- und unterirdischen Geister zu beschwören! — Ein Schauspieler sollte doch wohl ahnen können, wo das Trageriren (das rechte Wort in diesem Sinn) eine tragische oder eine komische Wirkung hervorbringt. Das unglückselige Effectspielen! Und welchen Erfolg hat es oft? — Keinen, so wie hier; wir reden nämlich von der zweyten Vorstellung.

Herausgeber und Redakteur: *Joh. Schickh*.

Bedruckt bey *Anton Strauß*.



Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 19. September 1822.

113

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbz- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Nachrichten.

Märchen.

(Schluß)

Sie war jetzt dem prächtigen Schlosse gerade gegenüber, da thaten sich die goldnen Flügelthüren auf, und heraus schwebten zwey wunderschöne weibliche Gestalten, welche sie augenblicklich für die beyden holden Schwestern erkannte. Die Eine trug ein lichtrosiges Gewand, das mit schimmernden Goldfaden durchstickt war, sie hieß Prinzessin Morgenröthe; die Andere im sanftwallenden Gewande von mattem, mondhellten Silberflor, sie hieß Prinzessin Sternenschimmer.

Beide begrüßten die junge Fremdlinginn auf's freundlichste, und führten sie in ihr prächtiges Schloß, worin immer eine Herrlichkeit die andre übertraf; wo, wie sie die breiten Marmortreppen hinauffliegen, sich eine Reihe glänzendschöner Zimmer aufthat, und wo ihr die Schwestern so wunderliebliche Bilder zeigten, als sie im Leben nie geahnet hatte. Das arme Kind war wie im Himmel; noch nie war ihr so gut und mild begegnet worden. Sie drückte auf das rührendste den schönen Schwestern ihre Dankbarkeit aus, bey denen ihr ein inneres Gefühl sagte, daß sie es wohl mit etwas mehr als irdischen Wesen zu thun habe. Auch liebten diese sie mit jedem Tage mehr und unter ihrer himmlischen Pflege bildete ihr Geist sich eben so sehr aus als ihr Körper; nur dem Herzen nach blieb sie stets ein Kind, unschuldig, arglos, gut und nur zu gefühlvoll bey dem Leid Anderer.

Einft hatte sie allein in der Gegend gelustwandelt, und war, sich von den Blumenfeldern des Gartens entfernend, an einen Felsrand gekommen, an welchem eine grauenvolle steinige Thalschlucht sich jäh in die Tiefe senkte. Da hörte sie ein jämmerliches Hülfsgeschrey von unten herauf schallen; sie eilte darauf zu, und sah die Königin und ihre Tochter Kaiserkrone, die sich vor ihrem zerbrochnen Wagen her, abwechselnd unter rollenden Felsstücken und Sumpf und Dorn, mühsam hinarbeiteten, und dabey gellend um Hülfe schrien.



Die gute mitleidige Nachtschatten, die alle Pfade dieser Gegend wohl kannte, stieg sogleich zu ihnen hinab, half ihnen, und führte sie einen bequemen Steg herauf, erfreut den alten Freunden, wofür sie die arglose Seele noch immer hielt, auch ihren schönen Aufenthalt theilen zu lassen, und ihnen ihre holden Wohlthäterinnen zu zeigen.

Als sie nun durch die weiten buntschimmernden Gefilde der Gärten wandelten, welche das Schloß umgaben, da sprach die Königin umherblickend, mit wichtiger und gelehrter Miene: „Hier find' ich doch noch manche Blumenart, die ich in meinem botanischen Wörterbuche nicht habe! Und wenn der Himmel meiner Zärtlichkeit mehrere Kinder gewährt hätte, so würd' ich etwas recht Neues in Namen haben aufbringen können! Vor allen aber sollten die jezigen Dichter hieher wallfahrten! Sie würden auf einmal aus ihrer Titelverlegenheit kommen, und noch zahlreichere Werke schreiben können, als jezt schon geschieht.“

Indeß die Königin so sprach, lief Kaiserkrone, ihrer Seits ungestüm und ungewandt zwischen den Blumenfeldern hin, so daß sie manche zarte Blume zertrat; auch wollte sie, nach ihrer gewöhnlichen Art, manche ungefragt von dem Stängel brechen, allein da war es stets, als ob sie vor ihrer dreisten Berührung zurück in ihre Blätterhülle wichen, oder wenn sie sie auch gewaltsam brach, so welkten sie im Augenblick und lagen glanz- und farblos in ihrer Hand.

Als sie nun in das Schloß selbst kamen, da waren die holden Bewohnerinnen weder zu sehen noch zu hören. Morgenröthe erschien zwar noch zuweilen in der Ferne, aber dann trug sie nicht ihr liches rosiges Gewand, sondern ein wunderliches Kleid von allerley auffallenden bunten und immer wechselnden Farben; so schlüpfte sie hin und wieder an ihnen vorüber, gleichsam nur, als ob sie necken wolle. Die sanfte Sternenschimmer war ganz verschwunden.

Mit neidischen Blicken betrachteten die Angekommenen alle die schönen Dinge, die jezt die arme Nachtschatten umgaben. Sie erzählten ihr darauf sehr viel von einem wunderschönen Prinzen, Adl genannt, der um die Hand der prächtigen Kaiserkrone werbe. Sie meinten sie dadurch wieder etwas zu demüthigen und zu kränken; allein darin hatten sie doch ihre Rechnung gänzlich verfehlt, denn statt sich darüber zu kränken, freute sich die gute Nachtschatten herzlich darüber, nahm freudig die Hand ihrer Pflegmutter, und umarmte ihre ehemalige Gespielin, ihr Glück wünschend zu dem, weshalb sie sich so glücklich pries.

Den Beyden blieb nun weiter nichts zu thun, als Abschied zu nehmen, und ihre Reise fortzusetzen, da ihr nun wieder hergestellter Wagen ihnen nachgefolgt war. Beym Abschiednehmen sagte noch die Königin mit jenem stolz mitleidigen Lächeln, das dem Bedauerten gewöhnlich erst alle Stacheln seines Schmerzes in den beklommenen Busen drückt: „Ja, armes Kind, darin bist du doch zu bedauern, daß du, bey allen Annehmlichkeiten deiner Einsamkeit, die Liebe mit ihren Freuden entbehren mußt! Freylich ist auch dein Außeres nicht gerade glänzend, um dir darin viel Hoffnung zu geben, indessen leben ohne Liebesglück ist wie ein Tag ohne Sonne!“

Sie stiegen bey diesen Worten in den Wagen und fuhren nach einigen



höflichen Abschiedsgrüssen ihres Weges. Der armen Prinzessin blieb von der letzten Versicherung doch ein Stachel in der Seele zurück, ein dumpfes Gefühl von Schmerz, ob sie auch jene Worte nur halb verstanden hatte, bey der Ausrufung, daß sie vielleicht auf jenes kaum geahnete Glück nicht würde Anspruch machen können. „Also ein Tag ohne Sonne?“ wiederholte sie wehmüthig, „ach wieder mein trauriger Name! immer der Schatten, den kein Strahl erhellt!“

Da schwebten in dem Augenblick wieder die himmlischen Schwestern bezaubernd freundlich auf sie zu, und vor ihrem steigenden Nah'n schwand alle Traurigkeit. „Armes Kind,“ sagten sie liebevoll, und trockneten ihr die Thränen von den langen Wimpern, die heimlich hervorgequollen waren, „hast du schon wieder einmal weinen müssen? Sieh dieses Bild.“

Sie zeigten ihr dabey ein ganz entzückend schönes Bild, so schön, wie sie noch nie etwas gesehen hatte. „Sieh!“ sagten Jene wieder, „wenn nur erst unser Bruder *Sonnenstrahl* aus dem Kriege kömmt, dann wirst du nicht mehr weinen! Er ist noch schöner als dieses sein Bild.“

Ein wunderbares, ihr bis dahin noch unbekanntes Gefühl erwachte bey den Worten in dem jungen unschuldigen Herzen der Prinzessin; das Bild kam nicht mehr aus ihrer Seele; still glücklich lebte sie im innigen Verein mit ihren himmlischen Wohlthäterinnen, die sie nur immer zärtlicher umfingen.

Auf einmal ward es reg in der einsamen Gegend; blendende Reiter sprengten heran auf weißen Rossen, dann wieder prächtige rothgekleidete, die triumphirend Purpurfahnen in die Luft schwingen, und alles rief: „Prinz *Sonnenstrahl* kehrt wieder!“ Er war es; aus einem langen, zuletzt siegreichen Kriege kam er zurück. Und jetzt erschien er selbst, in herrlich goldner Rüstung, die hellblitzend die Augen blendete. Mit ihm kam noch ein anderer hoher Held, schon etwas älteren ehrwürdigen Ansehens, und mit stählerner, fester Rüstung bedeckt.

Bebend stand die schüchterne Nachtschatten zwischen seinen beyden himmlischen Schwestern, die ihm entgegen gegangen waren; sein Strahlenblick traf sie; da war es, als ob erst der Funke des Lebens in ihre Seele blitze. Man führte die Angekommenen entzückt in das Schloß, und die Schwestern entlasteten den geliebten Bruder der schweren Waffenrüstung. Der goldne Helm, von dem ein weißer und purpurfarbner Helmbusch niederwallte, hatte sein reizendes Gesicht beschattet; als er ihn jetzt vom Haupte nahm, so strahlte seine Schönheit fast überwältigend her. Noch tausendmal schöner fand ihn Nachtschatten als sein Bild; Rosen, nicht wie sie auf der Erde, wie sie nur in ätherischen Gefilden des Morgenhimmels blühen, strahlten auf seinen Wangen, gehoben von dem reinen Lilien Schnee der schönen, edlen Stirn. Vom tiefen Azur seiner Augen aber brachen Schimmer hervor, deren Flammenmacht nur durch ein zauberisches Lächeln gemildert, aber zugleich unwiderstehlich gemacht wurde. Die Schwestern erzählten ihm die Geschichte ihres lieblichen Pflegekindes, und seine Theilnahme an ihr ward durch die Macht des Mitleids noch unendlich erhöht. „Du armes, holdes Kind,“ sprach er mit warmen Ton, „und wie nun, wenn ich dir eines deiner theuersten verlorenen Güter wieder bringe? Weißt du, wer mein Begleiter ist? Ja, er war mein Begleiter, doch ich begleitete auch ihn auf seinen kühnen Zügen.“



Er öffnete die Thür zu einer Seitenhalle, und bat den ehrwürdigen Helden in fester Stahlrüstung, heraus zu treten. Auch er hatte den Helm vom Haupte genommen, und Nachtschatten ward von dem Ausdruck frommer Zuversicht, stillen, festen und doch fast kindlichen Vertrauens, der klar auf diesem biedern Antlitz lag, auf's innigste ergriffen; es zog sie seine Hand zu fassen und sie mit tiefer Ehrfurcht zu küssen. Wie groß war aber ihr Entzücken, als ihr der junge Held erklärte und es sich nun aus allem kund gab, daß der Innigverehrte ihr frommer Vater war, der selbst vergessend und vertrauend einst sein Liebstes dahin gegeben hatte, um seinen höhern Beruf zu erfüllen! Thränen der Freude und des Dankes gegen den Himmel glänzten in seinen aufwärts gewandten Augen, als er das geliebte Kind in die Arme schloß. Er kehrte nicht in sein Land zurück, sondern es war beschlossen worden, daß er auf immer in diesen himmlischen Gegenden bleiben sollte.

Tage der Seligkeit gingen nun für die erst so Gedrückte auf. Die Strahlenblicke des himmlischen Jünglings hingen immer entzückender über der holden Jungfrau; der Nachtschatten sank ganz in die Tiefe vor dieser siegenden Beleuchtung. Violens ganzes lieblich bescheidnes Daseyn blühte jetzt erst bezaubernd auf, in dieser milden Sonnenwärme, und bald erhob sich für sie der bräutliche Altar, wohin des Vaters Segen sie begleitete, und wo sie ihre holden Schützerinnen dem himmlischen Bruder entgegenführten.

Mit Mirthen und Blumen war Alles um sie her geschmückt; nur Eines fehlte noch zu den Freuden des Festes, Eines, das erst der Freude den lebensvollsten Reiz verleiht, der Zauber des Wohllauts; man war deswegen hoch erfreut, als zum Beginn des Festes ein edler Sänger am Thor des Schlosses erschien, und mit einigen beseelenden Griffen auf dem Saitenspiel seine melodische Gegenwart kund gab. Man führte ihn sogleich zum Mahle, und reichte ihm den goldnen Becher dar. Während des Mahls erzählte er, wie er aus jenem Lande komme, wo die treulose Königin mit ihrer Kaiserkrone lebte, und die holde Braut fragte theilnehmend, ob er dort nicht auch der Vermählung ihrer Jugendgespielinn hengewohnt habe?

„Das ist Alles längst vorüber!“ erwiederte der Sänger lachend, „der schöne flüchtige Nol hat manche alte Schuld in das Gleiche gebracht.“

Die Schwestern wollten ihm etwas von der Geschichte ihres lieben Zöglings erzählen, allein er, der gottbegeisterte Sänger, wußte das alles schon; ja er wußte nach seinen höhern Offenbarungen selbst den wahren Sinn und das Wesen aller der Handlungen mit ergreifender Richtigkeit zu deuten. Er stimmte sein mächtiges Saitenspiel zu lauter kräftigen Accorden, indem er voll ernster Bedeutung dazu sang:

Wer ist sie, die, trotzend auf irdische Macht,  
Des biedern Vertrauens, des heiligsten Lacht?  
Der Glaube, der fromme jetzt kehrende Held,  
In stählerner Rüstung, er zog in das Feld!

Ihr ließ er zur Obhut sein einziges Glück,  
Sein liebliches Kind, das verwaiste zurück,  
Als freudig sich opfernd zu Kämpfen er zog,  
Wer ist sie, die biedres Vertrauen betrog?



Die Selbstsucht, so wird sie mit Abscheu genannt,  
Die einzig nur sich und ihr Eignes erkannt;  
Die Eitelkeit sie, ihr vergärteltes Kind,  
Sie wählte zum Buhlen den schmeichelnden Wind.

Doch Noth, ihn bindet wohl nimmer ein Ort,  
Von Blume zu Blume nur flattert er fort;  
Und als er einst wieder zur Krone gefehrt,  
Hat leicht er die prunkenden Blätter zerstört.

„Doch du,“ so sagte er, mit ausdrucksvollem Blick gegen die liebliche  
Braut gefehrt, indem er seine Saiten zu einer sanften, seelenvollen Weise  
stimmte — „du

Golde demuthsvolle Tugend,  
Oft in schwerem Kampf bewährt  
Schon in hülflos zarter Jugend,  
Strahl' uns, heilig und verkört!

Hoffnung, schön als Morgenröthe,  
Zarter Ahnung Sternensicht,  
Beigte süß, wie Hauch der Flöte,  
Dir ein lieblich Traumgesicht,

Dir des Liebsten Bild voll Schimmer:  
Aller Schatten sank in's Thal.  
Wandle, Heldinn, nun auf immer  
In des Glückes Sonnenstrahl!

### Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Ende July 1822.

Die interessanteste Neuigkeit des deutschen Theaters war die Vorstellung der *Preciosa*, welche nicht allein mit vielem Beyfalle aufgenommen, sondern auch jedes Mal bey sehr vollem Hause wiederholt wurde. Schwerlich kann man sich eine glücklichere Vereinigung denken von einem sehr interessanten Sujet, schöner, echt poetischer Diction, geniaten reizender Musik, lieblichem Tanz und hübschen Decorationen. Es muß einzig an den Künstlern liegen, wenn dieß Stück nicht ausgezeichnet gefällt. Es war hier trefflich einstudiert, die originelle Musik, welche gerade in ihrer Eigenthümlichkeit und Nationalität so poetisch und trefflich erfunden ist, wurde von dem Meister selbst, C. M. v. Weber geleitet; die Tänze waren das Reizendste, was wir noch in dieser Art hier gesehen haben. Es ist unglaublich, was der Fleiß und der geschickte Unterricht des Hrn. Gärtner in so kurzer Zeit geleistet haben; dieser Mann hat lauter Individuen bilden müssen, welche alle schon erwachsen waren und von denen der größere Theil nie ein großes Ballet gesehen hatte. Es ist schon ein artiges Ganzes geschaffen, so daß nun in Opern, zu welchen eingestochene Tänze gehören, keine störende Lücken mehr werden bemerkt werden. Unsere *Preciosa* war die neuerlich bey uns engagirte Fr. v. d. Klogen. Sie gab diese Rolle mit Gefühl; ihre Stimme hat etwas Herzgewinnendes, wo sie die ihr natürlichen tiefen Töne voll und schön benutzen kann. Leider hat sie aber oft einen angenommenen naiven Ton, der manierirt und kindisch klingt. Diese



Rolle macht viele Forderungen an die Künstlerin, da sie Tanz, Gesang und sogar ein Erscheinen zu Pferde verlangt; Fr. v. d. Klogen löste diese Aufgaben ziemlich glücklich, ihr Gesang war einfach und natürlich; nur wäre eine deutlichere Aussprache zu wünschen, wie fast bey allen deutschen Sängern. Ihr Anzug war nicht vortheilhaft gewählt, weder für ihren Kopf, noch für ihre Gestalt; die andern Zigeunermädchen sahen reizender aus, als sie. Mad. Hartwig gab die Biarda vortrefflich; das Selbstopfer ist sehr zu rühmen, mit welchem sich diese brave Künstlerin dem Fache der karrikirten alten Rollen widmet, da es allen ihren Zeitgenossen im frischen Andenken ist, wie sie vor noch nicht langer Zeit in dem ganz ähnlichen Stück von Rozebue die jugendliche Casarilla reizender darstellte, als wir sie seitdem gesehen haben. Fr. Pauli gab die komische Rolle des Schloßvogtes Pedro vortrefflich. Dieser denkende Künstler zeichnet sich immer mehr in Charakterrollen aus.

Die Ankunft der Mad. Schröder mit ihren beyden Töchtern war unsern Theaterfreunden eine sehr angenehme Überraschung.

Diese berühmte tragische Künstlerin zeigte sich uns zum ersten Mal im bürgerlichen Drama in Houwald's „Fluch und Segen,“ und auch hier bewunderten wir das tief Durchdachte und echt Künstlerische ihres Vortrages. Außerdem gab sie die Medea, die Sappho und die Fürsinn in der Braut von Messina, nach letzterer Rolle wurde sie hervorgerufen. Ihre ältere Tochter trat als Emmeline, als Agathe im Freyschütz (der zu ihrem Benefiz gegeben wurde) und als Pamina auf; ihre Stimme verspricht viel, dabey soll ihr Fleiß ausgezeichnet seyn. Betty, die jüngere Schwester, trat als Moritz, als Melitta und als Beatrice auf.

Eine ganz neue deutsche Oper: „die Waldburg,“ deren Text und Musik von einem Freyherrn von Lichtenstein sind, gefiel gar nicht, so viel man auch auf diese Aufführung verwendet hatte.

Der Bassänger, Hr. Devrient aus Berlin, trat in mehreren Rollen auf, die Methode seines Gesanges ist recht gut und seine Aussprache vortrefflich.

Die italienische Oper entbehrten wir leider sehr lange. Nur einer trefflichen Vorstellung der Fuorusciti von Paer hatten wir uns zu erfreuen, worin unser neuer Bassist Sigr. Bezi zum ersten Mal als Uberto auftrat. Dieser jugendliche Sänger, der hier zum ersten Male die Bühne betrat, vereinet mit einer herrlichen, eben so voll- und wohlklingenden als biegsamen Stimme, eine edle hohe Gestalt und einen Kopf von großer Schönheit; wird er sein Auseres mehr benutzen gelernt haben, so wird er viel leicht große Wirkung auf dem Theater hervorbringen; er ist noch ohne Übung, aber natürlich und gar nicht manierirt. Das ist der Weg zur wahren höhern Kunstbildung, zumal da er anspruchslos und sehr fernbegierig ist. Morlacchi hatte eine schöne große Arie für ihn eingelegt, worin sich die ganze Fülle seiner herrlichen Bassstimme zeigen konnte. Diese Arie wurde lebhaft applaudirt. Sigr. Sandrini hatte die Rolle der Isabella neu einstudirt und spielte und sang trefflich. Ihr Anzug war gut gewählt und reizend. Die Art, wie sie aus dem Schlaf erwachend die erste Cavatine sang, war hinreichend, eben so die große Scene mit Uberto; sie stellte den Kampf zwischen ihrer Furcht vor dem Räuberhauptmann und dem geheimen gewaltigen Zug der Natur, der sie an ihn, den nicht gekannten Vater, fesselt, unvergleichlich dar. Die Art, wie sie und Bezi die Worte: „Avvampo di furor,“ „d'Orore io gelo“ vortrugen und das darauf folgende ausdrucksvolle Duett sangen, war entzückend. Auch die Rolle des Edoardo war von unserm Tibaldi fleißig einstudirt, die Oper selbst, deren Musik eben so lieblich als ausdrucksvoll und durchdacht ist, wurde mit großer Liebe und Sorgfalt vorgetragen. Es mußte daher auffallen, daß das Publicum so sehr kalt und unempänglich war. Nur das wirklich ausgelassen, aber echt komische Spiel unsers braven Buffo Benincasa fand gerechte Anerkennung.

Sehr ausgezeichneten Beyfall findet die Blondin'sche Gesellschaft von Kunstreitern. Wirklich wird man in diesem Fach selten so viel Kraft und Gewandtheit mit so echt künstlerischer Grazie vereinigt finden. Streben nach dem wahrhaft Schönen befeelt diese Gesellschaft und läßt sie ihre Kunst auf eine seltne Art treiben. In den schönsten Stellungen der Antike sehen wir diese kühnen Rossbändiger auf ihren folgsam edeln Pferden



schweben, bald erblicken wir den Gladiator, bald den sterbenden Fechter, bald den Bogenspanner, bald den Jüngling, der sich den Dorn aus dem Fuß zieht.

Vier dieser Künstler sind bey ihrer seltenen Geschicklichkeit auch von ausgezeichnete Schönheit; Bassin, Fils und Baptiste haben alle Anmuth des echten schönen Ballettanzes mit der Kunst des Reitens vereinet, sie führen ohne Sattel und Zaum die reizendsten Pas und kühnsten Stellungen auf ihren rasch dahinfliegenden Rossen aus. Stephani zeigt als Jongleur die bewundernswürdigsten und seltensten Kunststücke, Theodor gleicht in seiner frischen jugendlichen Anmuth einem Apollino; an allen ist die Freudigkeit und der edle Anstand, womit sie ihre Leistungen ausführen, besonders zu rühmen. Die militärischen Manövrès mit den kühnen Carrierschwenkungen und Wendungen, die mimischen Darstellungen, wie z. B. der polnische Lanzier, der seine Fahne vertheidigt, der Hirtentanz und der schottische Tanz etc., die hohen und mit so ungemeiner Anmuth als Kraft ausgeführten Pyramiden, sind hier nie schöner gesehen worden. Garderobe und Musik sind trefflich und der rauschendste Beyfall lohnt ihre Anstrengungen.

Viele ausgezeichnete Fremde besuchten auch in diesem Monat Dresden; die interessanteste Erscheinung darunter war unstreitig der liebenswürdige ritterliche Sänger, Freiherr de la Motte Fouqué mit seiner geistvollen genialen Gattinn. Alle, die das Glück hatten, ihn näher kennen zu lernen, können die bezaubernde Anmuth seiner Unterhaltung nicht genug rühmen, der Farbenschmelz der lebendigsten Phantasie malt hier alles aus, was seiner Scharfsinn und origineller Geist treffend hinzeichnet; dabey ist seine reine Herzensgüte so rührend, seine echte Frömmigkeit so ehrwürdig und alles mit klarem höhern Licht erleuchtend, daß ein jedes fühlende Gemüth mächtig angezogen wird, und daß man den ihm ganz eignen Adel der feinsten Sitte neben so gediegenen trefflichen Vorzügen des Geistes und Herzens doppelt anmuthig findet. Seine Gesundheit ist jetzt, Gottlob, wieder völlig hergestellt. Er sowohl als seine talentvolle, alle Verhältnisse der Welt und des Lebens mit sinnigem Forscherblick durchschauende Gattinn schienen hier gern zu verweilen und geben uns Hoffnung, daß wir die Freude haben werden, sie künftigen Sommer auf längere Zeit bey uns hier zu sehen.

Die geschickten Künstler, Professor Wach aus Berlin und Professor Kolbe aus Düsseldorf, weilen jetzt auch bey unsern Kunstschätzen, letzterer wird die berühmte Venus von Tizian auf unserer Galerie copiren.

### G a s t s p i e l e.

R. K. Hoftheater an der Burg. Den 11. d. M. Maria Stuart. Hr. Devrient, vom Hoftheater in Dresden, gastirte in der Rolle des Mortimer.

Auf den ersten Blick wird man gewahr, daß dieser Schauspieler, dem übrigens Anlagen keineswegs fehlen, wiewohl sich diese nicht so leicht andeuten lassen, aber mit einem Wort: es blickt doch etwas Verständiges heraus — der leitenden Hand bis jetzt so ganz entbehrt hat; und sollte man sich irren, so ist der Erfolg dennoch derselbe. Was jedem jungen Künstler, der einen Brief hinaus zu tragen hat, gleich Anfangs eingeschärft zu werden pflegt, besteht darin, daß er den Zuschauern nicht den Rücken zuzehren soll. Einige halten so fest auf dieser Regel, daß sie fast nie anders, als nach der Weise orientalischer Minister sich entfernen wollen. Unser Gast schien immer mehr geneigt, Front gegen den Hintergrund zu machen. Ferner sowohl der Ton, als die wechselnde Stimmung desselben, und nebst diesen die Actionen, drückten immer einen der Rede völlig widersprechenden Sinn aus. Das ist ganz die Manier junger Dilettanten, die bald von diesem, bald von jenem beliebten (sollte eigentlich heißen: gefeyerten) Schauspieler etwas angenommen haben, und sich dann hinstellen mit dem Buch in der Hand, nach zufälliger Melodie eine Lieblingsrolle auf Gerathewohl abjudeclamiren, ohne sich



damit vertraut gemacht zu haben. Wo der Ton hoch seyn sollte, war er tief, eine Stelle, die stark markirt werden mußte, wurde schwach accentuirt, und so in Allem umgekehrt. Abgesehen von der Modulation, oder bestimmter gesprochen, von der declamatorischen Harmonie, war die Bezeichnung des logischen Zusammenhangs der Constructionen größtenteils natürlich; beides kann recht wohl bestehen. Der Hauptfehler ließe sich dem Allen nach auf eine höchst unzweckmäßige Zerlegung der Perioden zurückführen, eine gänzliche Auflösung der Poesie in Prosa. Es war, als ob jeder einzelne Theil der Rede ganz für sich und außer Verbindung mit dem Übrigen bestände. Am merklichsten, wie wohl es überall nicht fehlte, wurde dieses in der Scene mit Maria, im dritten Act, vernommen; hier, wo der Ausdruck der Leidenschaft fortrollend im Strome der Begeisterung bis zur unbegrenzten Schwärmeren anschwellen muß, alle Bilder und Gefühle in ein einziges verschlingend. Unstreitig hatte Hr. Devrient die erste Scene mit Lester wohl überdacht, zugleich aber auch einen falschen Gesichtspunct aufgefaßt. So etwas erfordert den Beweis. Die Künstler beschwerten sich zwar häufig über den Mangel an Beweisen; doch meistens wohl nur darum, weil sie nicht geneigt sind, der Überzeugung Raum zu geben. Hier ist der unsrige in aller Kürze. Mortimer ließ nämlich, sobald er das Vertrauen der Königin von Schottland zu dem Lord bemerkte, die Empfindlichkeit der Eifersucht gewahr werden, und behauptete den angenommenen Ton recht gut. Diese Leidenschaft verkleinert den Jüngling aber, und wirft ein ungünstiges Licht auf ihn, der ohnehin an diesem Hof mit wechselnden Farben spielen muß. Sein Herz ist edel, und seine Liebe noch so rein, daß ihr der bloße Gedanke des Besizes noch genügt. Er freut sich vielmehr, daß die Unglückliche einen mächtigeren Arm gefunden hat, als er ihr leihen kann. Dann erst zeigt er sich beleidigt, als der feige Günstling schwankt, und dann erst lodert sein Gefühl selbst bis zur sinnlichen Begierde auf, als sie, von allen verlassen, nur seiner eignen verzweiflungsvollen Kühnheit überliefert scheint.

Am besten gelang die letzte Scene, wo zuerst eine gewisse Conversationsbewegung der Rede Statt finden konnte; dann zeigte sich aber auch, als er die Schergen mit wildem Ungestüm zurückschreckte, daß es ihm nicht an Feuer fehlt, und daß sein Organ für heftige Ausbrüche nicht zu schwach ist. Im Allgemeinen müssen wir das anspruchlose Spiel des Gastes loben, der nicht das Ansehen hatte, nach schönen Tiraden bloß zu haschen, um sich ihrer wie einer Sturmglocke zu bedienen, Beyfall klatschende Hände in Alarm zu setzen. Nur einige Zeit in der Kunstschule zugebracht, und keine Mortimer für's Erste mehr — es wird schon besser werden! In einer angemessnen Rolle irgend eines profaischen Schauspiels würde sich vielleicht ein vortheilhafterer Wirkungskreis eröffnen. Der auf deutschen Bühnen berühmte Künstlername Devrient ist allerdings eine günstige Empfehlung.

### Modenbild XXXVIII.

Kleid von Organtin mit schuppenförmig eingefassten Spizenpuffen geziert. Das Halstuch von Spizen. Der Hut ist von Gaze mit Blumen.

---

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Bedruckt bey Anton Strauß



elle,  
hrt.  
hen  
röfz  
Dem  
eine  
Kede  
wies  
Net,  
Be-  
Ge-  
cene  
aft.  
den  
der  
lieh  
rkte,  
enen  
gün-  
nuf.  
De-  
Arm  
feige  
ierde  
ibers  
  
jung  
mit  
Ors  
an-  
aden  
ende  
feine  
inen  
Wir-  
ent



P. v. So. Del.

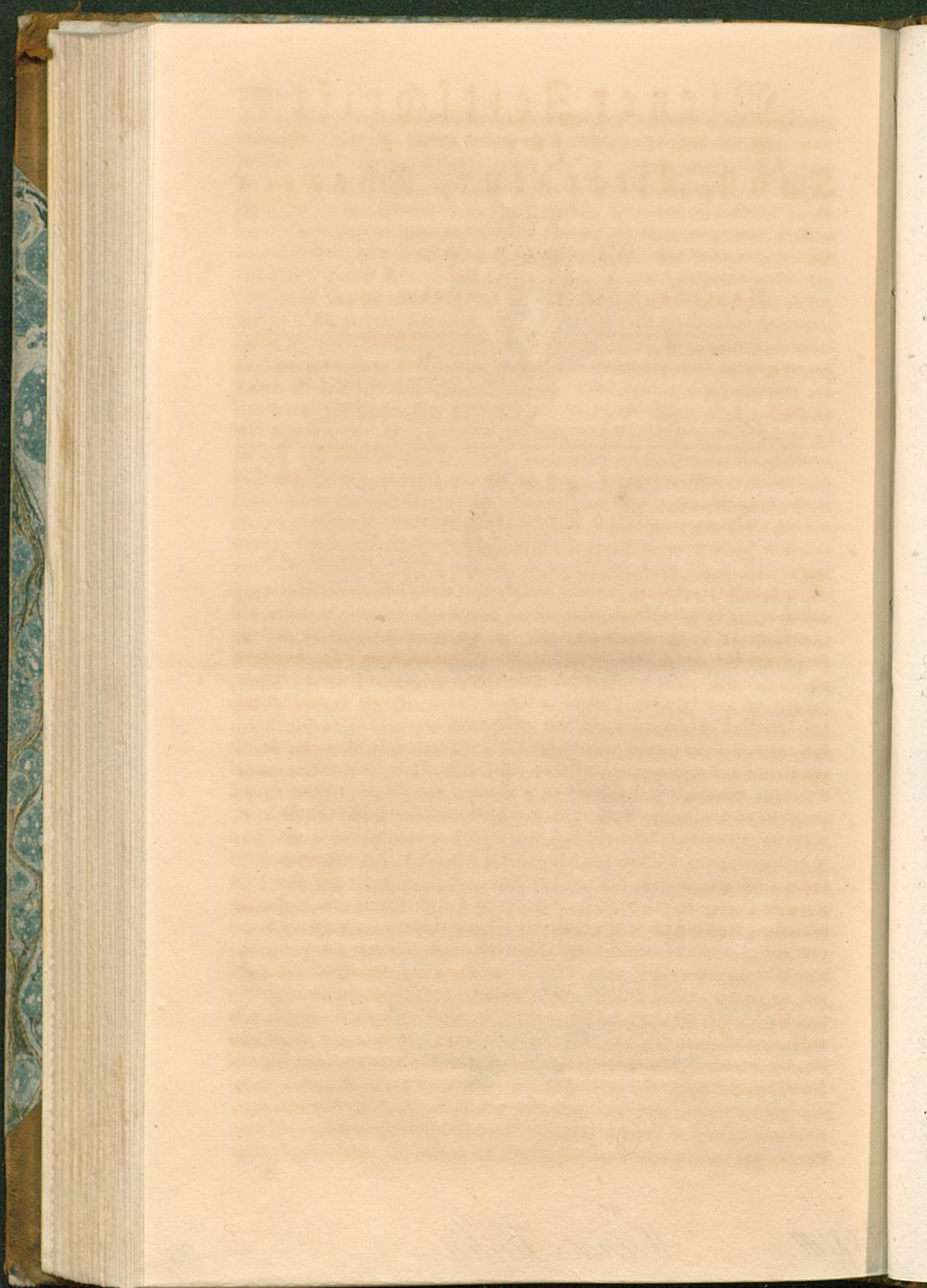
Fr. Stöber sc.

XXVIII.

Wiener Moden.

113.  
1822.







# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Sonnabend den 21. September 1822.

114

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Briefe aus Sicilien.

### Das Rosalienfest.

Palermo, July 1821.

Die so viel besprochenen, unter so verschiedenen Erwartungen herangekommenen Feste der heiligen Rosalia sind endlich vorüber gegangen. Ich werde versuchen, Ihnen die Schilderung derselben so gut zu machen, als es mit wüstem Kopfe und müden Sinnen möglich ist, und wünsche nur, daß Sie durch diese nicht mehr als wir durch die Wirklichkeit gelangweilt werden. Lärm, Zerstreung und Getümmel hatten in diesem Jahre noch um zwey Tage früher, als sonst, begonnen. Der für Sicilien bestimmte neue Vicekönig, Prinz von Cuto, war, von zwey neapolitanischen Fregatten begleitet, in den Hafen von Palermo eingelaufen, und da an demselben Tage die hier befindlichen ausländischen Truppen, vielleicht absichtlich, einige Manöuvres ausführten, um durch dieses kriegerische Schauspiel das Volk an eine Macht zu erinnern, die es in festern Schranken halten würde, als jene waren, die es im letzten Jahre so unbändig durchbrochen, so war der Kanonade, des kleinen Gewehrfeuers, des zuströmenden Volkes nach dem Hafen und gegen den Ponte del mare am Dreto, wo das Manöuvre Statt hatte, des Gedränges und Geschreyes so viel, daß ein Fremder nicht anders hätte glauben können, als Palermo lodere vom neuen im vollen Aufruhr auf. Das Militärschauspiel war indeß eines der anziehendsten und effectreichsten, das ich, besonders von einer so kleinen Truppenzahl, noch je gesehen. Eine feindliche Vorhut, die angenommener Weise sich vom Gebirge her dem Ufer des Dreto genähert, ward angegriffen und zurückgeworfen, mittlerweile als die gleichfalls als feindlich vorgespiegelte österreichische Escadre, aus einer Fregatte, einer Brigg, und zwey Goeletten bestehend, sich rasch der Küste näherte und von ihrem Feuer unterstützt, auf den Chaluppen und Kähnen ihre Landungstruppen und kleines Geschütz an das Land setzte, mit welchem ein neues Gefecht an der Flora und in den Häusern um San Erasmo sich eröffnete, und endlich mit Wiedereinschiffung der Gelandeten endete. Das Ganze



machte eine vortreffliche Wirkung. Die Landung der Marine = Soldaten, die Vorrückung gegen sie in den Straßen um die Flora, zwischen den malerischen Gärten und Büschen am tiefen Dreto = Ufer, die stolzen Schiffe, die beynah bis auf die Schußweite einer Musquette an die Küste herangefahren waren, die Tausende von Zusehern auf den Pavillons der Flora, auf Dächern und Fenstern, in gedrängten Wagenreihen und Volksmassen längs dem Corso, alles das von dem majestätischen Untergange der Sonne beleuchtet, die sich hinter dem Monte Pelegrino zögernd herabsenkte, gewährte einen bezaubernden Anblick. Ich will Ihnen nichts von dem trefflichen Aussehen der Truppen, von ihrer kriegerischen Haltung, von der Gewandtheit der leichten Truppen, und der unvergleichbaren ungrischen Reiterrey, von der allgemein bewunderten Ruhe, Ernst und Precision in jeder Bewegung und in jedem Momente des kriegerischen Gemäldes sagen. Sie würden mein Lob vielleicht für allzuparteyisch halten, aber die gewiß unparteyischen Ausbrüche des Beyfalls der zugeströmten Menge des Volks darf ich Ihnen nicht verschweigen, da sie gewiß eben so lebhaft gefühlt als charakteristisch waren. Als nämlich die Bonachi sahen, wie die östreichischen Schützen, alle Vortheile des Terrains benützen und lauernd mit gespanntem Rohre zwischen Hecken, Steinen, Mauern unaufhaltsam vordringen; hinter jedem günstigen Gegenstände zielen, feuern, laden, und eben so schnell wieder den nächsten vortheilhaften Punct gewinnen, und wie zugleich die gedrängten Colonnen der Regimenter unter Trommelschlag im Sturmschritt, mit der kriegerischen Lust auf allen den ernstesten Gesichtern, längs der Hauptstraßen vorrücken, da brachen sie in ein freudiges Beyfalljauchzen aus, und Einer rief dem Andern mit selbstzufriedenem Stolze zu: „Die verstehen es; die machen es gut; gerade so haben wir es auch gemacht; mit diesen wär' es nicht so leicht fertig zu werden, als mit den Neapolitanern.“

Ob es die Folge dieses Eindruckes war, aber besonders in den folgenden Tagen zeigte sich eine Art von zudringlicher Herzlichkeit des gemeinen Volkes gegen die fremden Soldaten, die zu wirklich komischen Scenen Veranlassung gab, da die Bonachi die kalte Gleichgültigkeit dieser bey allen den Herrlichkeiten schlechterdings nicht begreifen konnten, die man ihrer Meinung nach nirgend in der Welt, wie bey dem Feste der heiligen Rosalie, zu sehen bekommen könnte, und sie mit einem höchst drohligen Eifer beschwuren, ja alles was sie gesehen, wenn sie einmal in ihre Heimath zurückkehrten, auf das genaueste zu erzählen.

Den Wunsch der guten Bonachi's zu erfüllen, will ich indessen meine Beschreibung so getreu als möglich, nur mit etwas weniger Prunke machen, als ein gedrucktes Programm die Ordnung und Art der Feyer vorher verkündete.

Der Vorbericht desselben sagt, daß kein Volk der Welt gewesen, welches nicht durch jährliche Feste gewisse feyerliche Erinnerungen begehe; daß aber die, welche das Volk von Palermo seit d. J. 1625 zum Andenken der heiligen Rosalie eingeseht, alles überträfen, was irgend eine Nation zu solchem Glanze ihres Ruhmes und ihres Vergnügens gethan. Die Eröffnung der Feyerlichkeiten ward wie gewöhnlich mit dem Zuge des Triumphwagens der Heiligen von dem Piano di Marina nach dem Piano del Palazzo durch die 2500 Schritt lange Straße des Cassaro angekündigt. Ich lege Ihnen eine



Zeichnung dieses Wagens bey, ohne welche man sich schwerlich eine Vorstellung dieser ungeheuren Maschine zu machen im Stande ist. Seine Höhe beträgt über fünfzehn Klafter. Auf der Spitze desselben, die weit über die Giebel der Häuser hinausragt, thront das Bild der Heiligen auf einer Sternenkugel. Mehrere Stagen von Adlern, Jungfrauen und Engelstatuen gestützt, mit Goldstoffen, vergoldeten Palmblättern, Blumenkränzen und Federn geschmacklos und überladen verziert, ruhen auf einem gleichfalls vergoldeten und reichgeschmückten Schiffe, auf welchem Schaugerüste für die Musik errichtet sind. Im Innern dieses andern trojanischen Pferdes geht durch alle Stockwerke eine Treppe bis zum Gipfel, und, wie jenes, verbirgt es in seinem Bauche vielleicht mehr als hundert Menschen zur Beleuchtung, und zur nothwendigen Aufsicht über die Menge von Lichtern und Jackeln, die bey der zweyten nächtlichen Rückfahrt das ganze Gerüste bedecken. Die ganze Maschine ruht auf ungefähr drey bis vierthhalb Schuh hohen Rädern, und wird von achtzehn Paar der stärksten Ochsen den Cassaro hinangezogen. Denken Sie sich die ungeheuere schwankende Last, welche sich, die ganze Breite der Straße ausfüllend, und weit über die Palläste hervorragend, von einer zahllosen Volksmenge umringt, mit einer bewundernswerthen Schnelle fortbewegt, und begreifen Sie, daß man sich bey dem Anblick die Brust beengt fühlt; dazu das Jauchzen des Pöbels, das Geschrey der Treiber, das Gebrülle der Ochsen, die lärmende Musik, und der Gedanke, daß ein Unfall Hunderte von Zusehern erdrückt und zerschmettert; so werden Sie überzeugt seyn, daß, so überraschend der Anblick ist, das Gefühl dabey doch sehr unangenehm seyn muß. Die Fahrt ging indeß glücklich vorüber, nur als man auf dem Piano del Palazzo den Wagen unwandte, brachen die Pflasterquadern und der Boden unter dem Gewichte ein, alle Anstrengung ihn für den Tag in das Geleise zu bringen, um ihn am folgenden Abend den Cassaro wieder herabzuführen, blieben fruchtlos und es mußte die ganze Nacht über gearbeitet werden, den Wagen, der sich nach der Seite geneigt hatte, wieder in die scheidelrechte Lage zu bringen.

Den Beschluß des ersten Tages machte die Beleuchtung des Cassaro, der Marine und der Flora, mit einem großen Feuerwerke am Ufer des Meeres. Diese Dinge sind zu gewöhnlich, um mehr darüber sagen zu sollen. Der Anblick besonders der schnurgraden Straße des Cassaro und der sehr hell und reich erleuchteten Marine war indessen groß und schön, und die klare Mondscheinnacht, die ihr sanftes bläuliches Licht über die entfernteren Gegenstände verbreitete, bildete einen höchst gefälligen Contrast mit der rothen Flammenglut, in welcher die nächsten Palläste, Gärten und Häuser zu schweben schienen. Das Feuerwerk, das mehr lärmend und reich, als schön genannt zu werden verdient, gewann durch den dunkeln Hintergrund des Meeres, da sich auch von Zeit zu Zeit aus kleinen Barken Racketen und Schwärmer erhoben, und in den finstern Schooß der Fluten der goldene Regen der Girandolen leuchtend und prasselnd herabströmten. Ich mengte mich unter das Volksgedränge, das über alle Erwartung ruhig und stille seine Aufmerksamkeit und sein gewöhnliches Vergnügen an dem betäubenden Getöse der Kanonenschläge äußerte. Nach geendetem Feuerwerke bis zum Morgen fuhr die gepuhte Welt den Corso auf und nieder, der früher allen



Wägen verschlossen war, und das gemeine Volk unterhielt sich in den hell erleuchteten Alleen der Flora bey den verschiedenen Orchestern und in den Eisbuden. Kein einziger Betrunkener kam mir zu Gesichte. Die Erfrischungen, die im Gedränge herumgetragen wurden, bestanden aus Eis, Eiswasser, und Zuckerwerk. Streitigkeiten, die hie und da laut wurden, schlichteten die zahlreich aufgestellten Sicherheitswachen, oder, wie ich an mehreren Orten zu bemerken Gelegenheit hatte, die sogleich herbeyeilende, nicht weniger zahlreiche Geislichkeit.

Am zweyten Tage des Festes war Corso dei barbari im Cassaro, der durch die zwey folgenden Tage wiederholt wird. Die Pferde laufen ohne Reiter von dem Piano del mare bis zu dem Piano del Palazzo, vor welchem sie ein gespanntes Netz aufhält. Der erste ankommende Renner erhält den Preis, der sich nicht über zwölf Unzen, sechzig Gulden unsres Geldes, erhebt.

Es laufen gewöhnlich sechs, zuweilen auch acht bis zehn Pferde zusammen. Stacheln, die man an ihren Lenden anbringt, Blasen und a. s. Dinge eifern sie zum Rennen an; sie sind mit Bändern und Federn geschmückt, und die bessern aus ihnen haben gewöhnlich schon alle Wettrennen mitgemacht, die in der ganzen Insel das Jahr durch eine Hauptunterhaltung des Volkes ausmachen. Die Ankündigung verspricht auch hier mehr, als der Erfolg bewährt. Wenn man die Namen der Pferde afrikanischen Ursprungs, wie einen Securo di Tripoli, Kairrer di Tripoli u. a. liest, und den feurigen ungestümen Gang der Pferde sieht, so hofft man sie wie Blitze dem Ziele zufliegen zu sehen, bey dem kaum die erstern in einer höchstmittelmäßigen Carriere anlangen. Doch kommt vieles dabey an auf die Schuld der Umstände. Das breite Pflaster des Cassaro ist nur höchst nothdürftig mit Sand bestreut, und die Straße mit Volke vollgepfropft, das keineswegs auf das Zeichen des Auslaufs den Pferden Raum gibt, sondern mit großem Geschrey und Winken mit Tüchern, Hüten und Händen sich entgegenstellt, bis beynabe die Hufe es berühren, und sich unmittelbar hinter den vorüberlaufenden wieder anschließt, so daß man die Pferde kaum zu sehen bekommt, und nur aus der augenblicklichen Bewegung des Volkes wahrnimmt, wo sie durchgekommen. Es ist unbegreiflich, daß nicht Tausende von Unglücksfällen geschehen, da Knaben und Kinder sich mit in das Gedränge mischen, und ich Leute sah, die sich mitten in der Straße auf Stühlen aufpflanzten, um weiter auszusehen; doch soll es niemals ganz ohne Unfall abgehen. Am Ende der Bahn sah ich, wie die Bonachi die Renner im vollen Laufe mit ausgebreiteten Armen auffingen, und wie ganze Gruppen, von diesen überrannt, über einander hinstürzten, aber ich hörte nicht, daß dieses Mal auch nur Einem etwas zu Leide geschehen sey. Nach beendigtem Laufe werden die Sieger mit den Preisen unter Trommelschlag und Trompetenstoß in einem Triumphzug durch die Stadt geführt, der eben nicht der glänzendste ist, da die Eigenthümer der Pferde, ganz gewöhnliche Bonachi's, im Hemde und Schlafmütze die Triumphatoren vorstellen. Die Stadt wurde jetzt wieder erleuchtet, und um zehn Uhr Nachts fuhr der Wagen der heiligen Rosalie, und zwar mit Fackeln und Lichtern geschmückt, nach der Marine zurück. Der Anblick des wandelnden Riesengebäudes war im blendenden Lichterscheine zwischen dem Nachtdunkel noch imposanter, aber zu dem Grauen, das die Gefahr drohende Maschine einflößte, trat jetzt auch die nur



allzugegründete Vorstellung hinzu, daß eine der Fackeln oder der Lampen an den Häusern, an welche sie hinstreiften, oder die Flamme, von der Luft nach dem Gebäude getrieben, die Flitter-Draperien, die papiernen Kränze u. s. w. ergriffe, das dürre Sparrenwerk der Maschine mit einem Mal in Brand setzte, und alle die Menge von Menschen, die außen und innen auf dem Wagen vertheilt stand, das rettungslose Opfer der Flammen werden mußten. Nothwendig mußte die gewaltige Lohe dieser so leicht entzündbaren Stoffe die nächsten Häuser ergreifen, zu welchen jeder Zugang unmöglich wurde, da der brennende Wagen die ganze Straße erfüllt und auch hier alle Zuschauer auf den nächsten Dächern und Balconen mit dem rettungslosesten Feuertode bedrohte. Ich danke dem Himmel, als ich das ungeheure Gerüste, zwar erst nach einer mehr als stundenlangen Fahrt, am Ziele sah, da man bey jeder Kirche und bey den Pallästen angesehener Personen Halt machte, und das Orchester auf dem Gerüste eine Weile aufspielte, bis sie sich aufs neue krachend und schwankend in Bewegung setzte. Um den schnellen Lauf zu mäßigen, da es gegen die Marine zu herab geht, hatte man die Hälfte der Ochsen rückwärts angespannt \*), die jetzt mit angestrongter Gewalt den Gang desselben aufhalten mußten. Nach Mitternacht war Spazierfahrt auf dem erleuchteten Corso, wie Tags zuvor.

(Der Schluß folgt)

\*) Dies ist der Moment der Abbildung, die in der besondern Beilage dieser Zeitschrift dargestellt ist.

### Correspondenz-Nachrichten.

Berlin.

\* Von unserm vielgeliebten Königs Geburtsfeyer (am 3. August) könnte ich viel erzählen, wenn ich die Zeitungen abschreiben wölte. Ungern vermisse Berlin das Gedicht, welches früher die Staatszeitung zierte, und den geh. Staatsrath v. Stagemann zum Verfasser hatte. Difficile est, proprie communia dicere d. h. es ist eine schwere Aufgabe, gute Gelegenheitsgedichte zu machen. Am 16. Nov. d. J., wo der König das fünf und zwanzigjährige Jubelfest seiner Thronbesteigung feyern wird, läßt sich eher etwas Neues und Ungemeineres sagen. Übrigens besitzen Sie jetzt unsern Monarchen in Ihren Staaten — in Teplih, und reichen Ihm die Gesundheitsschale nachbarlich und theilnehmend hin. Am Morgen Seines Geburtsfestes waren auf beyden Seiten des Haupteinganges der hiesigen Hof- und Domkirche zwey Statuen aus getriebenem Kupfer aufgestellt worden. Zwey geflügelte Jünglinge — Engelsgestalten — Kelch und Buch (Religion und Evangelium) in den Händen, bringen beides vom Himmel herab, und predigen Glauben und Christenthum. Die einfache Idee ergreift; sie ist zugleich tolerant und erhaben. Hier wird der Gekreuzigte verehrt, und seine Lehre vorgetragen. Früher hatte es geheissen: in den Nischen würden Luther und Calvin zu stehen kommen, in Bezug auf die evangelische Vereinigung der Protestanten (Lutheraner und Reformirten); auf höhern Befehl soll dieses abgeändert worden seyn. So ist es besser, würdiger, christlicher! — Einige Tage haben die Statuen unsere Berliner beschäftigt; jetzt geht man schon, ohne auf sie zu blicken und zu achten — wie vor Scharnhorst und Bülow — vorüber, und bleibt bey dem nahen Bau der Schloßbrücke scharenweise stehen, um Pfähle einrammen, und eine Dampfmaschine rauchen, auch wohl Kalk löschen und Steine behauen zu sehen. Berlin hat seine Badauds wie Paris — vielleicht auch wie — (bald hätte ich das Wörtlein wie hier wiederholt). Jüngst war auf der Straße ein großer Auflauf vor einer Caserne, weil ein Canarienvogel entflohen war. So etwas kommt hier alle Tage vor; und dann wird einen



ganzen Abend lang davon gesprochen. Glückliche Menschen, die sich so harmlos beschäftigten können! Sie erinnern an Wielands *Maultierzäum*, wo er sagt:

Das war noch gute Zeit, ihr lieben Leute,  
Da man bey Hofe sich an so was freute!

Zu Madrid und Constantinopel, auch hier und da in London und Paris, sieht's anders aus.

Der Schloßbrückenbau, zwar nur über einen Canal, findet große Schwierigkeiten, in geheimen Quellen, die so schwer zu verstopfen und in morastigen Gründen, die so schwer zu verpfählen sind, daß man schon eine Pfahlsreihe auf die andere hat setzen müssen, welches eine Bittschrift der Gegenfüßler veranlaßt hat, die sich beschwerten, daß diese bis zu ihnen durchgedrungenen Pfahlspitzen, diese aus der Erde hervorstachsenden Palissaden, ihnen am Sehen hinderlich sind. Nach vollendetem Bau soll Blüchers Statue, von Trophäen begleitet, die Brücke zieren und den Platz verschönern.

Das akademische Gebäude, welches die Versammlungssäle der beyden Akademien, der Wissenschaften und der Künste, enthält, und in welchem die Kunstwerke ausgestellt werden, hat wegen des hier und da weichendem Bodens Risse bekommen, und bedarf der Nachhülfe, ehe es seiner Bestimmung zurückgegeben werden darf. Bekanntlich soll es auch ein Kunstmuseum für Malerey, Bildhauerey &c. werden, und unsere Schätze enthalten.

(Der Schluß folgt)

### Schauspiel.

Auf dem k. k. privil. Theater an der Wien wurde den 14. d. M. zum ersten Mal gegeben: *Timur, der Tartar-Chan*. Romantisches Melodram in zwey Aufzügen, nach dem Englischen des Lewis (nicht Lewin), von Joseph Ritter von Seyfried. Musik vom Capellmeister und Operndirector Ignaz Ritter von Seyfried. Mit neuen Decorationen vom Hrn. Neefe und neuem Costum vom Hrn. Lucca Piazza.

Es ist doch größten Theils die Schuld der Zuschauer, wenn sie bey Ankündigung eines solchen Spectakels (dies Wort im besten Sinn genommen) oder Melodrams, ein dramatisches Meisterwerk erwarten, und sich nachher getäuscht finden. Jedermann darf nur die unter dem Personal-Verzeichniß stehenden Zeilen beachten, so wird ihm klar werden, worauf er seine Erwartungen und seine Aufmerksamkeit zu richten hat. „Das Arrangement der Aufzüge, Märsche, Gefechte zu Pferd und zu Fuß, Gruppierungen &c. hat Hr. Lewis (der englische Mimiker) mit Zuziehung der ganzen Gesellschaft des Hrn. Tournaire besorgt.“ So steht es deutlich ausgedrückt, und unverhohlen wird hierdurch zu erkennen gegeben, daß die Handlung nur als Beywerk, oder Canevas zu betrachten sey, ungefähr, wie der Text in den meisten großen Opern neuerer Zeit. Es gab Fälle, wo der Text Alles und die Musik — wenig war. Jeden Augenblick ein Liedchen, und jeden Augenblick ein Verslein. Es ist am Ende doch besser, schöne Musik und schlechten Text zu hören, als die schönsten Reime und mittelmäßige Musik. Für Productionen, wie die eben angeführten, ist kein Stoff so leicht geeigneter, als der aus dem Leben und den Thaten eines Tartar-Chans genommen, und gar noch mit dem Namen *Timur* überschrieben; daß man die Documentirung dieser Begebenheiten nicht in den Jahrbüchern der Afghanschen Geschichte suchen müsse, deutet schon das Beywort *romantisches* (Melodram) genügend an. Dies ist nun recht eigentlich ein Schauspiel, wie man es zu Paris auf dem Theater Gymnase dramatique vielfältig zu sehen bekommt. Doch wird dort in solchen Melodramen die Handlung größten Theils bloß mimisch ausgeführt, und ein kurzer Dialog dient den Hauptscenen nur zum Commentar, oder als eine Art von Prologus. Hier kommen zwar auch pantomimische Expectorationen vor, sie machen jedoch nur den untergeordneten Theil einer und der andern Scene aus, und sind mit den Reden der übrigen Personen verbunden. Auf solche Weise verständigen sich die H. Kerim und Samballat (H. Lewis und Simpson), Timurs Hauptleute, als ihnen anbefohlen wird, den Streit wegen des Besitzes ihrer



schönen Gefangenen durch einen Zweykampf zu schlichten. Die Sache macht sich recht heroisch, und die Künstler würden schwerlich durch Worte sich mit größerem Nachdruck expliciren.

An Handlung fehlt es dem genannten Melodrama eben nicht, aber der Handlung fehlt es an Interesse, wir haben indessen angedeutet, daß die Scenerien, Kämpfe und Evolutionen ic. das Interessanteste enthalten. Dennoch hat die Handlung für drey Acte nicht völlig auslangen wollen, und der zweyte besteht größten Theils aus Aufzügen, Gefechten und Gruppierungen. Der dritte ist wieder überladen, obwohl hier einige sehr effectreiche Parthien hervortreten. Nur zieht sich das Intriguenspiel mit dem geretteten Kinde, dem gefangnen Sohn der Prinzessin Borilda von Mingretien, den diese mit Gefahr ihres Lebens aus den Händen des tyrannischen Lüstlings Timur zu befreien sucht, etwas in die Länge. Mlle. Kesch führte die Rolle der heroischen Mutter mit echt asiatischer Hoheit aus, und war hier recht sehr an ihrem Platz; eine Andre würde schwerlich mehr geleistet haben. Glückliche Momente zeigten sich besonders in der Darstellung mütterlicher Liebe und Verzweiflung, dem Charakter des Schauspiels angemessen. Weniger glücklich, und bey weitem weniger, war Hr. Mauerhofer, denn als Oglu, Timurs Vater, eine bedeutende Rolle anvertraut war. Was diesem Schauspieler, der eher zu viel als zu wenig thut, am meisten zum Nachtheil gereicht in solchen Fällen, ist, wie wir jetzt nicht mehr bezweifeln, der Mangel an sicherem Tact, um einzusehen, wo seine Manier einen ungünstigen Eindruck macht, und wo es Noth thut, nachzulassen, statt die Sache zu forciren. Der Charakter ist gut gedacht und angelegt, aber dunkel und schwankend ausgeführt, so daß der Darsteller leicht irre werden kann. Es ist ihm eine gewisse, die Nationalität andeutende Eigenthümlichkeit gegeben, eine Farbe, die zuweilen in's Humoristische, dann wieder in die naturmenschliche Derbheit, zwischen Haß und Liebe, Selbsterhaltung und Großmuth, schilbert. Hr. Mauerhofer hat sich die Aufgabe schlimmer vorgestellt, als sie ist. Er wollte alle die verschiedenen Tonarten in einen einzigen Ton zusammenschmelzen, und das ist weder ausführbar, noch unumgänglich nöthig. Er schwankte hin und her, er qualte sich recht technisch ab, und wäre mit dem ganzen Stück verloren gewesen, hätte die wackere tartarische Reiteren ihn nicht herausgehauen. Dieß geschah in der großen Spectakelscene zum Schluß des Melodrams. Hier gab es wirklich mancherley zu sehen, und hier erhebt sich auch der Glanzpunct dieser dramatischen Erscheinungen. Die Mutter, da sie ihres Kindes sich beraubt sieht, und der Gewalt des lüsteren Tyrannen nicht entrinnen kann, stürzt sich von oben herab in die Fluten; alsbald sprengt ein muthiger Reiter herbey, taucht in den Strom und trägt nach wenigen Minuten die Gerettete im Arm, mit der er über einen Berg hinaufgaloppirt und schnell verschwindet. Wir zweifeln, daß die Darstellerinn selbst diese kühne That mit ausführen half. Man darf eher solches Wagestück einer Künstlerinn des Equilibre's zutrauen, die gewöhnt ist, mit Gefahren zu scherzen — wie mit Herzen. In der Folge sprengen Scharen von Reitern Berg auf und Berg hinüber, während unten mörderische Kämpfe sich ergeben, die mit vieler Geschicklichkeit executirt wurden. Dieses Schlachtgetümmel währt jedoch für ein Theaterpiel zu lange. Endlich stürzt ein heldenmüthiges Ross, tödtlich getroffen, sammt dem Reiter nieder, und diese Sterbescene wurde von dem edlen Thiere mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit und mit einer Wahrheit ausgeführt, die manchen stolzen Reiter beschämen würde, wenn's zur Bühnenprobe kommen sollte. Zulezt gruppirt sich ein lebendiges Tableau, das von vielen andern Gemälden dieser Art durch Einfachheit sich unterscheidet.

Das Theaterpublicum äußerte eigentlich nur für diese kriegerische Catastrophe durch Beyfallsjauchzen seine Theilnahme; der ganze vorhergehende Theil hatte wenig Eindruck hinterlassen; dieser wurde auch wohl durch die ziemlich langen Zwischen-Acte etwas noch geschwächt.

Fünf neue Decorationen vom Hrn. Neefe glauben wir gesehen zu haben, die durch Lebendigkeit und geschmackvolle Ausführung zum Lobe ihres Meisters mit einander wetteiferten.

Der Tonseher hat die Ehre seiner Kunst überall mehr, als den leeren, schimmerns



den Effect vor Augen gehabt. Durchgehends ist die rechte Art und das rechte Maß beachtet, nirgends zeigt sich zu viel, noch auch zu wenig. In der mit künstlerischem Fleiß behandelten Ouverture entfaltet sich der ganze Charakter der Handlung, seinen zwey wesentlichsten Bestandtheilen nach: mütterliche Sehnsucht und kriegerisches Waffenspiel. Das Costum wirkte sehr vortheilhaft.

### B e m e r k u n g .

Die Aufführung des Meisterwerks von Mozart: Figaro's Hochzeit, die Mad. Seidler (Susanne) zu ihrer Benefice-Vorstellung gewählt, und worin Hr. Moscovius vom Breslauer Theater die Rolle des Figaro übernommen hatte, würde eine ausführliche Würdigung erfordern, in der That war aber das Benehmen eines Theils der Zuschauer an diesem Abend nicht dazu geeignet, eine Stimmung bey den Künstlern hervor zu bringen, die einem günstigen Erfolg im Allgemeinen förderlich gewesen wäre; und so möge eine flüchtige Bemerkung an der Stelle der Beurtheilung stehen. Seit längerer Zeit kündigt in den vereinigten Theatern am Kärnthnerthor und an der Wien eine Reaction sich an, und es scheint darauf abgesehen, den Bemühungen der Administration durch unruhiges Benehmen entgegen zu wirken. Es war eine bisher unerhörte Erscheinung in Wien, daß beliebte, und im In- und Ausland geschätzte Künstler bey ihrem Heraustreten auf die Bühne mit Zeichen des Mißfallens empfangen und dadurch in ihrem Wirken schon gestört wurden, eh sie noch begonnen hatten. Dieser Vorfall ereignete sich in der genannten Vorstellung zum Nachtheil einer, sowohl ihres Talents, als ihres Fleißes und einer seltenen Ausbildung wegen achtungswerthen Sängerin, und erregte den Unwillen, gewiß des größten Theils der zahlreichen Versammlung.

Nicht minder offenbarte sich im k. k. privil. Theater an der Wien fast in jeder neuen Darstellung ein mißgünstiges Bestreben, ungeachtet seit einiger Zeit sowohl die sorgsamere Auswahl der Stücke als die wohlgeordnete Ausführung derselben deutlich zu erkennen gibt, daß unter der Leitung des kunstliebenden Eigenthümers ein erfahrener, seinem Wirkungskreis gewachsener Mann mit allem Eifer darnach trachtet, dieser schönsten Bühne der Hauptstadt ihren alten Glanz und die frühere Theilnahme des Publicums wieder zu gewinnen. Diese Aufgabe läßt sich freylich nicht in wenigen Wochen lösen, unfehlbar aber muß durch Äußerungen der Ungeduld und der Parteysucht die Lösung noch erschwert, wo nicht ganz und gar vereitelt werden.

Es wäre zu wünschen, daß von jetzt an der besser gesinnte Theil des Publicums sich ernstlich widersetzen möchte, damit Gelungenes, wenn auch zur Hälfte nur, doch nicht ganz verkannt, das Bessere aber freundlich aufgenommen und das Streben nach dem Besten immerfort ermuntert werden möchte, auf daß der Ruhm einer stets ruhigen Besonnenheit und freundlichen Nachsicht, der dem Theaterpublicum Wiens von jeher zu Theil geworden ist, noch ferner unbeschränkt erhalten werde.

(Mit einer besonderen Beylage  
das Rosalienfest in Palermo betreffend.)

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

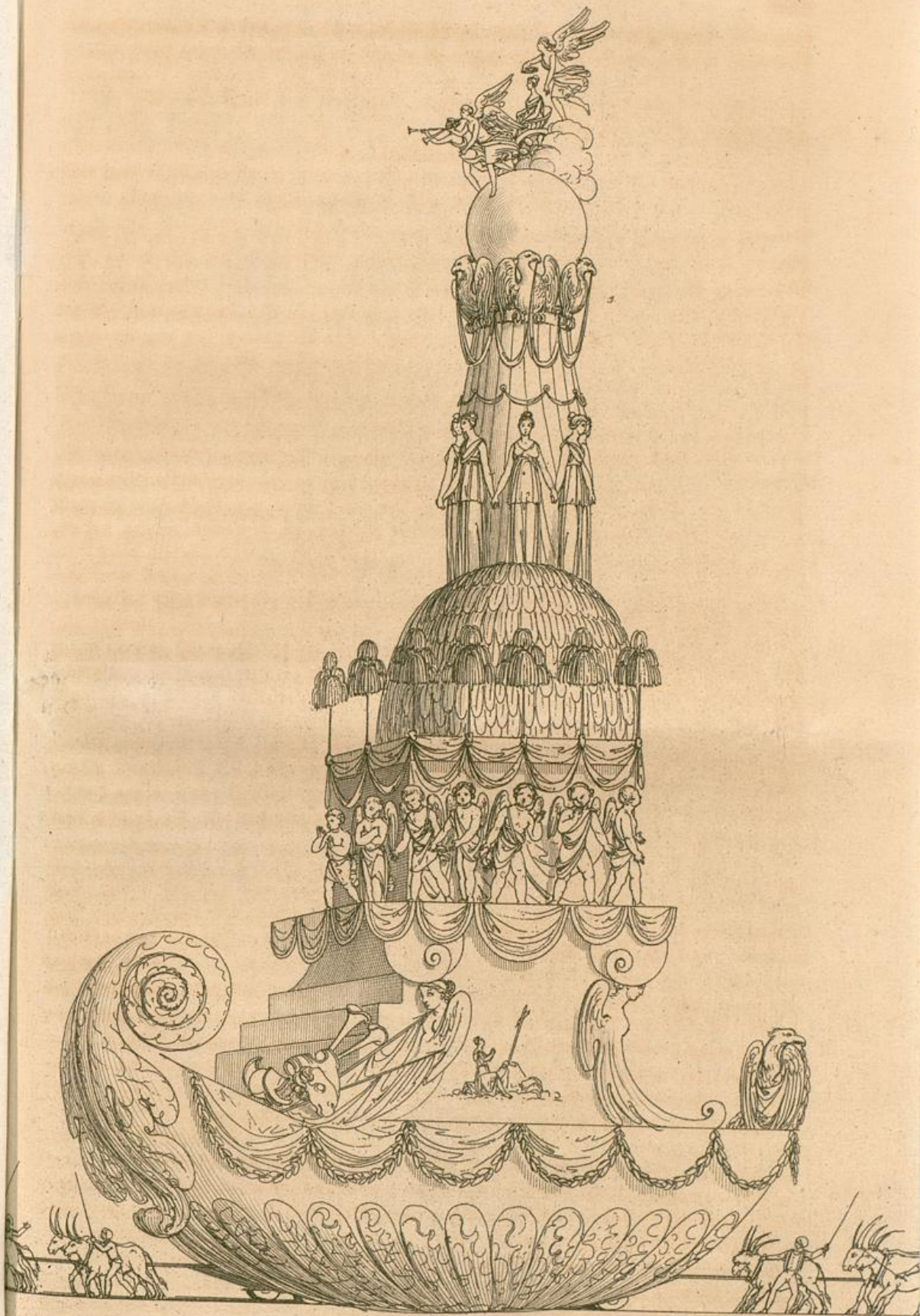


af bez  
n Fleiß  
zwey  
nspiel.

Mad.  
R o f e s  
de eine  
eils der  
nflern  
wäre;  
. Seit  
nd an  
hungen  
ne bis  
schäfte  
mpfan  
hatten.  
er, so  
tungs  
zahlrei

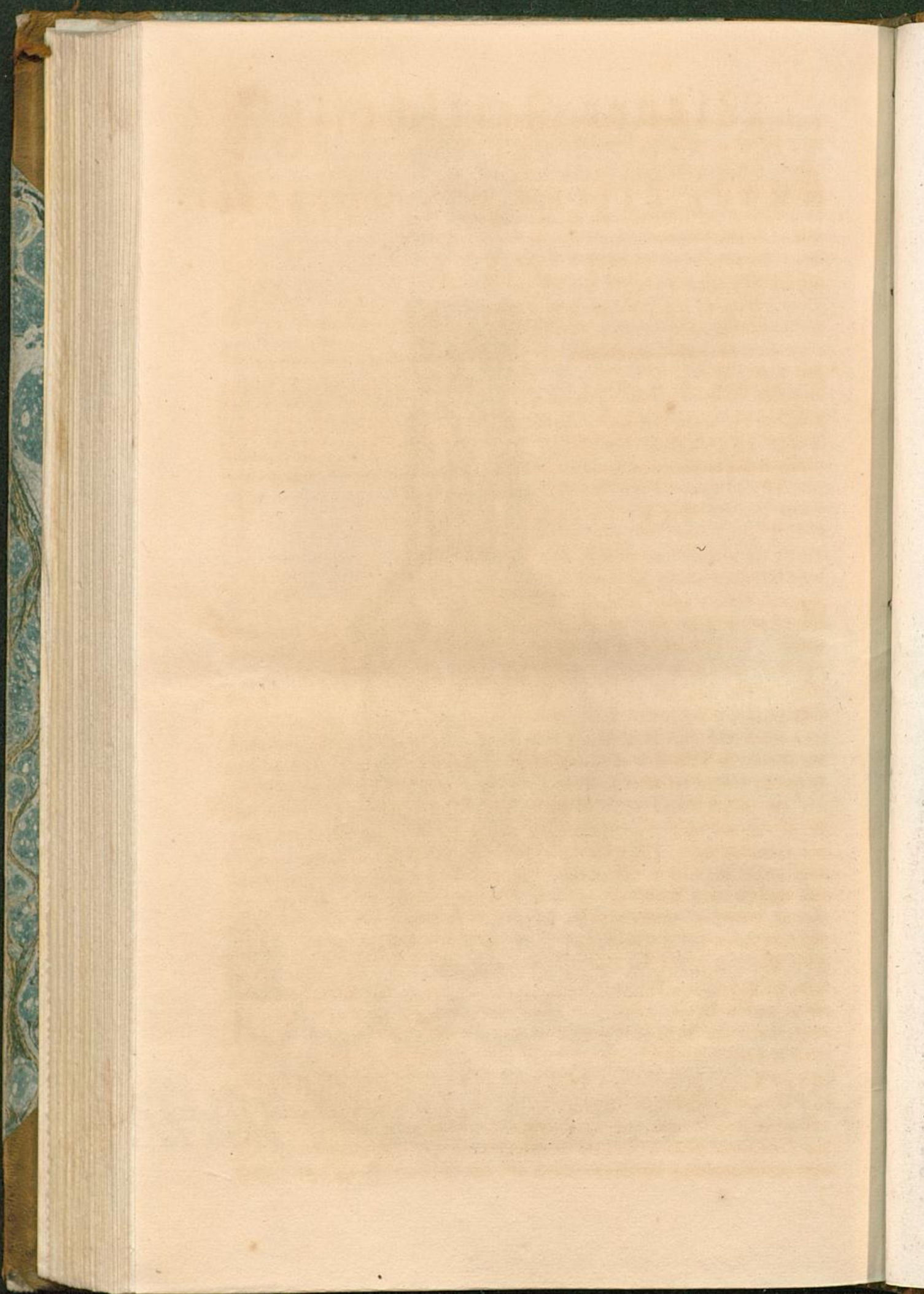
e neuen  
samere  
kennen  
n Wirs  
Bühne  
wieder  
unfehl  
g noch

ficums  
e, doch  
n nach  
stets  
E h e a s  
er ner



W. K. K. K.







# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dienstag, den 24. September 1822.

115

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welches hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Briefe aus Sicilien.

### Das Rosalienfest.

(Schluß)

Am dritten Tage war abermals Wettlauf, und Wiederholung des Feuerwerks an der Marine. Das letztere sah ich diesmal aus dem Hause des Principe Butera, bey welchem die Ersten der Stadt sich versammelt hatten. Der Prinz selbst, der sich zu Neapel aufhält, da ihm das Klima von Sicilien nicht zusagt, war nicht zugegen, aber die Prinzessin, welche um der Schlichtung eines Rechtsstreits willen herübergekommen, machte die Ehre des Hauses. Dieses Verhältniß wird Ihnen vielleicht sonderbar scheinen, doch wird es Sie nicht länger befremden, wenn ich Ihnen sage, daß der Prinz von Butera ein junger Mann von sehr wenig bemittelten Ältern aus Deutschland, die Prinzessin dagegen, freylich um einige Jahre älter als ihr Gatte, aber, wie man mir sagte, die reichste Besitzerinn in Sicilien, und, so lange sie lebt, Frau über eines der größten Vermögen in Europa ist. Der Prinz von Butera war Lieutenant in Lord Bentinck's sicilianischer Legion, und lag zu Palermo in Besatzung. Bey einem Wettlauf, den einige junge Officiere unter den Fenstern einer Villa der Prinzessin zum Scherz hielten, ward diese den gewandten stattlichen Mann gewahr, und faßte eine so heftige Leidenschaft für ihn, daß sie seine Bekanntschaft suchte, ihm ihre Hand, über die sie als Witwe zu schalten berechtigt war, und ein Vermögen bot, das zwar nach ihrem Tode dem Staate zufällt, von dessen Einkünften sie aber jetzt schon so ansehnliche Summen, die ihm nicht nur ein sorgenfreyes, sondern auch ein seinem neuen Stande vollkommen genügendes Einkommen verbürgt, in der englischen Bank für ihn niedergelegt hat. Der König hatte ihm nämlich auf einen Fußfall, den ihm die Prinzessin nach ihrer Verlobung gemacht, den Titel eines Principe Butera übertragen, und er wußte seither sich eines nicht unbedeutenden Ansehens und Einflusses am Hofe zu versichern. Auch



für die Altern ihres Gatten versäumte die Prinzessin nichts, um ihm vergessen zu machen, daß nicht auch die Verhältnisse, welche das Glück ihnen verschieden angewiesen, durch die Liebe ausgeglichen werden könnten. Als eigentliche Besitzerinn der Feudalgüter in Sicilien steht jedoch ihr die Verwaltung zu, und ich hörte sie selbst erzählen, daß sie im Begriffe sey, den größten Theil der Insel allein zu durchreisen, um ihre rückstehenden Pachtschillinge und Einkünfte einzutreiben. Ihr Gatte, der hier die Lust im Sommer schlechterdings nicht verträgt, ist indessen am Hofe zu Neapel zurückgeblieben, wo sie sich nach beendeten Geschäften wieder mit ihm vereint.

Aus diesen Zügen läßt sich, wie Sie sehen, ein ziemlich gefälliges Bild der sicilianischen Frauen entwerfen, wenn diese einmal dahin gelangen wollten, ihren allzuvernachlässigten Geistesgaben nachzuhelfen. Sie begreifen, daß auch hier keine Regel ohne Ausnahme ist, und daß gerade in diesem Kreise, von welchem ich Ihnen spreche, sich manche solche Ausnahmen finden werden. Den Preis der Liebenswürdigkeit scheint man bis jetzt einer Prinzessin Caltanisseta, einer jungen sehr artigen Dame, zu zollen, deren Gestalt auch in jedem Sinne einnehmend genannt werden kann. Im Ganzen ist jedoch, besonders für den, der des sicilianischen Jargons nicht mächtig ist, die Unterhaltung immer sehr beschränkt und das Gespräch gewöhnlich sehr kurz abgebrochen. Daß es nach den schlaflosen frühern Nächten, und unter dem Geräusche der Feuerwerkschläge nicht zu solchen gehörte, die Stoff zu einem unterhaltenden Briefe geben, werden Sie mir auf's Wort glauben, und so war ich denn auch herzlich froh, als ich mich nach Mitternacht statt auf den Corso nach Hause schleichen konnte, um Kräfte für die noch bevorstehenden Tage zu sammeln.

Am vierten Festtage nach dem Beschlusse des Wettrennens wird die Stadt, wie an den frühern Abenden, außer diesem aber noch der Platz vor der Prätorie, der mit einem großen Springbrunnen geziert ist, und die Cathedrale beleuchtet. In letzterer hält der Erzbischof die Vesper, und der Prätor mit dem Senate fährt dabey im spanischen Prunkzuge auf. Noch ehe die Vesper beginnt, empfängt die heilige Rosalie, deren Statue auf einem reich geschmückten und erleuchteten Fußgestelle aufgerichtet wird, den Besuch der vornehmsten Heiligen, die nach der größern Pracht ihres Aufputzes sich um sie her versammeln, und einige Stunden unter Musik und großem Volkszulauf bey ihr zubringen; wobey die gedrängten Zuschauer sich auch nicht im geringsten um sie zu bekümmern scheinen. Die Ausschmückung dieser Bilder und ihre Größe auf das Höchste zu treiben, ist ein Gegenstand der lebhaftesten Eifersucht und des Ehrgeizes zwischen den verschiedenen Stiftungen, und Wachsbilder, Goldsitter und Kerzen sind dabey nicht gespart, um sie vor den Augen des Volkes so schimmernd und herrlich darzustellen, als möglich. Cosmas und Damian, von denen ich Ihnen schon einst erzählte, waren auch heute wieder ziemlich aufgeputzt, und wie billig die nächsten an der Hauptfigur. Vater Jacob, wiewohl ebenfalls geschmückt, befand sich in der Ferne. Gerade so wie zu den Heiligenbildern außer der Kirche, drängte sich jetzt das Volk in undurchdringlichen Haufen in die Thore der Cathedrale, trieb sich eben nicht geräuschlos, zwischen den Säulengängen herum, zur entgegenstehenden Thüre wieder heraus. Es war nicht möglich, so lange ich es im Innern auszuhalten vermochte, auch nur den Ton einer Musik zu unterscheiden, und



so über alle Vorstellung herrlich der Anblick des Lichtermeeres war, in dem der weite Dom zu schwimmen schien, so war ich doch herzlich froh erst wieder aus dem Gewühle heraus zu seyn, und so manches Nachbaren los zu werden, dem das helle Licht, das die Augen zugleich schmerzte und blendete, eben nicht zum Vortheile seines Festgewandes diente. Wir schätzten die Anzahl der Wachslichter, die immer zusammen in Girandols zu sechs Kerzen längs den Pfeilern, den Bogen des Gewölbes, und an der Decke brannten, ohne die Altäre zu rechnen, auf wenigstens fünf tausend. Ich habe nie eine ähnliche Erleuchtung gesehen! Auch heute entsagte ich gern wieder dem größten Theile der Unterhaltung des Corsos, da es dem mit solchen Freuden Ungewohnten kaum möglich ist, einen solchen rastlosen Sinnensturm zu ertragen.

Der fünfte Tag sollte, wie das Programm besagte, ganz den Gebräuchen und Ceremonien des heiligsten Cultus geweiht seyn. Auf welche erbauliche Art das hiesige Volk die Ehrfurcht vor heiligen Gebräuchen an den Tag legt, habe ich Ihnen auch in meinen frühern Briefen geschildert, als ich die Procession am Frohleichnamsfeste beschrieb, doch das, was ich in dieser Hinsicht heute zu sehen bekam, übertraf weit jede Vorstellung und alle jene frühern Erscheinungen. Am Morgen war hohe Messe, die der Erzbischof hielt, und welcher der Vicekönig und der hohe Rath in vollem Staate beywohnten. Der enge Raum der k. Capelle, und das bey der Hitze der Jahreszeit unerträgliche Volksgedränge, ließen mich von dem Versuche abstehen der Feyer beizuwohnen; ich wandelte in der Zwischenzeit auf dem Cassaro, und am Domplaze umher, wo man noch immer um die Bilder mit seltsamen Ceremonien beschäftigt war. Eine eintönige-ermüdende Musik, die ohne Ende dieselbe Melodie wiederholte, lockte abermals eine zahllose Menge von Gassern herbey, die des Schauspiels nicht müde wurden.

So ging es den ganzen Tag über fort bis eine Stunde vor Mitternacht, wo die ersten Behörden und die angesehensten Personen der Stadt sich in dem Hause des Prätors versammelten, das mit dem Plaze und dem Springbrunnen vor demselben und dem Cassaro, so wie am Abende zuvor, mit flammenden Fackeln und Kerzen überladen war. Alle Erker und Fenster, mit Teppichen behangen, schmückten Damen und Herren im reichsten Staate, und der Plaz unter den Balconen wimmelte vom dichtesten Volksgedränge, das sich auf Sesseln und Gerüsten umher gelagert hatte. Nach langer, ermüdender Erwartung zeigte sich endlich der Anfang des Zuges, der aus mehreren Zünften der Bonachi's, jede mit einer Fahne, und vier, auch mehreren Trommelschlägern an der Spitze bestand, die aus Leibeskräften darein schlugen, so wie es jedem gefiel, Marsch und Wirbel ohne Tact und ohne bestimmte Melodie. Es ist unbeschreiblich, wie betäubend und lästig diese Art von Musik einem wird, allein man versicherte uns, daß sich das Volk auf keine Art hierin beschränken lassen würde, und die Bonachi durch ihren Eifer sich wechselseitig zu übertreffen suchten. Auf diese Zünfte, die ohne allem festlichen Prunk in ihrem gewöhnlichen Gewande mit der weißen Mütze und ohne alle Ordnung durch einander fortzogen, folgten die oft erwähnten Bilder, zwey und zwanzig an der Zahl, vor welchen jedem wieder eine Truppe Bonachi's mit Musik und Trommeln, und eine Menge andere Leute mit Fackeln her-



gingen. Einige dieser Gerüste wurden von funfzig und mehr Trägern mit stürmischem Bivatgeheul und im schnellen Trabe fortgeschleppt, worin abermals wieder ein besonderer Ruhm der Andacht gesetzt wird. Das Volk tanzte dabey mit ausgelassenen Sprüngen, sang oder spielte die allergewöhnlichsten und unzuweckmäßigsten Lieder; ja hinter einem dieser Bilder, das man vor dem Hause des Prätors niedergesetzt hatte, begann mit einmal die fröhlichste Tarantella mit Schellen, Trommeln und Castagnetten. Auch Cosmas und Damian walzten wieder wie das erste Mal, indeß gelang es mir, dieses Mal die Ursache dieser Ceremonie zu erfahren. Jene Beyden sind nämlich die Schutzpatronen der Seeleute und Matrosen, und das Herumdrehen sollte das Aufwinden des Taues bedeuten, wenn die Anker gelichtet werden.

Auf dieselbe Weise kamen nach einander zwölf Convente mit ihren Abzeichen und endlich unter dem lärmendsten Bivatrufen die Urne mit den Gebeinen der Heiligen. Die Procession zog auf solche Art den Cassaro herab, und durch die mehrsten Straßen der Stadt, so daß sie erst nach acht Uhr des Morgens am Dome eintrifft, während welcher Zeit sie aber öfters rastet, Geistliche, Volk und Senat Erfrischungen zu sich nehmen, Conversation machen, u. d. m. Der Corso auf der Marine und der Spaziergang im Cassaro dauern mittlerweile gleichfalls ungestört fort, alle Butiken der Eishändler sind geöffnet, und der Vorrath, der an Gefrorenem, Eiswasser und solchen Dingen aufgewendet wird, muß an das Ungeheure grenzen, da sich auch der letzte Bonachi eine solche Erfrischung an diesem Tage nicht versagt.

So wie endlich zu meinem nicht geringen Vergnügen dieses Fest beschlossen war, das vorzugeweise zu denjenigen gehört, die man lieber gesehen haben will, als noch einmal zu sehen wünscht, so war gewiß kein Palermitaner, der nicht über dessen Beendigung trauerte und es im kommenden Jahre um irgend einen Preis der Welt vermissen wollte. Selbst die Erinnerungen, die sich noch so lebhaft daran knüpften, vermochten ihre Lust daran nicht herabzustimmen. Ein Cavaliere zeigte mir aus dem Fenster im Pallaste des Prätors sein eigenes noch halbzerstörtes Haus gegenüber, das während der Revolution, weil das Volk die Casse der öffentlichen Spiele der Barbaglia darin zu finden hoffte, geplündert worden war, aber dabey malte sich in seinen Blicken einzig nur die Freude und die forschende Zuversicht, auch auf meinem Gesichte die Bewunderung der Herrlichkeiten dieser Feste zu lesen. Ich bekenne, daß es mir schwer ward, die Vorstellung und die Erinnerung jener Gräuelszenen von dem Anblicke des wilden Volksgetümmels, und von dem Plaze zu trennen, von dem gerade im vorigen Jahre der Aufruhr, durch eine Soldatenbande, die, mit Bonachi's vermengt, die neue neapolitanische Constitution ausrief, angefangen hatte, und mir graute, wenn ich an die Scharen hilfloser Weiber und Kinder dachte, die auch nur durch eine weit weniger bedeutende Unordnung zertreten, verstümmelt, erdrückt werden mußten.

### D i e L o c k e n.

An Caroline Weinite,  
als sie ein Lied darüber von mir verlangte.

Von schönen Locken soll ich singen,  
Geliebte, für dieß holde Fest?  
O wenn nur dieß Mal mir gelingen  
Ein würdig Lied die Muse läßt!



Wohl einer Locke Schönheit krönte  
 Einst Pope's rühmlichsten Gesang;  
 Um Berenice's Locke tönte  
 In Hellas mancher Saitenklang.

Berühmt ward sie bis in die Ferne  
 Und endlich gar versetzt in's Reich  
 Der liebefunkelnd lichten Sterne,  
 Dort prangt sie sanft und hell zugleich.

O vieles läßt fürwahr sich singen  
 Vom dunkeln und vom goldnen Haar;  
 Wie es sich flücht zu Liebesschlingen  
 Gar zauberisch und wunderbar!

Wie reizend, nachtschwarz oder golden  
 Wohl oder zart kastaniendraun  
 Umflutet Hals und Stirn der Holden  
 In reicher Locken Pracht zu schau!

Die Liebesgötter, sie verstecken  
 Oft in die Locken sich in Eil,  
 Und gleich den Schützen aus den Hecken  
 Versenden sie von dort den Pfeil.

Auch deine Locken wohl umschlangen  
 Einst den Gemahl? Doch hast du reich  
 Der Zaubergaben mehr empfangen;  
 Sie fesseln ihn und uns zugleich!

Louise Brachmann.

## Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß)

Berlin.

Schneller und sicherer gedeihen die Pflanzungen auf dem schönen Plage hinter dem Universitätsgebäude. Die dortige freundliche, lachende Einrichtung, das Wäldchen, der Rasenplatz, die leichten Einfassungen, das Treibhaus, das botanische Gärtchen &c. gibt der ganzen Gegend und Umgebung Leben und Heiterkeit. Ein alter vernachlässigter, ummauerter Platz ist verschwunden; ein gefälliger neuer entfaltet sich dem Auge und dem Genuße des Publicums. Auch diese glückliche Idee kommt höhern Orts, und macht ihrem Schöpfer Ehre und Freude!

Nicht so das Palais Royal im Kleinen, in der fortgesetzten Wilhelmstraße: ein unglücklicher, durchaus verunglückter Einfall; ein enger Durchgang, anstatt eines geräumigen Platzes. Zwei Galerien, aus deren Fenstern und Thüren die Nachbarn sich die Hände reichen können, nicht im Mittelpuncte der Stadt, sondern ganz am Ende derselben; und statt der aufgeputzten, blendenden Niederlagen des Schönsten und Tausendfachen in Mode, Pracht und Geschmack, — Branntweinläden und Lotteriecomptoir.

O weh!  
 Es wird stark an einer Actiensammlung zu einem neuen Schauspielhause gearbeitet, nachdem von der General-Intendantur der hiesigen Schauspiele lange und stark dagegen gearbeitet worden. Endlich hat der Hauptunternehmer, nachdem es ihm mit mehreren nicht gelungen war, denen er die erste Anlage und die Leitung der neuen Anstalt anvertrauen wollte, einen ehemaligen hiesigen Schauspieler, Hrn. Bethmann gefunden, der die Sache begründen, in Gang bringen und im Gange erhalten will. Die höhere Erlaubniß dazu ist erfolgt: es sollen, mit Ausnahme von Tragödien, Dra-



men, großen Opern und Ballets, alle sogenannten kleinen Schau- und Lustspiele, Operetten, Possen, Stücke mit Musik und Tanz gegeben werden dürfen. Das Anschaffen guter Schauspieler in dieser Gattung möchte die größte Schwierigkeit finden: es scheint, man rechne stark auf Wien und andre Ihrer Bühnen, und werde auf Werbung ausgehen. Auch wird behauptet, der ehemals hier beliebte Komiker Wurm werde Erlaubniß erhalten, wieder aufzutreten. Von einigen unserer komischen Dichter erwartet man Producte, die auf diesem neuen Boden gedeihen sollen. Zum Anfange darf sich die neue Direction großen Zulauf und gute Einnahme versprechen; ob aber der südliche Momus dem nördlichen Deutschland ausdauernd gefallen werde, darf man wohl fragen: es müssen dann die Preise und die Stücke so niedrig gehalten werden, daß man in Versuchung käme, zu glauben, man sey in den Boulevards oder im Casperle. Wie würde es aber dann der sogenannte gebildete Theil der Berliner halten? Würde er sich in der großen Oper, im hohen Schau- und Trauerspiel lieber ennuyiren, als in dem Winkeltheater lachen wollen? Der Hauptgrund, die Wuth unsrer Berliner, für's neue. Mit wenigen Ausnahmen lockt sie nur die Abwechslung, die Mannigfaltigkeit, das Wörtlein: Zum ersten Male. Auch bey guten Stücken ist das Haus nach der fünften oder sechsten Vorstellung in der Regel halbvoll oder gar leer. Schon wieder das Stück! wird gerufen. Nur der Frenschüh (aber auch großen Theils aus Partengeist) ist nach dem vierzigsten Male so voll wie nach dem ersten. Gehen Sie aber in Donna Diana, in die Ahnfrau, in Sappho, in das laute Geheimniß, in das Leben ein Traum &c. &c. und Sie finden mehr Platz und Lücken, als Zuschauer. Und vollends die Trauerspiele sind hier wahre — Trauerspiele, und das Parterre ein stiller Kirchhof! Nur Opern und Ballets, Sachen für's Auge, für's Ohr werden besucht — wie die Restaurationen und Auditorien — Sachen für den Gaumen und den Magen. Im südlichen Deutschland ist man länger Kind, als im nördlichen; bey Ihnen läßt man sich leichter Ammenmärchen auf der Bühne erzählen, als bey uns, und sagt, auch im Alter, wie Lafontaine

Si Peau - d'âne m'étoit conté,  
J'y prendrais un plaisir extrême.

Bei uns, wenn man ein Ammenmärchen erst auswendig weiß, begehrt und verlangt man ein anders. Aber auf einem kleinen Theater, wie das hier beabsichtigte, bey einem kleinen Theaterpersonal, wie es sich hier denken und bezahlen läßt — wird man gezwungen seyn, oft dieselben kleinen Stücke zu geben. Da aber das nicht reiche (Mittel- und große) Publicum nicht oft dieselben Stücke bezahlen will und kann, so wird die Folge seyn: nach fünf bis sechs Darstellungen ein leeres Haus. Das einzige Rettungsmittel dürfte seyn: drey bis vier kleine Stücke an einem Abend: aber dann auch wehe dem armen, abgetriebenen Personale!

N. S. Das größte Haus in Berlin, im Kleinen mit dem von Trattnerschen verglichen, mit einer großen Hof- und noch größern Gartenmauer, an der Spree, von einem der Baukunst unkundigen Branntweinbrenner, auf Moorgrund vermittelt Senfbrunnen so dauerhaft bequem, grandios und kunstmäßig erbaut, daß es die größten Meister beschämt, ist von der Regierung zu 140 — 150,000 Thlr. angekauft, und von Sr. Maj. für die medicinisch-chirurgische Anstalt, und der Garten zum botanischen Garten bestimmt worden.

### K u n s t n a c h r i c h t.

Wir glauben den Freunden dieser Zeitschrift einen angenehmen Genuß zu verschaffen, wenn wir sie auf die zwar kleine, aber höchst interessante Sammlung von Ölgemälden aufmerksam machen, welche die beyden Landschaftsmaler aus München: Philipp Dombek und Joseph Riß, unter der Benennung magisch-optischer Darstellungen, am Ende der Jägerzeile dem kunstliebenden Publicum zur Beschauung darbiethen. Diese bloß vom Tageslicht beleuchteten Gemälde bringen eine



wahrhaft magische Wirkung hervor und werden überall Theilnahme und Bewunderung erregen. Jede dieser Darstellungen hat etwas eigenthümlich Großartiges und bringt den höchsten Grad von Illusion hervor. Man glaubt immer an Ort und Stelle selbst zu seyn, und von unten hinauf in das Unermeßliche des Aetherraums, oder in die unbegrenzte perspectivische Ferne hinaus zu schauen. Am besten kann sich derjenige von der unübertrefflichen Wahrheit der Schilderungen überzeugen, der mehrere dieser dargestellten Landschaften oder Städte in der Wirklichkeit gesehen hat; z. B. die Stadt Passau, nicht nur wie sonst gewöhnlich, bloß von der Ost- oder Südseite, sondern auch von ihrer Westseite; einen Theil der reizenden Hauptstadt Sachsens an der Elbe, nebst dem königlichen Schloß und der majestätischen Frauentirche; die Hauptstadt Baierns am Isarkrom, mit der Vorstadt Au, dem Residenzschloß u. s. w. bis an die in Duff verschwimmenden Tyrolerberge. Ferner die schönste aller Städte in Europa, die Kaiserstadt St. Petersburg an der Newa. Mögen die Zuschauer selbst die andern Gegenstände der Natur und Kunst bewundern, nämlich die Ansicht der Insel Malta, mit dem bis zum Entsetzen treu dargestellten Seesturm, die glänzende Seestadt Venedig u. dann endlich das mit dem Charakter der Erhabenheit prangende architectonische Gemälde, welches die Reihe dieser optischen Kunstwerke schließt und die innere Ansicht der prächtigen Domkirche zu Regensburg vergegenwärtigt. Gewiß wird Keiner, der nicht gewohnt ist, Alles, was ihm grade vor den Augen liegt, anders, oder besser zu wünschen, diese Ausstellung unbesriedigt verlassen.

### V o l l e s t h e a t e r .

Am 16. d. M. wurde hier zum ersten Mal aufgeführt: Apollo und der Dichter, oder: Die Fahrt nach der verkehrten Welt. Originals Zauberposse mit Gesang in zwey Acten, nebst einem Vorspiel, vom Verfasser der Modetheorien. Musik vom Hrn. Capellmeister W. Müller. (Benefice für Hrn. Korntheuer.)

Außer zwey Kleinigkeiten, die nur auf eine kurze Erwähnung Anspruch machen können, ist nichts Neues auf dieser Bühne vorgeführt worden. Wir halten uns daher bey dem Genannten, das eine etwas wichtigere Miene macht, ein wenig länger auf. Apollo erscheint einem Dichter, der in Nöthen ist, in aller Frühe, und gibt ihm den Plan zu einem Stück an, das die verkehrte Welt zum Gegenstand haben soll. Dazu hat der Musaget schon manchen Dichter oder Dichterling begeistert. Wir werden sehen, ob er's dieß Mal besser anfängt. Die Erscheinung macht den eigentlichen Stoff des Vorspiels aus, worin einige recht drollige Scenen vorkommen, die aber so wenig mit einander zusammenhängen, wie die Fieberträume eines schmach tenden Poeten. Der einzige Frosch, der als Schornsteinfeger maskirt von der Redoute kommt, steht hier an seinem Platz; denn in der Zauberposse spielt er, als Wanderer aus der wirklichen Welt, die Hauptrolle in der verkehrten. Sehr glücklich ist der Einfall unter andern, ihn in dieser Maske, und wiewohl in einen Mantel verhüllt, doch leicht erkennbar auftreten zu lassen, denn bey einer eben entstehenden Feuersbrust wird er von der Wache für das wirklich angenommen, was er scheint, und gezwungen in den Rauchfang hinauf zu klettern. Der Dichtergott zaubert ihn bald nachher durch die Luft hinaus (Gäbe schier zu einem neuen Prädicat des Drachentöders Anlaß), und Hr. Frosch muß nun Komödie spielen, ohne daß er's weiß. Es erweckt eben kein günstiges Vorurtheil für diese nachfolgende Komödie, daß Apollo sie der Nachsicht und Gemogenheit des Publicums so sehr recommandiert. Jedoch, in der wirklichen Welt ist das gewisser Massen so der Brauch; die verkehrte hat in dieser Hinsicht also nichts voraus.

Sollte man nun der Meinung seyn, dieser Gegenstand sey allegorisiert, oder idealisch dargestellt, so würde man sich irren. Apollo war dieß Mal sehr profaisch gestimmt; er läßt uns die verkehrte Welt, wie eine gemalte Wand schauen: lauter flaches Bildwerk, obwohl ziemlich komische Figuren, keine Perspective, keinen Hintergrund, nicht einmal einen Rest von einer Fabel; daher der Mangel an Theilnahme während



des ersten langen Aufzugs, die nur durch einzelne lustige, oft recht witzige Gedanken und Einfälle, oder auch durch gelungene Scenerien ein wenig angeregt wird. Zwecks los ziehen die Scenen nach einander vorüber, und zeigen nur immer so glatt hin das Gegentheil von dem, was in der wirklichen Welt geschieht. Die Weiber nämlich halten Wache, die Männer wiegen Kinder, gehen auf den Markt u. s. w. Man muß sich aber wohl erinnern, daß die Erscheinungen nur in einem aufgeführten Stück vorkommen, denn die Gesinnungen dieser verkehrten Leute widersprechen sich gar oft. Besonders in Ansehung der Begriffe von Schönheit und Jugend. Häßlichkeit gilt nämlich hier für Anmuth, und achtzig Jahre alt seyn, heißt im Frühling seines Lebens stehen; zu weilen ändert sich jedoch die Ansicht der verkehrten Leute. Bey dieser Gelegenheit bemerken wir noch, ohne weitere Erklärung, daß man der Posse allerdings ein wenig Thorheit, ja sogar ein wenig Unsinn gestatten darf, allein der Unsinn muß sich darum selbst nicht grade widersprechen, und noch besser ist's, wenn oft ein bißchen Sinn darin verborgen liegt.

Im zweyten Aufzug eröffnet sich das eigentliche Zauberreich, woran wir bisher kaum einmal erinnert wurden. Jetzt hat die verkehrte Welt erst einen festen Grund und nun geht wirklich Manches besser. Dies und Jenes kam den Zuschauern doch zu wirklich vor, denn grade in der verkehrten Welt erwarten sie nicht, der langen Weise wieder zu begegnen, die sie anderwärts gar nicht vermeiden, ja selbst nicht, wie die Mücken, durch Rauch und Qualm vertreiben können. Der letzte Theil dieses Aufzugs wird etwas interessanter, indem der in einen Greis verwandelte Frosch gezwungen ist, sich mit der jungen, etwa sechzig- oder siebzehnjährigen Prinzessin zu verheirathen, die er tausendmal in's Grab verwünscht; da sie aber bald nachher erkrankt und wirklich sterben will, beschwört er Himmel und Erde in komischer Verzweiflung, ihr das Leben zu erhalten, um nicht, gemäß der Sitte dieses Landes, ihr in den Tod zu folgen.

Der Komiker *Kaimund* fand hier volle Gelegenheit, sein Talent zu verwenden, und verarbeitete diese Scenenreihe mit seiner glücklichen Eigenthümlichkeit. *Apoll* befreit ihn endlich, und stiftet noch etliche Heirathen.

An Scherz fehlt es dieser Posse nicht, aber desto mehr an Plan. Altes und Neues ist aufgeboten, Vieles bringt gute Wirkung hervor, Vieles, wie die beständigen Applicationen und figürlichen Tiraden, schmecken nach der verkehrten Welt zu sehr und lassen gleichgültig. Die Adressen an die Benevolenz des Publicums kommen so häufig, daß der Zwang, den es kostet, der Aufforderung Genüge zu leisten, endlich merklich wird.

Hr. *Korntheuer* nahm seine beliebte Manier mit glücklichem Erfolg zu Hülfe. Die Direction hat viel auf die Ausstattung verwendet, und die Musik ist erfreulich.

### U n f ü n d i g u n g.

Bey dem herannahenden letzten Vierteljahresschlusse werden die P. T. H. Pränumeranten ersucht, die weiteren Pränumerations-Beträge (wie solche unter dem Titel angeführt sind) im Comptoir des österreichischen Beobachters in der Dorotheergasse bald zu entrichten, um die Auflage gehörig darnach einrichten zu können.

Auswärtigen in allen Provinzen des Kaiserstaates dient zur Nachricht, daß die k. k. Obersthof-Postamt's-Haupt-Zeitungs-Expedition in Wien auf dieses Blatt auch vierteiljährig Pränumerationen zu 18 fl. 30 kr. W. W. vom 1. October bis Ende des Jahrs annimmt, weshalb man sich entweder unmittelbar hieher an gedachte Expedition, oder an die jedem Liebhaber zunächst gelegene k. k. Postämter zu wenden beliebe.

Noch sind einige complete Exemplare vom laufenden und von den sechs früheren Jahrgängen vorrätzig und um die Pränumerationspreise zu haben.

---

Herausgeber und Redakteur: *Joh. Schickh.*

---

Bedruckt bey *Anton Strauß.*



Wiener Zeitschrift  
für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Donnerstag, den 26. September 1822.

116

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Kunst-Nachbarn.

Eine allegorische Erzählung

von

Dr. F. Bernhardt.

Zwey Leute wohnten nah' beysammen,  
Und lebten doch wie Fluth und Flammen,  
Sich fremd an Sitte und Natur,  
Wied einer stets des andern Spur.  
Es konnten Monde oft verfließen,  
Man sah sie kaum einander grüßen,  
Sich sprechen gar auf Nachbarweis',  
Das mochten sie um keinen Preis;  
Und so ging jeder seinen Steg,  
Und blickte scheel auf Nachbars Weg.

In Einem nur, so konnt' man meinen,  
Thät' sich ihr starrer Sinn vereinen:  
Ein jeder hatte seinen Garten,  
Den liebte er mit Lust zu warten,  
Und hegt' und pfliegte jedes Blatt,  
Und puzte jedes Stämmchen glatt.

Wie ähnlich auch die Neigung war,  
War's nicht der Grund, der sie gebär.

Der Eine freute sich an Blüten,  
Wenn sie im Strahl der Sonne glühten,  
An ihrer Farben Schmelz und Pracht,  
Im Zauberlicht der Mondesnacht,  
Und an dem süßen zarten Duft,  
Den sie verhauchten in der Luft,  
Wie an den bunten goldnen Fliegen,  
Die sich in Honigkelchen wiegen;



Ließ jeden Tag wie Dunst verschweben,  
 Genuß, sich kaum bewußt, das Leben,  
 Und sprach gar selten von Geschmack,  
 Kritik und anderm Teufelspack.

Dem Andern schien solch' Streben leicht  
 Und für des Lebens Tiefe leicht;  
 Und Farb' und Duft war ihm nur Spiel,  
 Sein Gartenfleiß hatt' ernst'res Ziel:

Er wölbt zu Lauben sich die Bäume,  
 Verhüllt in Nacht die lichten Räume:  
 Hier unter traulich düstrem Schatten  
 Soll Fühlen sich, und Wissen gatten;  
 All seinem innern dunkeln Sehnen,  
 So nach dem Hohen, nach dem Schönen,  
 Und seines Geistes lichtem Drängen,  
 Will ungestört er nach hier hängen.

Doch wollen Früchte nur vor Allen  
 Ihm, als des Lebens Lohn, gefallen;  
 Und Baum und Strauch muß Früchte tragen,  
 Soll jedes seiner Lust behagen.  
 Bis auf sein inn'res Thun und Weben  
 Erstreckt sich dieses Fruchtestreben.  
 Befruchtet, spricht er, Geist den Sinn,  
 So bringt's der Menschheit hoch Gewinn.  
 Jetzt will er sein Gefühl ergründen,  
 Und jetzt gar seinen Geist empfinden;  
 Und wie er so bedachtsam wählt,  
 Das wahre Schöne arg ihn quält,  
 Von Blüthen sich zu Früchten lenkt,  
 Beym Guten stets am Besten denkt —  
 Da fällt's dem Klugen Mann erst ein,  
 Wie Früchte selbst nur Blüthen sey'n;  
 Und nun ist's gar der Früchte Frucht,  
 Die er in sich und draußen sucht.

Erwacht jetzt irgend eine Lust  
 In seiner jungen warmen Brust,  
 Will Strahl und Duft aus bunten Blüthen  
 Ihm Heiterkeit und Freude bieten,  
 So kann er wohl sich kurz vergessen;  
 Doch bald geht's wieder an das Messen.  
 Gemüth, besonnener Verstand,  
 Die geh'n mit ihm dann Hand in Hand;  
 Dann hat ihm kein Genuß Gewicht,  
 Der ihm nur bloß zu Herzen spricht.  
 So schleppt er fort sein ernstes Leben,  
 Kann selten sich Genuß erstreben.



(Wenn Himmel, Erd', und Firmament  
 Und selbst ein fünftes Element,  
 Und bitteres Fluchen, süßes Bethen,  
 Vernunft und Herz zusammentreten  
 Ein Werk der Kunst ihm zu bereiten,  
 Dann will's ihm nur, wie so von weiten,  
 Wie so von ungefähr bedünken,  
 Es wolle ein Genuß ihm winken.)

Indessen, wie im Tanz der Wellen,  
 Wenn Weste sanft die Segel schwellen,  
 Sich fortgezogen sieht der Kahn,  
 Dem Andern stets im leichten Wahn  
 Und unbewußt, in froh'n Genüssen,  
 Die Tage leicht und schnell verfließen,  
 So lebten sie gar lange Zeit,  
 Der Eine stets vom Andern weit,  
 Ließ keiner sich vom Nachbar stören,  
 Und thäten kaum von sich was hören;  
 Ein jeder sah nur seine Bahn  
 Stets für die einzig rechte an;  
 Und konnt' den Andern nur bedauern  
 Ihn auf dem Irreweg zu belauern.

Doch, wie denn das im Leben geht,  
 Wenn Ein's das And're nicht versteht,  
 Erst kann man sich so recht nicht fassen,  
 Dann kömmt es gar zum leid'gen Hassen,  
 Und keines macht's dem andern recht,  
 Und selbst das Gute scheint dann schlecht,  
 Weil man sich nun nicht Rechnung gibt,  
 Und hasset bloß, weil man nicht liebt;  
 So kam's denn auch bey diesen Leuten  
 Vom Mißverstand zu Zwistigkeiten,  
 Denn, wie der Topf so überquoll,  
 Und sprudelte von Haß und Groll,  
 Da mußst' sich grade was ereignen,  
 Was ganz sich thät zum Zunder eignen.

Es war der Frühling grad' erwacht,  
 Im Reize seiner Jugendpracht,  
 Und führte mit sich all die Gaben,  
 An die sich Aug' und Sinn erlaben;  
 Und auch dem sonst so armen Ohr,  
 Dem bracht' er mit ein Vögel-Chor,  
 Die lieben Sänger, müd' vom Flug  
 Auf ihrem langen weiten Zug,  
 Die suchten nun ersehnte Rast  
 Auf Strauch und Baum und Zweig und Ast.



Auch uns're beyden Nachbargarten,  
 Die durften wohl nicht lange warten;  
 (Es liegt dem Sänger so im Blute,  
 Er ist zu Haus' im fremden Gute,)  
 Bald wimmelt es auf ihren asten  
 Lebendig von den fremden Gästen.

Doch, war's vom Schicksal so entschieden?  
 Hat Ungefähr es so beschieden?  
 Als sollten uns're Gartenherren  
 Sich allenthalben bleiben fern,  
 Und keine Lust gemeinsam theilen;  
 Sah' man verschied'ne Gäste weilen,  
 Und unverwandte Kunst sich zeigen  
 In den verhängnißvollen Zweigen.

Die Nachtigall mit ernstem Sang,  
 Im schweren Ton voll Liebesdrang  
 Und heißem bangen Minnetrachten,  
 Die hörte man voll Sehnsucht schmachten  
 In jenen schattenreichen Räumen,  
 Wo unter dichtbelaubten Bäumen  
 Der Eine sinnend stets verweilte,  
 Und zwischen Herz und Kopf sich theilte;  
 Indes, wo dort in süßen Träumen  
 Gar oft der And're pflegt zu säumen,  
 Die Lerche froh im leichten Sang  
 Ein trillernd Lied gen Himmel schwang,  
 Und spielend so in Tönen irrte,  
 Und zwischen Laub und Blumen schwirrte.

Ein Breterzaun von deutschen Eichen  
 Lag zwischen beyden Feindesreichen,  
 Und wehrte streng des Einen Muth  
 Zu schauen, was der And're thut.  
 (Wie man am Kleid den Mann erkennt,  
 Das Au're oft das Ding schon nennt:  
 So sah' man hier an diesen Bretern  
 An einer Seit' nur Fruckte klettern,  
 Und Traub' und Pfirsich in Fruchtgehangen  
 In reicher Last hinauf sich drängen;  
 Wo an des Zaunes and'rer Wand  
 Jasmin sich nur und Epheu wand.)

Nur hier und da gab es jedoch  
 So manche Lücke, manches Loch,  
 Durch das die Herren heimlich lauschten,  
 Und wechselseitig Ingrimms tauschten.

Wenn so zum frohen Morgengruß  
 Die Nachtigall im reichen Fluß



Der Töne schmelzend sich erhob  
 Und lieblich sang der Liebe Lob,  
 Da konnt' der Eine oft gar sehen,  
 Wie schier der And're wollt' vergehen,  
 Wenn zwischen diesen ernsten Sängen  
 Sich fecklich thät die Lerche drängen.  
 Ihm schien's, als wollt' in leichten Tönen  
 Sie gar die Nachtigall verhöhnen.  
 „Es ist doch wahrlich zum Verzagen,“  
 So hört' er dann ihn bitter Klagen,  
 „Wie Leichtes sich zum Leichten hält,  
 Zum Nachbar sich die Lerch' gesellt,  
 Die Töne schmettert ohne Sinn,  
 Nur durch die weiten Lüfte hin,  
 So um die Welt' mit ihrem Wirth  
 Gedankenlos durch's Leben schwirrt,  
 Und mich Geplagten unerhört  
 Im sinnigsten Genuße stört.“

„Das tiefe Lied der Nachtigallen  
 Allein nur darf dem Mann gefallen;  
 Denn das verbindet mit Gefühl  
 Doch ernsten Zweck, vernünft'ges Ziel;  
 Und öffnet sie den Liedermund,  
 So gibt sie auch dem Liebchen Kund,  
 In welcher Laube sie jetzt weile,  
 Und daß es schnell zur Hochzeit eile.  
 Indes die Lerch' nur Töne pfeift,  
 Von Zweig zu Zweig so sinnlos schweift,  
 Stets ohne Rast und sonder Ruh',  
 Kein Mensch recht weiß, warum? wozu?“

„O Thor!“ so lacht' in seinen Bart  
 (Dünkt sich vom Nachbar nicht gewahrt)  
 Der And're im zufried'nen Sinn,  
 Und sprach dann murmelnd vor sich hin:  
 „Die hohlen Ey'r, die dein Gehirn  
 Bebrütet, stets bey krauser Stirn,  
 Die legst du auch den Vögeln unter;  
 Dann freylich, Freund! nimmt's mich nicht Wunder,  
 Wenn du in den beliebten Klagen  
 Dich selbst nur hörst mit Wohlbehagen.“

„Wohl konnt' das Lied der Nachtigallen  
 Gar schön und herrlich mir gefallen,  
 Und oft, wenn ihrer Stimme Klang  
 Geheimnißreich den Busch durchdrang,  
 Und es dann grad' in meinem Herzen  
 Sich bang geregt voll Lust und Schmerzen,



Dann wollt' es mir wohl auch so scheinen,  
 Als thät vor Freud' und Leid sie weinen;  
 Doch wie's um's Herz mir leichter war,  
 Da ward's mir im Gemüth auch klar:  
 Nur Freude ist der Götter Lohn,  
 Und heiter ist der Freude Ton,  
 Der aus der hochentzückten Brust  
 Hinauf sich schwingt in froher Lust,  
 Und daß die trüben feuchten Zähren  
 Die lichten Flammen doch nur stören,  
 Die aus dem heißen Busen dringen,  
 Den Göttern frohen Dank zu bringen.  
 Dann mußt' ich's wohl beschämt mir sagen:  
 Was hätt' der Sänger denn zu Klagen,  
 Der auf den Blüthenwipfeln thront  
 Und den die Liebe selig lohnt.  
 Und thöricht mußt' ich's wohl dann finden,  
 Mit kahlen Worten zu ergründen,  
 Was in des Liedes tiefer Seele  
 Sich unerklärbar mir verhehle.  
 Nur Ton ist's, was das Wort belebt,  
 Und jede Sprach' umsonst wohl strebt  
 Dir's kühn im todten Wort zu nennen,  
 Wenn schon es Töne selbst nicht können.  
 So blieb mir fremd der ernste Sang,  
 Indes verwandter zu mir drang  
 Der frohen Lerche scherzend Lied,  
 Das wohl in nichts sich von mir schied.  
 So leicht, wie sie das Leben nimmt,  
 Und froh im Chor der Schöpfung stimmt,  
 Und im verständlich leichten Laut  
 Der freyen Lust die Lust vertraut,  
 Will auch nur mir die Welt erscheinen,  
 So mußte Einklang uns vereinen."

Der Nachbar glaubt nicht viel zu wagen,  
 Dieß alles vor sich her zu sagen  
 An einsam still verschloßnem Ort,  
 Doch ach! der Feind hört' jedes Wort;  
 Er lauschte mit des Horchers Tücke  
 An seiner kleinen offenen Lücke,  
 Und plägte nun im wilden Braus  
 Mit lauten Worten gar heraus:  
 „Ja freylich läßt das Alltagspfeifen  
 Viel leichter sich und schnell begreifen,  
 Als zaubervolle Melodie,  
 Die aus dem Meer der Harmonie



Hervor sich drängt mit Geisterkraft,  
 Die alte Schöpfung neu uns schafft,  
 Und auf des Äthers zarten Schwingen  
 Uns frohe Kunde scheint zu bringen  
 Aus andern Welten, weitern Fernen,  
 Aus lichtern Sonnen, schönern Sternen.  
 Wer sich zum Hoh'n nicht kann erheben,  
 Verdient auch das gemeine Leben;  
 Und ohne Neid, und sonder Hassen,  
 Wollt' ich dir gern die Lerche lassen:  
 Thät' sie nur nicht im lauten Schwirren  
 Die besten Säng'er mir verwirren,  
 Und mischen sich in ihren Chören,  
 Daß kaum man kann die andern hören."

„O! lab' dich in der finstern Kammer  
 An all dem bittersüßen Jammer,  
 Den Nachtigallen dir erregen!"  
 Rief jetzt der Andre ihm entgegen,  
 „Und hör' im Lied das Gras nur wachsen,  
 Und Wirbelton der Welten-Achsen;  
 Doch daß vom Wirrwar dieser Dinge  
 Zu mir nur nichts herüber dringe,  
 Und meiner Lerche trillernd Lied  
 Mir ungestört nur lass' in Fried."

So schäumte jetzt zum Tag empor,  
 Was früh'r nur so im Dunkeln gohr,  
 Was man schon heimlich lang genährt,  
 Der stille Krieg war laut erklärt.

(Der Schluß folgt)

### C o n c e r t.

Den 18. d. M. hörten wir die H. Anton und Max Bohrer, ersterer königl. preussischer Concertmeister, letzterer erster Violoncellist Sr. Majestät des Königs, im k. k. Hoftheater am Kärntnerthore.

Es ist eine merkwürdige und ungemein anziehende Erscheinung, in einem kurzen Zeitraum zwey bis zur höchsten Vollendung ausgebildete Virtuosen auf einem und demselben Instrument zu hören, die beyde glücklich mit einander wetteifern können, und von denen Jeder wahrscheinlich nur den Andern als siegreichen Nebenbuhler zu betrachten hat. Niemand wird zweifeln, daß hier von den Herren Max Bohrer und Bernhard Romberg die Rede sey. Zwey solche Künstler vergleichend zusammen stellen wollen, hiesse dennoch etwas sehr mißliches übernehmen.

Überhaupt muß man, um einiger Maßen über einen höchst bedeutenden Virtuosen ein befriedigendes Urtheil zu fällen, ihn eben so, wie ein ausgezeichnetes Kunstwerk, mehrmals gehört haben, und wenn die vergleichende Beurtheilung nur in den Hauptzügen wenigstens gelingen sollte, so müßte man beyde Künstler neben einander hören.

Wenn wir dem Eindruck zufolge, den die meisterhafte Ausführung des ersten Violoncellconcerts, von des Künstlers eigener Composition, auf uns machte, den Styl



seines Vortrags im Allgemeinen charakterisiren sollen, so würden wir den Ausdruck der Grazie und Lieblichkeit als vorherrschend bezeichnen. Die höchsten, wie die tiefsten Töne wurden mit einer ungemeynen Zartheit gebildet und reichten sich melodisch an einander. Bey den kühnsten Sprüngen störte auch der leiseste Mistklang nicht die Harmonie. Die größte Virtuosität, die sich besonders in den schwierigsten Doppelgriffen gern zu bewegen scheint, ist mit der bewundernswürdigsten Leichtigkeit verbunden, so daß, wer nicht mit dem Instrument selbst vertraut ist, sich's oft nicht einfallen läßt, welche Schwierigkeiten hier oder dort im schönsten Zauber des Effects besiegt wurden. So wie man in der glänzenden Virtuosität des Allegro nicht die Absicht, Erstaunen zu erregen, gewahr wird, eben so wenig merkt man dem Vortrage des Adagio, das Bestreben, Kühnheit zu erzielen, an, und in beyden wird dennoch der Zweck auf das Vollkommenste erreicht. Man kann leicht denken, daß außerordentliche Mittel dazu gehören, um in einem solchen Grad auf ein kunstsinziges Auditorium zu wirken, das vor kurzem erst und öfter einem der ersten musikalischen Talente mit enthusiastischer Bewunderung die Palme zuerkannte; es dahin zu bringen, daß jenes unterdeß vergessen wird, so wie man in demselben Fall über jenes dieses einige Momente lang vergessen würde, oder daß man nur daran gedenkt, um die Meisterschaft des glücklichen Wettseifers desto sicherer zu würdigen, zugleich aber auch um so schmeichelter, als die Würdigung in einer ruhigeren, freyer wirkenden Beurtheilungskraft geleitet wird.

Zum Schluß hörten wir ein Duett-Concertant über polnische National-Lieder, für Violine und Violoncell, ohne Begleitung des Orchesters, componirt und vorgetragen von beyden Künstlern. Der Vortrag des Violinisten zeichnet sich durch eine vorzüglich schöne Intonation aus, nicht weniger aber durch anmuthvolle Nettigkeit und Präcision. Diese Präcision zeigte sich von beyden Seiten in der Zusammenwirkung auf eine unübertreffliche Weise, von dem leisesten, kaum vernehmlichen Anschlag, bis zum kräftigsten Nachdruck, den künstlichsten Verwicklungen, und dem eben wieder in einem kaum noch hörbaren Nachklang verschwebenden Ton. Die Ausführung dieses concertanten Duetts ist auf bedeutende Kunstfertigkeit berechnet; die frappante Eigenthümlichkeit des Charakters war mit der höchsten Zartheit des Ausdrucks auf das Innigste verbunden.

Den Anfang dieses Concerts machte Beethovens beliebte und von genialer Kraft erfüllte Ouverture aus dem Ballet Prometheus. Dann sang Mlle. Unger eine Arie von Coccia mit vielem und verdienten Beyfall, den besondrs ihr reiner und kräftiger Anschlag der hohen Corden am Schluß belebte. — Dem Duett der fremden Virtuosen vorher ging ein Vocal-Quartett, gesungen von den H. Jäger, Kaufschner, Kuprecht und Seipelt. Der erste Tenor drang zuweilen etwas allzustark hervor, was in einer dramatischen Scene, wie etwa in Zelmira, Corradino u. d. wohl von guter Wirkung ist, in einem solchen, bloß auf die harmonische Übereinstimmung berechneten, Gesangstück aber nicht den angenehmsten Eindruck macht. Der Sänger ließ jedoch, wie immer, auch sehr liebliche Töne hören, und das Feuer seines Vortrags ist im Allgemeinen stets zu loben.

### Modenbild XXXIX.

Kleid von blauem Gros-de-Naples mit Dünntuch garnirt. Haarpuz mit Spitzen und weißen Rosen.

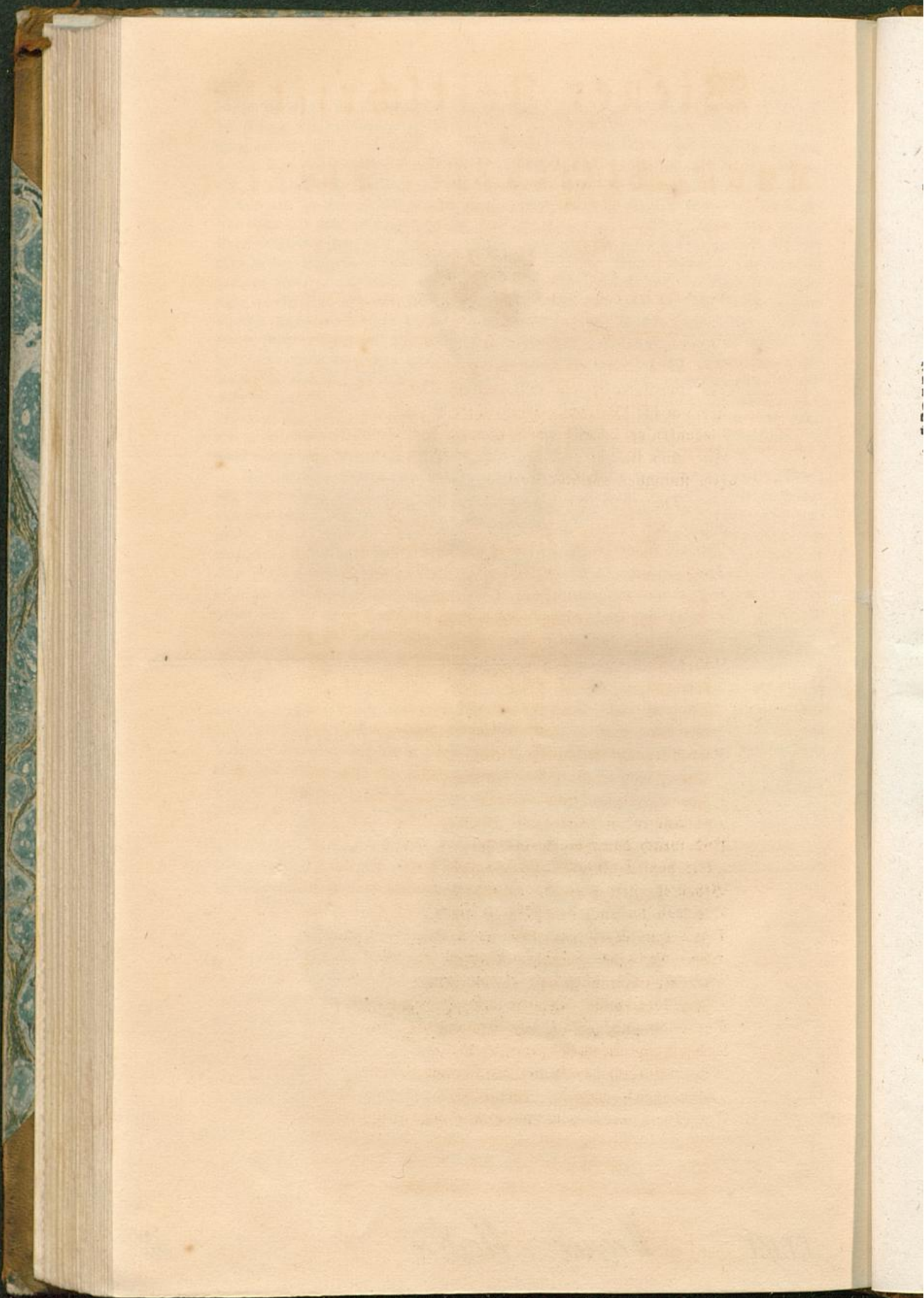
Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.











# Wiener Zeitschrift

f ü r

## Kunst, Literatur, Theater

u n d

### M o d e.

Sonnabend, den 28. September 1822.

117

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

### Die Kunst-Nachbarn.

Eine allegorische Erzählung.

(S c h l u ß)

Und mit verderblich rascher Eile  
Spitzt nun jedweder scharfe Pfeile,  
Und sendet sie mit Mörderstinn  
So auf die armen Sänger hin.  
Und manches reiche Sängerherz  
Berging in Weh' und herbem Schmerz.  
Und manche liedervolle Brust,  
Die in des Sanges heit'rer Lust,  
Im Seelenjubil sich ergoß,  
Getroffen hart von dem Geschöß,  
Verhauchte in der Töne Blut  
Ihr rasches warmes Jugendslut.  
Doch ach! das süße Schwanenlied,  
Mit dem sie aus dem Leben schied  
In schmerzvoll klagenden Accorden,  
Es reizte nur zu neuen Morden;  
Denn, um die Todten zu versöhnen,  
Thät man nach neuen stets sich sehnen.

Schon stand verödet Strauch und Baum  
In jenem blüthenvollen Raum,  
Wo sonst die Lerche munter schwebte  
Und freudereich die Luft belebte,  
Da hört' man, ach! in bangen Tönen  
Nur wen'ge Sänger ängstlich stöhnen,  
Und hier die Mutter ihre Kleinen,  
Und Freunde dort den Freund beweinen.



Wo unter laubig grünen Gängen  
Die Nachtigall in holden Klängen  
Im Zauberlaut das Herz durchdrang,  
Und Leben nur und Liebe sang,  
Da hört man jetzt in Furcht und Zagen  
Nur dumpfe halberstickte Klagen.

So war der Frohsinn dort geschwunden,  
Wo sonst die fröhlich schönen Stunden  
Wie Rosenketten sich verschränkten  
Und Freuden sich auf Freuden drängten.

Und dort, wo sonst Besonnenheit  
In Ernst und sinn'ger Heiterkeit,  
Ob zwar mit Winkelmaß und Stab,  
Sich doch dem Schönen gern ergab,  
Dort kam der Trübsinn angeschlichen,  
Und jene Ruhe war gewichen,  
In der das Schöne schön wir finden,  
Auch mit des Geistes kalten Gründen.

Das dämpfte endlich beyder Glut,  
Und jetzt, da Kälter floß das Blut,  
Da blickten sie in Weh'behagen  
Nach jenen holden lieben Tagen,  
Die ihnen sonst so kindlich lachten  
Und jedem seine Gaben brachten;  
Jetzt fühlten sie des Herzens Leere.  
Da drängt in's Auge sich die Zähre,  
Und jeder hebt es himmelan  
Zu klagen seinen Nachbar an.

Und sieh', aus milder blauer Luft  
Ergießt sich rosig goldner Duft,  
Und Wolken senken sich von oben  
Aus Licht und Purpur zart gewoben,  
Und Strahlen, blendend allen Blicken,  
Gewähren Angst und auch Entzücken,  
Und wundersam harmonisch Klingen  
Hört jetzt man aus den Wolken dringen:  
So zwischen Licht und Tones Walten  
Thät ein Gebild sich klar entfalten.

Ein Jüngling, schön, wie wohl auf Erden  
Der sterblich Schwache nie kann werden,  
Um dessen Haupt sich Lorber wand,  
Die gold'ne Lyra in der Hand;  
Es nennt der erste Blick ihn schon:  
Latona's hohen Göttersohn.  
Er schwebet über jene Garten,  
Wo unten die zwey Kläger harrten,  
Die kaum erholt vom ersten Schrecken  
Sich schon im Geiste wieder necken;



Im Dünkel thät ein jeder meinen,  
 Apoll nur könne ihm erscheinen.

Doch, wie die Wolken mehr sich neigen,  
 Und näh'r herab zur Erde steigen:  
 Da tönt wie Donner jetzt das Klingen,  
 Und Blitze mit den Strahlen ringen,  
 Und zwischen Flammen und Gewittern  
 Sieht man die beyden Armen zittern.  
 Erfüllt mit Angst und Furcht und Zagen  
 Will keiner aufzuschau'n jetzt wagen,  
 Und jedem spricht es aus den Mienen:  
 O, wär' er mir nur nicht erschienen!

Da lächelt ernst der hohe Gott,  
 So halb im Zorn, und halb im Spott,  
 Und doch in göttlich milder Ruh'  
 Kehrt jedem er das Wort nun zu:  
 „Wo ist nun dein gerühmter Geist,  
 Der so besonnen stets sich weißt,  
 Und kräftig stark sich selber hält,  
 Wenn sich das Herz zum Kampfe stellt?  
 Wo ist die Kraft, die hohe Macht,  
 Die streng den Sinnenreiz bewacht,  
 Daß nun das Ew'ge und das Wahre  
 Im Leben sich dir offenbare?  
 Und wo der Stolz und das Vertrauen  
 Das Göttliche nur stets zu schauen,  
 Die Erd' verächtlich anzusehen,  
 Um kühn den Himmel zu durchspähen?  
 Sieh', kaum will hell'res Licht dir tagen,  
 Kannst Schwacher du es nicht ertragen;  
 Kaum hat die Nacht sich dir gelichtet,  
 So stehst du, Armer, da vernichtet.“

„Und du mit deinem leichten Sinn,  
 Wo ist der kecke Muth denn hin,  
 Mit dem du sonst das Leben nimmst,  
 Und froh im Chor der Wesen stimmst;  
 Bey dem dir alles leicht erscheint,  
 Und alles nur zur Lust sich eint;  
 Was auch des Lebens schwere Fülle  
 Im ew'gen Wechsel dir enthülle?  
 Wie kann es dich so ernst erschrecken,  
 Aus süßem Rausch so bang dich wecken,  
 Wenn Ton und Licht aus höh'ren Räumen  
 Sich bunter mischt in deinen Träumen?  
 Wie trittst du so mit Ernst zurück  
 Bey meines Lichtes goldnem Blick,  
 Und stehst so da in Furcht und Beben  
 Und wagst das Auge kaum zu heben!“



In Demuth, mit gekrümmten Rücken  
Sieht man die Armen tief sich bücken;  
Doch nur ein Wörtchen herzusagen  
Mag keiner noch von beyden wagen.

Und sey'rlich streng im ernstestn Wort,  
Führ nun der Gott zu reden fort:  
„Ihr habt den Blick zur Sonn' erhoben,  
Daß euch die Hülfe komm' von oben;  
O, blickt euch nur einander an,  
Erkennet dann den eitlen Wahn,  
In dem ein jeder von euch beyden  
Dem andern thät die Lust verleiden.  
Wohl ist eu'r Daseyn flach und leer,  
Wenn euch zum Trost die Kunst nicht wär',  
Die heiter in das Leben lacht,  
Und jede Last euch leichter macht.“

„Wenn dein Verstand so irrend schweift,  
Und Schatten nur statt Wesen greift,  
Im Dünkel zu den Sternen dringt,  
Indeß er tief in Staub versinkt,  
Des Geistes Flammen statt zu lichten,  
Das Heil'ge, Schöne nur vernichten;  
Und bey der brennend hohen Glut  
Zu Eis dir starret des Herzens Blut,  
Und Welt und Wesen und Gestalten  
Sich unverhüllt und nackt entfalten,  
Daß scheu dein Auge dann erschrickt,  
Und alles drohend dich erdrückt;  
Dann nah't die Kunst mit mildem Lächeln,  
Und mit des Zephyrs leisem Fächeln  
Verhüllt sie dich im Zauberschleier,  
Entflammt im Busen dir ein Feuer,  
Das dich zu Himmelslust belebt,  
Und aus der Tiefe hoch dich hebt;  
Du siehst die Welt mit anderm Blick,  
Versöhnst dich froh mit dem Geschick,  
Und ahnest still das zarte Band,  
Mit dem du Göttern bist verwandt;  
Was irrer Geist dir wollte rauben,  
Die Hoffnung, Liebe, und den Glauben,  
In Wort und Form, in Farb und Lieder  
Bringt sie den Raub dir vielfach wieder;  
In ihr erlangst du nur den Frieden,  
Ist er auf Erden dir beschieden;  
Sie ist ihr selbst sich eignes Licht,  
Braucht fremden Glanz zum Schmucke nicht.“

„Doch willst in sündhaft eitlern Trachten  
Du sie mit deinem Licht betrachten,



Bringst du ihr nah' den Fackeldunst,  
 Dann zürnet sie die hohe Kunst,  
 Sie flieht auf unsichtbarer Spur,  
 Und dir bleibt dann die Sehnsucht nur."

„Und wie sie jeden Klügler flieht,  
 Der eitel grübelnd sich bemüht,  
 Nach beschränkten ird'schen Lehren  
 Das göttlich Hohe zu erklären,  
 Muß sie den Leichtsinm gar verachten,  
 Dem ohne Ernst und heil'ges Trachten,  
 Im flachen Kizel von Gefühl,  
 Die Kunst nur ist ein Kinderspiel,  
 Um in des Lebens leerem Treiben  
 Die lange Zeit ihm zu vertreiben."

„Wem's sich im Herzen tief nicht regt,  
 Nicht Ahnungschau'r die Brust bewegt;  
 Wenn Licht und Klang ihm so von weiten  
 Geheimnißreich das Leben deuten,  
 Den muß die Hohe wohl gar hassen,  
 Gekränkten Sinnes ihn verlassen,  
 Und läßt für höh'eres Lebensglück  
 Ihm nicht einmal den Wunsch zurück."

„Habt ihr die Rede nun gefaßt;  
 So merkt, wie eng' an euch sie paßt:"

„Das süße Lied der Nachtigallen,  
 Es sollt' als Lied dir nur gefallen,  
 Gebete nicht in ihren Chören,  
 Nicht Minnelieder sollst du hören,  
 Und schwacher Sinne menschlich Hegen  
 Dem edlen Sang nicht unterlegen;  
 Was schöpferisch des Tones Macht  
 In dir besel'gend angefaßt,  
 Wie manches Sehnen sie gestillt,  
 Und manches Hoffen dir erfüllt,  
 Die Seele sollt' es tief empfinden,  
 Doch messen nicht, und nicht ergründen,  
 Und nicht im Wort es tödtend nennen,  
 Und nicht in Selbstsucht stolz bekennen:  
 Nur dieses sey das rechte Lied,  
 Weil deiner Weis' es ähnlich steht,  
 Und diesem Sang nur Lob gebührt,  
 Weil er am meisten dich gerührt."

„Denn in der Lerche andrem Sang  
 Liegt minder nicht auch ernster Klang,  
 Der zu dem Hohen, zu dem Schönen  
 Doch nur in andern Laut und Tönen  
 Des regen Menschen inn'eres Leben  
 Mit Wundermacht vermag zu heben;



Und wollt' es dir sich so nicht zeigen,  
 So sollt' es dich zur Demuth neigen,  
 Dich lehren nur, wie noch beschränkt  
 Dein Sinn sich nicht gefügig lenkt,  
 Und aus des Äthers Harfenchor  
 Zu deinem schon verwöhnten Ohr  
 So manche Saite gar nicht dringt,  
 Manch schöner Laut dir stumm verklingt."

„Denn wie das Thier, und selbst die Pflanzen,  
 Gehört der Mensch zum lebend Ganzen  
 Des Raumes dort, wo seine Brust  
 Zuerst geathmet Lebenslust.  
 Und wie er fühlt, und wie er denkt,  
 Gar sicher ab vom Orte hängt,  
 Wo sein empfänglich junges Herz  
 Zuerst geahnet Freud' und Schmerz.  
 Im starken Norden trogen Eichen,  
 Die Myrthe blüht in Südens Reichen:  
 Dort mußte Rubens kräftig streben,  
 Und Raphael hier unsterblich leben."

„Doch ward dem Menschen auch die Kraft,  
 Daß er der Fessel sich entrafft,  
 Und frey sich macht von Raum und Zeit  
 Mit seines Willens Festigkeit.  
 Und übt er über sich die Macht,  
 Dann schaut er erst die Schöpfungspraht;  
 Das Gute, Schöne aller Orten  
 Ist ihm zum Lohn dann klar geworden;  
 Und diese Macht mußt du erringen,  
 Zu jener Höh' hinauf dich schwingen."

„Wenn dann dein Sänger dich beglückt,  
 Voll reiner Wonne, hoch entzückt,  
 Du fröhlich horchst der Nachtigall,  
 Und dann im lauten Wiederhall  
 Durch Berg und Thal den Wald entlaug  
 Die Lerche schmettert ihren Sang,  
 Dann wird in diesen neuen Tönen  
 Dein Hochgenuß sich nur verschönen."

„Und du mit deinem raschern Blut!  
 Es gleicht dein Feu'r der Reiferglut,  
 Die, angefacht von jedem Wind,  
 Gar schnell sich lichterloh entzünd't;  
 Ist aber kaum die Flamm' gesunken,  
 Glüh't in der Asche nicht ein Funken.  
 An das Vergang'ne denkst du kaum,  
 Verleih'st der Gegenwart nur Raum;  
 Von jeher kenn' ich dein Geschlecht,  
 Stets gab's den Lebenden nur Recht."



Der Lerche Lied hat dich entzückt,  
 Weil du im Spiegel nur geblickt,  
 Wo selten uns das Bild mißfällt,  
 Das uns sich gegenüber stellt.  
 Des heitern Sängers Thun und Lassen,  
 Es schien so leichter dir zu fassen:  
 Als ob nicht Ernst, gewicht'ge Tiefs,  
 Auch in den heitern Sängen schlief.  
 Die Nachtigall, die sang dir schwer,  
 Verwirrt, gelehrt, wer weiß was mehr,  
 Weil du, verwöhnt, gemächlich träge,  
 Zum zarten Sinne ihrer Schläge,  
 Als hielt der Genius dir die Schwingen,  
 Mit Müß' nicht konntest kräftig dringen.  
 Ein glücklich Kind, bist du verzogen,  
 Weil unter Himmels blauem Bogen  
 Die Luft, von Düften süß erfüllt,  
 Die Blüthen üppig dir gequillt;  
 Und wo dein trunk'ner Blick nur sah,  
 Dir alles so von selbst geschah,  
 Glaubst du Genuß nur so zu schlürfen  
 Und für dich selbst nichts thun zu dürfen.  
 O mach' auch du vom Raum dich frey!  
 Und fühl' erst nur, was Ernst auch sey;  
 Denn in des Lebens vollem Bilde  
 Verflacht gar leicht das Zarte, Milde,  
 Wenn dunkle Töne die Gestalten  
 Nicht kräftig aus einander halten:  
 Wie Schatten nur das Licht belebt,  
 So Ernst mit Kraft das Leben hebt."

„Jetzt ist's euch beyden nicht verhehlt,  
 Was jedem noch zum Besten fehlt.  
 Darum, ihr beyden Nachbarhern,  
 Steht euch im Leben nicht so fern;  
 Und gebet auf das eitle Zanken,  
 Den stolzen Sinn, die Neidgedanken,  
 Die euch, zum Schaden lang bethört,  
 In mancher Lust euch rauh gestört.  
 Von euch ein jeder was besitzt,  
 Das leicht dem Andern hilft und nützt,  
 Führt er's in Lieb' und milder Ruh  
 Belehrend seinem Nachbar zu.  
 Im frohen Wechsel eurer Gaben  
 Könnt beyd' ihr dann das Schönste haben."

„Entschliehet euch, und rasch zur Hand  
 Zertrümmert mir die schroffe Wand,  
 Die euch so feindlich streng getrennt,  
 Daß Einer kaum den Andern kennt,



Du lebstest nur in düstern Gängen,  
 kaum konnt' ein Strahl sich zu dir drängen,  
 Und du warst stets in blauer Luft:  
 Schon daher rührt die jähe Klüft,  
 Daß, Eins dem Andern unverwand't,  
 Ihr leicht und oft euch mißverstand't."

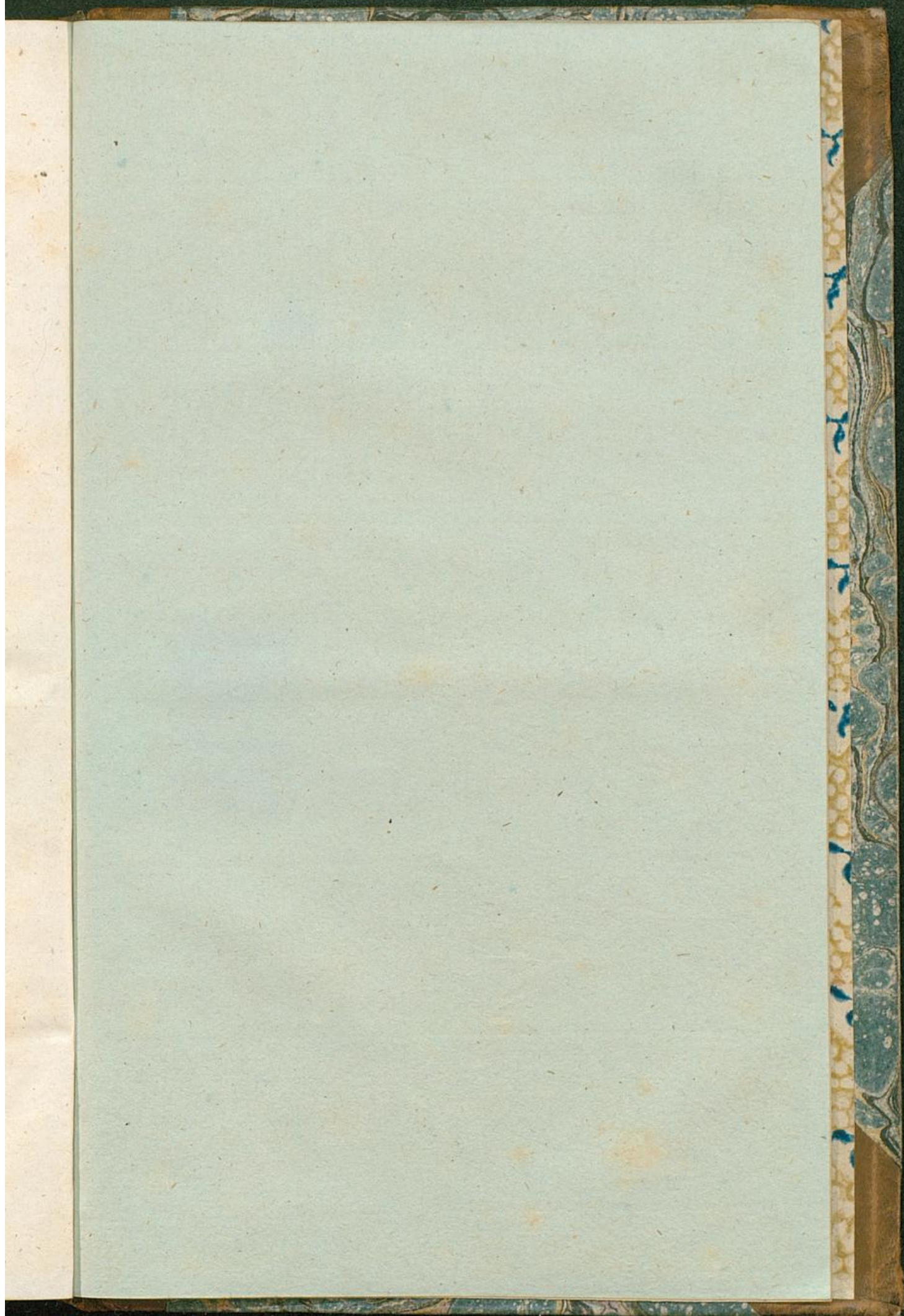
„O folgt dem gut gemeinten Wort,  
 Und tauscht auf kurze Zeit den Ort.  
 Du hör' im lichten freyen Tag  
 Den hellen Nachtigallenschlag,  
 Und du magst dich im Laub verirren,  
 Und horchen auf der Lerche Schwirren;  
 Und jedem hat derselbe Sang  
 Gewiß alsdann ganz andern Klang.  
 Auch müßt ihr oft zusammen weilen,  
 Und manche Lust gemeinsam theilen,  
 Zu Herzen euch manch Wörtchen führen,  
 Das ich nur thät im Flug berühren.  
 Was euch getrennt nie konnt' gelingen:  
 Vereint werd't ihr es bald erringen;  
 Wo Lust und Kraft in Frieden wohnen,  
 Dort trägt die Kunst diamant'ne Kronen."

Er sagt's, und schnell dem Raum entwunden,  
 Ist ihrem Blick er schon entschwunden.

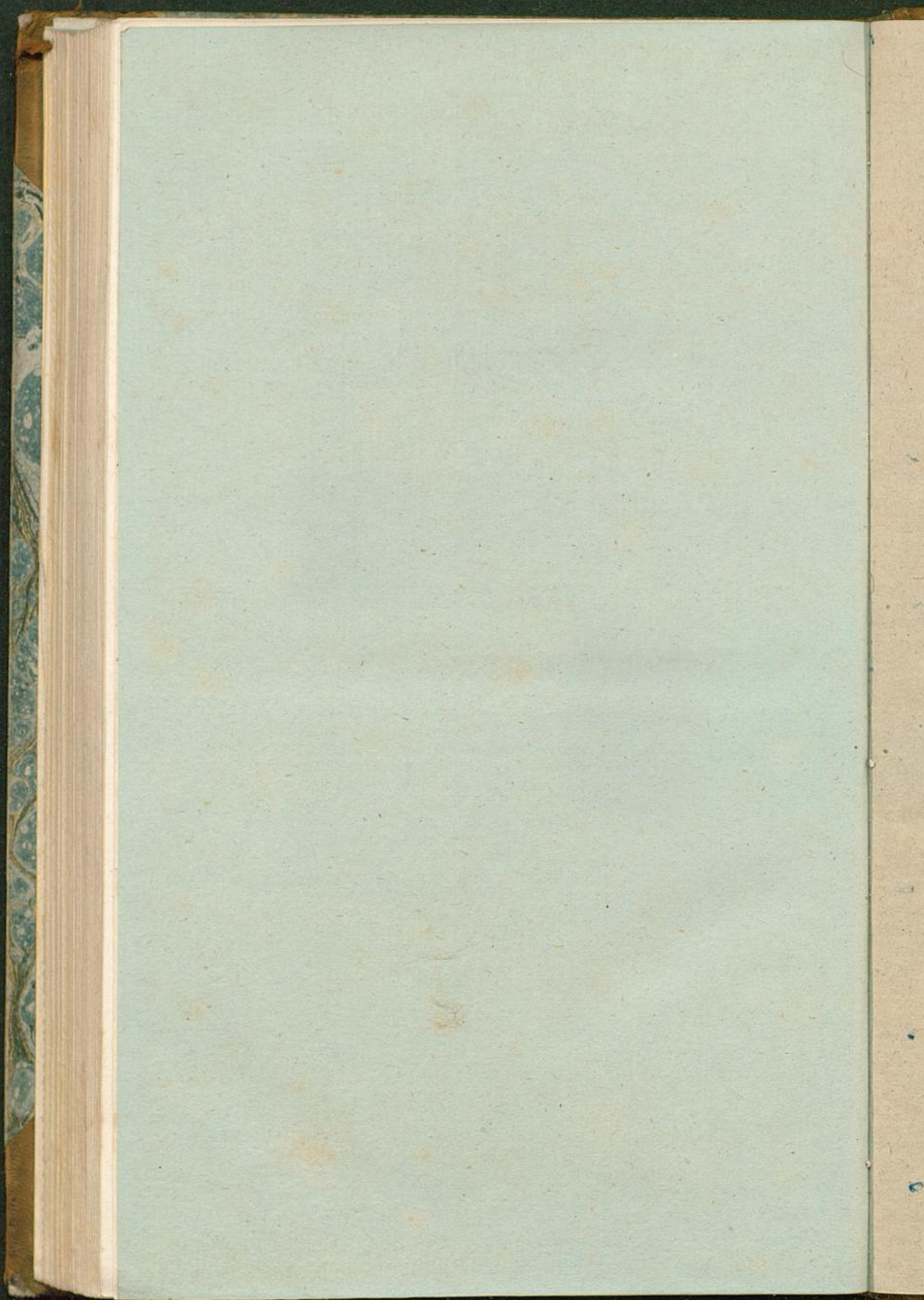
Und schnell, mit riesenstarker Hand,  
 Hat jeder sich zum Zaun gewandt;  
 Und steh', für ewig und für immer  
 Liegt jetzt er da in morsche Trümmer:  
 Und in noch nie gefühlter Lust  
 Stürzt Einer an des Andern Brust.

Und wie sie voll des neu'n Vertrauens  
 Hinauf zum lichten Himmel schauen,  
 Da dringt ihr Blick in weite Ferne,  
 Und sie ersch'n die gold'nen Sterne,  
 Das lichte Heer strahlt sanft und mild  
 Der heil'gen Lyra flammend Bild.  
 Und bald vernehmen sie's in Tönen:  
 Es ist die Wohnung der Samönen.  
 Schon seh'n sie auch, wie die in Tänzen  
 Verkürzte Sänger licht bekränzen,  
 Und in geheimnißvollen Reih'n  
 Der Ewigkeit die Gw'gen weih'n.  
 Und Handel lächelt neben Perli,  
 Und Haydn bey Beethoven,  
 Auch Leo, Mozart, Pallestrin:  
 Wie sie in Wechsellust erglüh'n;  
 Durante, Graun, Marcell und Haß',  
 So ohne Graun und sonder Haß:  
 Wie sich von Ewigher verwandt  
 Drückt einer warm des andern Hand,  
 Und alle so in Nebelweiten  
 Gar freundlich auf ein Bild hindeuten;  
 Und wie auch sie's mit Müß'erspäh'n,  
 Da kann's ihr licht'rer Blick auch seh'n:  
 Es wandeln froh und sonder Harm  
 Rossini, Weber, Arm in Arm.











86



